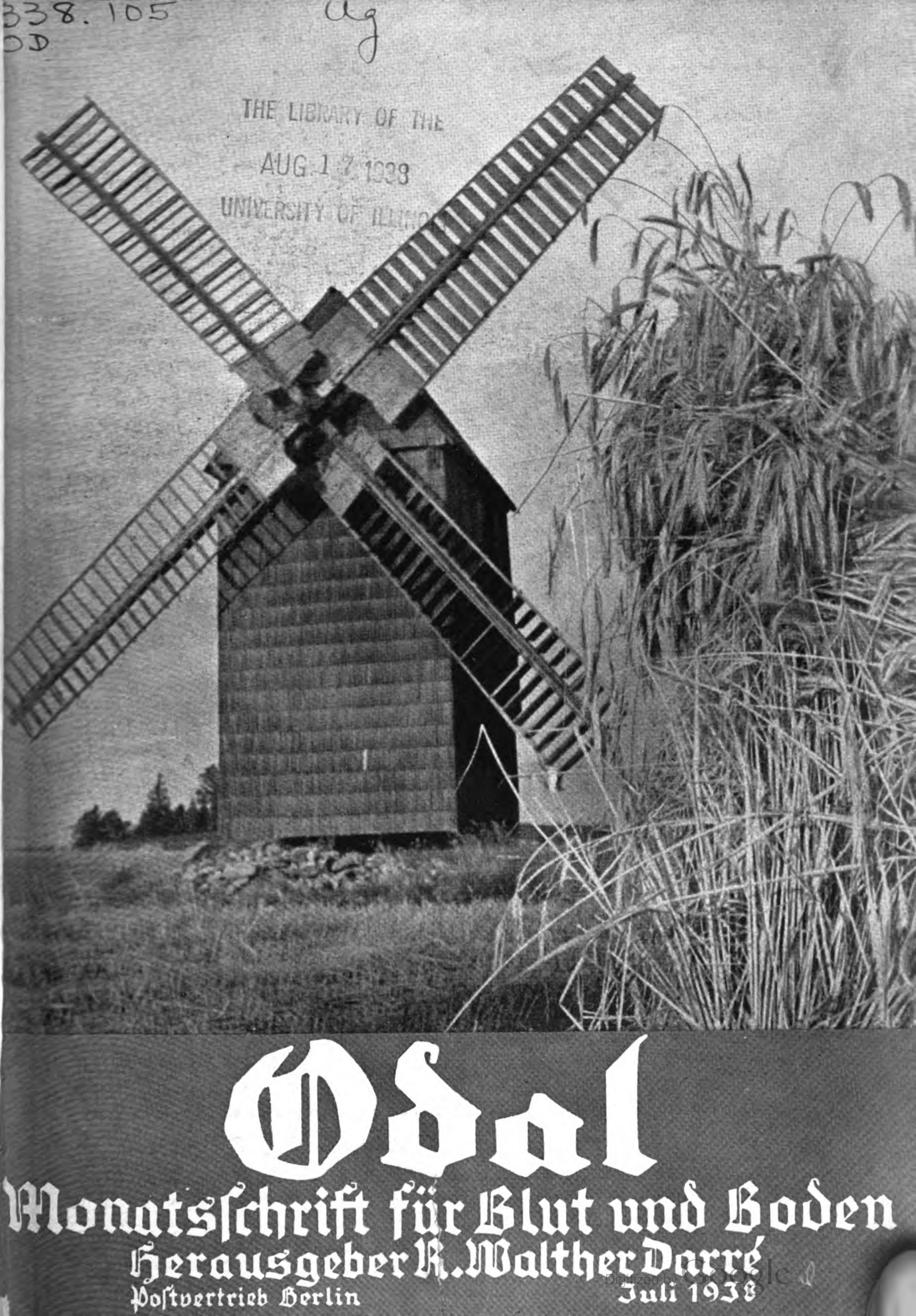

Odal
Monatsschrift für Blut und Boden
Herausgeber R. Walther Darré
Postvertrieb Berlin
Juli 1938

BERLINER **MORGENPOST** 10 PFENNIG

Nr. 129 • Dienstag, 31. Mai 1938

Das muß man gesehen haben!

Ein Gang durch die große Handwerksausstellung
Tausend interessante Dinge am Kaiserdamm

... Bau im Hand-... Berufsausbildung usw. ein. Zwischendurch stößt man auf bemerkenswerte kulturhistorische Dokumente, z. B. auf ein Buch über die menschlichen Proportionen aus dem Jahre 1528 mit Handschriften von Dürer oder auf ein altes Innungsbuch aus dem Jahre 1485, den „Artikul der Erlichen Schneidermeister in Hermannstadt". (Ehrlich wurde schon damals groß aber noch ohne „h" geschrieben.) Ferner sieht man alte Atlanten, ein Wiener Farbenbuch von 1603 und das mittlerweile berühmt gewordene „Reisetagebuch eines wandernden Handwerksgesellen", der vor 120 Jahren lebte und erst in unseren Tagen gedruckt worden ist.

Gut Gesell', und du mußt wandern

Aus dem Reisetagebuch des wandernden Leinewebergesellen Benjamin Riedel
1803—1816

bearbeitet und herausgegeben von

Friedrich Zollhoefer

Dieses Buch — ein farbenreiches Spiegelbild vom Leben, den Sitten und der Denkweise der werktätigen Volksschichten jener Zeit — ist gerade in unseren Tagen, wo das Handwerk wieder bewußt Standesgefühl und Tradition pflegt, von tiefer Bedeutung. Und wie packend kann Meister Riedel erzählen! Es wird jeden überraschen und fesseln durch die oft wahrhaft dichterische Sprachgewalt und Gestaltungskraft, durch das tiefe Naturgefühl und seine echte Treuherzigkeit. Hier haben wir den deutschen Handwerksburschen so im Urbild, wie wohl kaum in einem anderen Werk des deutschen Schrifttums.

In Igraf-Pergament gebd., Format 19×25 cm, 180 Seiten, 46 zeitgenössische Bilder,
RM. 6,75

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Blut und Boden Verlag GmbH., Reichsbauernstadt Goslar, Bäckerstraße 22



Monatsschrift für Blut und Boden

Hauptschriftleitung — Hermann Reischle



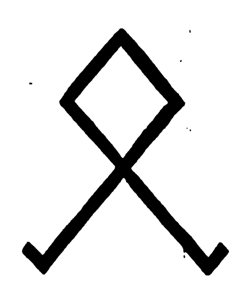
Blut und Boden Verlag G. m. b. H. — Reichsbauernstadt Goslar, Bäckerstr. 22

Heft 7 — 7. Jahrgang — Juli 1938

Vorspruch

„Nur eine große Zahl von Bauernhöfen sichert den völkischen Bestand der Nation, nicht die Vielheit landwirtschaftlicher Maschinen auf wenigen Großwirtschaften“.

R. Walther Darré



Günther Franz:

Deutsche Bauernkämpfe in Böhmen[1])

Das böhmische Becken, die Heimat der Markomannen, ist *altgermanischer Siedlungsboden*. Aber ebenso wie in den Landen nördlich der Elbe war auch hier in der Völkerwanderungszeit der Slawe den weichenden Germanen nachgefolgt und hatte das Land in Besitz genommen. Erst in der Zeit der Ostkolonisation kehrte der deutsche Bauer zurück. Er kam sowohl vom Westen über den Böhmerwald wie vom Norden über das Erzgebirge. Er besiedelte zunächst die Grenzlandschaften, die heutigen Sudetenländer, die zumeist damals erst urbar gemacht wurden, aber er trug deutsche Arbeit und deutsche Kultur auch in das innerböhmische Becken hinein. Auch hier entstanden vielfach deutsche Dörfer und auch deutsche Städte, und erst in den Hussitenstürmen des 15. Jahrhunderts wurde entschieden, daß Böhmen nicht gleich Schlesien völlig eingedeutscht wurde. Das Deutschtum wurde wieder in die Randlandschaften zurückgedrängt. Umschlossen vom deutschen Siedlungsboden, blieb die böhmische Insel bestehen.

Aus der Kolonisationszeit hatte sich der deutsche Bauer eine sehr viel bessere und freiere Rechtsstellung bewahrt als der eingeborene Tscheche. Der Deutsche war persönlich frei und nur zu gemessenen Diensten und Abgaben verpflichtet. Der Tscheche war völlig der herrschaftlichen Willkür ausgeliefert, so daß man im 17. Jahrhundert in einer böhmischen Landeskunde lesen konnte, ein böhmischer Bauer, der alle Arbeiten leiste und alle Steuern entrichte, die ihm von seiner Herrschaft auferlegt würden, könne wahrhaft „unter die Zahl der heiligen Märtyrer gerechnet werden"[2]). Doch schon früh hatte der einheimische Adel versucht, die lästigen Sonderrechte der Deutschen zu beseitigen, sie den Tschechen gleichzustellen. Vereinzelt finden sich schon im 15. und 16. Jahrhundert Aufstände, in denen sich die Bauern dagegen wehren. Auch der Bauernkrieg hatte 1525 von Oesterreich wie von Sachsen her auf Böhmen übergegriffen[3]). Doch erst die große Umwälzung, die Böhmen nach der Schlacht am Weißen Berge im Dreißigjährigen Kriege ergriff, führt zu unerträglichen Zuständen. An Stelle des einheimischen protestantischen Adels trat ein neuer, allein Habsburg

---

[1]) Eine ausreichende Darstellung der böhmischen Agrargeschichte und der böhmischen Bauernaufstände im besonderen fehlt. Hingewiesen sei auf die knappen Abrisse von E. Strauß, Bauernelend und Bauernaufstände in den Sudetenländern (1929) und J. Svátek, Bauernrebellion in Böhmen (Culturhist. Bilder aus Böhmen, 1879, 151—206). Vielfaches Material findet sich in den heimatkundlichen Zeitschriften des Sudetenlandes. Ich führe im folgenden nur einige besonders wichtige Studien namentlich an.

[2]) J. E. Wegener, Oeconomia Bohoema — Austriaca (2. Aufl. 1669, S. 24), angeführt bei Svátek S. 177.

[3]) Vgl. mein Buch „Der deutsche Bauernkrieg" (1933). S. 291, 452.

verpflichteter Adelsstand, der die Kriegswirren benutzte, um die entwerteten Güter zu Schleuderpreisen zu erwerben. Riesenbesitzungen entstanden binnen weniger Jahre. Die Bauern kamen unter die Herrschaft eines andersgläubigen, vielfach landfremden Adels, der als Eroberer auftrat. Zahllose deutsche Bauern mußten um ihres Glaubens willen vor der Gegenreformation weichen und fanden jenseits der Grenze, vor allem in Sachsen, eine neue Heimat. Nicht nur Johanngeorgenstadt, sondern auch zahlreiche erzgebirgische Dörfer wurden damals von böhmischen Exulanten gegründet. Die Zurückgebliebenen setzten sich schon 1627 und 1628 in einem Aufstand zur Wehr. Vergeblich. Die Erhebungen wurden rasch niedergeworfen. Der Druck blieb der gleiche, ja er verschärfte sich immer mehr. Das Gutsland wuchs an, und eine immer kleiner werdende Zahl von Bauern mußte es in stetig wachsenden Frondiensten bestellen. Ein katholischer Geistlicher, der den Bauern gewiß nicht besonders freundlich gegenüberstand, berichtet in seiner Chronik[4]), wie den Bauern ihre alten Freiheiten entzogen und die Frondienste (oder die Roboten, wie sie in Böhmen genannt wurden) immer stärker gesteigert worden wären. Wochenlang wären die Bauern nicht zur Ruhe gekommen, hätten immer nur für die Herren arbeiten müssen und nicht einmal Verpflegung erhalten. Einzelne Herren gingen so weit, den deutschen Bauernmädchen ihr blondes Haar abschneiden zu lassen, um es den Perückenmachern zu verkaufen.

Solcher Bedrückung gegenüber hatten die Bauern nur eine Hoffnung: den Kaiser. Den Bauern im Bunzlauer Kreis in Nordböhmen gelang es 1680 ihre Klagen in Prag dem Kaiser vorzutragen. Der Kaiser, erschüttert über so viel Elend, erbittert über so viel Rechtsbrüche, versprach Abhilfe. Die Nachricht verbreitete sich rasch in dem Land und bald konnte der Kaiser in Prag nicht mehr von der Burg zur Kirche gehen, ohne daß ihm auf dem Weg von Bauerngesandten Bittschriften übergeben wurden. Doch da die Räte des Kaisers selbst zur herrschenden Adelsschicht gehörten, setzten sie durch, daß den Bauern der Zutritt zum Kaiser verwehrt und das Einreichen weiterer Klageschriften verboten wurde. Die Bauern sollten mundtot gemacht werden. Hilfe erfuhren sie nicht.

Zur Verzweiflung gebracht, um ihre letzte Hoffnung betrogen, griffen die Bauern zu den Waffen. Der Aufstand begann im Kreise Jung-Bunzlau, er breitete sich rasch auf das Leitmeritzer Gebiet aus. Bald hatte sich das ganze deutsche Gebiet in Nordböhmen zwischen Aussig und Reichenberg erhoben. Von hier aus griff die Bewegung weiter nach Osten und Westen. Selbst in den deutschen Gebieten Südböhmens und Mährens erhoben sich die Bauern. Nur vereinzelt schlossen sich ihnen tschechische Bauern an. Im ganzen war es eine rein deutsche Bewegung. Jedoch ebensowenig wie im Deutschen Bauernkrieg 1525 ist eine planmäßige Organisation zu erkennen. Die Bauern der einzelnen Herrschaften erhoben sich gesondert, angespornt allein durch

---

[4]) J. Šimák, Chotieschauer Nachrichten über den Bauernaufstand i. J. 1680 (Sitzungsberichte d. böhm. Gesellschaft d. Wissenschaften, phil.-hist. Kl. 1900, X, 9).

das Beispiel der Nachbarn. Die Dorfschulzen und Richter standen vielfach an der Spitze. In dem böhmischen Ort Braunau[5]) hatte der Abt, ein Tuchmacherssohn mit fürstlichen Allüren, für einen barocken Schloßbau Unsummen verbraucht und suchte sie durch vermehrte Abgaben einzubringen. Ihm stellte sich einer der reichsten Bauern der Gegend, der Schulze Georg Künzel aus Schönau, entgegen. Unter seiner Führung schwuren sich Bürger und Bauern der Abtei in der Silvesternacht einen Eid, keine andere Abgaben als ihre Väter zu entrichten und frei wie diese ihren freien Besitz frei zu vererben. Die Bauern fühlten sich nicht als Aufrührer. Der Abt brach die alten Verträge, sie wollten sie nur verteidigen. Doch als Künzel sich dem Abt gegenüber auf den alten Vertrag berief, trat der Kirchenfürst vor ihn hin, entriß ihm die Urkunde, ballte sie zusammen, warf sie den Bauern vor die Füße und erklärte: Das ist meine Antwort! Nicht anders als die Schönauer wollten auch sonst die Bauern nur ihre alten Freiheiten und Gerechtigkeiten, die sie vor der Schlacht am Weißen Berg besessen hatten, anerkannt sehen. Die Untertanen der Herrschaft Friedland[6]), die aus Wallensteins Händen in den Besitz der Grafen Gallas gelangt war, beschwerten sich, daß der Graf sie gezwungen habe, ihm als Leibeigene zu schwören. Die Dienste würden erhöht. Sie müßten all das, was auf den herrschaftlichen Gütern an Vieh, Butter, Käse, Getreide sich als Ueberschuß ergäbe, zu übermäßig hohen Preisen zwangsweise abkaufen. Wenn ein Bauer heiraten wolle, müsse er sich verpflichten, aus der herrschaftlichen Brauerei eine Unmenge Bier, an der er Zeit seines Lebens abzahlen könne, für die Hochzeitsfeier abzunehmen. Auch Branntwein würde ihnen zwangsweise verkauft. Versuchten in der gleichen Zeit im Reich landesfürstliche Ordnungen die Bauern gerade zur Sparsamkeit zu erziehen und sie von übermäßigen Aufwand zurückzuhalten, so schlugen die böhmischen Herren, um ihre Einnahmen zu mehren, den gegenteiligen Weg ein. Aehnliche Beschwerden wurden auch anderorts laut.

Altdeutsches Brauchtum wurde vielfach lebendig. Schon daß die Bewegung vielfach in den heiligen Nächten, am Silvestertag oder dem Dreikönigstag, mit einem Bauerneid begann, weist in diese Richtung. In Oberhennersdorf hatte man einen Freiheitsbaum errichtet, bei dem die Bauern schwuren, keine Hofdienste mehr zu leisten und sich den Beamten zu widersetzen. An seine Stelle trat etwa in Neschwitz bei Tetschen ein Pfahl. Ihn mußte jeder berühren und schwören, die Bauernsache nicht zu verlassen, ehe man die Rechte wiedererlangt hätte, die die Vorfahren vor 200 Jahren besessen hätten. Auch in Hainsbach im Schluckenauer Gebiet wurde eine Stange, in die ein Kreuz geschnitzt war, in die Erde gesteckt. Gemeindeweise trat Bauer für Bauer zur Stange, berührte sie und leistete einem Gerichtsschöppen den Eid: „Ich schwöre

[5]) A. Hofmann, Der Braunauer Aufruhr im Jahre 1680 (Ostböhmische Heimat 6. 1931).

[6]) Die umfängliche Beschwerdeschrift druckt ab A. Ressel, Urkundliche und archivalische Beiträge z. Gesch. des Bauernaufstandes in Nordböhmen i. J. 1680 (Mitt. des Vereins f. Heimatkunde des Jeschken- u. Isergaues 20. 1926).

einen Eid, Gott und dieser Stange, daß ich bei der Gemeinde und dem ganzen Land, tot oder lebendig, will aufstehen, es komme gut oder böse." Anderwärts liefen die Bauern auf die Berge und zündeten Freudenfeuer an.

Es entsprach der Besinnung auf altes deutsches Recht und Brauchtum, daß sich gerade die bäuerlichen Richter und Schulzen zu Führern der Bewegung machten. Sie hatten alljährlich das Bauernrecht zu weisen und nach ihm Recht zu sprechen, sie kannten es und wehrten sich gegen seinen Bruch. Oberste Hüter und Wahrer des Rechtes war aber all diesen Bauern allein der Kaiser des Reiches.

Es spricht für die Stärke des Kaisergedankens, daß die Bauern allen Enttäuschungen zum Trotz nur den Kaiser als Richter anerkennen wollten. Seinem Spruch wollten sie sich rückhaltlos fügen. Immer erneute Botschaften wurden nach Prag und Wien gesandt, um dem Kaiser die Bauernklagen vorzutragen. Doch zumeist wurden die Boten schon auf dem Wege von den Obrigkeiten abgefangen, andere wurden in Prag gefangengelegt, ehe sie ihre Beschwerden vorbringen konnten. In allen Fällen warteten ihre Dorfgenossen in der Heimat vergeblich auf Antwort. Die Prager Regierung kannte gegen den Freiheitswillen deutscher Bauern kein anderers Mittel als den Einsatz von Truppen. Ein Italiener, Graf Piccolomini, wurde mit der Unterdrückung beauftragt[7]). Er sah selbst, daß der Aufstand vielfach berechtigte Abwehr gegen grundherrliche Willkür war, ihn rührte das Weinen der Frauen und Kinder, die in den Dörfern zurückgeblieben waren, während die Männer in die Berge und Wälder geflüchtet waren und erklärten, sie wollten Weib und Kind der Herrschaft überlassen, ihr Blut gehöre aber dem Kaiser. Trotzdem kannte auch er keine Gnade. In geschicktem Vorgehen verstand er es, einen Bauernhaufen nach dem anderen zu zerstreuen und Herrschaft für Herrschaft die Bauern wieder zu unterwerfen. Seines Unterführers, eines Grafen Harrants Name wurde noch nach Jahrzehnten als Kinderschreck in den Bauernhäusern benutzt, so grausam war er gegen die Bauern vorgegangen. In 28 Orten wurden allein 104 Aufständische zum Tode verurteilt, nur 48 wurden begnadigt, die übrigen wurden gehängt, geköpft, gerädert oder auch gevierteilt. Zahlreicher waren noch die Gefängnis- und Prügelstrafen. Manche der Verführer wurden auch in die Verbannung nach Ungarn geschickt und mußten in den Gräben der Festung Raab in Ketten fronen.

Kaiser Leopold III. erließ zur Behebung der Bauernklagen ein „Robotpatent", das den Klagen entgegenkommen sollte[8]). Es ist eigenartig genug. Es wurde zwar bestimmt, daß die Bauern Sonn- und Feiertags grundsätzlich keine Roboten zu leisten hätten und daß sie auch in der Woche in der Regel nicht mehr als drei Tage zu fronen haben sollten. In der Erntezeit jedoch und wenn sonst Not am Mann sei,

---

[7]) Seine Briefe druckt ab J. Hrdy, Die neuesten Nachrichten über den Bauernaufstand im Bunzlauer Kreis 1680 (Mitt. d. Nordböhmischen Exkursionsklubs 36, 1913, 189—202).

[8]) Gedruckt b. K. Grünberg, Die Bauernbefreiung . . . in Böhmen, Mähren und Schlesien II (1893) S. 3 ff.

hätten die Untertanen der Herrschaft „beständig" zu Roboten zur Verfügung zu stehen. Also gerade in den Wochen, in denen der Bauer auch seine eigene Wirtschaft zu bestellen hatte, mußte er von früh bis abends auf dem Herrenhof dienen. Demgegenüber verschlug es wenig, daß den Herrschaften weiterhin verboten wurde, die Zinsen und Steuern willkürlich zu erhöhen, den Untertanen die Gutserzeugnisse (zumal, wie ausdrücklich zugefügt wird, wenn diese schon verdorben seien) zu überhöhten Preisen zu verkaufen, die Erbschaften unbillig an sich zu bringen und die Kinder zu enterben. Die Gefängnisse sollten so eingerichtet werden, daß die Gefangenen darin an Leib und Leben keinen Schaden nehmen könnten. Immerhin zeigen diese Bestimmungen, was der Kaiser herrschaftlicher Willkür gegenüber für nötig hielt, ausdrücklich zu verbieten. Und so wurde denn auch in einem letzten Punkt bestimmt, man solle allgemein mit den Untertanen so christlich und milde umgehen, daß sie „samt Weib und Kindern auch leben, dem gemeinen Wesen zum Besten erhalten und hierdurch die Landeswohlfahrt gefördert werden könne".

Aber selbst diese Anordnungen blieben wirkungslos. Waren sie an sich schon dehnbar, so war auf ihre Uebertretung keinerlei Strafe gestellt und die Räte in der Prager Hofburg hüteten sich, gegen ihre Standesgenossen vorzugehen, sie hätten sich damit ins eigene Fleisch geschnitten. Auch künftige Robotgesetze führten zu keiner Besserung. Im Gegenteil. Immer erneut regte sich auch im 18. Jahrhundert in örtlichen Aufständen der Freiheitswille der Bauern und setzte sich gegen herrschaftliche Willkür zur Wehr. Vergeblich. Die Unruhen wurden immer rasch niedergeworfen.

Noch einmal flammte die Hoffnung der Bauern auf, als der große deutsche Kaiser Joseph II. daran ging, seine Reformen durchzuführen und den Bauern die Freiheit zu bringen. In einem allgemeinen Bauernaufstand 1775 hofften die Bauern, die schnellere Verwirklichung der kaiserlichen Pläne erreichen zu können[9]). Doch auch diese Bewegung scheiterte. Und wie in ganz Oesterreich siegte auch in Böhmen nach Joseph II. Tode die harte Reaktion. Erst in der deutschen Revolution von 1848 errangen sich die Bauern die Freiheit. Ein sudetendeutscher Bauernsohn, Hans Kudlich, brachte im Sommer 1848 in dem ersten österreichischen Landtag den berühmten Antrag auf Abschaffung aller Grundlasten ein[10]). Als der Antrag Kudlichs im Wiener Parlament angenommen worden war, eilten die Sudetendeutschen nach Wien, um ihrem Landsmann in einem großen Fackelzug zu danken und zu huldigen. Anderen Bauern war die Bauernbefreiung von oben her, durch Maßnahmen der Regierung, in den Schoß gefallen. Der Fackelzug ist zugleich ein Symbol dafür, daß die Sudetendeutschen die einzigen waren, die sich nach jahrhundertelangem Kampf und treuem Aushalten ihre Freiheit aus eigener Kraft erkämpft und errungen hatten.

---

[9]) vgl. dazu Grünberg a. a. O. II 240 ff.

[10]) Hans Kudlichs „Rückblicke und Erinnerungen" (1873) sind eine der anschaulichsten bauerngeschichtlichen Quellen für das 19. Jahrhundert.

Karl Bär:

Versteppung in Amerika — Landeskultur in Deutschland

In Nordamerika werden die fruchtbaren Böden von Saskatchewan in Kanada bis Texas und Mississippi am Golf von Mexiko in einer Ausdehnung von mehr als 2500 Kilometer Länge und mehreren 100 Kilometer Breite immer mehr durch Winderosion vernichtet. 40 Millionen Hektar fruchtbarsten Landes (die *gesamte* landwirtschaftlich genutzte Fläche im Reich beläuft sich auf ungefähr 32,7 Millionen Hektar) sind bereits zerstört. Was der Wind nicht mitreißt, wird von den Schmelzwassern und Wolkenbrüchen zerwaschen und weggeschwemmt. Mississippi und Missouri wälzen in ihren Fluten Millionen von Kubikmetern Muttererde dem Ozean zu. Zehntausende von Hektar werden überschwemmt und vernichtet. 650 000 Farmerfamilien sind dem Elend preisgegeben. Staubstürme treiben auch über Nordaustralien. Staubstürme und Ueberschwemmungen vernichten blühende Provinzen in Nordchina. Uralte Kulturen und fruchtbare Länder liegen unter den Wüsten Mesopotamiens, Arabiens, Nordafrikas und Zentralasiens begraben. Die kahlen Hänge der Apenninen, die weiten Hochflächen Kastiliens, verödete Teile französischer Provinzen waren noch vor wenigen Generationen fruchtbares Land. Warum? *Weil der Mensch sinnlos das soziologische und ökologische Gefüge riesiger Landstriche zerstörte um sich zu bereichern, weil er durch Raubbau die Struktur der Böden vernichtete und das Land der Erosion durch Wind und Wasser preisgab.*

In letzter Zeit haben nun Männer der verschiedensten Berufe die Meinung vertreten, daß sich in *Deutschland* die Anzeichen für eine ähnliche Entwicklung mehren würden. Sie befürchten, daß auch große Teile unserer Heimat demselben Schicksal verfallen, weil die moderne Technik ohne Rücksicht auf das Ganze die Entwässerung vorantreiben würde.

Das mahnende Mal ist die „Versteppung" der nordamerikanischen Prärie. Die Prärie ist eine Steppe. Jede echte Steppe entsteht dadurch, daß im Verlauf von Jahrtausenden in einem Gebiet mit geringen Niederschlägen Grasvegetation vorherrscht. Die Feuchtigkeit reicht nur für diese Vegetation aus, ein Abfluß des Wassers in den Untergrund findet nicht statt, vielmehr wird es ausschließlich durch die Pflanzen verbraucht oder durch die andauernden Winde verdunstet. Die organische Masse wird Humus. Der Wind weht Staub und Mineralteilchen in den Grasbestand und erhöht so den Boden. Die *Steppen* gehören in ihrem ursprünglichen Zustand zu den Böden, die wegen ihrer gleichmäßigen

Vegetation durch Naturvorgänge kaum zerstört werden können. Sie sind die fruchtbarsten Böden der Erde. In Deutschland gehören hierzu die Magdeburger Börde, das Mainzer Becken und die Breslauer Platte. Hätten diese Steppen innerhalb unserer Grenzen eine größere Ausdehnung, so würde unsere Selbstversorgung kaum noch ein Problem sein. Eine Vernichtung der ursprünglichen Grasvegetation bringt aber die Gefahr mit sich, daß der Boden sein Gefüge verliert und dem Einfluß des Windes und des Wassers schutzlos preisgegeben wird, wenn nicht gleichzeitig für eine neue Bedeckung des Bodens durch Kulturpflanzen gesorgt wird. Das Beispiel Amerikas hat uns gelehrt, daß in wenigen Jahren eine Wüste entstehen kann.

Diese Wüstenbildung ist eine Folge davon, daß Flächen von unvorstellbarer Größe mit ein und derselben Frucht bestellt werden, daß zwischen der Ernte und der Neubestellung diese riesigen Pläne dem Winde offen preisgegeben sind, daß Schmelzwasser und Regengüsse den Boden wegschwemmen, weil keine Pflanze und keine Wurzel ihn festhält.

Die Entwicklung zu diesen Weizen- oder Mais- oder Baumwollmonokulturen wurde diktiert von dem Weltmarktpreis dieser Waren, von der Börse. Der Weizenproduzent, der heute Farmer ist, und gestern vielleicht Händler war und morgen Goldgräber sein wird, nutzt lediglich die Konjunktur aus. Es wäre ein Verlustgeschäft für ihn, wenn er eine geregelte Fruchtfolge in seinem Betrieb hätte. Er weiß ja oft nicht einmal, was das ist. Er hat keine Beziehung zum Boden, der für ihn nur ein Produktionsmittel darstellt. Und die wenigen Farmer deutsch-germanischen Blutes, die den Ackerbau nach ihrer Väterweise betrieben, konnten diese Entwicklung nicht aufhalten. Sie müssen heute von der Scholle, weil ihre Nachbarn sich in liberalistischer Profitgier an der Natur vergingen.

Das ist „Versteppung", die Verwüstung des Bodens. Verfällt auch Deutschland diesem Vorgang?

Es kann davon abgesehen werden, auf die geologische Entstehung unserer Böden in ihrer mannigfaltigen Form einzugehen. Die Schönheit unserer Heimat mit ihrem immer wechselnden Landschaftsbild, mit ihrer unendlichen Fülle des Ausdrucks, ist ein Zeichen für die vielgestaltige Entwicklung. Die baumlose Steppe trägt nur zu dieser Abwechslung bei, ohne beherrschend zu werden. Wir wissen, daß unsere Böden in Jahrmillionen durch die ewige Einwirkung von Sonne und Wind, von Regen und Schnee, von Hitze und Kälte entstanden sind. Wir wissen, daß in geologischen Zeiträumen subtropische Wärme und eiszeitliche Vergletscherung, brennende Trockenheit und kalte Nässe einander ablösten. Wir wissen auch aus geschichtlichen Zeiten, daß jahrzehnte- oder jahrhundertelange Ausschläge des Klimas nach der einen oder anderen Seite stattfanden. Wir wissen schließlich aus unserem eigenen Erleben, daß einer Periode der Trockenheit eine solche der Nässe folgt.

Nach welcher Seite unser jetziges Klima sich über einen größeren Zeitraum hingesehen, entwickelt, können wir schwer beurteilen, da eine solche Veränderung zu langsam und unmerklich vor sich geht und unsere meteorologischen Beobachtungen noch zu jungen Datums sind. Auf Grund botanischer Befunde gehen wir wohl nicht fehl in der Annahme, daß sich das Klima Mitteleuropas dem mediterranen zuneigt. So fand R. Good, daß sich unter den maritimen Verhältnissen Englands die Orchidee Himantoglossum hircinum (Koch) seit etwa 50 Jahren stark ausgebreitet hat und weit nach Norden vorgedrungen ist. Diese stärkere Verbreitung ist auf eine Aenderung des Großklimas zurückzuführen, da gerade in England landeskulturelle Maßnahmen von untergeordneter Bedeutung sind und der Ackerbau der Weide und dem Wald weichen muß. Auch in Deutschland zeigt uns eine Orchidee Ophrys apifera Huds. eine klimatische Veränderung an. Nach einer Mitteilung von O. Schwarz ging ihr Verbreitungsgebiet noch 1880 nördlich des Maines nur bis in das obere Saaletal, bereits 1924 hatte sie schon das Gebiet zwischen dem Thüringer Wald und dem Harz besiedelt und letzteren überschritten. Es gibt noch mehrere derartige botanische Beispiele (Kronenwicke, Sonnenröschen, Flaumeiche). Denken wir auch einmal an die Ausdehnung des Anbaues von Mais, Lupinen, Mohn u. a. nach dem Osten und Norden in den letzten ein bis zwei Jahrhunderten. Diese Ausdehnung ist nicht allein auf die direkte oder indirekte Züchtung und eine Anbauverbesserung zurückzuführen, sondern auch auf eine klimatische Aenderung, die diesen südlichen Arten erst die Wachstumsbedingungen gibt. Mildere Winter mit höheren Regenniederschlägen, höhere Frühjahrstemperaturen, trocknere Sommer und trocknere Herbste sind die klimatischen Bedingungen. Es scheint doch die Möglichkeit zu bestehen, daß viele Beobachtungen, die in dem Streit für und gegen die „Versteppung" angeführt werden, mit in der langzeitigen Klimaänderung Europas, auf die der Mensch ohne Einfluß bleibt, seine Erklärung findet. Höhere Frühjahrstemperaturen bewirken gerade bei Vegetationsbeginn einen stärkeren Wasserverbrauch, trocknere Herbste lassen eine stärkere Wind-Erosion zu. Wenn sich auch die Niederschlagsverteilung im Jahresablauf ändert, so bedeutet das nicht eine Veränderung der Gesamtmenge. Die mittleren Jahresniederschläge von 14 über ganz Deutschland verteilten Stationen lassen seit 1893 keine Abnahme erkennen.

In die natürliche Entwicklung einer Landschaft, ihres Bodens und Klimas, greift der Mensch ein. Zunächst beschränkt sich diese Einwirkung auf das Roden kleiner Flächen, um Land für seinen Ackerbau zu gewinnen; und auch mit wachsender Bevölkerungszahl blieb die Auswirkung im ganzen gering. Der Boden gab ihm nur Nahrung, Kleidung und Wohnung. Er war ihm Lebensgrundlage. Es bestand kein Anlaß zur Vergrößerung dieser Fläche über den Bedarf der Familie oder Sippe hinaus. Dazu kam die strenge Flurordnung mit ihrer geregelten Fruchtfolge. Der Wald gehörte zur Allmende und konnte vom Einzelnen nicht angegriffen werden. Erst als im größeren Umfange die Städtegründung begann und damit ein Austausch und

Handel, benutzten weltliche und geistliche Herren ihre Macht, um sich am Lande zu bereichern. Große Wälder verfielen der Axt. Trotzdem beherrschte das bäuerliche Denken noch die Bodennutzung, die Scholle blieb bäuerlicher Lebensraum.

Im 18. Jahrhundert wurde unter dem Druck der zunehmenden Bevölkerung mit größeren Kultivierungen begonnen, die sich auf Moore und Flußniederungen erstreckten und aus Oedland Kulturland schufen. Aber mit dem wachsenden Einfluß des Kapitals versuchten nun auch die Grundherren ihre Anbauflächen zu vergrößern, um dadurch ihre Einnahmen zu erhöhen. Mit dem steigenden Getreideexport um die Jahrhundertwende begann diese Entwicklung größeren Umfang anzunehmen. Noch waren aber die Gutsherren in ihrer Ausdehnungsmöglichkeit beschränkt. Mit den Hardenbergschen Gesetzen fielen diese Schranken und nun *entstanden die Großbetriebe, die die gesunde bäuerliche Betriebsform in weiten Gebieten vernichteten.*

Im ganzen 19. Jahrhundert mit seiner ungeheuren technischen Entwicklung stand der Mensch unter dem Einfluß kapitalistisch-liberalistischer Ideen, und seine Beziehung zur Natur verfiel diesem Denken. Der Boden wurde Betriebsmittel. Die Einführung der künstlichen Düngung erlaubte den ausschließlichen Anbau von Verkaufsfrüchten zur Erzielung einer besseren Rente. Die Fruchtfolge und die Viehhaltung wurde von der Konjunktur diktiert. Die Stallmisterzeugung wurde zu teuer. Am schnellsten ging die Entwicklung in dieser Richtung bei den kapitalstarken Betrieben — also den Großbetrieben — und auf den preis- und verkehrsmäßig günstig liegenden Böden. Soweit zu einem Betrieb Oedland oder wenig ertragreiches Acker- oder Wiesenland gehörte, wurde es kultiviert, wenn diese Maßnahme eine gute Verzinsung des Anlagekapitals versprach. Die Meliorationen wurden nach denselben Gesichtspunkten durchgeführt und das rentabelste technische Mittel verwendet, ob es der Natur oder der Landschaft entsprach, war dabei nebensächlich. Der Wald auf guten Böden wurde sehr stark gerodet. Auf den leichten Böden brachte die Kiefernmonokultur anscheinend den höchsten Reinertrag. Die Anwendung von Maschinen erforderte große, gerade Flächen, die frei von Büschen und Bäumen sein mußten. Es entstand die Kulturlandschaft der Provinz Sachsen, es entstanden die Getreide- und Kartoffelproduktionsstätten im Osten. Jeder Ueberfluß, an einem der wichtigsten Faktoren, dem Wasser, wurde möglichst schnell über die Grenzen des eigenen Betriebes geführt. Weil es keinen Preis hatte, gehörte es wohl auch nicht zu den Betriebsmitteln.

Die zweifellos beginnende Verödung der deutschen Landschaft und die Beeinträchtigung der klimatischen Bedingungen als Folge rein kapitalistischer Wirtschaftsweise auf landwirtschaftlichen Betrieben wurde in eben solchem — vielleicht noch größerem Maße — von der *Technik* herbeigeführt. Wir brauchen dabei nicht nur an die stillosen Bauten von Häusern, Gehöften, Fabriken, Brücken, Bahnen, Straßen und Kanälen zu denken, sondern wir müssen uns dann auch der Gebiete erinnern, die

z. B. durch Braunkohlentagebau vernichtet wurden. Der Mutterboden wurde dahin abgeräumt, wo es am billigsten möglich war. Er wurde unter Abraum- und Schutthalden vergraben. Abgebaute Gruben blieben öde liegen und mit am schlimmsten war das Abpumpen des Grundwassers, ohne auch nur den Versuch zu machen, das Wasser dem Boden in irgendeiner Form wieder zuzuführen. Auf vielen tausend Morgen sank das Grundwasser so tief, daß es auf das Wachstum unserer Kulturpflanzen keinen Einfluß mehr haben konnte. Die vegetationslosen Trockeninseln, die geschaffen wurden, haben das Klima für große Gebiete stark beeinträchtigt. Wir müssen auch die Verbauung der Bäche und die Regulierung der Ströme nennen, die meist einseitig den Interessen einer Gruppe dienten.

Das war die Tendenz der Entwicklung der Landwirtschaft und Technik im liberalen Zeitalter. Einzelne Spitzenbetriebe hatten wohl auch schon das Ziel erreicht, aber die Masse der Bauern und Landwirte war der Scholle und der Natur viel zu stark verbunden, als daß sie diesen Weg zu Ende gegangen wären. Die bäuerliche Wirtschaft konnte auch nicht in so starkem Maße an dieser Bewegung teilnehmen, weil sie ja als Nahrungsgrundlage der Familie diente und deshalb einen vielseitigeren Anbau behalten mußte. Angehörige anderer Berufe, die nicht so bodenverbunden waren, mußten der liberalen Gesinnung, der Technik, den mathematischen Formeln in stärkerem Maße verfallen. Die größere Mehrzahl sah aber auch hier nicht den Sinn ihres Schaffens in der Vergewaltigung der Natur zuliebe dieser Formeln. Dieses rein verstandesmäßige Beherrschenwollen der Natur war ihr rassisch fremd. Es ist jüdisch! So blieb diese Entwicklung, die zu einer Zerstörung der Böden hätte führen können, auf so kleine Gebiete beschränkt, daß sie auf das Gesamtklima nur geringen Einfluß haben konnte.

Ziehen wir einen Vergleich zu den nordamerikanischen Verhältnissen: Dort Tausende und aber Tausende von Hektar in Monokultur — ein schutzloses Preisgeben der bestellten Flächen dem Wind und dem Wasser. In Deutschland selbst auf den „fortschrittlichsten" Betrieben noch eine Fruchtwechselwirtschaft, selbst auf den größten Gütern Felder, die selten größer als 25 bis 30 Hektar waren. Selbst in den trockensten Zonen schon nach wenigen hundert Metern ein bestandenes Feld, ein Baumgruppe, ein Wald, eine Wiese oder Weide, die die Verwehung verhinderten. Die großen Waldgebiete sorgten noch für genügende Niederschläge.

Die liberalistisch-individualistische Gefahr wurde aber erst vom Nationalsozialismus gebannt. Das bäuerliche Denken brach sich Bahn. Die Verpflichtung des Bauern gegenüber dem ewigen Boden als Treuhänder in der langen Kette von Generationen führte ihn weg von dem Irrwahn, daß der Boden eine tote Ware, ein beleihungsfähiges Betriebsmittel sei. Die Erzeugungsschlacht, die Getreidefestpreise, der politische Zwang zur Selbstversorgung, zur Vermehrung der Eiweiß-, Fett- und Faserpflanzen führen zu einer Gesundung und Bereicherung der

Fruchtfolge und damit auch wieder einer Verschönerung des Landschaftsbildes. Hinzu kam die starke Ausbreitung des Zwischenfruchtbaues, durch den bereits im letzten Jahr über 2 Millionen Hektar in der trockensten Zeit unter dem Schatten dieser Früchte einer besseren Gare und einem gesunden Wasserhaushalt zugeführt wurden. Gerade die Vermehrung des Zwischenfruchtbaues erforderte eine sorgfältige Bodenbearbeitung, eine Besinnung auf die Bedeutung des Erzeugungsfaktors Wasser und damit ein sparsames Umgehen mit diesem kostbaren Gut. Die Verbesserung der Humuswirtschaft wirkte in derselben Richtung.

Das nationalsozialistische Gedankengut eroberte aber auch die Baugesinnung des Technikers und führte ihn vom reinen Zweckmäßigkeitsbau zurück zu einem natürlichen Empfinden, offenbarte ihm das Wesen der Landschaft. Der Weg zurück war gerade für den Kulturtechniker weniger weit, als für Techniker anderer Gebiete, denn er stammte nicht nur zum größten Teil aus der bäuerlichen Bevölkerung, sondern er blieb durch die dauernde gemeinsame Arbeit mit ihr dem Boden verbunden.

Die Land- und Forstwirtschaft beeinflussen den Wasserhaushalt des deutschen Raumes stärker als die Maßnahmen der Industrie und Schiffahrt. Es erscheint uns deshalb notwendig, daß wir uns mit dem Problem befassen, wie trotz der unbedingt erforderlichen Mehrerzeugung für ein 75-Millionen-Volk und dem steigenden Bedarf an Land für öffentliche Zwecke und Industrien ein gesunder Wasserhaushalt unserer Böden und damit die Erhaltung der Fruchtbarkeit möglich ist.

Das Niederschlagswasser wird einmal von den Pflanzen verdunstet und dient dabei der Erzeugung organischer Masse, zum anderen verdunstet die Erdoberfläche erhebliche Mengen, zum dritten sickert es in den Untergrund und speist dadurch den Grundwasservorrat, die Quellen, Flüsse und Seen.

Wie groß der Gesamtwasserverbrauch der Flora im deutschen Raum ist, wissen wir nicht. Für einzelne Kulturpflanzen sind die Werte festgestellt worden, die notwendig sind, um 1 kg Trockensubstanz zu erzeugen; je nach der Pflanzenart, dem Boden und dem Klima schwanken diese Werte in größeren Grenzen. Als mittleren Wert können wir annehmen, daß zur Erzeugung von 1 kg Trockensubstanz 400 kg Wasser notwendig sind. Um nur einen Anhalt über die Größenordnung des Wasserverbrauchs zu geben, der allein durch die Steigerung unserer Hektar-Erträge einiger wichtiger Fruchtarten entstanden ist, seien folgende theoretische Zahlen angeführt. Die Durchschnittserträge in dem Jahrfünft 1878—82 stiegen bis 1931—36 bei Winterroggen um 6,3, Winterweizen 7,3, Sommergerste 5,2, Hafer 5,1, Kartoffeln 12,7, Futterrüben 31,4 und Wiesen 12,0 dz/ha Trockenmasse. Bei unserer heutigen Anbaufläche von diesen Kulturarten, die sich gegenüber 1878—82 natürlich etwas verschoben hat, sind das 18,55 Millionen t Trockensubstanz Mehrertrag. Zur Erzeugung dieses Mehrertrages sind allein 7,42 Milliarden cbm Wasser notwendig. Die Ertragssteigerung anderer Ackerfrüchte, wie Zuckerrüben, Leguminosen, Mais, Lein, Raps usw. sind in einem ähnlichen Verhältnis gestiegen und damit auch entsprechend der Wasser-

verbrauch. Oder denken wir einmal an den Wasserbedarf im Zwischenfruchtbau, der erst in den letzten 5 Jahren Bedeutung erlangte. Die letztjährige Ernte betrug etwa 12 Millionen t Trockensubstanz, das sind allein 4,5 Milliarden cbm Wasser, die zusätzlich jährlich verbraucht worden sind, und zwar in ausgesprochenen Trockenjahren. Natürlich wurden vor allem an Stelle der Sommerzwischenfrüchte früher auch durch den brachliegenden Acker erhebliche Mengen Wassers verdunstet. Nehmen wir nur an, daß die Ertragssteigerung der obenerwähnten Früchte und die Ausdehnung des Zwischenfruchtbaues zusammen 10 Milliarden cbm Wasser mehr verbrauchen, dann bedeutet das rund 20 mm Regen für die Fläche ganz Deutschlands. Diese Wassermenge kommt nun weniger zum Abfluß.

Aber nicht allein die Mehrerzeugung verringert den Wasserabfluß in die Flüsse und Quellen, sondern die intensivere Bodenkultur. Unsere Bodenbearbeitung ist in den letzten Jahrzehnten besser geworden. Durch das Schälen nach der Ernte wird das Bodenvolumen vergrößert und eine Verkrustung der Oberfläche verhindert. Dadurch können die Niederschläge leichter aufgenommen und in tiefere Schichten abgeleitet werden. Durch eine fortgesetzte Bearbeitung der Krume wird der kapillare Aufstieg und damit eine unnötige Verdunstung verhindert. Außerdem wird der Acker durch geeignete Pflüge und Untergrundlockerungsgeräte tiefer bearbeitet. Auch dadurch wird die wasserhaltende Kraft des Bodens erhöht. Die Speicherungsmöglichkeit ist naturgemäß bei den einzelnen Bodenarten sehr verschieden groß. Es sind Messungen vorgenommen worden, bei denen allein durch bessere Bearbeitung je qm 50 l Wasser mehr gespeichert wurden. Das entspricht einer Regenmenge von 50 mm.

Eine weitere wassersparende Maßnahme des modernen Ackerbaues liegt in der gerade in den letzten Jahren wieder erheblich verbesserten Humuswirtschaft durch Vermehrung und Pflege des Stallmistes und Erweiterung des Gründüngungsanbaues. Je höher der Humusgehalt eines Bodens ist, um so höher ist auch seine wasserhaltende Kraft.

Für die pflegliche Behandlung des Wasservorrates kommt auch eine Reihe weiterer Maßnahmen in Frage, deren einzelne Erörterung an dieser Stelle zu weit führen würde. Es sollte hier nur gezeigt werden, daß unser heutiger Ackerbau Handhaben besitzt und anwendet, die es ihm ermöglichen, das Wasser im Boden zu beherrschen.

Die Vertreter der Versteppungstheorie glauben, daß durch Dränung weiter Flächen das Wasser zu schnell aus dem Boden abgeleitet wird. Unsere Kulturpflanzen stellen nicht nur hohe Ansprüche an die Versorgung mit Nährstoffen und Wasser, sondern auch an Sauerstoff und Wärme im Boden. Eine Kulturpflanze, die uns zu naß und kalt steht, muß kümmern oder eingehen. Die Dränage führt bei Wasserüberschuß diesen nicht nur ab, sondern sie zieht Luft in den Boden, erwärmt ihn, fördert die Bakterientätigkeit und die Zersetzung der Humusstoffe und bewirkt dadurch letzten Endes auch eine Erhöhung der wasserhaltenden Kraft. Je schneller eine Kulturpflanze

im Frühjahr die Entwicklung beginnt, um so besser kann sie das vorhandene Wasser ausnutzen. Noch leiden 7,5 Millionen Hektar Acker- und Wiesenland im alten Reichsgebiet unter Nässe. Die nationalsozialistische Volkswirtschaft kann auf die möglichen Höchsterträge dieser Flächen nicht verzichten. Mit der Regulierung der Wasserverhältnisse tritt naturgemäß eine Veränderung des natürlichen Pflanzenbestandes ein. Anspruchslose, wenig ertragreiche Wildformen verschwinden, um leistungsfähigen Kulturformen Platz zu machen. Wiesen werden zu Acker, Wald zu Wiesen. Unser Nahrungsraum wird vergrößert. Ist das dieselbe Entwicklung wie im liberalen Zeitalter? Nein! Denn an Stelle des alten soziologisch ausgeglichenen Bestandes tritt ein neuer ebenso ausgeglichener Kulturbestand und nicht eine einseitige Nutzung, die nur vom Rentabilitätsgedanken diktiert wird. Die neuen Kulturpflanzengemeinschaften entstehen nicht von selbst, sondern müssen angebaut und gepflegt werden. Das ist besonders zu beachten. Die besten Meliorationsmaßnahmen bleiben wirkungslos, wenn die Nachfolgearbeiten unterlassen werden. Die Schönheit einer Landschaft wird durch eine Entwässerungsmaßnahme nicht beeinträchtigt, denn durch die Erweiterung der Fruchtfolge wird das Bild mannigfaltiger und abwechslungsreicher.

Die nationalsozialistische Staatsführung hat die Kultivierung riesiger Oedländereien und Moore in Angriff genommen, um neuen Lebensraum für junge Bauernfamilien zu schaffen und die Ernährungsbasis zu erweitern. Haben diese Flächen in ihrem Urzustand eine Bedeutung als Wasserspeicher? Ein unkultiviertes Moor gibt bei Trockenheit nur das Wasser ab, das die Pflanzen verdunsten. Das ist bei weitem weniger als die Kulturpflanzen verarbeiten, die nach der Kultivierung an Stelle der Wildpflanzen treten. Gewiß sind bei der Moorkultivierung erhebliche Fehler gemacht worden, dadurch daß man zu tief entwässerte, das Moor seine Struktur verlor und vermullte; oder dadurch, daß man nicht für die Möglichkeit eines rechtzeitigen Anstaues sorgte. Oft wurden auch Flächen ohne Rücksicht auf die anliegenden Stücke entwässert. Aus den Fehlern hat man gelernt sie zu vermeiden; und wer heute durch unsere Moorgebiete wandert, der muß feststellen, daß durch die Kultivierung der Boden eine weit gesündere Wasserführung hat, daß er in trockenen Zeiten wirklich Wasser zur Verfügung stellen kann und daß die klimatischen Verhältnisse (Nacht- und Spätfröste) wesentlich verbessert wurden.

Nicht anders ist die Lage auf mineralischem Oedland, soweit es sich um schwere und nasse Böden handelt. Andererseits ist es bei der Kultivierung der Heidesande gerade Aufgabe der Meliorationsmaßnahmen, das fehlende Wasser dem Boden zu sichern. Bei Beginn einer solchen Maßnahme auf diesen Böden besteht allerdings die große Gefahr, daß durch Vernichtung des ursprünglichen Pflanzenbestandes auf großen Flächen der Wind Angriffspunkte erhält, um diese in kurzer Zeit zu zerstören. Deshalb sind hier langjährige Vorarbeiten durch die Anlage von W i n d s c h u t z s t r e i f e n notwendig. Brauchen wir heute, wo es nicht mehr auf die Rente sondern auf den

Boden selbst ankommt, noch irgendwelche Befürchtungen zu haben, daß derartige Voraussetzungen nicht geschaffen werden?

Es ist selbstverständlich, daß wir noch nicht am Ende der Erkenntnis stehen und daß Wissenschaft und Praxis unablässig bemüht sind und bleiben müssen, bessere Methoden zu finden, um das biologische Gleichgewicht von vornherein zu erhalten und zu verbessern. Wir werden jetzt diesem Ziel rasch näherkommen, weil wir durch ein neues Sehen nicht mehr die einzelnen Maßnahmen betrachten, sondern nur die Wirkung auf das Ganze, sei es für einen Betrieb, für einen Landstrich oder ein geschlossenes Gebiet. Wir müssen uns bei unseren Kultivierungsmaßnahmen auch in stärkerem Maße nach der Landschaft und seinen Bewohnern richten. Zu der Weite der norddeutschen Ebene gehört die strenge, gerade Linienführung, zu einer mittel- oder süddeutschen Hügellandschaft die sich dem Gelände anpassende gebogene Form.

Neben dem riesigen Wasserverbrauch durch die Pflanzen spielt die Verdunstung aus dem Boden eine Rolle. Sie ist um so höher, je geringer die Luftfeuchtigkeit, je niedriger die Temperatur und die Luftbewegung ist und je besser die Beschaffung und Bodengare ist.

Die Stärke der Luftbewegung kann stark vom Menschen beeinflußt werden. Jeder Wald, jede Hecke und Baumgruppe, jedes gutbestandene Feld brechen die Gewalt des Windes. In einer Landschaft, die sich organisch entwickelt hat, in der der Bauer gestaltend wirkte, fehlt ein solcher Windschutz selten. Der Bauer sieht ja im Baum ein Wesen, das viele Generationen seiner Sippe erlebt und verbindet. Der Baum ist ihm Sinnbild und Ausdruck seiner eigenen Art, er ist ihm etwas Heiliges. Der jahrhundertelange Kampf gegen dieses heidnische Heiligtum hat es nicht vermocht, diese Liebe und Verehrung zu zerstören. Erst die kalte Vernunft des Liberalismus legte Hand an den Wald und den Baum, den der Ahne gepflanzt und gepflegt hatte. Mit dem Bauernlegen begann die Verödung des Landschaftsbildes in weiten Teilen der norddeutschen Tiefebene.

Es ist ein Verdienst von Seifert und Wiepking-Jürgensmann, daß sie besonders auf die Erhaltung und Bedeutung des Windschutzes hingewiesen haben. Nicht nur in den Gebieten, in denen sich schon Schäden durch rücksichtsloses Abholzen zeigten, sondern auch in denjenigen, die noch gesund sind oder zu sein scheinen.

Auf den ebenen offenen Flächen der nordwestdeutschen Moore hat man die Bedeutung des Windschutzes für das Wachstum der Kulturpflanzen und seinen Wert für die Schädlingsbekämpfung am frühesten erkannt. So finden wir heute in diesem Raum schon Windschutzstreifen von ansehnlicher Höhe und riesiger Ausdehnung, die der schweren einförmigen Landschaft eine freundliche Unterbrechung geben und ein neues Landschaftsbild erstehen lassen. Viele hundert Kilometer solcher Schutzstreifen sind in den letzten Jahren im Emsland, im Rhinluch, im hessischen Ried, auf der Hochrhön und bei anderen Kultivierungen entstanden.

Der Gedanke liegt nahe, die schleswig-holsteinische Knicklandschaft als Ideal anzusehen und anzustreben. Ein zuweit getriebener Windschutz birgt aber auch Gefahren in sich. Windstille und hohe relative Luftfeuchtigkeit fördern die Entwicklung von Mehltau und Rost, sie sind die geeigneten Brutstätten zahlreicher schädigender Insekten. In schlechtgepflegten Hecken bilden sich Mäuse- und Maikäferplagen, gerade letztere haben in den Heckenlandschaften jetzt einen ungeheuren Umfang angenommen. Der Wind ist auch notwendig zur Befruchtung aller Fremdbestäuber und nicht zuletzt zum Trocknen der Ernte. Der Bauer in Schleswig-Holstein schlägt deshalb auch immer den Knick in dem Jahr, in dem die Fruchtfolge wieder mit der Ackernutzung beginnt. Und es ist interessant zu beobachten, daß bei Sturm das Vieh nicht im Schutze der Knicks liegt, weil es dort von Fliegen heimgesucht wird. Auch noch ein anderer Grund muß Beachtung finden. Die Erzeugungssteigerung steht und fällt mit der Intensivierung der Betriebe, ja mit der Mechanisierung. Sie ist heute keine Gefahr mehr, denn die Maschine beherrscht nicht mehr den Menschen, sondern dient ihm. Sie muß den Bauern entlasten, sie muß ihm die fehlende Arbeitskräfte ersetzen, die heute zum Aufbau an anderen Stellen notwendig sind. Eine Anwendung der Maschine setzt aber voraus, daß die zu bearbeitenden Flächen eine genügende Größe und entsprechende Form haben. Das bedeutet keinesfalls eine Entwicklung nach dem Großbetrieb hin. Es wäre deshalb nichts falscher, als aus ganz Deutschland eine Heckenlandschaft machen zu wollen. Schön kann auch ein Land mit intensivster Bodennutzung sein, wenn die Wirtschaftsweise ein organisches Ganzes bildet. Auf jedem Hof und auf jedem Gut gibt es Möglichkeiten, den Baum- und Strauchbestand zu vergrößern. Je mehr wir wieder mit offenen Augen durch das Land gehen, um so mehr werden wir Gelegenheit finden, die Landschaft zu gestalten und den Einfluß des Windes zu brechen.

Mit dem vorhandenen Wasser muß haushälterisch umgegangen werden. Dazu gehört die Vorratspflege. Unsere wirklichen großen Wasserspeicher sind unsere W ä l d e r in ihrer gesunden naturgemäßen Form. Es ist unnötig, noch einmal von den Holzwuchsstätten der Kiefermonokulturen zu sprechen. In der Forstwirtschaft ist ein vollständiger Umbruch erfolgt, dessen Auswirkung naturgemäß erst in Jahrzehnten kenntlich werden kann. Wir wollen auch daran denken, daß gerade bei der Kultivierung von Oedland Flächen neu gewonnen werden, die der Waldwirtschaft zugeführt werden müssen.

Notwendig ist aber ebenso eine P f l e g e d e s G r u n d w a s s e r v o r r a t e s. Auch hier sind schon die ersten Erfolge erzielt. Als Beispiel sei nur erwähnt, daß im Gebiet der Leipziger Abwasserverwertung, wo das Grundwasser durch den starken Industrieverbrauch sehr abgesenkt war, dieses jetzt durch die dauernde Verrieselung des Abwassers beträchtlich gestiegen ist. In wenigen Jahren werden mehrere hunderttausend Hektar das Abwasser von Städten, Industrieanlagen und Kasernen aufnehmen, verwerten und erhalten. Für die Vorratspflege und für die Verteilung entstehen der



Bild 1. Zerstörte Farmgebäude und mit Sand bedeckter Acker nach dem Zurücktreten der Überschwemmung, 1927



Bild 2. **Die Erosion**, gezeigt an einer Farm (Lee County, Alabama)



Bild 3. Ein Baumwollfeld, durch die Erosion bis zum weißen Untergrund zerstört (Ellis County, Texas)



Bild 4. Dürreerscheinungen an einem Maisfeld (Ottawa County, Kansas)



Bild 5. Eine typische Winderosion in einem Gebiet, das nicht durch Bäume geschützt ist (Pierce County, Nebraska)



Bild 6. Gegensätze zwischen angrenzenden Feldern (Tennessee)

Technik große Aufgaben. In demselben Umfang, wie das Wegführen eines Wasserüberflusses möglich ist, muß eine Zuführung bei Wasserbedarf angestrebt und erreicht werden.

Es ist viel von Wasserwirtschaft gesprochen und geschrieben worden. Gab es denn überhaupt eine Wasserwirtschaft in einer Zeit, in der jedes Land, jeder Kreis, jede Gemeinde und letzten Endes jeder einzelne nur seine Belange sah! Eine wirkliche Wasserwirtschaft ist erst im nationalsozialistischen Staat möglich, wo sich der einzelne dem Ganzen unterzuordnen hat. Zur Raumordnung gehört die Ordnung der Wasserverhältnisse in diesem Raum. Es gehört dazu, daß die Wasserwirtschaft der Industrie und der Schiffahrt nicht der der Landwirtschaft entgegensteht. Es gehört dazu, daß der Wirkungsbereich einer Dienststelle nicht mehr mit der Verwaltungsgrenze aufhört, sondern die naturgegebenen Grenzen findet. Erst seitdem die wasserwirtschaftlichen Planungsstellen geschaffen wurden, ist an eine befriedigende Lösung dieses Problems zu denken und erst nachdem im Februar 1937 die Bildung von Wasser- und Bodenverbänden eine Neuregelung erfuhr, ist es möglich, die der Gesamtheit dienenden Maßnahmen durchzuführen.

Die Gefahr der Versteppung, der Verwüstung der Böden besteht im nationalsozialistischen Deutschland nicht. In einem Land, in dem der Bodenbesitz zum Dienst am Volk verpflichtet, in dem er die Arbeitsgrundlage seiner Bauern bildet, in dem der jeweilige Besitzer des Hofes nur der Treuhänder in der Geschlechterfolge der Familie ist, in dem der individualistische Begriff vom Wert des Bodens verschwunden ist, kann eine Bodenzerstörung nicht mehr möglich sein. In einem Land, in dem trotz ungünstiger Klima- und Bodenverhältnisse von 100 Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche 180 Menschen ernährt werden können, ist der Weg zur Monokultur nicht gangbar. In einem Volk, in dem ein rassisch bedingtes starkes Empfinden für die Schönheit der Heimat herrscht, das seine Wurzel in seiner Bindung und seiner Sehnsucht zum Boden hat, kann sich auf die Dauer keine wesensfremde Gestaltung der Landschaft und damit seines Klimas durchsetzen.

Wir wollen nicht verkennen, daß Fehler gemacht wurden und auch noch gemacht werden. Das ist bei den großen Maßnahmen nicht anders möglich. Wir müssen den Mahnern dankbar sein, daß sie mit Recht auf gewisse Mängel hingewiesen haben. Die Sicherung unserer Ernährung und unserer Rohstoffbasis verlangt aber, daß wir sinnvoll in unseren Kultivierungsarbeiten fortfahren, um ein schöneres, leistungsfähigeres Ganzes zu schaffen.

Christian Diederich Hahn:

Drei Pflanzen — drei Revolutionen in der Volkswirtschaft

II. Das süße Salz

Es ist verlockend, sich vorzustellen, daß ein Gelehrter da in der Stille seines Studierzimmers bei Lampenschein am Schreibtisch sitzt, daß er noch einmal diesen besonderen Abschnitt seiner scheinbar weltabgeschiedenen Arbeit überdenkt, daß er nun die Feder ansetzt und seine Beobachtungen für die Wissenschaft aufzeichnet, diese Beobachtungen und diese seine Erfindung, die der Menschheit ein ganz neues Wissen, neue Arbeit, also neues Leben erschließen werden. Es ist verlockend, sich auszumalen, daß der Gelehrte in solcher Stunde kühnen Geistes überblickt, wie seine mühevolle Erforschung kleinster Einzelheiten erst seine geniale Erfindung ermöglichte, was dadurch für unzählige Einzelmenschen, für Volkswirtschaften und gar für das große Spiel der Mächte dieser Welt für eine weite Zukunft bewirkt wird.

In der Wirklichkeit ist es jedoch beispielsweise kaum so gewesen, daß der Berliner Professor Andreas Sigismund Marggraf, Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, damals — Anno 1747 — in den Folgewirkungen übersehen oder gar beabsichtigt hätte, daß er mit seinem schlichten, nüchternen Bericht an seine Akademie über gewisse Beobachtungen des Saftes der verschiedenen Pflanzen und deren chemische Darstellung und Weiterverarbeitung sozusagen das Gründungsprotokoll für eine Weltindustrie aufzeichnete und daß diese seine Schrift Milliarden durch eine ferne Zukunft vieler Länder rollen lassen würde.

Die Patentschrift einer Weltindustrie

Der Berliner Professor Andreas Sigismund Marggraf war dennoch ein kluger Mann. Er hatte wohl bedacht, was seine Entdeckung für seine Zeit bedeuten konnte. Mit einer uns, die wir wissen, was seine Schrift bewirkte, seltsam anmutenden Gelassenheit zeichnete er seinen Bericht auf: „So kam ich gelegentlich auf den Gedanken, auch die Theile von Pflanzengattungen, welche einen süßen Geschmack haben, zu untersuchen, und nach darüber angestellten mannigfachen Versuchen fand ich, daß einige dieser Pflanzen nicht nur einen dem Zucker ähnlichen Stoff, sondern sogar wirklichen Zucker, der dem bekannten aus Zuckerrohr gewonnenen genau gleicht, enthalten. Diese von mir einer chemischen Analyse in der Absicht unterworfenen Pflanzen, um aus deren Wurzeln Zucker zu ziehen, und in welchen ich wirklich Zucker gefunden habe, sind nun keine fremden, sondern in unseren Gegenden sowohl als in anderen in

großer Menge wachsenden gebräuchlichen Pflanzen, die auf einem mittelmäßig guten Boden gedeihen und auch nicht einer besonders großen Cultur bedürfen. Solche sind 1. der weiße Mangold, 2. die Zuckerwurzeln, 3. der Rübenmangold, die Runkelrübe oder der rothe Mangold . . ." Dann aber heißt es weiter in Marggrafs Bericht: „Welche öconomischen Vortheile man aus diesen Untersuchungen ziehen könnte.... Der arme Landmann könnte statt des theuren Zuckers oder schlechten Syrups unseren Pflanzenzucker gebrauchen.... Aus den hier dargelegten Versuchen geht außerdem klar hervor, daß dieses süße Salz in unseren Gegenden bereitet werden kann, gerade so wie da, wo das Zuckerrohr wächst."

In welcher Weise die hochgelehrten Mitglieder der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin Anno 1747 zu dieser kleinen Schrift des Professor Marggraf Stellung genommen haben, die wirtschaftspolitisch wie wissenschaftlich von unabsehbarer Bedeutung war, ist uns nicht überliefert. Es ist auch keinerlei Zeugnis darüber bekannt, ob der geniale Berliner Professor und Erfinder später über die Engstirnigkeit seiner Mitmenschen und Kollegen verzweifelt oder ob er über anderen Arbeiten später diese größte wissenschaftliche Leistung seines Lebens nicht weiter verfolgt hat. Jedenfalls hat erst unter seinem Schüler und Nachfolger im Amt, Franz Carl Achard, die Erfindung des Rübenzuckers sich die Welt erobert.

Bis dahin verging jedoch, von dem Datum der „Patentschrift" des Rübenzuckers im Jahre 1747 an gerechnet, beinahe ein halbes Jahrhundert. Derweil kauften die Wohlhabenderen den teuren Rohrzucker, der aus den tropischen Besitzungen der Kolonialmächte auf weiten Seewegen nach Europa kam, und derweil süßten die wirtschaftlich weniger gutgestellten Leute ihre Speisen mit selbstgekochtem Syrup, wie es seit alters Brauch gewesen war. Und jedermann mag dies so für selbstverständlich und unabänderlich gehalten haben. Nur der Akademiedirektor, Franz Carl Achard, der Nachfolger des alten Marggraf, strebte über den Alltag hinaus. Sein Verdienst ist es, aus der genialen theoretischen Idee Marggrafs erst eine weltwirtschaftliche Tat der Wissenschaft geschaffen zu haben. Er wurde der deutsche Pionier des europäischen Zuckers.

Pflanzenzüchtung hilft der Chemie

Achard begriff nicht nur die Bedeutung der wissenschaftlichen Feststellung seines Vorgängers, er erkannte auch, daß er für die praktische Auswertung des Marggrafschen chemischen Zuckererzeugungs-Verfahrens überhaupt erst einmal den hierfür notwendigen heimischen Rohstoff, nämlich die am besten zuckerhaltigen Rüben als Herstellungsgrundlage finden oder schaffen, also züchten mußte. Und so wurde der Chemiker Achard Pflanzenzüchter. Achard besaß in Caulsdorf nahe bei Berlin ein kleines Gut. Hier begann der 33jährige 1786 in der Stille mit seinen Versuchen als Pflanzenzüchter, um den Zuckergehalt der Rüben so zu steigern, wie es für sein Ziel der einheimischen Zuckererzeugung notwendig war.

Es sind keine Unterlagen darüber erhalten geblieben, wie Achard im einzelnen bei seiner Arbeit vorgegangen ist, von welchen Gutsnachbarn oder fremden Betrieben er sich immer neues Rübenpflanzenmaterial beschafft haben mag, bis er allmählich ihm geeignet scheinende Pflanzen aussonderte, mit denen sich weitere Versuche lohnten. Es ging ihm um die Erprobung von Rüben, die nicht nur reich an Zuckerstoff, sondern zugleich arm an anderen Bestandteilen waren, die den Zuckerstoff verunreinigten oder etwa die Zuckerabscheidung aus dem Pflanzensaft erschwerten. Unzählige Male wird Achard die Rübenstecklinge, die er sich beschaffte, auf den Versuchsparzellen seiner Caulsdorfer Felder angebaut haben, bald mit gutem, bald mit entmutigendem Ergebnis, bald froh und hoffnungsvoll, bald enttäuscht und beinahe hoffnungslos, wird er den Gehalt des süßen Salzes der Rüben überlegt, wird er jede Bearbeitungsmöglichkeit des ja von Feld zu Feld andersartigen Bodens auszunutzen versucht haben. Zum ersten Male traf ihn in Caulsdorf ein Brandunglück. Die Hofgebäude, Laboratorium und Lagerkeller mit allem mühselig gewonnenen wissenschaftlichen und züchterischen Material fielen der Feuersbrunst zum Opfer.

Achard ließ sich nicht entmutigen, er war unglaublich zähe, ein von seiner Idee Besessener. Er verlegte seinen Versuchsbetrieb auf ein anderes Gut nahe Berlin, nach Französisch-Buchholz. Er hatte durch seine hohe Stellung in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin ein gutes Einkommen. So war es ihm möglich, durch viele Jahre hindurch seine privaten Experimente um den Rübenzucker durchzuführen. Zwölf Jahre lang hat er seine Versuche betrieben. Dann erst glaubte er, weit genug gekommen zu sein, um nun auch den Staat, den König, für seine Arbeit zu interessieren.

Achards „Devisensparplan" von 1799

Am 11. Januar 1799 richtete Achard an den König Friedrich Wilhelm III., den trockenen, hausväterlichen Gemahl der temperamentvollen Königin Luise, „aus heißer Liebe für das preußische Vaterland, um einen neuen Zweig Europäischer Industrie zu schaffen", eine Immediat-Vorstellung. Er übermittelte dem König einwandfreie Gutachten über das Züchtungsergebnis seiner Rüben, über ihre nunmehrige chemische Eignung zur Zuckerfabrikation, über ihre erfolgreiche Verarbeitung in einer Berliner Siederei und er lieferte zugleich Rübenproben, kleine Mengen des ersten Zuckers, der nach seinem Verfahren gewonnen war, und sogar Modelle von neuen Ackergeräten zur Rübenpflege und von Maschinen für die Verarbeitung in den neuartigen Fabriken, die nun endlich, mehr als sechzig Jahre nach der Marggrafschen Erfindung, entstehen sollten. Der Staat konnte, so wies Achard dem König nach, nach seinem neuen Verfahren alljährlich viele Millionen „Devisen" ersparen, die sonst für den Rohrzucker-Ankauf ins Ausland gezahlt wurden. Er stellte darüber hinaus die stolze Behauptung auf, daß das neue Verfahren einen neuen lohnenden Erwerbszweig für Industrie und Landwirtschaft ergeben würde. Unter dieser Voraus-

setzung bat er, ihm ein Zuckerprivileg für zehn Jahre zu bewilligen und ihm für die nun beginnenden Versuchsarbeiten im großen ein geeignetes Gut zu überlassen.

Es stellt der Verwaltung im wirklich preußischen Sinne ein glänzendes Zeugnis aus, daß nur vier Tage vergingen, bis ein persönlicher Befehl der höchsten Verwaltungsstelle des Staates, des Königs, an das Regierungs-General-Direktorium erging, nach dem umfassende Zuckerrüben-Anbauversuche auf geeigneten Feldern aller Staatsdomänen auf Kosten des Königs angeordnet wurden. Außerdem wurde Achard eine königliche Belohnung versprochen, falls sich der Nutzen seiner Erfindung „als von der höchsten Wichtigkeit" bestätigen sollte. Zu diesem klugen Entschluß der Förderung Achards veranlaßten den König weniger staatspolitische Erwägungen als seine hausväterliche Einstellung. Friedrich Wilhelm III. war ein vorsorglicher Landwirt, man ist versucht zu sagen, im bäuerlichen Sinne. Seine Güter waren Musterbetriebe mit hohen Ernten. Auch die Probleme der Wirtschaftspolitik seines Staates sah dieser Mann ähnlich an, wie er etwa das wirtschaftliche Gefüge der einzelnen Arbeitszweige auf seinem Gute Paretz betrachtete und ordnete. Wenn er sich der Achardschen Denkschrift so rasch erschloß, so dürfte dabei an erster Stelle wohl seine agrarpolitische Einstellung entscheidend gewesen sein, sein hausväterliches Ziel, die Speisekammer zuverlässig aus den Früchten des eigenen Landes, also auch des eigenen Staates, zu versorgen.

Der erste deutsche Zucker!

Elf Tage nach der Achardschen Eingabe an den König, am 22. Januar 1799, war bereits eine Königliche Komission zur Förderung und Ueberwachung der neuen Versuche im großen eingesetzt. Dem unermüdlichen Achard war nun die hoffnungsreichste Zeit seines Lebens beschieden. Er schrieb Broschüren über die Grundsätze der Zuckergewinnung und über die richtige Kultur der Rüben als Grundlage für eine glückliche Entwicklung der neuen Industrie und er begann in den verschiedensten Provinzen mit der Arbeit im großen auf lohnenden Versuchsfeldern. Er setzte wenige Monate später den Entschluß zum Bau der ersten Versuchs-Rübenzuckerfabrik in Alvensleben durch, dessen Ausführung dann allerdings doch scheiterte. Rund zwei Jahre später, am 1. April 1801, konnte er dennoch über die Erzeugung der ersten größeren Menge von 1600 Pfund Rohzucker aus rein deutscher Erzeugung berichten. Durch Bereitstellung von königlichen Geldern kaufte Achard im gleichen Jahre 1801 das Gut Cunern für seine immer umfangreicher werdende Arbeit und schon ein Jahr später konnte er weiter melden, daß seine, die erste Rübenzuckerfabrik der Welt, in Betrieb genommen sei.

Zwölf Jahre lang hatte Achard in der Stille gearbeitet, nun wurde er überraschend schnell ein weltberühmter Mann. Zeitungen und gelehrte Schriften in allen Kulturstaaten schrieben über ihn und sein Lebenswerk. Im Schatten seines Ruhmes wurde

Achard allerdings durch unzählige Kleinigkeiten „nebenher“ geärgert und auch in seinem Erfolg gehemmt. Denn jetzt erst, bei den Versuchen im großen, erwiesen sich auch Dummheit und Ungeschicklichkeit der Menschen im großen; ganz zu schweigen von der „Tücke des Objekts“ der Zuckerrüben und der Zuckerfabrikmaschinen, mit denen ja erst einmal vielerlei Erfahrungen gewonnen werden mußten, bis man sich auf diesem für jedermann neuen Arbeitsgebiet allmählich zurecht fand. Drei Jahre lang war Achard „ein Mann, von dem man spricht“. Dann wurde es still um ihn. Napoleon, der Störenfried Europas, beschäftigte, erregte die Gemüter. Die für Deutschland, an erster Stelle auch für Preußen furchtbaren Ereignisse der napoleonischen Zeit nahmen ihren Lauf. Der König hielt Achard die Treue bis in die unglücklichsten Jahre seines Lebens, als die preußische Macht zerbrochen, als Preußen von Franzosen besetzt und der König nicht mehr Herr im Staat war, als das Land unter den ungeheuerlichen Fronsteuern für die Franzosen in unbeschreibliche Not geriet.

Tragödie um die deutsche Welterfindung

Achard arbeitete in der Stille weiter. Seine Zähigkeit hielt ihn in der unerträglich gewordenen Zeit aufrecht. Er war ein Mann von 57 Jahren, als ihn der schwerste Schlag seines Lebens traf. In der größten Elendszeit Preußens, als jedermann glücklich war, wenn er nur gerade durchhalten konnte, im Winter von 1809 auf 1810 brannte Achards erste Rübenzuckerfabrik der Welt ab. In einem Bericht des Preußischen Ministers des Innern und der Finanzen von 1810, dem Unglücksjahr Achards, steht zwar zu lesen, „daß alle Nachrichten damit übereinstimmen, daß die Fabrication jetzt wirklich mit Vortheil betrieben werde ... und daß noch bey viel niedrigeren Zuckerpreisen dieselbe sich werde erhalten können“. Aber was half Achard dies glänzende Zeugnis der nüchternen Staatsbeamten. In dem, wie er damals glauben mußte, hoffnungslos verarmten Lande konnte er niemals von sich aus das Geld für einen neuen Fabrikbau aufbringen und er konnte ebensowenig erwarten, daß ihm der hilflos gewordene Staat helfen könnte.

25 Jahre lang hatte Achard der Idee gelebt, den Rohrzucker, die Frucht der reichsten tropischen Landschaften, durch Zucker aus scheinbar armseligen Rüben zu ersetzen. Der alternde Mann mußte sich nun damit begnügen, statt selbst weiter etwas zu leisten, Aufsätze darüber zu schreiben, was andere mit seinem Zuckerrübenverfahren erreichen könnten, und es blieb ihm sonst nur der Ausweg, in der praktischen Lehranstalt seines Gutes Cunern den Nachwuchs zu schulen, der später einmal unter günstigeren Verhältnissen seine Arbeit fortsetzen könnte. In dieser für die Rübenzucker-Erfindung hoffnungslos scheinenden Zeit leistete sich das Schicksal den Spaß, Napoleon aus dem deutschen Lebenswerk Achards eine Waffe gegen England schmieden zu lassen, deren Bedeutung in der ganzen Welt wirtschaftlich bald spürbar werden sollte.

In Frankreich hatte man schon 1802, drei Jahre nach Achards Aufsehen erregender Schrift an den preußischen König, von dieser deutschen Welterfindung gehört und sofort war eine Kommission von französischen Gelehrten zusammengetreten, die sich mit dem Marggraf-Achardschen Zuckerrübenverfahren beschäftigte, es jedoch schließlich ablehnte und gar bespöttelte, weil die französischen Chemiker das deutsche Verfahren nicht mit Erfolg anzuwenden verstanden. Sechs Jahre später, 1808, lobte die französische Regierung, angeregt durch Achards Erfolge in Preußen, hohe Preise für die Erfindung und Verbesserung maschineller Einrichtungen für die Rübenzuckergewinnung aus. Aber erst beinahe genau zur gleichen Zeit, als Achards Zuckerfabrik in Cunern abbrannte, als sein Lebenswerk zerbrochen schien, wurden in Frankreich die Versuche zur Zuckergewinnung aus Rüben nach dem deutschen Verfahren von den ersten Erfolgen gekrönt. In dem verarmten, zu Boden gedrückten Preußen konnte Achard keine wirksame Staatsunterstützung erwarten. Das reiche, damals auf dem Höhepunkt seiner Macht stehende Frankreich Napoleons vermochte die deutsche Erfindung mit einem Schlage zu einem weltwirksamen Sieg zu bringen. Das kühne, erbarmungslose Spiel der gegeneinander kämpfenden Weltmächte England und Frankreich bewirkte diesen Sieg.

Zucker als Waffe im Machtkampf der Welt

Napoleons großes Ziel war es, die Macht, den Reichtum, also den Welthandel seines Todfeindes England zu vernichten. Auch seine Agrarpolitik, soweit man von einer solchen sprechen kann, war diesem mit Leidenschaft, ja, mit Wut angestrebten Lebensziel untergeordnet. Überall in Europa verbrauchte man Waren aus den englischen Kolonien, auch Zucker aus Zuckerrohr. Um den britischen Welthandel an seiner empfindlichsten Stelle zu treffen, ordnete Napoleon die Kontinentalsperre an, schloß er allmählich alle seinem Machtspruch erreichbaren europäischen Häfen gegen die englischen Waren ab, verteuerte er sie durch Schutzzölle, bis ihre Preise unerschwinglich waren. Die deutsche Erfindung des Rübenzuckers bot ihm nun unerwartet ein neues, unvergleichlich wirksames Mittel zu einem gefährlichen Schlag gegen England.

Obwohl die erste große Zuckerverordnung Napoleons das Datum vom 25. März 1811 trägt, ist es denkbar, daß Napoleon den letzten Anstoß zu seinem Entschluß, eine französische Zuckerindustrie nach dem deutschen Verfahren zu schaffen, durch die Nachrichten erhielt, die von der französischen Staatszeitung, dem „Journal de l'Empire", am 11. April 1811 veröffentlicht wurden. Da stand gedruckt, zum Beweis der menschlichen Tragik des unbestechlich ehrenhaften Achard, aber auch zum Beweis der weltwirtschaftlichen Bedeutung seines Lebenswerkes, dessen Gefährlichkeit für eine ihrer Welthandelswaren die Engländer abwehren wollten: „Unter dem Schleier der Anonymität wurde Herrn Achard zuerst im Jahre 1800 eine Summe

von 50 000 Thalern, dann im Jahre 1802 eine solche von 200 000 Thalern angeboten, wenn er ein Werk veröffentlichen wollte, in welchem er gesteht, daß sein Enthusiasmus für die Rübenzuckerfabrikation ihn getäuscht habe . . . daß der Rübenzucker den Rohrzucker nicht zu ersetzen vermöge."

Mit der ihm eigenen Kühnheit und Rücksichtslosigkeit nutzte Napoleon die ihm durch das Glück gebotene Waffe, die der unglückliche Achard geschmiedet hatte. Am 25. März 1811 erging sein erster Zuckerbefehl; er ordnete die Begründung von sechs Versuchsschulen für einen ordnungsgemäßen Zuckerrübenanbau sowie zur verbesserten Zuckergewinnung an und er stellte sofort einen Sonderfonds von einer Million Francs dafür bereit. Der Einsatz so großer Staatsmittel wirkte sich rasch aus. Schon das erste französische Zuckerrüben-Anbaujahr 1811 erbrachte eine Ernte von 6800 Hektar für vierzig Fabriken. Wirkt es nicht wie ein Spaß des Schicksals, daß der Preuße Achard, der deutsche Pionier der Welterfindung, sich in Cunern unter hoffnungslos scheinenden Bedingungen um die Rettung seines Lebenswerkes mühte, während der Siegeszug seiner Idee in Frankreich mit einer atemraubenden Schnelligkeit vonstatten ging?

Napoleon schafft eine neue Industrie

Aus der ersten französischen Zuckerrübenernte stellte der französische Chemiker Benjamin Delessert, dank verschiedenen Verbesserungen bei der industriellen Verarbeitung, die ihm Versuche größten Ausmaßes ermöglichten, am 2. Januar 1812 die erste nennenswerte Menge von französischem einheimischem Zucker her. Der neue Zucker unterschied sich beinahe in nichts mehr von dem besten Rohrzucker aus britischen Kolonien. Der Erfolg wurde Napoleon gemeldet. Der Kaiser besuchte Delesserts Laboratorium in Passy. Er überzeugte sich davon, daß der „Ersatz-Rohstoff" aus Rüben dem „Ur-Rohstoff" aus Zuckerrohr gleichwertig war, und am gleichen Tage ernannte er den Chemiker Delessert zum Ritter der Ehrenlegion, diktierte er sein berühmtes Zuckerrübendekret vom 15. Januar 1812, das agrarpolitisch das Gesicht Frankreichs veränderte und eine entscheidende Bedeutung für die Weltwirtschaft erhielt.

Um zu erreichen, daß Frankreich Selbstversorger mit Zucker wurde, daß die dafür erforderlichen 100 000 Morgen Zuckerrüben angebaut, aber auch die für die Verarbeitung der Ernte notwendigen Fabriken errichtet werden konnten, ordnete Napoleon Maßnahmen an, die die Unternehmungslust Unzähliger wachrufen mußten. Er stellte praktisch unbegrenzte Millionenbeträge zur Verfügung und legte die Zahl der alten und neuen Zuckerfabriken auf 500 fest, von denen jede eine Erzeugungsmindestmenge schon im nächsten Ernteverarbeitungsjahr zu liefern hatte, und zwar gegen Steuerfreiheit für vier Jahre, während für jede Mehrleistung weitere Steuerfreiheit ausgelobt wurde. Zum Vorbild für die aus dem Boden zu stampfende Industrie errichtete er eine Kronfabrik und vier königliche Fabriken. Weiter versprach er, um rasch genug

einen Stamm von Fachleuten heranzuziehen, 100 „Zuckerschülern", die nachwiesen, daß sie einen vollen Lehrgang als Zuckerschüler besucht hatten, je tausend Francs Belohnung.

Wieviel Napoleon mit diesem Dekret erreichte, beweisen die Berichte der Statistik, die meldet, daß in Frankreich zwei Jahre später bereits 200 Rübenzuckerfabriken rund 7 Millionen Pfund Rohzucker herstellten, der die Einfuhr einer entsprechenden Menge englischen Kolonialzuckers überflüssig machte; beweisen noch deutlicher die Klagen der Amerikaner bei der Betrachtung ihrer damals zu ihrer Betrübnis sich überraschend verändernden Handelsbilanz. Die Amerikaner hatten bislang bei dem gewaltigen Machtkampf zwischen Napoleon und dem britischen Weltreich das „klassische Geschäft" der Neutralen als lachende Dritte gemacht. Den englischen Schiffen waren durch Napoleons rücksichtsloses Vorgehen die meisten europäischen Häfen versperrt. Folglich hatten die USA-Leute, deren Flagge Napoleon achten mußte, sich mit den Briten zur gegenseitigen Geldtaschenfüllung darüber geeinigt, daß man ganz einfach alle Kolonialwaren insgeheim für den europäischen Kontinent umfrachtete und sie dann ganz schlicht und harmlos unter der neutralen USA-Flagge doch in die gesperrten Häfen brachte — wohlgemerkt, sofern Schmuggelgeschäfte, je nach dem Stande der französischen Steuerpolitik, nicht doch lohnender waren. Noch 1807 hatten die USA-Leute an 143 Millionen Pfund Zucker ihr Geschäft gemacht. Dann störten zwar die französischen Zöllner die Freude an ihrer erfolgreichen Schlauheit, immerhin waren es auch 1810, bevor Rübenzucker in nennenswerten Mengen hergestellt wurde, noch 47 Millionen Pfund, über deren Zuckerberg der Dollar rollte. Aber 1813, im ersten großen Jahr des Rübenzucker-Erfolges, lieferten die amerikanischen Schiffe nur noch 7 Millionen Pfund Zucker an alle gesperrten Häfen Europas!

Der Rechenstift beginnt die Arbeit

Das Weltgeschehen beendete auch diesen Abschnitt eines scheinbar hemmungslosen Sieges in der Weltwirtschaft so überraschend, wie es ihn begonnen hatte. Es warf in jener Zeit nicht nur den schlichten Bürgersmann aus seiner Bahn, und wenn er noch so zäh einer erfolgreichen Idee diente wie beispielsweise der Rübenzuckerpionier Achard; es machte selbst einen Napoleon zu seinem Spielball. Napoleon hatte eine Großindustrie der Landwirtschaft aus dem Boden gestampft. Drei Jahre später galt auch für ihn das tragische Wort „Wenn". Er schrieb als einsamer Verbannter auf der menschenfernen Insel St. Helena: Wenn ... „wenn ich nicht gestürzt wäre, hätte ich die Richtung des Welthandels und der Weltindustrie verändert"; er hätte es dann vollbracht, vielerlei Erzeugnisse der Kolonien durch gleichwertige europäische Rohstoffe oder Waren zu ersetzen. Inzwischen jedoch war sein Machtgebäude in den Befreiungskriegen zusammengestürzt, waren seine Verordnungen außer Kraft gesetzt worden. Auch für die französische Rübenzuckerindustrie war eine Schicksalsstunde

gekommen. Nun mußte es sich entscheiden, ob der Rübenzucker wirtschaftlich lebensfähig war, auch wenn der hohe Zollschutz nicht mehr bestand.'

Ein neues Zeitalter begann, nachdem der napoleonische Schrecken Europas überwunden war. Die Jahre der großen Bedrückung, der großen Siege verklangen. Der Alltag, dessen Gesicht der Rechenstift im Hauptbuch der Kaufleute, in den Akten der Beamten, in den Berichtslisten der normalen Arbeit zeichnet, hatte sein Recht zurückgewonnen. Im nüchternen Alltag erwies sich, daß der Rübenzucker tatsächlich Lebensrecht besaß, denn er war gleich gut und gleich preiswert wie der Rohrzucker. In Frankreich blieben nach dem Wirtschaftszusammenbruch, der der napoleonischen Zeit folgte, die gesunden Rübenzuckerfabriken bestehen. In Deutschland dehnten sich allmählich die Zuckerrübenfelder so aus, wie Marggraf und Achard es Jahrzehnte zuvor geplant und angestrebt hatten. Zu Beginn dieser friedlichen Entwicklung starb Achard 1821 in Cunern. Nur der Kreis seiner Zuckerschüler scheint noch bedacht zu haben, was seine Lebensarbeit bewirkt hatte, daß es ihm zu verdanken war, wenn nun die verhältnismäßig armen Böden unseres kargen nordischen Klimas mit neuen Ernten gleichwertig neben den reichsten Fruchtböden der sonnengesegneten Tropen standen.

Die Zuckerrüben Achards waren geheimnisvolle Früchte. Es zeigte sich bald, daß sie mehr Reichtum schenkten als nur Zucker. Von Jahr zu Jahr bewies der neue Betriebszweig der Landwirtschaft sichtbarer sein eigenwilliges Lebensgesetz. Die Zuckerrübenfelder forderten mehr Arbeitsgänge eines größeren Aufgebotes an Menschenkraft. Sie gelangten dadurch aber auch in eine unvergleichlich höhere Bodenkultur als je zuvor, die im Fruchtwechsel danach natürlich auch den Ernten anderer Früchte zugute kam. Das Erfordernis größerer Arbeitsleistung führte dazu, daß die Zuckeranbaugebiete mit Stammarbeitern dichter besiedelt wurden. Daneben benötigten die Betriebe nun aber auch noch vom Frühjahr bis zum Herbst „Sachsengänger", Wanderarbeiter, die zunächst fast ausschließlich aus anderen, vielfach bereits gar zu dicht besiedelten deutschen Gebieten stammten und ihren ersparten Lohn zum Nutzen ihrer Heimat als Zuckersegen nun auch in neue Landschaften brachten. Wirtschaftlich ebenso wichtig wurden die „oberirdischen" Abfallerzeugnisse des neuen Wirtschaftszweiges, der ja nur die unterirdische Frucht verarbeitete. Da gab es ungeheure Mengen der breiten saftigen Blätter der Zuckerrüben und damit ein Viehfutter in Massen, wie man es bisher noch nicht erlebt hatte. Gleich wertvoll waren die „unterirdischen" Abfallerzeugnisse der neuen Fabriken, die ja nur einen Teil der Rüben zu ihrem Edelprodukt Zucker auswerteten und es rasch lernten, aus dem Zuckerabfall nach billigem Verfahren etwa als Zuckerschnitzel ein vollwertiges Futter zu liefern, das wiederum eine Vermehrung der Viehherden gestattete. Um diese neuen Futtermengen auszunutzen, füllten sich die Ställe bald überall mit mehr Vieh, wuchsen jedoch auch unzählige Neubauten empor, an denen Handwerker und Arbeiter gutes Geld verdienten.

Trotz dieser günstigen Voraussetzungen für ihre Betriebe hätten die ersten deutschen Zuckerbarone vor Sorgen das Schlafen verlernen können, wenn ihnen nicht die politische Entwicklung in Deutschland zugute gekommen wäre. In der Alltagszeit des neuen Jahrhunderts bekamen sie allerdings von der Regierung eigentlich nur gegen deren Willen Unterstützung. Denn an die nüchterne agrarpolitische Ueberlegung, daß der Rübenzucker „Devisen sparte", weil er als vollwertiger einheimischer Rohstoff den fremdländischen Rohrzucker ersetzte, also dem Staat auf einem wichtigen Versorgungsgebiet die „Nahrungsfreiheit" schenkte, dachte man damals nicht. Noch fühlte „man" sich als Weltbürger, noch galt nationales Denken vielfach nur als ein persönlich edles Gefühl und nicht etwa als eine politische Haltung, die auch zu Leistungen verpflichtete. Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß einerseits solches Weltbürgerdenken über die bisher bestehenden lästigen Grenzen hinaus, andererseits — weit wirksamer noch — das durch die Befreiungskriege wachgewordene deutsche Fühlen des Volkes dem gleichen Ziel zustrebten, daß die Schlagbäume der Zöllner zwischen den einzelnen deutschen Staaten sinken sollten.

Allmählich, in einer Jahrzehnte beanspruchenden Entwicklung fielen durch die Zollvereinbarungen zwischen den deutschen Staaten die bisherigen unnatürlichen, jede gesunde wirtschaftliche Entwicklung hemmenden Zollgrenzen fort. Welche Kraft dann aus den nebeneinander aufblühenden deutschen Landschaften hervorströmte, beweisen die Leistungen der jungen deutschen Zuckerindustrie. Zwanzig Jahre nach den Befreiungskriegen, in der Zucker-„Kampagne" 1836/37 hatten erst rund hundert Fabriken 1400 t Rohzucker hergestellt, 1850 waren es nahezu 200 Fabriken, während der Zuckerkampagne 1870/71, im Reichsgründungsjahr, arbeiteten rund 300 Fabriken und 1890 stellten 400 Fabriken 1,3 Millionen t Rohzucker her.

„Ersatzstoff" besiegt den „Ur-Rohstoff"

1900, hundert Jahre nach der Achardschen Denkschrift, in der er den Rübenzucker zum Wettbewerb mit dem scheinbar unbesiegbaren Rohrzucker anmeldete, berichtete die Weltstatistik schließlich, daß der Rohrzucker nicht einmal mehr ein Drittel des Zuckerverbrauchs in der ganzen Welt bestreite, sondern zu 70 vH. der „Ersatz-Rohstoff" nach dem Verfahren des solange vom Unglück verfolgten Marggrafschülers Achard, dem die Welthändler des Rohrzuckers, die Engländer, einst ein Vermögen geboten hatten, wenn er nur ein „Bekenntnis" schreiben wollte, daß durch sein Verfahren der Rohrzucker niemals ersetzt werden könnte. Wie war es möglich geworden, daß der deutsche Ersatz-Rohstoff den eigentlichen Ur-Rohstoff so vernichtend auf den Weltmärkten geschlagen hatte?

Auch der Rohrzucker hatte einen in seinem geschichtlichen Verlauf überraschenden Wirtschaftsweg zurückgelegt. Die Heimat des Rübenzuckers war das chemische Laboratorium. Als Ursprungsland des Rohrzuckers gelten die dunstig-feuchten, sonnen-

übergluteten Niederungen des heiligen indischen Stromes Ganges. Im Euphratgebiet lernten dann vor etwa anderthalb Jahrtausenden die Araber den Rohrzucker kennen. Als leidenschaftliche Süßigkeitsliebhaber brachten sie ihn auf ihren Kriegszügen, die eine neue Weltmacht begründeten, nach Kleinasien, Aegypten und Nordafrika, nach Spanien und Sizilien. Im 12. Jahrhundert, so berichten arabische Chronisten, lag an Stelle der heutigen Baumwollfelder ein „Meer von Zuckerrohr" um Kairo. Die ersten Zuckerhändler Europas wurden die Venezianer und mancher Stein in den Palästen Venedigs ist wohl mit Zuckergold bezahlt worden, dessen Strom erst endete, als die Spanier und Portugiesen, dann aber auch Niederländer, Franzosen und Engländer den Rohrzucker aus dem Mittelmeergebiet in ihren neuentdeckten tropischen Kolonien einführten und als die Zuckerkultur am Mittelmeer den mittelalterlichen Kriegen und wirtschaftlichen Wirren zum Opfer fiel. Es lag nicht etwa an einer verminderten Güte des Rohrzuckers, daß in einem neuen Zeitalter der neu erfundene Rübenzucker ihn von den Weltmärkten verdrängen konnte. Ausschlaggebend für diesen Wirtschaftssieg war wohl die nüchterne planmäßige Arbeit der Nordeuropäer für den Ausbau der Rübenzuckergewinnung, während die Zuckerpflanzer in den reichen tropischen Kolonien träge geworden waren und nicht rasch genug die neuen technischen Mittel des immer klüger und überlegener arbeitenden Zeitalters zu nutzen verstanden, denn wieviel die Technik zu bewirken vermochte, lernten sie erst nach Jahrzehnten schwerer Verluste begreifen, und sie hatten auch dann noch einen harten Wettbewerbskampf durchzustehen, bis sie ihr Erzeugnis, den Rohrzucker, im Weltverbrauch wenigstens wieder gleichwertig neben den Ersatz-Rohstoff aus Zuckerrüben gestellt hatten.

An dem gewaltigen Aufschwung der Zuckerrübenindustrie in Deutschland hatte die beispiellose technische Vervollkommnung ein ebenso hohes Verdienst wie die politische Entwicklung zu einem geeinten Reich. Sie ließ durch die Eisenbahnen die Entfernungen in einer bis dahin beispiellosen Weise zusammenschrumpfen. Sie brachte die Menschen einander näher und übte dadurch einen gar nicht zu unterschätzenden Einfluß auch auf den politischen Zusammenschluß in Deutschland aus. Sie bescherte der Landwirtschaft verfeinerte Arbeitsgeräte vom Pflug bis zur Ernte- und Dreschmaschine. Allmählich veränderte sie so das Gesicht jeder Landschaft, jedes Hofes, jedes Arbeitsganges. In der jungen deutschen Zuckerindustrie vollbrachte sie es, daß im Jahre 1890 eine einzige Fabrik genau das Doppelte der Erzeugung leistete wie sämtliche 122 Fabriken von 1836 zusammengerechnet. Sie machte es möglich, daß die Fabriken für die Herstellung von einem Zentner Zucker nicht mehr 17, sondern nur noch 7 Zentner Rüben benötigten, und sie erreichte es durch immer feiner verbesserte Verfahren, daß von 1860 bis 1890 der Zuckerpreis auf ein Drittel, nämlich von 32 auf 10 Mark je Zentner fallen konnte, ohne daß auch nur ein einziger gesunder Industriebetrieb an einer so umwälzenden Preissenkung zugrunde ging. Die Technik entdeckte beispielsweise schließlich aber auch noch im Zucker einen wichtigen Bestandteil für die

Sprengstofferzeugung und verursachte dadurch im Weltkrieg eine Zuckerknappheit, die andernfalls nicht eingetreten wäre.

Futter aus süßem Salz

Ueberlegt man alle Geschehnisse um diese unscheinbaren Rüben, deren „süßes Salz" der Berliner Professor Marggraf in seiner Studierstube entdeckte, deren Ernten in den Kontoren der Welthandelsfirmen wie in Ministerkonferenzen zu gewaltigen Machtkämpfen Anlaß gaben, so scheint man nicht viel von agrarpolitischen Erwägungen zu finden. Nur gelegentlich der Entdeckung und Ausarbeitung der deutschen Welterfindung und außerdem in den Kriegsjahren 1914/18 haben agrarpolitische Gedankengänge eine bedeutungsvolle Rolle gespielt. Erst in den letzten Jahren hat der Agrarpolitiker begonnen, der deutschen Zuckererzeugung seinerseits den Weg, und zwar eine neue Entwicklungsrichtung vorzuschreiben. Bis dahin war es erreicht, daß der Zucker, einst nur eine in Apotheken käufliche Delikatesse für Wohlhabende, zu einem Volksnahrungsmittel wurde. Erst der Agrarpolitiker, der die Nahrungsfreiheit seines Volkes von einer überlegenen Warte aus in nüchternen Zahlen abwägt, fand das neue Ziel, aus dem Lebensmittel zugleich auch — Viehfutter zu gewinnen. Er ermutigte die Fabriken zu Versuchen, die Menge der „Abfälle", der Nebenerzeugnisse zu vermehren, um Massenmengen eines hochwertigen, für eine lange schadensfreie Lagerung geeigneten und doch preiswerten Eiweißfutters zu erhalten. Er veranlaßte die Saatzüchter und die Techniker der Landwirtschaft zu neuen Unternehmungen, um auf einer geringeren Bestellfläche eine gleich hohe oder auf der gleichen Bestellfläche noch größere Ernten zu erreichen. Und so schließt sich in unserer Zeit der Ring der imposanten Entwicklung einer deutschen Welterfindung, indem nun aus dem staatsmännischen Denken einer umfassenden Agrarpolitik der letzte und wichtigste Abschnitt für eine neue Höchstleistung begonnen worden ist: das süße Salz soll neue Nährstoffe, Fett und Fleisch, schaffen.

„Die Landwirtschaft ist die erste aller Künste. Ohne sie gäbe es keine Kaufleute, Dichter und Philosophen."

Friedrich der Große

Hans Prehn-Dewitz:

„Armorica",
die letzte Heimat der Kelten auf dem Festlande

Immer wieder reizt es den Forscher und Volksfreund eines Volkes zu gedenken, das einst in Nachbarschaft und Verbundenheit mit unsern germanischen Vorfahren auf deutschem Boden die Jugendjahre seiner Entwicklung verbracht hat. Es ist das uralte Kulturvolk der Kelten, das heute nur noch auf den irischen Inseln und auf dem europäischen Festland in „Armorica", der jetzigen Bretagne, lebt.

In der Vorgeschichte Deutschlands und der Germanen kommt den Kelten eine ganz besondere Bedeutung zu. Einmal sind sie auf weiten Strecken des deutschen Bodens die Vorgänger unserer germanischen Vorfahren. Zum anderen haben die von ihnen ausgehenden starken Kultureinflüsse wahrscheinlich den kulturellen Aufbau der germanischen Nachbarstämme wenigstens mit beeinflußt.

Das erste Verbreitungsgebiet der Kelten wird von der Donau, dem Oberrhein, der oberen Elbe und den Karpaten begrenzt.

In den letzten sechs Jahrhunderten v. d. Ztw. kann man für diese Gebiete daher mit Recht von einer keltisch-germanischen Entwicklungszeit sprechen. Diese hält an, bis die Völker ihre großen Wanderungen beginnen. Schon um 400 v. d. Ztr. ziehen keltische Stämme vom Rhein an die Küste, um nach England und Irland überzusetzen. In jahrhundertelangem Kampfe stehen sie hier gegen die Urbevölkerung, bis sie die Sachsen zu Hilfe rufen, um das ganze Inselreich sich botmäßig zu machen. Allein die Angeln und Sachsen gewinnen unter ihren tatkräftigen Führern bald die Oberhand über die Kelten, setzen sich selbst in England fest und verdrängen ihre einstigen Bundesgenossen immer mehr aus ihren eigenen Gebieten.

Um die Wende des 4. und 5. Jahrhunderts n. d. Ztw. ist dieser Prozeß beendet, die Bretagne, „Armorica", die „Seeumspülte", wird zur letzten Zuflucht für die aus England flüchtenden Kelten.

Die letzten Kelten, der kärgliche Rest eines großen, ziemlich reinstämmigen Volkes, hat seine überkommenen Sitten und Gebräuche, seine Sprache und seine ewige Naturverbundenheit bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Dort, wo mit felsiger, wild zerklüfteter Küste die westlichen Kaps des europäischen Festlandes dem Weltmeer ein Bollwerk errichten, wo Finistère, das „Ende der Erde", einem gigantischen Kolosse gleich, aus dem Atlantik emporsteigt, liegt heute die letzte schmale Festlandsheimat eines Volkes, das einst so mächtig über Europas altem Boden

sich ausbreitete. Ein Wunderland aus Stein und Felsen, getürmt gleichsam gegen der Jahrhunderte Lauf, gibt „Armorica" den Kelten die Zuflucht, an der sie mit ihrer ganzen großen Liebe hängen. Heimattreue und Heimatglaube zeigen sich am hervorragendsten im keltischen Gemüt. Wo die alten Hünensteine sich in Kreisen und Geraden bauen, da ist der Kelte zu Hause. Sie erinnern ihn immer wieder an die große Vergangenheit seines Volkes, da die Druiden als Priester, Wahrsager und Dichter, aber nicht zuletzt auch als Führer im Kriege, den Kampf für ein freies Keltenland führten. Sie erinnern ihn an ein heiliges Brauchtum, das aus vordenklichen Zeiten überliefert, noch heute im Lande lebendig ist. Sie, die den Druiden vor Jahrtausenden zur Erforschung der Wahrheit dienten, sind auch jetzt noch die Zeugen seiner Feste.

Wenn in der Zeit der Sommermonate die großen Ablaßfeiern stattfinden, dann kommen die alten heidnischen Bräuche wieder zur Geltung. Zum Junifest versammelt sich das Volk bei den Druidensteinen. Die Jünglinge tragen an ihren Hüten grüne Aehren, die Mädchen am Busen Sträuße von Leinblüten, die sie bei ihrer Ankunft auf den Steinen niederlegen. Nach altem Glauben bleiben diese Sträuße so lange frisch, wie die Lebenden einander treu bleiben. Untreue macht sie schnell verwelken. Ein junger Bursch, der eine von blauen, grünen und weißen Bändern zusammengefügte Schleife trägt, ist der Patron des Festes. Blau, grün und weiß, die alten Farben der Druiden, stellen Friede, Treue und Reinheit dar.

In der Nacht lodern die Flammen zwischen den felsigen Steinen empor. Feierlich zieht man zwölfmal den Kreis um die alten Heiligtümer. Greise legen Ringe von Steinen und stellen Kessel auf, zu denen Kinder das Wasser tragen und mit Metallstückchen die Zukunft erfragen. Aus schwachen Rohrstäbchen zaubern sie dabei eine Art von Musik, zu deren Tönen alte Legenden gesungen werden.

Und wie beim Junifeste, so haben sich auch bei den Hochzeiten die alten Sitten erhalten. Gleich wie bei unseren Vorfahren, so spielt auch in „Armorica" der Brautwerber eine bedeutende Rolle. Wenn er von Brautmutter und Braut das Jawort erhalten hat, wird der Verspruch gefeiert und die Vorbereitungen zur Hochzeit beginnen. Der Brautwerber versieht jetzt das Amt des Hochzeitsbitters. In Gesellschaft eines der nächsten Verwandten des Bräutigams geht er von Haus zu Haus und sagt, nachdem er dreimal an die Tür geklopft hat, seine Einladung in Versen her. Im Hochzeitshaus erwartet er mit Brautvater und Braut den Bräutigam. Erscheint dieser, so übergibt er ihm einen Pferderiemen, den der Bräutigam durch den Gürtel seiner Braut zieht, als Zeichen der Bindung und des Besitzes. Der Brautvater legt die rechte Hand der Braut in die des Bräutigams und gibt ihnen die Ringe. Die Brautleute schwören einander auf Erden so eng vereint zu bleiben, wie der Ring mit dem Finger. Hierauf treten Braut und Bräutigam, Brautführer und die ganze Sippe vors Haus. Der Brautführer nimmt die Braut in die

Arme, hebt sie hinter dem Bräutigam aufs Pferd und im Galopp geht's nach der Kirche. Schon die alten Barden der Kelten feierten auf ähnliche Weise die Hochzeit und bis ins 14. Jahrhundert hatten sie das Recht, die Ehen gültig einzusegnen.

Am Tage nach der Hochzeit beginnt das Fest der Armen. In Scharen erscheinen die Bettler und Notleidenden. Hof und Tenne sind voll. Man bietet ihnen die Reste des Hochzeitsmahles. Zuletzt tanzt das junge Paar mit ihnen gemeinsam den Ehrentanz.

Uralt wie die Gebräuche in den Tagen des Frohsinns und der Lebensfreude, ist auch das Brauchtum in den Tagen der Trauer. Am Allerheiligenabend erfüllt die Menge den Kirchhof, um an den Gräbern der Toten in stiller Trauer ihre Andacht zu verrichten. Dabei gießt man Milch oder Wasser je nach dem Ortsgebrauch auf Grab und Leichenstein. Die ehrwürdige Sitte des Trankopfers scheint ihre Auferstehung zu feiern.

In dieser Nacht der Toten wird in keiner Haushaltung das Tischtuch vom Tische genommen, noch das Essen abgetragen, denn die Seelen der Hingeschiedenen kommen und nehmen ihren Teil. Auch das Feuer auf dem Herde wird nicht gelöscht; es dient den Verbliebenen als Wärmstatt.

Das Meer, das dräuende, wilde Meer ist der große Wohltäter „Armoricas" seit undenklichen Zeiten. Es schickt dem Lande die Feuchtigkeit — es schickt ihm im Golfstrom die milde Wärme —, es gibt ihm den Reichtum des Ackers. Noch immer wie vor vielen Hunderten von Jahren lebt der heutige Bretone der Küste vom Fischfang.

Bis nach Neufundland und Island zieht der keltische Fischer mit seinen schnellen kleinen Schiffen hinaus, um den Kabeljau zu fangen. Die Kelten Armoricas sind ein Volk der Seefahrer geblieben. Zähigkeit, Mut und Entsagung haben es gestählt, lebenskräftig gemacht und erhalten bis auf den heutigen Tag.

Und nun die Heimat dieses Volkes selbst. Landschaftlich ist wohl die Westküste des Finistère, der letzte Ausläufer des europäischen Festlandes vor dem Atlantik, als Meisterstück der Natur anzusprechen. Tief dringt das Meer zwischen den Kaps, die grandiosen Steinruinen gleich über die See hinausragen, ins Land. Zu Phantasiegebilden türmen sich die ziegelroten Felsen, die Riesenfäuste einst aufgetürmt zu haben scheinen. Je weiter sich die Küste nach Norden, dem Kanal zuwendet, um so zerklüfteter wird sie. Im Kap Frehel erreicht sie ihren Höhepunkt.

Die Südküste ist ein heiteres, sonniges Gestade, zwar nicht weniger grotesk in der Zerrissenheit seiner Felsen, aber anmutiger im ganzen, der rauhen Wildheit des Nordens entbehrend. Deutlich drückt sich dieser unterschiedliche Charakter der Landschaft in der altüberkommenen Tracht ihrer Bewohner aus. An der Westküste tragen die Männer blaue Jacken mit weißen Knöpfen, und die Frauen lassen

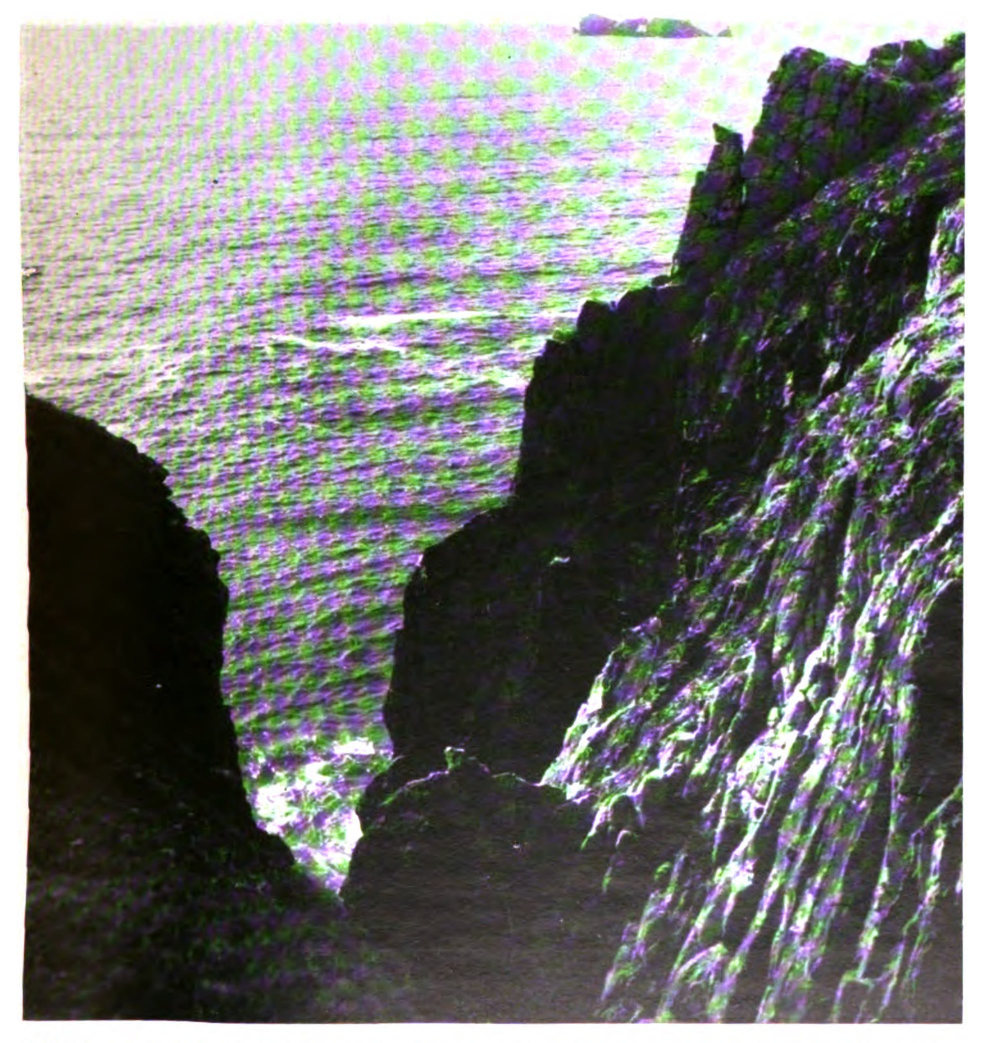


Bild 1. Kap Finistère in der Bretagne, der letzte Ausläufer des Festlandes in den Atlantischen Ozean

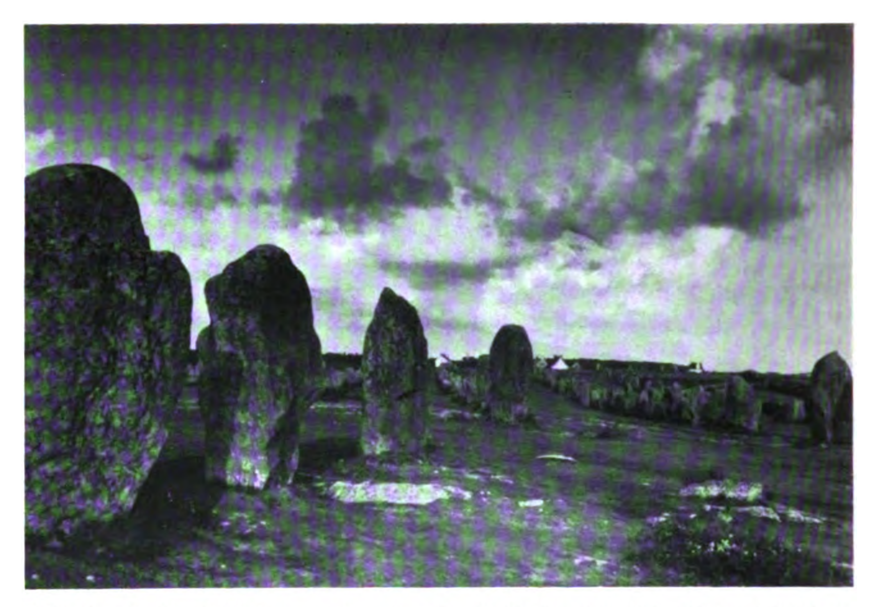


Bild 2. Die Druidensteine von Carnac. In elf Reihen sind diese Steine (Menhirs) aufgestellt, Zeugen aus heidnischer Vorzeit



Bild 3. Wächter der Bretagne. Das Schloß Fougères, ein großartiges Denkmal mittelalterlicher Festungsarchitektur



Bild 4. Die Nachfahren der Kelten sind ein Fischervolk seit altersher. Die Flotte der Thunfischfänger mehrt sich von Jahr zu Jahr



Bild 5. Am Kap Frehel an der Nordküste der Bretagne. Bis zu 72 m Höhe türmen sich die ziegelroten Felsen



Bild 6. Keltinnen in ihrer malerischen, durch die Jahrhunderte überkommenen Tracht



Bild 7. Frauentrachten von der Westküste. Die fein gearbeiteten Kopfhauben und die bis auf die Fersen reichenden Umhänge bilden den höchsten Schmuck der Frauen bei den Volksfesten

von ihren ägyptischen Isishauben bunte Seidenbänder flattern. Im Norden tragen die Frauen die Hummerschwanzhauben mit Scheren und tief herabhängendem Schwanz — steif und gewichtig, wie der Charakter ihres Landes. Im Süden werden die Trachten immer farbenfreudiger und bunter. Die Mieder zeigen üppige Goldwirkereien, Bischofsmützen bedecken die Häupter der Schönen, orangefarbene Stickereien zieren die Kleider. Eine Symphonie von Farben scheint hier den sonnigen, fröhlichen Charakter des Landes noch zu unterstreichen.

Im Innern des Landes löst sich die Strenge der Natur in Lieblichkeit auf. Aus dem alten Steinland an felsiger Küste wird eine grüne Idylle. Zwischen üppig belaubten Hügeln und prächtigen Baumalleen liegt Quimper, das Zentrum des südlichen Finistère, die Hauptstadt des Landes. Von Quimper gen Süden nach Vannes, der alten Feste, vor der einst Cäsars eroberungslustige Legionen lagen, bis gen Nantes an der Loire und wieder nach Norden und Osten, wo die mittelalterlichen Burgen von Vitre und Fougères als Wächter das Land beschützen, bis zum hohen Norden, wo St. Malo wie eine uneinnehmbare Festung auf hohem Granitfelsen thront —, das ist die Bretagne, das Land der Kelten, die letzte Zuflucht ihrer Rasse auf dem Kontinent.

Und nun die schönsten Überlieferungen — ihre ehrwürdigen, noch heute lebendigen Lieder. Wie Tacitus uns von den Germanen erzählt, so berichtet uns Titus Livius von den Kelten, daß sie mit Liedern in die Schlacht zogen. Ein solches Kampflied, gleich ausgezeichnet im Rhythmus wie in dichterischer Gestaltung, ist uns heute noch im keltischen Volksgesang erhalten. In deutscher Übertragung aber lautet es so:

„Voran, voran, voran zum Streit!
Komm Bruder, komm Vater, komm Sohn, seid bereit!
Kommt alle, ihr Männer voll Herzhaftigkeit!

Herz um Auge und Kopf um Hand,
Auf hohem Berg und in tiefem Land,
Flammen um Hitze und Schwert um Gewand!

Hengst um Stute und Stier um Rind,
Vater um Mutter und Mann um Kind.
Blut um Tränen und Herr um Gesind!

Und zwei für einen, so sei's getan,
Auf hohem Berg und auf tiefem Plan,
Bis ein Blutstrom rollt das Tal heran.

Und, wenn wir fallen im Kampfesmut,
So taufen wir uns mit eignem Blut
Und sterben im Herzen frohgemut.“

Und noch ein anderes Lied aus urdenklichen Zeiten aufklingend, das heute gleichfalls noch im keltischen Armorica gesungen wird, ist das Lied an die Sonne, sicherlich ein alter Schwerttanz, wie wir ihn noch auf sehr frühen keltischen Münzen abgebildet sehen.

Blut und Wein und Tanz,
Dir Sonnenglanz,
Blut und Wein und Tanz.
O Feuer, o Feuer, o Stahl, o Stahl!
O Feuer und Schwert!
O Eich, o Eich, o Flut, o Flut,
O Eich und Erd!

Tanz und Kriegsgesang
Und Schlachtendrang,
Tanz und Kriegsgesang!
O Feuer, o Feuer, o Stahl, o Stahl!
O Feuer und Schwert!
O Eich, o Eich, o Flut, o Flut,
O Eich und Erd!

Sang und Schwertertanz,
Im Kreis, im Kranz,
Sang und Schwertertanz!
O Feuer, o Feuer, o Stahl, o Stahl!
O Feuer und Schwert!
O Eich, o Eich, o Flut, o Flut,
O Eich und Erd!

Georg Kaspar:

Gemeineigentum an Grund und Boden in Aegypten als Beispiel orientalischer Wirtschaftsgesinnung

Südlich des Mittelländischen Meeres erstreckt sich von Marokko über Aegypten hinweg bis zum Irak und bis weit nach Indien hinein jener Raum, den Kulturhistoriker Orient nennen. Was die Völker zusammenhält, die diesen Raum bewohnen, was sie verbindet und was ihnen allen gemeinsam ist, ist der Islam. Und da der Islam nicht nur Religion ist, die ähnliche Aufgaben und Grundsätze hätte, wie Religionen in Europa auch, da er vielmehr oberstes Gesetz ist, nach dem sich alle Teilgebiete des sozialen Lebens auszurichten und dem sie sich unterzuordnen haben, deshalb hat der Islam eine kulturelle Entwicklung verursacht, die in allen Ländern des Islam ähnliche und verwandte Ergebnisse hatte.

Die nichtislamischen Volkssplitter im Orient sollen nicht übersehen werden, eine Bedeutung für das kulturelle Leben des Orients kommt ihnen aber über ihre kleine Gemeinschaft hinaus nicht zu. Der Jude hat Palästina seit 2000 Jahren verlassen und hat das harte Leben in den Bergen und Steppen Palästinas mit dem ihm angenehmeren in den Handelszentren der Welt vertauscht. Der mohammedanische Araber ist in die verlassenen Gebiete vorgedrungen, er hat das ihm „Heilige Land" gegen die Angriffe der Kreuzritter verteidigt, aus Jerusalem hat er nach Mekka und Medina ein drittes Zentrum seiner Welt gemacht und in seiner Sprache nennt er die Hauptstadt Palästinas „ Die Heilige".

Einige christliche Volksteile im Orient, etwa die Kopten Aegyptens und die Maroniten in Syrien-Libanon haben in der Geschichte kaum eine andere Bedeutung gehabt, als daß sie den Kolonialmächten Europas als Sprengkörper in den Völkern dienten, denen sie angehörten. Die Armenier schließlich sind seit 20 Jahren, d. h. seit ihrer Verfolgung durch die Türken, in den arabischen Orient vorgedrungen und leben dort als Splitter und Fremdkörper, ähnlich wie der „Levantiner", dessen Wiege nur selten im Orient selbst stand, der vielmehr ein in der Vereinzelung verkommenes Subjekt aus Südeuropa und anderen Weltteilen ist.

Der Orient hat sein äußeres und inneres Gesicht tatsächlich durch den Islam erhalten und die Tatsache der kulturellen Verbundenheit der orientalischen Völker birgt u. a. auch die Erklärung für gemeinsame Grundzüge in deren Wirtschaftspolitik in sich, in der die Agrarpolitik die ausschlaggebende Stellung einnimmt.



Neben dem freien Eigentum am Grund und Boden, das jeder erwerben und auch wieder aufgeben kann, kennt Aegypten wie die übrigen islamischen Länder eine Art des gebundenen Eigentums am Boden.*) Der Eigentümer dieser Ländereien kann nicht wechseln, da es nach der islamischen Theologie Allah, also Gott selbst ist. In Aegypten nennt man diese Ländereien Waqf-Land, in einigen anderen Staaten heißen sie Habus-Land. Trotz der verschiedenen Namen hat diese Art der Ländereien in allen islamischen Staaten denselben Charakter, in den meisten dieser Länder spielt das Waqf-Land in der Agrarwirtschaft eine ausschlaggebende Rolle. Bei Besitznahme Algeriens und Tunesiens durch Frankreich war in beiden Ländern etwa 1/3 bis 1/2 des gesamten Grund und Bodens Waqf-Land. Für Aegypten sind die entsprechenden Zahlen unbekannt, doch läßt das Bestehen eines Waqf-Ministeriums, dem die Verwaltung eines Teils der Waqfe obliegt, auf die Bedeutung dieser Güter für die ägyptische Wirtschaft schließen.

Die Schaffung des Waqf-Rechts wird auf den Gründer des Islams, auf Mohammed selbst, zurückgeführt; deshalb auch hält man diese Einrichtung für einen Bestandteil der islamischen Religion. Wer daher am Waqf rüttelt, greift die Religion an. Wer deshalb den Waqf bekämpft und dem Vorwurf, ein Ketzer zu sein — worauf der ägyptische Politiker Wert legen muß — entgehen will, versucht, dem Waqf seinen religiösen Charakter zu entziehen, indem er die Einrichtung des Waqfrechts durch den Propheten Mohammed für problematisch erklärt. Dieses Vorgehen, das das ägyptische Parlament in den letzten Jahren recht oft erlebte, ist vor allem ein Zeichen für die starke Verankerung des Islams in allen Zweigen des öffentlichen und privaten Lebens des ägyptischen Volkes.

Ibriham Halebi, ein islamischer Rechtslehrer des 16. christlichen Jahrhunderts, definiert den Waqf folgendermaßen: „Waqf sind die Güter, deren sich der fromme Schenker freiwillig enteignet, um das absolute Eigentum Gott und die Benutzung den Menschen zu zedieren." Die islamischen Juristen nehmen diese Trennung von Eigentum und Besitz am Boden vor und lassen das Eigentum Gott zedieren, um den unter dieses Recht gestellten Boden aus dem Handel auszuschalten. Dadurch soll, wie zu untersuchen bleibt, der Uebergang von Privateigentum in Familien- und später Staatseigentum eingeleitet werden.

In der Bestimmung der am Waqf-Besitz Berechtigten nach dem Ableben dessen, der sein Grundeigentum unter dieses Recht stellte, werden die wesentlichen Eigenarten des Waqf-Rechts klar und werden vor allem die grundlegenden Unterschiede deutlich, die trotz äußerlicher Aehnlichkeiten, z. B. zum deutschen Erbhofrecht, bestehen.

Wer sein Grundeigentum unter das Waqf-Recht stellt, gibt in der dazu anzufertigenden Stiftungsurkunde an, ob die Gesamtheit seiner Nachkommen oder nur

*) Der Vollständigkeit halber sei bemerkt, daß unter dieses beschränkte Eigentumsrecht nicht nur Boden, sondern z. B. auch Gebäude gestellt werden können.

Teile aus ihr, etwa nur die männlichen oder nur die weiblichen, an diesem Waqf-Land besitzberechtigt sein sollen. Es ist also nicht ein einzelner, etwa der jüngste oder älteste Sohn, der nach dem Tode seines Vaters in dessen unter das Waqf-Recht gestellten Besitz eintritt, es ist vielmehr eine Vielheit von Personen, deren Zahl sehr groß werden kann. An den Bestimmungen über die einmal in der Stiftungsurkunde festgelegten zukünftigen Besitzberechtigten können spätere Generationen nichts mehr ändern. Der Wille dessen, der sein Grundeigentum unter das Waqf-Recht stellt, wird zum unantastbaren, immer gültigen Gesetz. Allerdings hat man in der Moderne Möglichkeiten erfunden, das Waqf-Recht, ohne es offen anzugreifen, durch geschickte Mittel zu verletzen und in seinen Wirkungen abzuschwächen.

Es ist üblich, daß die Gesamtheit der Nachkommenschaft zu Besitzberechtigten erklärt wird. Derjenige, der sie zu Besitzberechtigten an seinen Ländereien macht, die er unter das Waqf-Recht stellt, wird zum Stammvater einer Sippe, deren Mitglieder sämtlich Besitzberechtigte an diesem Grundbesitz werden. Es ist nicht selten, daß die Mitglieder solch einer Sippe im Laufe der Zeit auf mehrere hundert anwachsen, die alle zusammen Besitzrechte geltend machen können. Wegen der großen Zahl der Besitzberechtigten in sehr vielen Fällen, ist es üblich, den Boden durch dieselben nicht selbst bebauen zu lassen, sondern einen Verwalter zu ernennen, der nun aber auch nicht den Boden selbst bebaut. Er hat nur die Aufgabe, den Boden zu verpachten und die Pachterträge unter die Besitzberechtigten zu verteilen.

Das islamische Recht sieht vor, daß beim Aussterben der benannten Reihe von Besitzberechtigten das Waqf-Land an die „Schatzkammer der Mohammedaner", d. h. den Staat fällt, oder daß die Erträge andern öffentlichen Aufgaben zugeführt werden. Ueblich ist es, in der Urkunde, mit der das Grundeigentum unter das Waqf-Recht gestellt wird, von dieser letztlichen, endgültigen Bestimmung dieser Ländereien zu sprechen und sie entweder einer Moschee, den Schülern einer Moscheeschule, den heiligen Städten Mekka und Medina oder auch ganz allgemein den Armen zu vermachen. In all diesen Fällen übernimmt der Staat die Verwaltung der Waqf-Ländereien; in Aegypten steht für diesen Zweck das Waqf-Ministerium zur Verfügung. Der Staat erfüllt bei der Verwaltung der ihm zufallenden Ländereien weitgehend den Willen der Waqf-Stifter, Erträge aus diesen Gütern jedoch, die für den benannten Zweck nicht benötigt werden, werden für andere Bedürfnisse des Staates verwandt. Aus den Waqf-Ländereien fließt so heute ein großer Teil der für den Budgetbedarf nötigen Summen. Für den nicht seltenen Fall, daß vom Waqf-Stifter dieser letztliche Begünstigte nicht benannt worden ist, ist die Waqf-Stiftung dennoch gültig, und es liegt im Belieben des Staates, für welche seiner Bedürfnisse er die Einkünfte verwertet.

Solange sich das Waqf-Land im Besitz der vom Waqf-Stifter benannten Personenreihe befindet, spricht man von privatem Waqf, wenn es dagegen nach Aussterben

dieser Personenreihe das Stadium erreicht, in dem es mehr öffentliche Bedürfnisse befriedigt, sprechen die islamischen Autoren von öffentlichem Waqf. Möglich ist es, daß ein Waqf-Besitz niemals das Stadium eines privaten Waqf-Besitzes durchmacht, dann nämlich, wenn das Waqf-Land von Anfang an nicht zugunsten einer Personenreihe gestiftet wurde, sondern wenn es von vornherein mit der Bestimmung unter das Waqf-Recht gestellt wurde, daß seine Erträge zum Unterhalt einer Moschee etwa zu verwenden seien. In diesem Fall ist das Waqf-Land von seiner Stellung unter dieses Recht an öffentlicher Waqf. Es wird in Ägypten vom Waqf-Ministerium verwaltet, das es verpachtet und das aus den Pachterträgen die zum Unterhalt der betreffenden Moschee notwendigen Beträge bereitstellt.

Tiefster Sinn und letzte Aufgabe dieses Waqf-Rechtes ist es, in Privateigentum befindlichen Grund und Boden in das Eigentum des Staates zu überführen. Diese Absicht ergibt sich deutlich aus der Gründungsgeschichte des Waqf-Rechts, in der Mohammed dem späteren Kalifen Omar rät: Wenn du Gott wohlgefällig sein willst, so entziehe deine Güter dem wirtschaftlichen Verkehr und sorge für die Verteilung ihrer Erträge unter die Armen. Der private Waqf wurde nur geschaffen, um das Wirtschaftsgefüge der islamischen Staaten durch eine plötzliche Aenderung im Besitzstande der Ländereien nicht zu gefährden. Man wollte es vermeiden, daß durch plötzliche, in großer Zahl eintretende Ersetzung des bisherigen persönlichen Eigentümers durch den Staat, die Agrarverfassung radikal geändert würde. Außerdem entsprach die Erhaltung des Besitzes für die Nachkommen des Stifters einem Wunsch desselben, den man beachten mußte. So ist das heute gültige Waqf-Recht eine Kompromißlösung zwischen der alten islamischen Idee nach Verstaatlichung des Grund und Bodens, der der islamischen Gemeinschaft gehören soll, und den Interessen des einzelnen Grundeigentümers, der sein Eigentum seinen Nachfahren erhalten will. Zur Zeit der Propagierung des Islams mit militärischen Mitteln, zur Zeit der Weltgeltung des Islams und der Unterwerfung fremder Völker unter seine Herrschaft, konnte man die eroberten Ländereien, und das sind jene gewaltigen Gebiete in Nordafrika, in Kleinasien, Spanien und andern Teilen der Welt, zum Eigentum der „Schatzkammer der Mohammedaner“ erklären. Mit Annahme des neuen Glaubens jedoch durch die unterworfenen Völker versuchte man durch die Waqf-Gesetzgebung möglichst große Teile des Grund und Bodens der öffentlichen Hand zuzuführen.

Diese vom Islam geförderte Idee nach Ueberführung des Grund und Bodens in das Eigentum des Staates, ist im Orient beduinischen, nomadischen Ursprungs. Agrarpolitik und Beduinenstamm sind durchaus nicht zwei Dinge, die sich gegenseitig ausschließen. Allerdings ist sie rudimentär, ist sie beschränkt im Vergleich zur Agrarverfassung und Agrarpolitik von Bauernvölkern. In weiten Teilen des Orients jedoch und auch in Arabien, der Heimat des Islams, ist der Beduinenstamm Landeigentümer. In absolut unfruchtbaren Gebieten können Menschen auf die Dauer,

und vor allem auch Beduinen mit großen Viehherden, nicht leben. Der Beduinenstamm besetzt deshalb Gegenden, in denen spärliche Wüstengräser wachsen, er „okkupiert" steppenartige Gebiete, deren Pflanzenwuchs ihm zur Aufzucht seiner Herden genügt. Er wird nicht Eigentümer vager, unbestimmter Gebiete, deren Grenzen von heute auf morgen wechseln, vielmehr ist das Herrschaftsgebiet der einzelnen Stämme recht genau voneinander abgegrenzt, und das Ueberwechseln eines Stammes auf das Gebiet seines Nachbarstammes ist oft genug der Anlaß zu kriegerischen Auseinandersetzungen. Andererseits sind Verträge bekannt, in denen Abmachungen zu Durchzugs- und Weidezwecken über die Gebiete verschiedener Stämme getroffen werden. Das Eigentümliche am Landeigentum des Beduinenstammes ist jedoch, daß ein Eigentum des einzelnen Stammesmitgliedes am Boden nicht bekannt ist. Allerdings gibt es von dieser Regel Ausnahmen, besonders in den Fällen, in denen der Beduinenstamm von der Wirtschaftsstufe des Hirten und Viehzüchters zu den ersten Anfängen eines seßhaft werdenden Bauern übergegangen ist. Solange er aber nicht seßhaft ist, und das ist durchaus das charakteristische und maßgebliche seiner Lebensweise, gibt es kein Eigentum des einzelnen Stammesmitgliedes am Grund und Boden; Eigentümer ist nur der Stamm selbst als die lebende Gemeinschaft der wegen gemeinsamer Abstammung vom „Stammvater" zusammengehörigen Blutsverwandten. Dem Nomaden ist aus seiner Lebensweise, aus den natürlichen Notwendigkeiten seiner Wirtschaftsstufe, ein Eigentum des einzelnen Mitgliedes am Boden der nomadischen Gemeinschaft nicht bekannt.

Der Islam, der zwar nicht in den Wüsten Arabiens entstand, den vielmehr der Städter Mohammed für die nomadischen Bewohner der arabischen Halbinsel schuf, fand seine ersten Träger, seine fanatischen Propagandisten in den Beduinenstämmen dieses Landes, die ihren Anschauungen vom Eigentum am Grund und Boden in den dem Islam neu unterworfenen Gebieten Anerkennung verschafften und für deren Durchsetzung sorgten. So findet die Tatsache der Erklärung zum Staatseigentum der von den Soldaten des Islams eroberten Ländereien ihre Ursache in deren Eigenschaft als Beduinen und in deren nomadischer Einstellung zum Boden. Ebenso ist auch der Waqf eine Einrichtung, die trotz des scheinbaren Schutzes des Privat- und Sippeneigentums am Grund und Boden aus nomadischer Geisteshaltung geboren ist und deren Charakteristiken deutlich trägt. Allein aus dieser Feststellung wird der gewaltige Unterschied zwischen islamischem Waqf-Recht und deutschem Erbhofrecht deutlich erkennbar. Trotz äußerlicher Aehnlichkeiten beider Rechte, die beide den Boden aus dem kapitalistischen Wirtschaftsverkehr ausschalten, ist dem Waqf-Recht ein Schutz des Bauern, seine Verwurzelung in dem angestammten, seit Urväterzeiten im Eigentum seiner Familie befindlichen Hof, unbekannt. Diesen deutsch-rechtlichen Begriff des Bauern kennt das Waqf-Recht nicht, es kennt nur Nutznießer am Waqf-Land. Diese zahllosen, am Waqf-Land Besitzberechtigten, haben nur das Interesse, einen möglichst hohen Anteil von den Pachterlösen zu erhalten, wobei die Frage des Pächters,

des Bodenbebauers, eine Angelegenheit ist, die die Besitzberechtigten nicht interessiert, und die allein vom „Verwalter“, der deren Interessen wahrnehmen soll, gelöst wird. Das Waqf-Recht schafft so kein Bauerntum, keinen freien, auf eigener Scholle wirtschaftenden Bauernstand, es sieht in ihm nicht einen lebenswichtigen Teil im Volksganzen, der nicht nur die Nahrungsfreiheit zu schaffen hat; sondern auch seine Aufgaben als Blutquell seines gesunden und lebenswilligen Volkes erfüllt. Das Waqf-Recht schafft vielmehr Pächter, abhängige, unselbständige landwirtschaftliche Arbeit leistende Menschen. Der Pächter auf Waqf-Land hat die Aufgabe, Erträge aus seinem gepachteten Boden zu ziehen, die ihm und seiner Familie zu leben gestatten, und die darüber hinaus noch möglichst groß sind, um die Besitzberechtigten zu befriedigen.

Die Pachtverträge auf Waqf-Land laufen juristisch nur vom Ende einer Ernteperiode bis zur nächsten Ernte, sie werden jedoch fast immer erneuert, so daß der einzelne Pächter oftmals sein ganzes Leben lang auf demselben Boden wirtschaftet. Es ist unverkennbar, daß diese Tatsache das Entstehen von Privateigentum an dem ständig von einer Familie bewirtschafteten Boden einleitet. In einzelnen Teilen der islamischen Länder ist die Entwicklung bereits bis zur Schaffung eines „Quasi-Eigentums“ des Fellachen an dem von ihm regelmäßig und seit langer Zeit bearbeiteten Land gediehen. Die einzige Eigentumsbeschränkung besteht dort für den „Pächter“ in der Verpflichtung zur Zahlung einer ewigen Rente.

Das Waqf-Recht hat einige Besonderheiten, die es dem deutschen Erbhofrecht verwandt erscheinen lassen. Die Entwicklung dieses islamischen Rechtes scheint auf Verringerung der ihm anhaftenden Schwächen, die als solche auch im Orient erkannt werden, hinauszulaufen. Es wäre jedoch verfehlt, von einer Entwicklung zu reden, die auf ein ähnliches Ziel hinführen würde, wie es im deutschen Erbhofgesetz erreicht ist.

Bäuerliche Charakterköpfe

Erich Fortner:

Das Bauerntum Peter Roseggers

In die große Völkerstraße, die von Wien nach Triest führt, mündet — wenn sie den Semmering überschritten und sich ins Mürztal heruntergesenkt hat — bei Krieglach ein schmales Sträßlein ein, das von Osten her aus den Fischbacher Alpen kommt. Folgt man ihm aufwärts, erreicht man in einigen Stunden das Gebiet der Gemeinde Alpel. Es ist ein freundliches, weltabgeschiedenes Bergland mit vielen Wäldern und Aeckern, von dessen sanft gerundeten Kuppen der Blick über grüne Höhenzüge in der Nähe und in der Ferne schweift.



Das war Peter Roseggers Waldheimat.

Schon im 13. Jahrhundert hauste in dieser Gegend das Geschlecht der Rossecker, die im weißen Wappenfelde ein schwarzes Roß mit Dreschflegel und Egge führten, und um 1400 stand, urkundlich beglaubigt, am Abhang des Rossegg der Bauernhof Groß-Rossegger. Einer der Nachfahren heiratete auf den unteren „Kluppeneggerhof", der dann jahrhundertelang im Besitz der Familie blieb und auf dem Peter Rosegger am 31. Juli 1843 geboren wurde. Seine Sippe war „vom ältesten Adel unter den Menschen, vom Adel des Mannes hinter dem Pfluge".

In den Erzählungen aus seiner Jugendzeit hat der Dichter berichtet, wie er hier als Waldbauernbübel aufwuchs, wie er den Eltern frühzeitig bei den verschiedensten

Arbeiten half, wie er das Vieh hütete und den Tag kaum erwarten konnte, an dem er zum erstenmal den Pflug führen durfte. Endlich war es soweit. „Den grauen Erdstaub, der damals an meiner Hand kleben blieb und mit dem ich zum Mittagessen ging, ich habe ihn nicht weggewischt", schrieb Rosegger viele Jahre später, „er ist mir das, was dem Schmetterling der Goldstaub".

Zum größten Leidwesen des Jungen zeigte sich aber gar bald, daß er für das schwere Werk des Alpenbauern zu schwächlich war. Die Eltern beratschlagten, was sie aus ihm machen sollten. Sollte er „geistlich studieren?" Der Dechant von Birkfeld meinte jedoch: „Wenn der Bub sonst keine Anzeichen für den Priester hat, als just, daß er schwach ist, so soll er was anderes werden; schwache Priester haben wir eh' genug."

So wurde der kleine Peter zum Schneidermeister Natz in die Lehre gegeben. Dieser knurrte zwar zuerst: „Jeder Mist will heutzutage Schneider werden", aber dann nahm er ihn doch. Endlich Geselle geworden, zog Rosegger vier Jahre lang mit seinem Meister als Wanderschneider im Lande herum, von einem Bauernhof zum andern. Das war die Zeit, die er später seine Hochschule nannte, die Zeit, in der er das Bauerntum von Grund auf kennen lernte.

Und nun geschah das Wunderbare. Der ehemalige Hirtenjunge, der schon beim Schafehüten allerlei Geschichten ersonnen hatte, wurde ganz im geheimen zum Schriftsteller. Am Tage handhabte er Nadel und Zwirn, in den Nächten aber schrieb er. In den vier Jahren seiner Schneiderzeit brachte er es zu 24 Bänden! Eine Probe, die er an die Schriftleitung der „Grazer Tagespost" sandte, schlug ein: Rosegger war entdeckt.

Es ist sicherlich eine seltsame Fügung des Schicksals, daß es den Bauernsohn, den es seinem Stande entzog, nicht zum Geistlichen, nicht zum Lehrer, nicht zum Handwerker, nicht zum Fabrikarbeiter werden ließ, wie so viele andere, die dem Bauerntum verloren gingen, sondern daß es ihn wie keinen zuvor begabte, der dichterische Künder des bäuerlichen Lebens der Steiermark zu werden.

Nach seinen ersten Erfolgen, die der 26jährige mit mundartlichen Gedichten und Geschichten erzielte, ging er bald bewußt daran, in zwei Werken, nämlich in den Büchern „Das Volksleben in Steiermark" und „Die Aelpler", von einem „kleinen, bislang noch wenig beachteten und kaum aus sich hervorgetretenen Teil des deutschen Volkes, von den Bewohnern der Steiermark und vor allem der Bauernschaft, ein anschauliches Bild zu geben." Er schilderte das bäuerliche Haus und das bäuerliche Jahr, Herz und Seele des Landmanns in seiner täglichen Umgebung, er schilderte seine Hauptarbeiten in den verschiedenen Monaten in Haus, Feld und Wald, er beschrieb Sitten und Gebräuche, die sich an bestimmte Jahreszeiten binden, er versuchte die Gestalten zu zeichnen, die ihn auf seinen vielen Kreuz- und Querzügen in den Alpen begegnet waren und mit denen er gelebt hatte. „Diese Bergbauern kann man nicht studieren, man muß sie erleben, man muß Tag für Tag, Stunde für

Stunde mit ihnen umgehen, um sie ganz zu verstehen." Nur in der Arbeit und Sorge, sagt der Dichter, ist das Volk liebenswürdig, wahrhaft, verständig und groß.

Das ländliche Jahr hat Rosegger immer wieder von neuem zur Darstellung angeregt. Seinen Ablauf verfolgt er noch in einem seiner Spätwerke, im Roman „Erdsegen", der sich aus 52 Sonntagsbriefen eines Bauernknechtes zusammensetzt. Dieses Buch konnte nach und nach in 123 000 Stücken verbreitet werden, ein Beweis, daß der Dichter es verstand, die bäuerliche Gedankenwelt den weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

Wenn eine Seite von Roseggers Wesen der Drang war, zu schildern, was er wahrnahm, und dem alten Bauerntum der Alpenländer, das er langsam dahinschwinden sah, ein dauerndes Denkmal zu setzen, so lebte nicht weniger stark das Bedürfnis nach volkserzieherischem Wirken in ihm. Die Herausgabe einer Monatsschrift für das Volk erschien ihm als ein geeignetes Mittel hierzu. Und eines Tages verwirklichte er seinen Plan: es entstand der „Heimgarten", den er 44 Jahre lang, von seinem 33. bis zum 67. Lebensjahre leitete und größtenteils selbst schrieb. „Mache des Volkes Sache zu der deinen", sagte sich der Dichter, „aus dem Volk nimm es her, das Leben, und gib es dem Volke zurück. Die Leute, frage sie nicht erst, was sie wollen, gib ihnen, was ihnen nottut. Gib ihnen Natur, Lebenseinfachheit, Redlichkeit. Sie vergessen die schlichten Sitten der Vorfahren — erinnere sie daran. Sie vergessen der Kraft der Häuslichkeit, des Segens der Familie, der gesunden Befriedigung, die in der körperlichen Arbeit liegt. Mahne sie! Erinnere sie an die Herrlichkeit ihres Volkes, als es noch ursprünglich war, und entfache in ihnen die Liebe zur Heimat. Eine Zeitschrift in diesem Sinn bringt dir nicht Reichtümer, aber Arbeit und Befriedigung!"

Es ist fesselnd, in den alten Heften des „Heimgartens" und insbesondere in dem Tagebuch des Herausgebers zu blättern und festzustellen, wie sehr sich Rosegger in all den Jahren mit den Fragen des Bauernstandes beschäftigte, und wie er bemüht war, sie seinen Lesern näherzubringen. Schon an anderer Stelle hatte er darauf hingewiesen, daß der Mann aus dem Volk und nicht zum wenigsten der Bauer ein großer Lehrmeister sei. Nur er werde den Ernst des Lebens gewahr, er kenne die Handarbeit, die nimmer ruhen darf, soll er nicht hungern. Er kenne die Entsagung, er wisse, daß die Welt nichts für ihn hat und haben wird, als Arbeit und immer Arbeit, und wenn diese nicht, so Not und Elend. Von ihm müsse man lernen, trotz allem lebensfreudig zu sein. Und im „Heimgarten" beschäftigt sich Rosegger immer wieder mit dem Bauernstand. Bald eifert er gegen die verlogene und rührselige Darstellung der Bauern durch gewisse „Volksschriftsteller", die vom wirklichen Bauernleben keine Ahnung haben, bald rühmt er den Stolz des Landmanns, der „ein Bauer und kein Kuhhalter" sein will und es für eine Ehrensache hält, sein Getreide zu bauen, wenn auch die Viehzucht einträglicher wäre: „Ackerbau ist Herrschaft, ist Adel. Landbau ist Bodenständigkeit, Viehzucht streift ans Nomadentum." Vor allem aber war

Rosegger ein ständiger Mahner, der die damals noch sehr rückständige Gesetzgebung aufzurütteln suchte und sie an die Pflicht erinnerte, dem Bauernstand zu helfen. Der Erbhofgedanke müsse verwirklicht werden. Es dürfe nicht möglich sein, daß der Tod eines rechtschaffenen Bauern den Zerfall seiner musterhaften Wirtschaft bedeute, weil eines der Kinder nach bürgerlichem Erbrecht den Hof zu Bedingungen übernehmen muß, unter denen der Nachfolger nicht bestehen kann. Der Staat begehe eine Todsünde, wenn er es zulasse, daß die Heimstätten alter Bauernfamilien der Güterschlächterei anheimfallen und die Söhne und Töchter zu Proletariern werden.

Ein erschütterndes Bild vom Niedergang des Bauerntums in den niederösterreichischen Alpen hat Rosegger in seinem Roman „Jakob der Letzte" gegeben. Nicht nur den traurigen äußeren Wandel wollte er beschreiben, er wollte auch die Vorgänge im Menschenherzen bei der Lostrennung von der Heimatscholle schildern. Im Vorwort setzte der Dichter auseinander, was ihn zwang, das Buch zu schreiben. Er fühle sich von dem, was den Bauernstand angeht, fast persönlich betroffen. Was heute (1888) in den Bergen vorgehe, das vollziehe sich nicht von naturwegen, sondern durch die Schuld der Menschen. Man müsse dem Bauern die Achtung schenken, die ihm gebührt. Man müsse mit dem Vorurteil aufräumen, daß der Bauer keine Bildung habe. Jeder Beruf, jeder Stand fordere seine Kenntnisse, seine Fertigkeiten und seine besonderen Tugenden. Wenn der Bauer als Bauer tüchtig ist, nachbarlich und zufrieden in seinen engen Grenzen, dann habe es keine Not, dann sei er in seiner Art ebenso gebildet als der Philosoph auf dem Lehrstuhl, von dem kein Mensch verlangen wird, daß er den Pflug zu führen und den Dünger zu schätzen verstehe. Das allgemeine gesellschaftliche Wohl verlange Teilung der Arbeit, und die schwerste Arbeit sollte die geachteste sein. Es handle sich um den ältesten Beruf des Menschengeschlechtes. Heutzutage müsse der Bauer schon eine sehr tüchtige Kraft sein, und einen sehr klugen Kopf haben, wenn er sich in seinem Stande tapfer soll behaupten können. Auf Vielwisserei käme es nicht an. Man möge Gesetze schaffen, unter denen wieder ein festständiges, ehrenreiches Bauerntum bestehen kann, und das Schlagwort vom „ungebildeten Bauer" werde man nicht mehr hören.

Ein anderes Mal — es war im Jahre 1916 — schrieb Rosegger in sein Tagebuch, der Bauer sei eigentlich der von Natur aus gescheiteste Mensch. Alle andern Leute müßten lernen, um etwas leisten zu können. Dem Bauern gebe man keine Berufsschule und doch werde von ihm die größte und wichtigste Leistung verlangt.

Dabei ist Rosegger niemals ein einseitiger Lobredner gewesen. Oft hat er den Bauern gründlich die Meinung gesagt, ihnen ihre Fehler vorgehalten und sie daran erinnert, daß sie auch das Ihrige dazutun müßten, wenn sich die Dinge bessern sollen. In seinem Vorwort zu „Jakob der Letzte" zieht Rosegger gegen den Größenwahn zu Felde. Mancher Bauernsohn wolle etwas „Besseres" werden, als der Vater war. Es vollziehe sich eine Flucht vom Pfluge zum Hammer, vom Hammer etwa zum

Zirkel, von diesem zur Feder, zum Doktorhut usw. „Nichts will im Staate mehr Grundstein bilden“, ruft der Dichter aus, „alles will Dachgiebel sein — wäre es ein Wunder, wenn eines Tages der Bau das Uebergewicht bekäme?“ Noch heute sehr lesenswert ist der Abschnitt „Bauerntum“ des Bandes „Höhenfeuer“, der kurz vor dem Weltkriege erschien. In mancher Hinsicht, meint Rosegger, sei der Bauer an den Zuständen nicht ohne Schuld. Entweder betreibe er seine Wirtschaft nach Urväterart oder er wolle den Fortschrittsmann spielen, führe allerlei unerprobte Neuerungen ein und verrechne sich. Er müsse den gesunden Mittelweg zwischen alter Sitte und neuen Anforderungen finden.

Auch in seinen heiteren Erzählungen, aus denen ein ganz ursprünglicher, naturhafter Humor leuchtet, hat Rosegger die lieben Bauern oft „ein wenig beim Ohrläppchen gezupft“. Er war „ein Spaßvogel, der die lieben Torheiten gerne ein bißchen hervorzeigt und peitscht“. Aber all sein Tadel entspringt einem unendlich gütigen Herzen.

In einem gesunden Bauerntum hat Rosegger immer einen der stärksten Pfeiler der Nation erblickt. „Wer die Scholle hat, der hat das Land“, vermerkt er in seinem Tagebuch, und ein andermal schreibt er: „Das Deutschtum sitzt unserem Alpenbauer so elementar tief im Blute, daß er sich dessen ebenso wenig bewußt wird, als etwa der Eisenstoffe, die ihm ebenfalls im Blute sitzen“. Der Alpenbauer ist „urdeutsch in seinen Liedern, Sprichwörtern, Schaustellungen, Tänzen und Spielen ... auch in der Ausdrucksweise hält sich der Bauer so unzertrennlich an die alten Formen, daß ihm das Neuhochdeutsch fast wie eine fremde Sprache erscheint“. Einer gewissen Sorte von Städtern dagegen hält Rosegger in einer seiner „Bergpredigten“ einen wenig schmeichelhaften Spiegel vor: „Bei uns höre ich fortwährend schreien: wir sind deutsch, und deutsch wollen wir bleiben! Und dabei ergibt man sich dem fremden Einfluß in Literatur, Kunst und Leben .... Ich halte es mit den Wenigen, die ihr Heim dort suchen, wo man schlicht und wahr, innig und treu ist, wo dem Manne eigene Kraft über fremde, und Gerechtigkeit über alles geht. Ich hoffe, das deutsche Heim wird diese Eigenschaften hüten und kräftigen.“

Es ist hier nicht der Platz, Roseggers Gesamtwerk zu würdigen, das über rein bäuerliche Belange freilich weit hinausging und ins allgemein Menschliche strebte. Er betrachtete sich als „ein Teilchen der großen Menscheneinheit, ein ausgeliehenes Teilchen“, das er wieder zurückgeben müsse. Und er gab es in seinen Schriften.

„Ich bin ein Blatt, vom Winde getrieben,
Auf das unser Herrgott ein Nichts geschrieben.
Bin göttlich erleuchtet und menschlich dumm,
Mir selber ein tiefes Mysterium.
— Und dieses Dunkel ist mir Kraft und Ruh'
Ich bin nichts und alles — bin ich und du.“

In diesen Ausführungen sollte nur gezeigt werden, daß der Dichter in seinem Leben, wohin es ihn auch führte, und in seinem Werk, was immer er auch schrieb,

dem Stande treu geblieben ist, aus dem er hervorgegangen war. Ein Grundzug seines Wesens war die Treue, die unlösbare und gewollte Bindung an Heimat und Herkunft. Als junger Mensch schon kannte er das Heimweh. Er nannte es einen schier dämonenhaften Seelenzustand, fast so schwer zu erklären, als zu ertragen, ein unendliches Hinziehen nach den heimatlichen Bergen, nach ihrer Lust, nach ihren Beschwerden, ein Aufgehen in der Erinnerung an die Zeiten in der Heimat. Und als Siebziger noch wußte er von seinem Heimweh ein Lied zu singen; den Kluppeneggerhof, der längst in andere Hände übergegangen war, konnte er niemals vergessen.

Zwei kleine Begebenheiten aus Roseggers Alterstagen sind so recht bezeichnend dafür, daß er sein Bauerntum niemals von sich abstreifen konnte oder wollte. Eine oberländische Bauerngemeinde hatte den Dichter zu ihrem Ehrenmitglied ernannt. Als ein paar Wochen später eine platte Kiste ankam, meinte er, es sei das unvermeidliche Diplom -- aber es war ein mächtiger Brotlaib, braunes würziges Bauernbrot! Wie sehr Rosegger sich freute, ist in einer Eintragung im Tagebuch zu lesen, die mit den Worten schließt: „Ja, so ist es und so wird es bleiben, das richtige Diplom für die Ehrenmitgliedschaft in einer Bauerngemeinde ist der Brotlaib.“

Die andere Begebenheit hat Emil Ertl erzählt. In den letzten Monaten seines Lebens war der schwerkranke Rosegger oft gänzlich teilnahmslos; manchmal lag er schon mit geschwächter Urteilskraft dahin und jeder Gesprächsstoff ließ ihn gleichgültig. Da brachte ihm Ertl einmal wieder auf die Bauernarbeit, von der er früher so gern sprach. Und der schon langsam Verlöschende lebte noch einmal auf, sprach vom Pflügen, Eggen und Säen, von Viehhaltung und Molkerei, vom Flachsbau und vom Brecheln, ja man hörte zum letztenmal sein herzliches und herzbezwingendes Lachen, als er das fragende Kind der Großstadt auf einer besonders großen Unwissenheit ertappte.

Die letzten Gedanken des sterbenden Roseggers führten ihn zurück in seine Waldheimat und sein letzter Segenswunsch muß dem Spruche geglichen haben, den er einst für das Waldschulhaus in Alpel schrieb:

„O Waldheimat traut,
Von Ahnen bebaut,
Von Kindern betreut,
Von Enkeln erneut:
Gott segne dein Erdreich,
Gott segne den Fleiß,
Erleuchte den Landmann,
Auf daß er es weiß,
Und oft bedenkt
Und nimmer vergißt,
Wie treu und heilig
Die Heimat ist.“

Die Umschau

Weltpolitischer Bericht

Ein Teil der britischen Presse tut so, als habe in den Tagen vom 21.—23. Mai England durch seine entschlossene Haltung das Deutsche Reich daran gehindert, in der Tschechoslowakei einzurücken, als sei ein neuer Weltkrieg nur durch Englands rechtzeitiges Eingreifen verhindert worden. Die

steinerne Ruhe des Deutschen Reiches,

das sich durch alle Provokationen nicht in Abenteuer locken ließ, hat dagegen in Wirklichkeit einen Zusammenstoß verhindert. Nicht das Deutsche Reich hatte mobil gemacht, aber die tschechoslowakische Regierung hat am 21. Mai einen Jahrgang der Reserve eingezogen, die Grenzgebiete gegen Ungarn und gegen das Deutsche Reich in Verteidigungszustand gesetzt — und unter dem Mantel dieses militärischen Sonderzustandes haben die Tschechen dann eine brutale Unterdrückung gegen die deutsche Bevölkerung ausgeübt.

Sie haben sich weder durch die Gemeindewahlen der ersten Gruppe der Gemeinden am 22. Mai, noch durch die Juniwahlen der zweiten Gemeindegruppe, die beide überragende Mehrheiten für Henlein ergaben, bestimmen lassen; ja, die tschechische Haltung ist unendlich viel starrer und unzugänglicher geworden.

Gegen Mitte des Juni klang die Krise ab — aber das Fallen des Fiebers bedeutet noch lange keine Gesundung. Die tschechische Armeeverwaltung baut die Teilmobilisierung ab, auch die Gewalttaten und Überfälle auf Sudetendeutsche nahmen seit Mitte Juni wieder etwas ab — aber das ist in keiner Weise als ein Zeichen einer wirklich organischen Beruhigung anzusehen. Die Krise hat einmal gezeigt, daß das ganze deutsche Volk innerhalb der Tschechoslowakei einheitlich hinter Henlein steht, ferner daß die Slowaken mindestens in ihrer Mehrzahl sich in Opposition zur Staatsführung befinden, daß der ungarische Volksteil in der Tschechoslowakei ebenfalls tief unzufrieden ist, und daß auch die Polen des Teschener Gebietes und der kleinen Landschaft Arva, die beide einen Teil des geschlossenen polnischen Volkstumsgebietes ausmachen, sehr ernste Klagen gegen die tschechische Verwaltung vorzubringen hatte. Umgekehrt hat sich erwiesen, daß innerhalb des tschechischen Volkes verständigungsbereite Kreise wenig zahlreich sind, während der rabiate tschechische Nationalismus, pochend auf die Rückendeckung durch Frankreich, England und die Sowjetunion, viel Wind in die Segel bekommen hat und wieder auftritt, wie in der Zeit vor dem Weltkrieg mit dem höhnischen Drohlied „Hej Slovane, Rus je s nami" („Auf, Slawen, der Russe ist mit uns"). Sein lautes und provokatorisches Auftreten aber hat an den wirklichen Verhältnissen nichts geändert. Nach der Volkszählung von 1930 sitzen in der Tschechoslowakei

„Tschechoslowaken" . .	9 688 770
Deutsche	3 231 688
Ruthenen	549 169
Magyaren	691 923
Juden	186 642
Polen	81 737
Rumänen	13 004
Serbokroaten	3 113
Zigeuner	32 209

Die Statistik macht keinen Unterschied zwischen Tschechen und Slowaken, dennoch läßt sich dieser feststellen — von den Slowaken wohnen nicht mehr als zwei Prozent in den Sudetenländern, von den Tschechen kaum mehr als zwei Prozent in den Karpathenländern. Wenn man also, wie es Erwin Winkler in seinem Buch „Die „Tschechoslowakei im Spiegel der Statistik" tut, die „Tschechoslowaken" der Sudetenländer als Tschechen, diejenigen der Karpathenländer als Slowaken zählt, wird man für 1930 auf 7 406 493 Tschechen und 2 282 270 Slowaken kommen. Mag man die Sendung der Delegation der Amerika-Slowaken mit dem Original des von den Tschechen so schmählich gebrochenen Pittsburger Vertrages, die große Kundgebung der slowakischen Autonomisten unter dem greisen Pater Hlinka in Preßburg am 4.—6. Juni hoch oder niedrig anschlagen — eines ist sicher: es wird den Tschechen nicht mehr gelingen, wesentliche Gruppen des slowakischen Volkes zu tschechisieren. Es glückt ihnen auch bei den Karpatho-Ukrainern nicht mehr, von den grenzenlos verbitterten Deutschen ganz zu schweigen. Daß die Tschechen überhaupt eine so starke

Rolle in Europa spielen können, liegt nicht zuletzt daran, daß sie im vorigen Jahrhundert als erste den Volkstumskampf als einen nationalen Krieg um Lebensraum, geführt mit friedlichen Mitteln, aber berechnet auf Einschmelzung oder Verdrängung der Nichttschechen geführt haben, und daß sie, fast unbemerkt, die von ihnen noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts unterschiedenen Mährer tschechisieren konnten. Erst mit der Aufsaugung dieses damals noch geburtenfrohen, auch heute noch an Geburtlichkeit das böhmische Tschechentum übertreffenden Stammes, bekamen sie jenen Rückhalt im Volkstumskampf gegen die Deutschen, der ihnen ihre Erfolge verschaffte. Gar zu gern hätten sie aber die Slowaken und die noch sehr kinderreichen Karpatho-Ukrainer auch eingeschmolzen; das geht nun nicht mehr, im Gegenteil! Die Tschechen, die weit über ihren Anteil an der Gesamtbevölkerung die Beamtenposten an sich gerissen haben, sind kinderarm geworden. Die Geburtlichkeit betrug 1935 bei den

Tschechen in Böhmen . . .	13,23	auf Tausend
„ in Mähren und Schlesien . .	16,86	„ „
Slowaken in der Slowakei	24,80	„ „
Karpatho-Ukrainern . . .	38,37	„ „
Deutschen in Böhmen . .	13,54	„ „
Deutschen in Mähren . .	14,15	„ „

Das tschechische Kerngebiet in Böhmen ist also gerade die geburtenschwächste Landschaft des ganzen Staates. Die Tschechen übertreffen nicht einmal mehr die Deutschen an Kindersegen. Gelingt ihnen aber die Vertschechung der anderen Slawenstämme, der Slowaken und Karpatho-Ukrainer nicht mehr, so haben sie biologisch allen Wind gegen sich. Sie mögen heute lärmen soviel sie wollen — der Sieg der Wiegen der von ihnen unterdrückten nichttschechischen Volksteile muß sie eines Tages in die Minderheit bringen. Sie wissen das auch, sind aber zu klug, es zu sagen. Hat ihnen, mindestens den radikalen tschechischen Nationalisten in den letzten Wochen, als sie mit dem Feuer spielten, der Gedanke vorgeschwebt, wie einst in den Hussitenkriegen die nichttschechischen Teile im Staat mit der Waffe zu vermindern, um die eigene Vorherrschaft aufrechtzuerhalten?

In Wirklichkeit ist das verbeamtete, national überhitzte tschechische Volk selber in der Gefahr, an einer Staatsaufgabe sich aufzureiben, die über seine Kräfte geht. Die Beherrschung geschlossener nichttschechischer Landschaften — auch wo man sie künstlich mit einigen hingeschickten Minderheiten durchsetzt, ist auf die Dauer nicht aufrechtzuerhalten, wenn diese Landschaften entweder einen Ausschnitt aus dem geschlossenen Lebensraum des größten Volkes in Europa, der Deutschen, darstellen, oder aber von Volksstämmen bewohnt sind, die

geburtenkräftiger als die Tschechen

sind. An der riesigen Rüstung, die diese Aufgabe erfordert, schleppt sich das Tschechentum selber tot. Gegen seinen eigenen besseren Instinkt hat es sich in eine gemeinsame Front mit dem Weltjudentum operieren lassen. Die hebräische Tageszeitung „Haboker" in Palästina schreibt: „Wiewohl die Tschechoslowakei von Staaten umringt ist, wo Haß und Unterdrückung der anderen Nationen und Antisemitismus herrschen, so steht sie fest wie ein Fels und gibt der Welt ein Beispiel eines wirklich freien Landes. Für uns Juden ist dieses Land wie eine gesegnete Oase in der Wüste des europäischen Hasses. Es ist ein kleines Paradies, wo sich die Juden der Freiheit und Gleichberechtigung erfreuen . . .". —

Dabei ist der jüdische Bundesgenosse für das tschechische Volk teuer. Weil die große tschechische Politik die Juden braucht, hat man ihnen den tschechischen Bauern ausgeliefert. Earl Winterton sagte am 11. Mai 1934 im Britischen Unterhaus: „Alles Land in der Tschechoslowakei gehört nicht etwa den Bauern, sondern den jüdischen Geldverleihern."

Während die Juden schon triumphierten, daß sie die Bauernburschen der tschechischen Dörfer gegen die Deutschen in das Feuer treiben würden, um so mit dem Weltkrieg dem Bolschewismus, der wirklichen Judenherrschaft, den Weg zu bahnen, ziehen sie diesem selben tschechischen Bauern den Hof weg. Die jüdische Liebe zu den Tschechen ist genau so geheuchelt wie sie zu allen anderen Völkern geheuchelt war — für den Juden ist auch der Tscheche

nur der hussitische Landsknecht,

den der Jude für jüdische Zwecke einsetzen will.

Interessant war das Echo der Krisentage in der Presse Polens und Südslawiens. In der polnischen Presse deutlich, in der südslawischen Presse etwas gedämpfter, kam bei dieser Auseinandersetzung immer wieder der Gedanke zum Ausdruck, daß man durchaus nichts dagegen habe, wenn in den deutschen

Gebieten abgestimmt werde und reindeutsche Landschaften zu Deutschland kämen oder sich ihre eigene Autonomie schaffen, daß man aber unter keinen Umständen wolle, daß den Tschechen selber etwas von ihrem Eigentum abgenommen werde.

In Polen ist die Schaffung des nationalen Einheitslagers, die erst Oberst Koc, dann General Skwarczynski unternehmen sollte, steckengeblieben. Dieses Einigungslager mit der Abkürzung „Ozon" umfaßte ursprünglich von den etwa 300 Senatoren und Abgeordneten 170 und konnte als eine Zusammenfassung des alten Pilsudski-Blocks angesehen werden. Seit April bröckelt es in diesem Lager; man bricht nach links und nach rechts aus, vor allem aber nach rechts. Auf der anderen Seite versucht die Regierung Anschluß an die breiten bäuerlichen Massen zu gewinnen. Die Resonanz der Regierung ist jedenfalls in der letzten Zeit nicht stärker geworden, so daß schon wieder von einer Umbildung der Regierung, wie auch von einem Rücktritt des Ministerpräsidenten General Slawoj-Skladkowski gesprochen wurde. Dabei geht die Arbeit im Lande in auffälligem Tempo vorwärts. Warschau wird großzügig umgebaut und bekommt eine Anzahl Prachtstraßen, erreicht auch jetzt erst richtig die Weichsel, die Kunst blüht, die letzten Jahre haben in Polen einen literarischen Aufschwung gebracht. Auf der Internationalen Handwerksausstellung in Berlin überraschten die Polen durch ganz ausgezeichnete Leistungen — auf geistigem Gebiet ist man immer wieder überrascht durch die Menge von neuen anregenden Problemstellungen. Etwa in einem höchst eigenartigen Buch von Walerian Baranowski „Das große Geheimnis der Psyche des polnischen Volkes" erscheint zum ersten Male bei einem polnischen Autor die Lehre von der hohen Bedeutung der nordischen Rasse, die innerhalb des Polentums in den westlichen Landschaften am stärksten vorhanden sei, dieses westliche Polentum sei nordisch — aber beileibe nicht wesensähnlich mit den Deutschen, sondern eher mit den Skandinaviern und Engländern . . .

Im Augenblick ist in der geistigen Haltung Polens England wieder ein wenig Trumpf. England hat überhaupt in den letzten Wochen so getan, als ob es Trumpf in Europa wäre. Das liegt daran, daß die Japaner noch in China zu tun haben. Es ist immerhin sehr kennzeichnend, daß trotz besserer Erkenntnisse die englische Politik sich in einer solchen „sorgloseren" Stunde sogleich wieder in die

Waagschale gegen das Deutsche Reich

legte. Immer wieder finden sich sofort Engländer, Franzosen und Moskau zusammen. Sie geben sich die größte Mühe, die Deutschen davon zu überzeugen, daß dem insularen Denken Englands, der französischen Hegemoniebestrebung — von den Sowjets ganz zu schweigen — der Gedanke einer Gemeinschaft Europas herzlich fern liegt und nur in mahnenden Zeitungsartikeln hervortritt.

Wir wissen nicht, wie lange die Japaner noch zu tun haben werden. Die starken Erfolge der japanischen Heere im Raum zwischen Kaifeng und Hsütschou Ende Mai und Anfang Juni sind durch den Dammbruch des Gelben Flusses paralysiert. Ob die Chinesen selber die Deiche durchstoßen haben, ob der „Kummer Chinas", der Fluß, der schon so viele Menschenmillionen gefordert hat, von sich aus in den Kampf eingriff, kann offen bleiben — sicher ist, daß der japanische Vormarsch auf Hankau in der alten geplanten Richtung entlang der Peking-Hankau-Bahn nicht mehr möglich ist; wahrscheinlich werden die Japaner versuchen, erheblich nördlich oder ganz im Süden des Überschwemmungsgebietes vorzustoßen. Ein Vorstoß im Norden müßte auf die kommunistische Armee des Generals Mao-Tse-Tung stoßen und etwa in der Richtung auf Lanchou gehen. Die Japaner könnten auf diesem Wege die rückwärtige Verbindung der Chinesen zu den Sowjets abschneiden. Stoßen sie aber nach Süden, in Richtung auf Nantschang vor, so können sie von dort sowohl Hankau wie schließlich auch Kanton gefährden — sicher ein Stoß in sehr verwundbare Teile des chinesischen Körpers. Aber wie lange kann das alles noch dauern.

Dagegen scheint sich im Vorderen Orient eine sehr eigenartige Entwicklung anzubahnen.

Einmal ist die „Sandschak-Frage" wieder kritisch geworden. Es gibt mehrere „Sandschak", die in der großen Politik eine Rolle gespielt haben. Als vor dem Weltkrieg die „bosnische Frage" aktuell war, sprach man vom „Sandschak" und meinte den Sandschak Novipazar, der zwischen Türken, Österreich und Serben streitig war. Heute meint man damit den Sandschak von Alexandrette, der, von der Türkei nach dem Weltkrieg abgetreten, nördlich

zwischen der Republik Lybanon und dem türkischen Anatolien liegt. Die Bevölkerung ist sehr gemischt. Die syrischen Araber vertreten die Auffassung, daß die Mehrheit arabisch ist, aus dem Irak vertriebene christliche Assyrer, ferner aus der Türkei verscheuchte Armenier und Kurden, dazu ebenfalls aus der Türkei ausgetriebene Tscherkessen sind nach dem Kriege in dieses Gebiet gekommen. Unstreitig sitzt aber eine sehr starke türkische Volksgruppe in dieser Landschaft. Noch unstreitiger hätte die moderne Türkei gern Alexandrette als den besten Hafen an dieser Küste. 1921 hat die Türkei die Grenzziehung hier anerkannt, sich bis dahin auch mit einer gewissen kulturellen Autonomie für die türkische Volksgruppe zufrieden gegeben, seitdem aber Frankreich 1936 seine Absicht erklärt hat, das Mandat über Syrien aufzugeben, hegen die Türken Besorgnisse, daß ihre Volksgruppe von den syrischen Arabern unterdrückt wird — und die Araber hegen die gleichen Besorgnisse, daß es ihnen nicht besser geht, wenn diese Landschaft an die Türkei kommt. Dazwischen steht das sonderbare Berg- und Hirtenvolk der Alawiten, stehen die Tscherkessen, Kurden, Armenier, Assyrer — und alle fürchten sich voreinander. Der französische Militärkommandant hat auf türkischen Druck zurücktreten müssen. Die Armenier fliehen schon nach Syrien hinein und verlassen die unruhige kleine Landschaft, in den Basaren tuschelt es, Mustafa sagt es dem Ali und Ali dem Mohammed, daß türkische Truppen kommen sollen, daß sich diese und jene Gruppe bewaffnet — es tut manchem leid, daß die Volkstumsprobleme in den Orient übertragen wurden!

Das dürfte die Meinung auch in Palästina sein. Die sichtbare Führung des arabischen Aufstandes ist verschwunden, die unsichtbare Führung ist dafür um so zielbewußter und hat England gezwungen, zwei neue Brigaden englischer Soldaten nach Palästina zu bringen, ohne doch damit etwas zu erreichen. Die Araber schießen im Gegenteil von Woche zu Woche besser und das

Prestige der britischen Macht leidet immer mehr.

Dabei ist gar nicht bedenklich, daß die Araber sich die modernen Waffen und ihre Handhabung gründlich zu eigen gemacht haben —, daß dies einmal geschehen würde, konnte man erwarten. Erschütternd ist, daß der Glaube an die Gerechtigkeit, ja an die geistige Überlegenheit der Europäer vollkommen zusammengebrochen ist. Nicht der verschlafenste türkische Pascha hätte im Sandschak Alexandrette ein solches Wirrwarr entstehen lassen, wie die Franzosen es getan haben; die nach europäischen Begriffen „rückständigste" arabische Verwaltung würde heute in Palästina besser funktionieren als die englische. Das Prestige des Europäers als gerechter, sachlicher und verständiger Herrscher wirtschaftet im Orient reißend ab. In Alexandrette haben sich die Franzosen in ihren zweideutigen Versprechungen gegenüber Arabern und Türken, in Palästina die Engländer in ihren noch zweideutigerem Versprechen gegenüber den Arabern und Juden selber gefangen.

Zur gleichen Zeit aber hat der französische Kolonialminister Mandel die Erhöhung der französischen Aushebung nichteuropäischer Soldaten um 70 000 Mann, davon 20 000 in Indochina, 50 000 in Afrika, gesteigert. Minister Mandel ist ein leidenschaftlicher Feind Deutschlands. Er war während des Krieges Privatsekretär bei Clemenceau, gehörte dann der Regierung Laval an. Im Kabinett Sarraut war er Minister für Elsaß-Lothringen sowie für das Post- und Telegraphenwesen. Er hat damals, als der Führer das Rheinland besetzte, seinem Ministerpräsidenten jene Hetzrede aufgesetzt, die um ein Haar die schwersten Folgen gehabt hätte, er hat, wie die ungarische Zeitung „Uj Magyarsag" damals schrieb, als einziger Minister im Kabinettsrat den Krieg gegen Deutschland gefordert. Er ist heute nicht nur Kolonialminister, sondern auch Mitglied des französischen Landesverteidigungsrates! Die französische Zeitung „Le Jour" beschuldigte ihn am 6. Mai 1938, daß er zielbewußt gegen Italien hetze und die spanischen Bolschewisten unterstütze. Jetzt schafft er mit der neuen Verstärkung der Kolonialarmee auf 298 000 Mann für Frankreich eine neue Waffe. Es ist nun nur die Frage, ob die Mohammedaner Nordafrikas — und sie haben bisher mehr als die Hälfte der französischen Kolonialtruppen gestellt — in jedem Falle bereit sein werden, sich ins Feld führen zu lassen, während zugleich die französische Verwaltung in Tunis und Algier die Juden gegenüber den Mohammedanern begünstigt, in Marokko gar im Mai dieses Jahres und dann wieder im Juni Unruhen der Be-

völkerung — und zwar nicht bolschewistischen, sondern nationalarabischen Charakters! — von den Franzosen unterdrückt wurden.

Man wird auch in Deutschland die Entwicklung in den islamischen Ländern mit ihrer rapid steigenden Bevölkerung sehr aufmerksam zu beobachten haben.

Vor einiger Zeit schrieb das dem Deutschen Reich bitter feindliche „Katholische Baseler Volksblatt" (20. 4. 1938):

„Eine unvoreingenommene Beurteilung der Lage der westeuropäischen Demokratien muß zu dem Schluß gelangen, daß diese durchaus nicht so pessimistisch zu beurteilen ist, wie es bisher geschah. Ist erst einmal die britische See- und Luftrüstung ihrem Ende entgegengeführt, so werden die bombastischen Reden in Rom und Berlin aufhören. Denn Diktatoren lieben den Bluff, und der moralische Kampfwert der deutschen Armee ist nicht jener von 1914! Das Selbstvertrauen der Demokratien muß wieder hergestellt werden; alles andere wird alsdann beigegeben werden."

Vielleicht wäre es, damit das Selbstvertrauen der Demokratien sich in Grenzen hält, kein Nachteil, wenn die Regierungskünste dieser Demokratien in den Ländern des Vorderen Orients sich etwas mehr der Prüfung durch die dort lebenden Völker unterziehen müßten. Das würde unzweifelhaft diese Demokratien zu einer bescheideneren und verständnisvolleren Haltung auch gegenüber Rom und Berlin erziehen, ... selbst wenn Japan einmal anderweitig beschäftigt ist, wie im Augenblick.

Prof. Dr. v. Leers
Abgeschlossen am 20. 6. 1938

Weltwirtschaftlicher Bericht

Vor dem Hintergrund bedeutsamer politischer Wandlungen und Ereignisse hat sich der

wirtschaftliche Abstieg der Welt

weiter vollzogen. Teilweise ist die wirtschaftliche Entwicklung, die aus sich heraus schon abwärts gerichtet war, durch die politischen Vorgänge in der ganzen Welt noch weiter ungünstig beeinflußt worden. Hat man sich bisher über den weiteren Gang und die Aussichten immer noch gern Täuschungen hingegeben, so ist man sich jetzt in der ganzen Welt wohl ziemlich einig darüber, daß es sich um einen ähnlichen Niedergang der Weltwirtschaft wie in den Jahren 1929/30 handelt. Bei den Vergleichen, die überall schon offen angestellt werden, kommt der damalige Zusammenbruch sogar noch etwas besser weg, weil er sich doch noch langsamer vollzog, also auf einen größeren Zeitraum erstreckte als heute; das Ausmaß des Niedergangs ist jedenfalls fast dasselbe. Die einzige Stelle, die von etwas größeren Hoffnungen erfüllt ist, ist die Internationale Bank (B.J.Z.) in Basel, die in ihrem Bericht alle nur denkbaren Tatbestände zusammengetragen hat, die darauf hindeuten sollen, daß der damalige Zusammenbruch der Weltwirtschaft doch noch größer war als der heutige, und daß es gar so schlimm nicht mehr werden kann. Tatsächlich haben ja die Erholungen und Aufschwungsbewegungen, die größtenteils infolge der Rüstungen in den Jahren 1932/33 einsetzten, die damals offenkundige Tatsache wieder verhüllt, daß die kapitalistische Weltwirtschaft in eine Struktur- oder Systemkrise hineingeraten war, und dieser Tatbestand macht sich nun nach dem vorübergehenden Rüstungsrausch wieder geltend, zumal damals grundsätzlich zu seiner Lösung nichts beigetragen wurde — mit Ausnahme von Deutschland, das sich damals aus dem Gefüge herausgelöst hat und heute durch die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik zu einer Insel der Ordnung geworden ist. Der Schlüssel zum Niedergang der übrigen Weltwirtschaft liegt nach wie vor bei den Vereinigten Staaten.

Was geschieht in Amerika?

Das ist die bange Frage, die heute alle kapitalistischen Gemüter beherrscht. Dort, wo bisher der Optimismus zum guten Ton gehörte, machen sich immer mehr pessimistische Gedanken breit. Die Stahlerzeugung, immer eines der wichtigsten Zeichen der amerikanischen Wirtschaftstätigkeit, ist auf 25 v.H. der Kapazität zurückgegangen, die Automobilerzeugung auf unter die Hälfte. Was die Stahlgewinnung für die Investitionsindustrien bedeutet, das stellt die Automobilerzeugung für die Konsumindustrien dar. Bei beiden Grundmauern des amerikanischen Wirtschaftslebens also ein erschütternder Niedergang, dessen Auswirkungen auf die Rohstoffe noch zu untersuchen sein werden. Da die erhoffte Privatinitiative immer noch ausbleibt und der Kampf zwischen Präsident oder Regierung und den großen Wirtschaftsgewalten, Trusts und Monopolen, immer noch anhält, legt sich eine Lähmung auf das ganze

amerikanische Wirtschaftsleben. Mühsam versucht Roosevelt, gewisse soziale Errungenschaften durchzusetzen, die in anderen Ländern selbstverständlich geworden sind, und die ihm seinerzeit vom Obersten Gerichtshof und durch die Macht der großen Unternehmer zerschlagen worden waren, denn er hält zäh an seinem Glauben fest, daß nur durch eine Hebung des Arbeiter- und Farmerstandes eine nachhaltige Kräftigung der amerikanischen Wirtschaft erreicht werden kann; und im gleichen Maße hält auch die Mehrheit des amerikanischen Volkes an Roosevelt fest, wie einige Zwischenwahlen gezeigt haben. Ebenso wie der Landwirtschaftsminister Wallace die damals zerschlagene AAA. durch verschiedene einzelne Gesetze wenigstens dem Geiste nach wieder zusammenflickt, so sollen nun auch langsam die Grundgedanken des NRA. wiederhergestellt werden, freilich in hartem Kampfe mit der Wirtschaft. An einer entscheidenden Stelle hat der Kongreß jetzt nachgegeben, als er in seiner letzten Sitzung das Gesetz über Arbeitszeit und Löhne annahm. Hierin werden Höchstgrenzen für die Arbeitszeit und Mindestsätze für die Arbeiterlöhne aufgestellt, beide unter Wahrung angemessener Übergangsfristen und Ausnahmestellungen. Ob man freilich damit allein schließlich eine Hebung der Produktion und des Volkseinkommens erreicht, bleibt fraglich. Diesem Zwecke dienen aber ausgesprochen die anderen Maßnahmen Roosevelts zur Arbeitsbeschaffung. Der Staat selbst hat zwar ein 4-Milliarden-Dollar-Programm für öffentliche Arbeiten aufgestellt, und zwar für Wohnungsbau, Schiffbau und Aufrüstung, aber die wesentlichen Hoffnungen bleiben doch gerichtet auf die etwaigen Auswirkungen der angekündigten großen Kreditausweitung. Aber selbst wenn dies alles richtig zündet, so kann man doch mit einer nachhaltigen Belebung der amerikanischen Wirtschaft vor diesem Herbst kaum rechnen, wahrscheinlich wird man bis zum nächsten Frühjahr warten müssen. Bei der großen Bedeutung der Vereinigten Staaten für die Weltwirtschaft wäre also auch dann erst mit einer Belebung der Weltwirtschaft zu rechnen — vorausgesetzt, daß sich die Verhältnisse in Europa nicht ändern.

Es ist jedenfalls für die gegenwärtige Lage bezeichnend, daß in den einzelnen großen Ländern oder Wirtschaftsgebieten durchaus keine einheitliche Entwicklung erfolgt, ein Zeichen für den mangelnden wirtschaftlichen Zusammenhang. Auf Deutschlands Sonderstellung und auf die Lage in Mitteleuropa überhaupt wurde bereits hingewiesen. In der Weltwirtschaft spielt neben Amerika

England die bedeutendste Rolle,

und zwar gerade in dem ausgedehnten Wirtschaftsgebiet des Empire war in den vergangenen Jahren eine Sonderentwicklung, ein glänzender Aufschwung zu verzeichnen. Wenn auch hier von einem solchen Niedergang wie in den Vereinigten Staaten keine Rede sein konnte, so wurde jetzt doch auf den Aufschwung der erste Dämpfer gesetzt. Die Zahl der Arbeitslosen beginnt zu steigen, und der englische Außenhandel bewegt sich wieder rückläufig, was in England besonders beachtet wird. Nicht nur aus politischen, sondern wahrscheinlich auch aus wirtschaftlichen Gründen entfaltet England daher im Südosten Europas eine gewisse Tätigkeit. Vor allem ist der Abschluß eines Kredites von 16 Millionen Pfund an die Türkei in diesen Rahmen zu spannen. Er wurde von der City unter teilweiser Garantie des englischen Staates gegeben und soll in der Türkei zu Kriegslieferungen und Investierungen in Bergbau und Schwerindustrie verwendet werden, wovon sich England eine Ausweitung seines Außenhandels mit der Türkei verspricht. Auch das Handelsabkommen mit Italien liegt in der Richtung. Wegen des drohenden Rückganges des englischen Außenhandels und der schwierigen amerikanischen Wirtschaftslage scheinen aber andererseits die englisch-amerikanischen Wirtschaftsverhandlungen in eine ernste Krise geraten zu sein, obwohl sie mit so großen Hoffnungen begonnen worden waren. Allerdings spielt hier vielleicht noch ein anderer Gesichtspunkt hinein, der in der letzten Zeit in den Vordergrund getreten ist, nämlich die

zunehmende Währungsverwirrung auf der Welt.

Kaum war nämlich der ewig unruhige französische Franken etwas zur Ruhe gekommen, so verdichteten sich immer mehr die neuen Abwertungsgerüchte um den amerikanischen Dollar, und zwar wegen der dortigen schlechten Wirtschaftsentwicklung und wegen möglicher Ausfuhrvorteile, die sich die Vereinigten Staaten zu erringen hoffen. Tat-

sächlich lag auch der Dollar, zunächst gegenüber dem Pfund, anhaltend schwach. Aber als von dem amerikanischen Schatzamt daraufhin alle Gerüchte über eine Dollarabwertung dementiert wurden, glaubte man erst recht nicht daran. Denn nun entsann man sich des Dreimächte-Abkommens zwischen Amerika, England und Frankreich. Zuerst hieß es ja schon bei der letzten Frankenabwertung, der Dollar werde auch nachfolgen, aber anscheinend hat man sich diese Möglichkeit als letzte Reserve zurückbehalten. Nun hieß es, daß vielleicht alle drei Mächte gleichzeitig, also Pfund, Dollar und Franken, abwerten würden, und zwar hätte man damit dem französischen Franken weitere Erleichterung verschafft; außerdem schien aber die Unterbrechung der englisch-amerikanischen Wirtschaftsverhandlungen darauf hinzudeuten, daß man vielleicht erst eine weitere Lösung des Währungswirrwarrs zum Herbst abwarten wolle. Nun war nicht nur der Dollar gegenüber dem Pfund schwach, sondern nun lagen Pfund und Dollar gegenüber dem Golde schwach. Mit anderen Worten: es setzte ein Ansturm auf das Gold und eine panikartige Steigerung des Goldpreises in London ein. Unter gewaltigen Umsätzen erhöhte sich die Prämie des Goldes gegenüber der amerikanischen Verschiffungsparität bis auf den ungewöhnlich hohen Stand von 12½ Pence. Die ganze Marktverfassung erinnerte an die Goldkrise im Frühjahr. Alle Welt wollte nun Gold kaufen, das einzige wertbeständige Mittel: aus Amerika, aus Frankreich, Schweiz und Holland, ja sogar aus Indien gingen gewaltige Aufträge zum Goldankauf ein. Nimmt man dazu noch die Überspekulation in einigen südafrikanischen Goldminen-Anleihen an der Londoner Börse, besonders in einer kleinen Mine, die angeblich eine neue Goldader entdeckt hatte, so kann man sich ein ungefähres Bild von der fieberhaften und hitzigen Verwirrung des Marktes machen. Im Gegensatz dazu stand freilich der ruhige Erfolg der Auflegung der zweiten englischen Rüstungsanleihe von 80 Millionen Pfund. Aber der Verwirrung an den Börsen und Währungsmärkten entsprach eine ähnliche Unsicherheit an den internationalen Warenmärkten, die das Bild des gegenwärtigen weltwirtschaftlichen Abstiegs abrunden. Es sind fast alle

Warenpreise auf einem neuen Tiefstand

angelangt, der durchaus der Lage im Jahre 1930 wieder entspricht, und auf fast allen Märkten dehnen sich die damaligen gewohnten Einschränkungsmaßnahmen wieder aus, ohne daß jetzt neue, wesentlich aufbauende Gedanken hinzugekommen wären. Auf dem Eisenmarkte konnten die Bedingungen der Internationalen Roheisengemeinschaft (Ireg) grundsätzlich bis 1940 verlängert werden, unter dem Druck der amerikanischen Konkurrenz. Die Ausfuhrquote für Kupfer wurde zum ersten Male wieder herabgesetzt, und zwar von 105 auf 95 vH., trotz der großen Rüstungseinkäufe! Auch der Zinnpreis ist weiter so herabgesunken, daß die Ausfuhrquote bis auf 45 vH. herabgesetzt werden mußte. Unter solchem Druck ist nun endlich auch der Zinn-Puffer-Pool zustande gekommen, der einen Teil der Ausfuhr (etwa 10 vH.) aufkaufen und einlagern soll, um den Bestand später, bei einem übermäßigen Preisanstieg, wieder dämpfend einzusetzen. Den Zinn-Erzeugern schwebt ein Festpreis von 200 bis 230 Pfund Sterling für die Tonne Zinn vor, aber vorläufig ist man noch weit von ihnen entfernt. Man erstrebt also recht stark und einseitig noch die Hochhaltung der Preise zu Lasten der Verbraucherländer. Dasselbe ist beim Kautschuk zu beobachten, wo sich der Ausfall der amerikanischen Automobilindustrie bemerkbar macht. Auch hier erfolgte eine Herabsetzung der Ausfuhr auf 45 vH. der Grundquote, auch hier zeigt sich das Bestreben, den Preis möglichst hochzuhalten, nur will man hier keinen „Puffer-Pool" einführen, sondern jeder Erzeuger soll selbst einen gewissen Teil seiner Ernte auf Lager nehmen, statt ihn auszuführen. Unter all diesen Umständen hat sich der Preissturz für Rohstoffe etwas gefangen; auch bei der Baumwolle wirkt sich nun die Verringerung der Anbaufläche aus, beim Weizen die erneut aufgetretene Rostgefahr — aber alles ist natürlich nur relativ. Der grundsätzliche Tatbestand bleibt auf fast allen Warenmärkten bestehen, daß eine große, reiche Ernte und gewaltige Erzeugungsmöglichkeiten einem im ganzen doch noch unbefriedigten Bedarf gegenüberstehen, ohne daß es zu einem Ausgleich kommt. Dazu tritt die Zähigkeit der industriellen Fertigwarenpreise, an ihrem überhöhten Stand festzuhalten, und die sogenannten Rohstoffländer haben nicht nur niedrigere Erlöse zu gewärtigen für ihre Rohstoffe, sondern müssen für ihren Einfuhrbedarf auch im Verhältnis noch mehr bezahlen. So

entsteht auch dort wieder langsam ein Fehlbetrag in der Handels- und Zahlungsbilanz, dem man mit der Wiedereinführung oder Verschärfung der Devisenbewirtschaftung zu begegnen sucht. Besonders die südamerikanischen Länder entwickeln sich schon nach dieser Richtung. Alles in allem steht die Welt also heute bald wieder da, wo sie 1931 aufgehört hatte, vor denselben Fragen und vor derselben Lage, ohne daß in den dazwischenliegenden sieben Jahren ein wirklicher Gedanke gezündet hätte. Selbst der van-Zeeland-Bericht verstaubt irgendwo in den Aktenschränken des Foreign Office und des Quai d'Orsay.

Ferdinand Fried. Zimmermann
(Abgeschlossen 19. Juni 1938)

Weltagrarpolitischer Bericht

Die ausschlaggebende Rolle, die der Entwicklung in den Vereinigten Staaten von Amerika für die Wirtschaft der übrigen liberalistisch regierten Welt zukommt, ist selten so deutlich sichtbar gewesen, wie in der letzten Zeit. Die konjunkturelle Entwicklung in der Welt krankt, wie wir wissen, nicht zuletzt daran, daß der empfindliche Rückschlag in den USA. die Bedeutung dieses Landes als Absatzmarkt und als Verbrauchszentrum gemindert hat. Durch die Entwicklung des Konsums in den USA. wird nun allerdings in erster Linie die Weltindustrie und die Rohstoffproduktion betroffen, während die Landwirtschaft der auf den Weltmarkt angewiesenen Länder in anderer Art von der Entwicklung auf dem nordamerikanischen Kontinent abhängig ist. Die agrarische Einfuhr der Vereinigten Staaten spielt bekanntlich eine geringere Rolle, um so mehr aber ist das im Falle günstiger Ernten bei der agrarischen Ausfuhr der Fall. Ganz besonders tritt dies jetzt in Erscheinung, wo auf das an sich schon gute Erntejahr 1936/37 mit all den Beunruhigungen, die die damalige Baumwollrekordernte für die übrige Welt zeitigte, ein Jahr gefolgt ist, das

in den USA. eine wahre Rekordernte an Weizen

zu bringen verspricht. Nach den privaten Schätzungen, die im einzelnen nicht wesentlich voneinander abweichen, wird die diesjährige Weizenernte in USA. 1077 Mill. Bushels erreichen und damit sogar noch den bisherigen höchsten Ertrag von 1009 Mill. Bushels, der im Jahre 1915 erzielt wurde, übertreffen. In Tonnen umgerechnet wird die neue Ernte sich auf etwa 27,2 Mill. Tonnen stellen. Dabei muß man sich vergegenwärtigen, daß der Durchschnitt der letzten fünf Jahre bei 18,5 Mill. Tonnen lag. Bei Zugrundelegung eines normalen Verbrauchs im Lande — wahrscheinlich wird aber der Verbrauch infolge der Wirtschaftsdepression unterhalb der Norm liegen! — würde sich nach zuverlässigen Berechnungen ein Überschuß von etwa 13,6 Mill. Tonnen ergeben. Das ist viel mehr als die USA. in ihrem eigenen Lande aufspeichern können. Die Getreidebörsen haben auf diese Situation bereits empfindlich reagiert, und die Preise befinden sich heute auf einem Tiefstand, der seit 1934 nicht mehr zu verzeichnen war und der wohl kaum mehr die Gestehungskosten für die Landwirtschaft decken kann. Bereits vor längerer Zeit wurde daher von einer bevorstehenden großen „Weizenanleihe" Roosevelts gesprochen. Durch diese Anleihe, über die wir bereits in unserer letzten Übersicht berichteten, sollte ein erheblicher Teil der diesjährigen Weizenernte bevorschußt werden. Es ist indessen in der letzten Zeit nichts Konkretes mehr über diesen Plan bekannt geworden, so daß man ihn als erledigt ansehen kann, dagegen hat der Landwirtschaftsausschuß des Abgeordnetenhauses eine Vorlage gebilligt, nach der die Anbaufläche für Weizen von rund 80 Millionen Acres in diesem Jahre auf 52 Millionen Acres für die nächsten Jahre herabgesetzt werden soll. Diese

Verminderung der Anbaufläche

um rd. 37 vH. ist in der Tat recht „drastisch" und übertrifft alle anderen Anbaubeschränkungen in den USA. Sie fügt sich jedoch entsprechend in das System der anderen Beschränkungsmaßnahmen ein und rundet das Bild einer Wirtschaft ab, von der man gesagt hat, daß sie den Mangel inmitten von Überfluß dadurch beseitige, daß sie den Überfluß abschaffe. Bekanntlich hat sich gegen diese Politik kürzlich der berühmte Industrielle Henry Ford gewandt, der sich in einem Presse-Interview für eine Vermehrung der landwirtschaftlichen Produktion aussprach — eine scheinbar überraschende Ansicht, angesichts der offensichtlichen Überproduktion der amerikanischen Landwirtschaft, aber eben doch nur scheinbar, denn die Verbrauchsentwicklung ist ja infolge der ungeheuren Arbeitslosigkeit nur vorübergehend so ungünstig, und die USA. sind andererseits auf



manchen Gebieten der Ernährungswirtschaft immerhin noch auf eine Einfuhr angewiesen. Das gilt z. B. von Zucker, Wolle, Fellen, Gemüse, Ölfrüchten und auch von Fetten. Mag auch die Beseitigung dieser Einfuhr keine entscheidende Wendung für die amerikanische Landwirtschaft herbeiführen, so zeigt sich doch in dieser Tatsache, daß heute noch längst nicht alle Möglichkeiten erschöpft sind, selbst wenn man annimmt, daß ein Teil der heutigen US.-amerikanischen Agrareinfuhr aus klimatischen und anderen Gründen unvermeidbar ist.

Schließlich sind dieses aber Betrachtungen auf weite Sicht. Das dringende Problem ist im Augenblick die Unterbringung der Rekord-Weizenernte. Wir sagten oben schon, daß eine Unterbringung auf dem heimischen Markte ausgeschlossen ist. Infolge der großen Arbeitslosigkeit wird ja der Verbrauch zur Zeit sogar noch unter der Norm liegen. Man hat sich daher in den USA. bereits nach Absatzmöglichkeiten in anderen Ländern umgesehen und dabei anscheinend vor allem an England, Frankreich, Italien und Deutschland gedacht.. Nach Lage der Dinge muß man aber die Aussichten zur

Unterbringung der Ernteüberschüsse

in diesen Ländern als sehr gering ansprechen. Was Deutschland betrifft, so ist zu sagen, daß dieses Land sich mit Brotgetreide seit einer ganzen Reihe von Jahren selbst versorgt. Sein relativ geringer Einfuhrbedarf wird zudem meist aus den Ländern gedeckt, die deutsche Waren abnehmen, also in erster Linie aus dem europäischen Südosten. Auch England kommt als Abnehmer für die amerikanische Ernte kaum in Frage, da es bekanntlich handelspolitisch an seine Dominien gebunden ist. Gerade in diesem Jahre sind die Ernten auch in Kanada und Australien besonders gut ausgefallen, und es kommt hinzu, daß der Empire-Weizen einen Vorzugszoll genießt, der von den USA. überbrückt werden müßte. Frankreich hingegen verfügt in diesem Jahre über eine besonders reichliche Weizenernte. Da gleichzeitig der Brotverbrauch infolge der anhaltenden Krise stark geschrumpft ist, kann man kaum damit rechnen, daß Frankreich Weizen einführen wird. Eher ist schon mit einer Forcierung der Weizenausfuhr zu rechnen; der Nationale Wirtschaftsrat Frankreichs hat sich noch in diesen Tagen mit der Frage beschäftigt, wie die Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse zur Entlastung der Handelsbilanz eingeschränkt und die Ausfuhr von Agrarprodukten vergrößert werden könnte. Groß würde allerdings die französische Weizenausfuhr in keinem Falle werden, denn von dem zu erwartenden Überschuß von 25 bis 30 Mill. Doppelztr. wird ein beträchtlicher Teil der nationalen Reserve zugeführt werden und der Rest der Verfütterung sowie der Destillation und Treibstoffherstellung dienen. Bezüglich der Ausfuhr nach Italien scheinen die Aussichten der USA. auf den ersten Blick günstiger zu sein. Italien hat in diesem Jahre infolge klimatisch völlig abnormer Verhältnisse eine weit unter dem Durchschnitt liegende Ernte zu erwarten, die wahrscheinlich noch unter der an sich schon mäßigen Ernte von 1936 liegen wird. Man schätzt ihren Ertrag auf 60 Millionen Doppelzentner. Während die vorjährige Ernte mit ihren 80 Mill. Doppelztr. den Bedarf vollständig deckte, ergibt sich für dieses Jahr ein Fehlbetrag von 20 Mill. Doppelzentnern, der wenigstens zum Teil durch Einfuhr gedeckt werden muß. Der Zwang zur Beimischung von Reis-, Mais- und Bohnenmehl zum Brot, der ab 20. Mai 1938 auf 20 vH. heraufgesetzt wurde, wird den Einfuhrbedarf vermindern, aber ihn nicht ganz beseitigen können. Aber auch Italien ist in seiner Getreideeinfuhr handelspolitisch in Europa gebunden, und zudem wurde gerade in diesen Tagen bekannt, daß es umfangreiche Getreidekäufe in Australien getätigt habe. Man spricht von bisher 90 000 Tonnen, und es erscheint mehr als fraglich, ob Italiens übrigbleibender Weizenzuschußbedarf irgendwie wesentlich zur Entlastung des amerikanischen Weizenmarktes beitragen kann.

Während also von der Seite des nordamerikanischen Überdrucks her und infolge der Schwierigkeiten der Unterbringung der Überschüsse am „Weltmarkt" seit einiger Zeit ein scharfer Preissturz für Weizen festzustellen war, kam es in Südost-Europa und besonders

in Jugoslawien zu einer abweichenden Entwicklung.

Trotz an sich günstiger Ernteaussichten zogen die Preise in diesen Ländern an, und vor allem in Jugoslawien konnte man beobachten, wie die Preise geradezu sprunghaft emporschnellten. Es wurden Preise erzielt, die die doppelte Höhe des „Weltmarktpreises" erreichten. Diese Hausse wirkte sich auch in einer Verteuerung

des Brotes aus, und es war daher kein Wunder, daß in Jugoslawien erregte Debatten darüber einsetzten, wer an dieser grotesken Entwicklung schuld sei, daß in einem Weizenexportlande wie Jugoslawien bei durchaus normalen Ernte- und Vorratsverhältnissen eine derartige Verteuerung und Verknappung herrschen könne. Der Getreidehandel, gegen den schwere Vorwürfe erhoben wurden, gab die ganze Schuld der staatlich privilegierten Exportgesellschaft „Prizad", die in Verkennung der tatsächlichen Versorgungslage große Mengen Weizen exportiert habe und damit die Verknappung und Verteuerung herbeigeführt haben sollte. Von Regierungsseite aus wurden aber diese Vorwürfe auf das entschiedenste zurückgewiesen, und es scheint tatsächlich, als ob hier wieder eine Klique von Spekulanten ihr unsauberes Spiel getrieben hat. Jedenfalls aber hat der Bauer wieder einmal nichts von der Erhöhung der Preise profitiert; außer den Spekulanten haben vielleicht einige Getreide-Großproduzenten die fette Spanne zwischen den amtlichen Richtpreisen und den spekulativen Preisen eingesteckt. Daß in Wirklichkeit keine Weizenknappheit im Lande herrschte, sondern nur eine von der jüdischen Spekulation künstlich hervorgerufene Verknappung, das geht im übrigen deutlich aus der Tatsache hervor, daß die Weizenpreise sofort abzubröckeln begannen, als ein Beschluß der Regierung bekannt wurde, die zollfreie Einfuhr von 1000 Waggons Weizen nach Jugoslawien zuzulassen. Neuerdings hat die Regierung auch noch erklärt, daß sie nur Weizen neuer Ernte für die Ausfuhr übernehmen werde. In den wesentlichen Zügen bot die Weizenspekulation in Jugoslawien ein ähnliches Bild, wie die

jüdische Spekulation mit der ägyptischen Zwiebel,

die eine Zeitlang trotz ausreichender Vorräte und niedriger Erzeugerpreise nur zu Phantasiepreisen auf dem Weltmarkt zu haben war. Gerade in dem Falle der Zwiebel, für die um diese Jahreszeit Ägypten ein gewisses Ausfuhrmonopol hat, zeigte es sich, daß eine in sich gefestigte, geordnete und nach sozialistischen Prinzipien geleitete Volkswirtschaft nicht nur die Spekulation in ihrem Inneren ausschließt, sondern auch gegenüber spekulativen Einflüssen von außen immun sein kein. Deutschland hat bekanntlich auf die Zwiebeleinfuhr aus Ägypten verzichtet, und dieser Verzicht ist ihm um so leichter gefallen, als die deutsche Verbraucherschaft in ihrem bekannten Verständnis für volkswirtschaftliche Belange statt der Zwiebel freiwillig andere, heimische Erzeugnisse für den Verbrauch herangezogen hat.

Daß im liberalen Wirtschaftssystem der Welt der Bauer ein benachteiligtes Glied der menschlichen Gesellschaft ist, das zeigt sich nicht allein in den krassen Fällen, wo eine gewissenlose Spekulation auf Kosten der landwirtschaftlichen Produzenten riesenhafte Geschäfte macht, sondern auch unter normalen Verhältnissen. Ja, selbst in autoritär und sozialistisch regierten Staaten, wie in Deutschland, erweist es sich, daß die schweren Schäden des liberalen Zeitalters nicht in wenigen Jahren beseitigt werden können, sondern lange noch nachwirken, und daß es der gemeinsamen Arbeit aller Stände des Volkes bedarf, um diese Reste des liberalistischen Systems zu beseitigen. Selbst in einem so ausgesprochenen Bauernlande wie Norwegen ist es kürzlich, auf der großen Tagung des Norwegischen Bauernbundes, nötig gewesen, eine Lohnangleichung zugunsten der landwirtschaftlichen Arbeiter zu fordern, und bei der letzten Generalversammlung des Internationalen Landwirtschaftsinstituts in Rom haben die Fragen der sozialen Besserstellung der Landbevölkerung eine ausschlaggebende Rolle gespielt. Erfreulich war es, daß vor allem auch das Problem erörtert wurde, wie man die

Ernährungslage der Landbevölkerung

verbessern könne. Es ist ja kein Geheimnis, daß gerade der „Nährstand" in vielen Ländern sich in einem durchaus ungenügenden Ernährungszustand befindet. In einer ganzen Reihe von agrarischen Exportländern Europas kann man die Feststellung machen, daß die Landbevölkerung sich nur überaus dürftig ernährt. Das gilt für die Länder des europäischen Ostens und Südostens ebenso, wie auch für den Süden. Aber selbst in den auf einer höheren Ernährungsstufe stehenden Ländern Mittel- und Westeuropas sind in dieser Beziehung noch manche Mängel festzustellen. Das gleiche gilt für die Gesundheitspflege und die Wohnungshygiene. Auch hier ist, wie man weiß, ein erheblicher Abstand gegenüber dem Standard der Städte zu überbrücken.

Ein weiterer Punkt, mit dem sich die Generalversammlung des Instituts in Rom befaßte, war die Unbeständigkeit des landwirtschaftlichen Einkommens, die ja zu einem großen Teile durch die wechselnden Ernteerträge bedingt ist. Es war charakteristisch für die geistige Wandlung in unserer Zeit, daß in der Aussprache sich kein Verfechter für den absoluten Liberalismus des freien Spieles der Kräfte mehr fand. Bis der Gedanke der festen und gerechten Preise sich überall durchgesetzt hat, wird in sehr vielen Ländern freilich noch viel Zeit vergehen müssen, und dabei sind die Preisgarantien, die von autoritärer Stelle der Landwirtschaft gegeben werden können, doch erst nur eine der Voraussetzungen für einen gerechten

Ausgleich zwischen Stadt und Land

der schrittweise seinem Ziel immer näher gebracht werden muß.

Die landwirtschaftliche Arbeit und die sozialen Verhältnisse des Landlebens werden auch eines der Hauptthemen auf der Internationalen Konferenz für Agrarwissenschaft sein, die im August dieses Jahres im MacDonald College St. Anne de Bellevue, in Kanada stattfinden wird. Eine starke deutsche Delegation von Landbauwissenschaftlern unter Führung von Prof. Konrad Meyer wird an dieser interessanten Tagung teilnehmen. — Es ist zweifellos erfreulich, daß auch in der internationalen landwirtschaftlichen Diskussion die Fragen der landwirtschaftlichen Arbeit und des Landvolkes neuerdings einen größeren Raum einnehmen. Wir Deutschen begrüßen das gerade darum besonders, weil ja unsere neue Agrarpolitik von der Erkenntnis ausgeht, daß im Mittelpunkt und Ausgangspunkt aller Dinge der Mensch steht, und daß also alles politische Handeln von diesem Grundelement Mensch bestimmt werden muß.

Christoph Frhr. v. d. Ropp
Abgeschlossen am 20. Juni 1938

Kulturpolitischer Bericht

Die Reichstheaterfestwoche in Wien hat nicht nur in einer Reihe von erlesenen Darbietungen der deutschen Bühnenkunst die kulturelle Leistungsfähigkeit und den geistigen Gestaltungswillen der deutschen Bühne in eindrucksvoller Weise bestätigt. Wie bei den vergangenen Theaterfestwochen ist auch in diesem Jahr die Reichstheaterfestwoche ein

kulturpolitischer Appell

geworden, der dem Volk in seiner Gesamtheit die Zukunftsaufgaben des Theaters in das Bewußtsein ruft. Das Ziel steht fest — Reichsminister Dr. Goebbels hat in seiner Ansprache in Wien nachdrücklich darauf verwiesen — es ist die Schaffung eines wahrhaft deutschen Volks- und Nationaltheaters. Auf dem Wege zu diesem Ziel haben wir die ersten entscheidenden Etappen zurückgelegt. Es sind erstmalig in der deutschen Geistesgeschichte die geistigen Voraussetzungen geschaffen worden, um eine Idee zu verwirklichen, für die sich die besten Vorkämpfer einer lebendigen deutschen Dramatik eingesetzt haben. Die Weiterentwicklung des deutschen Theaters zu einer Feierstätte, die kein Ort der billigen Unterhaltung, sondern der inneren Erhebung und Erschütterung ist, an der das ganze Volk teilhat, muß ebensosehr vom Volk wie von der Führung ausgehen.

Die auf der Reichstheaterfestwoche angekündigte Gründung einer Reichstheaterakademie wird Voraussetzungen für eine Auslese, Schulung und künstlerische Durchdringung des jungen Nachwuchses schaffen, über die bisher kein Kulturstaat der Erde verfügt. Das Theater verflachte im Verlauf eines Bildungsjahrhunderts immer mehr zu einer Repräsentationsstätte städtischer Zivilisation. Das geistige Erbe, das die Stadtbühne vom Hoftheater der Barockzeit her übernommen hat, bedeutet die Entfremdung zwischen Volk und Bühnenkultur. Wenn heute das Theater von lebendigeren Kräften gespeist werden soll als in der überwundenen Zeit, wenn es wie in der Frühzeit der Antike den nationalen Mythos zum Erlebnis verdichten soll, müssen wir uns erst auf die Urgründe des Dramas zurückbesinnen.

Wir erinnern an Hanns Johsts gültige Zielsetzung für das Theater unserer Zeit, wenn er ein Schauspiel als Begegnung mit dem Geist der Demut und der Verklärung und nicht mit dem Hochmut der Aufklärung aufgefaßt wissen will, das Theater nicht als eine Stätte, in der Weltanschauungen demonstriert und sittliche Forderungen bewiesen werden, sondern als die Kultstätte eines heroischen Gefühls, das sich

mit allen Erscheinungen dieser Welt auseinandersetzt. Die mythische Kraft des Dramas, so hat es Hanns Johst einmal formuliert, soll über den Abend der Aufführung hinaus in den kommenden Alltag reichen. Die Tragödie soll an ihren gemeinschaftsbildenden Ursprung zurückgeführt, soll kultisches Theater werden wie das der hellenischen Griechen.

Die jungen Dramatiker, die in der Front der Hitlerjugend stehen, haben in einer

kulturpolitischen Aussprache

zur Reichstheaterwoche Gestalt und geistige Formwerdung des künftigen Volkstheaters weiter zu festigen versucht. Der junge Dichter Eberhard Wolfgang Moeller hat dabei für die junge Generation eine „Wiederauferstehung der Großmacht Theater" gefordert und dabei die Frage gestellt, was bisher geschaffen worden sei, um eine Bühne zu verwirklichen, die man später die nationalsozialistische nennen wird. Moeller betont in dieser sehr lebendigen und fruchtbaren Aussprache, daß wir heute ein Theater der Klassiker haben, nicht nur im Spielplan, sondern auch in der Dichtung, die nur dann Dichtung ist, wenn sie dem Gesetz der „großen Dramaturgie" gehorcht, eben dem Gesetz, das die große deutsche Dichtung der klassischen Periode geformt hat. Die Versuche einer Weiterentwicklung seien entweder an der Oberfläche geblieben oder, wie der Richard Wagners, gescheitert. Es sei dem Theater so gegangen, wie dem deutschen Volk im Jahre des Novemberverrats: „Es ist durch Verrat und Betrug aus einer Großmacht zu einer Macht zweiten Ranges herabgewürdigt worden."

Der Kampf um die Wiedererlangung der alten Hoheit des Theaters sei nicht ein Kampf auf Leben und Sterben, sondern der Kampf eines Herrschers um sein Recht; denn das Theater ist ja nicht ein Saisoneinfall, eine modische Erfindung, die der Willkür entspringt, sondern eine der Grundideen des menschlichen Geistes. Dieser Kampf sei derselbe, der im Vierjahresplan gekämpft werde — es gehe um nichts anderes als um die „Sicherstellung der geistigen Ernährung". Nicht die Besucherzahlen und Kassenausweise oder Subventionen sind dabei maßgebend, sondern die ebenso notwendige Erkenntnis des Wesens und der inneren Lebensbedingungen der deutschen Bühne. Eine Reihe von Gefahren unseres gegenwärtigen Theaters, die Moeller aufzeigt, verdienen beachtet zu werden: die übermäßige Abhängigkeit von den Klassikern, denen wir uns „autoritätsgläubig" überlassen. Moeller verweist auf den „separatistischen" Charakter des Wilhelm Tell und auf die Verfechter der Theorie, daß das Chaotische, das den Bürger schrecke, wie es etwa Schiller in den Räubern gestaltet hat, eine besonders junge und revolutionäre Dramatik sei. Man könnte hier einwendend auf das an keine klassische Regel gebundene Genie Shakespeares und an den eigenwilligen Weg der Stürmer und Dränger des deutschen Dramas, an Kleist, Grabbe und Büchner erinnern, schließlich an die durchaus neue und eigene Form der dramatischen Aussage, die gerade zwei Dichter unserer Weltanschauung, Hanns Johst und Friedrich Rehberg, gefunden haben.

Bemerkenswert ist, daß der junge Dramatiker Curt Langenbeck, Verfasser des Schauspiels „Hochverräter" und einer in der Form wie im dramatischen Gehalt sehr wertvollen Alexander-Tragödie — Langenbeck ist zur Zeit Chefdramaturg in Kassel — über die Hinwendung zur Historie im deutschen Drama ein sehr eindeutiges Urteil fällt. Er stellt fest, daß sich die Hinwendung zur Geschichte für den Dramatiker unserer deutschen Gegenwart zwangsläufig ergebe, weil keine mythischen Geschichten mehr lebendig seien, aus denen sich die Formen tragischer Fabeln hervorbringen ließen.

Die Feststellung Langenbecks wird durch die von uns beobachtete Tatsache unterstrichen, daß das große Reich der germanisch-deutschen Sage von der jungen Dramatiker-Generation so gut wie unbeachtet geblieben ist. In dem Theater-Almanach des Verlages Langen-Müller, das eine Auswahl von acht charakteristischen Szenen jüngster Dramatiker bringt, begegnen uns Napoleon und Goya, Struensee und amerikanische Börsianer, König Karl der Zwölfte und der große Alexander, aber keine Gestalt der germanischen oder nordischen Mythe.

Das wahrhaft heroische Reich der germanisch-nordischen Sage, an dem sich schon der junge Ibsen in seinen leider niemals aufgeführten „Helden auf Helgoland" — Nordische Heerfahrt — versuchte, ist in Vergessenheit geraten. Die Besinnung auf den Ursprung der griechischen Tragödie lehrt uns, daß die dramatisch gestaltete Erlebniswelt eines

Volkes zutiefst immer wieder auf dem heimatlichen Mythos beruhen wird, nicht nur in der Wiederbelebung historischer Persönlichkeiten im Spiegel des Theaters, sondern in der Verkörperung zum Sinnbild gewordenen Gestalten seiner mythischen Vorzeit, in denen das völkische Schicksal gleichsam zeitlos verkörpert wird. Es ist kürzlich mit Recht eingewendet worden, das der dramatische Dichter unserer Gegenwart es nicht leicht habe, den Weg schöpferischer Gestaltung im Reich der deutschen Sage zu finden. Aber hier wird das überlieferte Mittelmaß keine befriedigende Form finden! Den Besten eröffnet sich ein Arbeitsfeld von zeitloser Gültigkeit.

Walter Horn

Abgeschlossen am 22. Juni 1938

Randbemerkungen

Latifundienbesitzer Schoßberger, Kornfeld und Co(hn)

Wohl keiner Mitteilung im Zusammenhang mit der Judengesetzgebung Ungarns kommt eine solche Bedeutung zu wie der im ungarischen Regierungsblatt „Esti Ujsag" vor einiger Zeit erfolgten Ankündigung, die Grundsätze der Judengesetzgebung — nämlich die Zurückdrängung des jüdischen Anteils auf 20 vH. — würden künftig auch in der Bodenpolitik angewendet werden. Der Ackerbauminister, so hieß es weiter, werde ermächtigt werden, den Landverkauf an Personen, die nicht zur Landwirtschaft berufen seien, zu verhindern. Mit diesem Verbot hoffe man, wie „Esti Ujsag" betonte, den Übergang ungarischen Bodens in unerwünschte Hände unmöglich zu machen, die ihn doch nur zu spekulativen Zwecken benutzen.

Wenn nun u. W. auch diese neue Bodenpolitik bisher noch nicht in die Tat umgesetzt worden ist, so muß man sich doch schon heute darüber im klaren sein, daß sie eine völlige Umwälzung des Besitzverhältnisses in der ungarischen Landwirtschaft nach sich ziehen würde. Denn gerade in Ungarn ist der Jude in einem Ausmaß Grundbesitzer, wie es anderswo nicht für möglich gehalten wird. Schon lange vor dem Weltkrieg war das Judentum über die Banken in die ungarische Landwirtschaft eingedrungen. Bereits im vergangenen Jahrhundert warnten einsichtige Ungarn vor dieser Entwicklung. Es ist für die Leser von „Odal" nicht ganz uninteressant, daß einer Schrift, die der Anwalt des Bundes ungarischer Landwirte, Stephan Bernát, im Jahre 1896 gegen die Verwandlung des Bodens in bewegliches Kapital erscheinen ließ, kein anderer als Gustav Ruhland ein Vorwort mitgab. Nachdem dann diese Kapitalisierung des Bodens der Gleichstellung der Juden gefolgt war und ihr zunehmender Reichtum in Grundbesitz angelegt werden konnte, war der Weg frei zur Verjudung der ungarischen Landwirtschaft. Dabei war es für die Juden nicht unwichtig, daß gerade mit dem Grundbesitz nicht nur zahlreiche politische Rechte an die Juden übergingen, sondern überhaupt erst die Anpassung an das Wirtsvolk erfolgte.

Fast überall war übrigens der Weg Judas zum Grundbesitz der gleiche. Wurde bei den Magnaten ihre Verschwendungssucht durch die jüdischen Großbanken ausgenutzt, so lieh dem Bauern der Kramjude auf dem Dorf zuerst den Schnaps. Daraus wurden auch hier Darlehen, für die der Jude die bäuerlichen Bodenprodukte ebenso einhandelte wie die der Magnaten. Damit aber wurde die Preisbestimmung eine rein jüdische Angelegenheit. Mit ihr wieder konnte allmählich bei Groß und Klein der Strick zugezogen werden, und das Ende vom Liede war in allen Fällen die Zwangsversteigerung, d. h. der Grundbesitzerwerb durch die Kinder Israel. Bereits im Jahre 1895 waren nach der Statistik bei

Besitz		jüdische Besitzer	jüdische Pächter
unter 5	Joch	0,3%	0,3%
5— 10	„	0,3%	0,4%
10— 20	„	0,4%	0,7%
20— 50	„	0,7%	2,0%
50— 100	„	2,5%	7,6%
100— 200	„	8,0%	27,1%
200—1000	„	19,0%	62,0%
über 1000	„	19,0%	73,2%

Der einmal ins Rollen geratene Besitzwechsel zum Juden hin war nicht mehr aufzuhalten.

Von 1894 bis 1904 vergrößerte sich die Zahl der jüdischen Grundbesitzer von 1898 auf 2788, ihr Besitz von 1 747 253 Joch auf 2 169 300 Joch. Die Zahl der jüdischen Pächter aber stieg in der gleichen Zeit von 2697 (bei insgesamt 4291 Pächtern) auf 3170 (bei insgesamt 4861). Die von ihnen gepachtete Fläche aber vermehrte sich von 2 746 100 auf 3 350 740 Joch.

Besonders schaltete sich dann noch einmal während des Weltkrieges der Jude in die Grundstücksspekulation ein, die im wesentlichen überhaupt nur durch ihn hervorgerufen wurde. Dabei blieb in den Jahren von 1914—1918 zwischen dem Besitzwechsel aus jüdischer Hand in ungarische Hände und dem umgekehrten Besitzwechsel ein erneuter jüdischer Bodengewinn von 108 197 Joch, die zu dem bereits vorher ergaunerten jüdischen Grundbesitz hinzugeschlagen wurden.

Gerade der ausgesprochene Latifundienbesitz stellt offenbar die Erfüllung jüdischer Wünsche dar. Kommen die Juden auch nicht an die 222 240 Joch des Fürsten Esterházy oder an die 96 000 Joch des Fürsten Festetitsch heran, so sind unter den Besitzern zwischen 5000 und 10 000 Joch immerhin nicht weniger als 8 und unter den Besitzern zwischen 2000 und 5000 Joch sogar 25 jüdische Familien. Der Familie Samuel Mándy gehören gar 15 000 Joch, zu denen noch 3000 Joch Pacht treten. 15 000 Joch nennt auch z. B. die Bier- und Schokoladendynastie der Dreher ihr eigen. Je 10 000 Joch wieder gehören den Familien Lichtschein, Schwab und Okány-Schwarz. Schließlich darf auch der Baronsname anderer „ungarischer" Latifundienbesitzer nicht über die Rassenzugehörigkeit ihrer Träger hinwegtäuschen. So haben von den vielen unter den Habsburgern geadelten Baronsfamilien die verschiedenen Zweige der Schoßberger mit rd. 7000 Joch, der Baron Adolf Cohner mit 4633 Joch, Baron Manfred Weiß' Erben mit 5695 Joch, der Baron Moritz Kornfeld mit 3434 Joch und viele andere den jüdischen Latifundienbesitz erweitert.

Darum ist die Bodenverteilung in Ungarn sehr bemerkenswert, wo sich rd. zwei Drittel, nämlich 11 Millionen Morgen, in der Hand von 1224 Grundbesitzern befinden, denen 1,2 Millionen Kleinbauern mit 18 Millionen Morgen Land und rd. ebensoviel besitzlose Landarbeiterfamilien gegenüberstehen.

Dr. Bernhard Sommerlad

Tag des Nordens in Lübeck

Die Nordische Gesellschaft, deren Reichstagungen zur Zeit der Sommersonnenwende in Lübecks altem Vorort Travemünde in den letzten Jahren zum Treffpunkt aller mit dem Nordischen Gedanken verbundenen Männer und Frauen diesseits und jenseits der Grenzen geworden sind, hat ihre fünfte Reichstagung am 20. und 21. Juni 1938 als „Tag des Nordens" abgehalten, zu dem sich nur der engere Kreis derjenigen Persönlichkeiten zusammenfand, die für die Entwicklung friedlicher und freundschaftlicher Verbindungen zwischen den Völkern im Norden Europas einen wesentlichen Beitrag zu leisten gewillt sind. So enthält das gedruckte Teilnehmerverzeichnis eine Reihe klangvoller Namen aus dem Norden, die Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland und Island vertraten: wir nennen Niels Bukh, den Leiter der dänischen Bauern-Gymnastikhochschule Ollerup, die Schriftstellerin Annie Freifrau v. Akerhielm aus Stockholm, den Presseattaché der Kgl. Schwedischen Gesandtschaft K. A. Damgreen, Berlin, den Protokollsekretär Carl Oßbahr, Stockholm, Professor H. von Euler und Dr. med. Georg Engstrand, Stockholm, den Direktor des Arbeitsnachweises der Wirtschaftsorganisationen Niels Erik Wilhelmsen, Kopenhagen, Dr. Rosting, Kopenhagen, Staatsrat J. L. Melbye, Präsident des norwegischen Bauernbundes, Oslo, Prof. Dr. Eino Kaila, Helsinki, Dr. Kankaanpä, Helsinki, Landesbibliothekar Dr. Gudmundur Finnbogason, Reykjavik, den Präsidenten der Industrie- und Handwerksorganisation Helgi K. Eireksson, Reykjavik, Ministerialrat Thorvardsson und Bürgermeister H. Halldorsson, Reykjavik, Kunstmaler Gudmundur Einarsson, Reykjavik, u. a. m. Nach einem zwanglosen Empfang der Gäste am Sonntagabend im Kursaal in Travemünde, bei dem die erste Fühlungnahme unter den Teilnehmern sich anbahnte, wurde die Tagung am Montag durch den Leiter der Nordischen Gesellschaft, Gauleiter und Oberpräsident Lohse in Gegenwart von Reichsleiter Alfred Rosenberg und Reichsführer SS Heinrich Himmler eröffnet. Nach einer Ansprache des Direktors Wilhelmsen aus Kopenhagen über die Stellung der dänischen Jugend führte Universitätsprofessor Dr. Eino Kaila aus Helsinki in klaren, eindrucksvollen Darlegungen über die Nordische Lebensform auf der Grundlage des Bauerntums in den Kern des Nor-

dischen Wesens und der Nordischen Kultur, die auf dem bodenständigen, naturverwachsenen bäuerlichen Herkommen der germanischen Rasse beruht. Prof. Kaila erklärte unter allgemeinem Beifall, daß die Verständigung zwischen den nordischen Ländern und dem neuen Deutschland durch die nationalsozialistische Bauernpolitik eigentlich von selbst gegeben sei. Bauerntum und geistiges Führertum seien mit dem Nordischen Wesen untrennbar verbunden. Von der Bewahrung der bäuerlichen Haltung hinge auch die Bewahrung der Kultur und des Lebens der Nordischen Völker ab. — Der Nachmittag brachte die Eröffnung der Ausstellung „Schrifttum zum Nordischen Gedanken" und „Die hundert besten Bücher des Jahres" durch den Leiter der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums Reichsamtsleiter Hans Hagemeyer. In den herrlichen alten gotischen Räumen des St. Annen-Museums vereinigte abends die Gäste ein Empfang der Reichsregierung durch Reichsinnenminister Dr. Frick. Ein Mitternachtskonzert in der Marienkirche, bei dem die Staatsopernsängerin Lea Piltti (Finnland) vom Deutschen Nationaltheater in Weimar mitwirkte, beschloß den ersten Teil der Tagung. Am Dienstag sprachen der Landesbibliothekar Dr. Gudmundur Finnbogason aus Reykjavik über die isländisch-deutsche Zusammenarbeit auf Nordisch-wissenschaftlichem Gebiet und der Präsident des norwegischen Bauernbundes, Staatsrat Melbye, über die norwegische Bauernbewegung. Eine ausgezeichnete, ganz persönlich gehaltene Ansprache hielt darauf der Protokollsekretär Carl Patric Oßbahr aus Stockholm, der Schwedens nordeuropäische Aufgabe dahin umriß, einen Wall gegen den Bolschewismus zu bilden und eine Vermittlerstellung zwischen England und Deutschland einzunehmen. Sämtliche Ansprachen der Verteter des Nordens wurden in deutscher Sprache gehalten. Reichsleiter Alfred Rosenberg hielt eine groß angelegte Schlußrede, in der er die Schicksalgemeinschaft aller europäischen Völker in zwingend logischen Ausführungen aufzeigte und darlegte, wie in wenigen Jahren Deutschland unter Adolf Hitler das Erbe eines ganzen Jahrtausends heimgeholt und den tausendjährigen Traum einer geeinten, weltanschaulich und politisch gleichgerichteten Nation verwirklicht habe: es war ein machtvoller Appell an das Gewissen und die Einsicht der Vertreter der europäischen Welt, die zusammenstehen muß, um sich vor der drohenden Vernichtung durch den Bolschewismus zu bewahren. Rosenbergs Ausführungen wurden mit starkem Beifall aufgenommen und erweckten ein lebhaftes Echo bei den Gästen aus dem Norden. Reichsbauernführer und Reichsminister R. Walther Darré und Stabschef Lutze waren zu der Vortragstagung erschienen. Der Empfang der Nordischen Gesellschaft und des Oberbürgermeisters der Hansestadt Lübeck zu einem Mittagessen im Rathaus bildete einen Höhepunkt der Veranstaltungen auf dem „Tag des Nordens", auf dem noch einmal Gelegenheit zu Meinungsaustausch und Vertiefung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Teilnehmern geboten war. Der Nachmittag brachte die Vorführungen der Auswahlmannschaft von Ollerups Gymnastik-Hoskole, die von Niels Bukh, dem Begründer der dänischen Bauerngymnastik, geleitet wird. Eine Revolution der Leibeserziehung auf dem Lande hat Niels Bukh damit eingeleitet und den Beweis geführt, daß Bauernjugend zu Höchstleistungen auf dem Gebiet der Körperschulung und Gymnastik befähigt ist, wenn man sie richtig und rechtzeitig zu erfassen versteht. Im nationalsozialistischen Deutschland verfolgt die Hochschule für Leibeserziehung des Reichsnährstandes in Neuhaus ein ähnliches Ziel. Der Reichsbauernführer und einige Landesbauernführer verfolgten mit größtem Interesse die Darbietungen der dänischen Bauernjungen.

Die Sonnenwendfeier der deutschen Polizei und ᛋᛋ am Holstentor, bei der General der Polizei, Daluege, die Flammenrede hielt, bildete einen unvergeßlich schönen und festlichen Abschluß der Tagung. Mögen diesem „Tag des Nordens" noch viele, jährlich wiederkehrende in gleich gelungenem Verlaufe folgen!

Erwin Metzner

Was würde Malthus heute sagen?

Robert Malthus hat in der 1817 erschienenen Neubearbeitung seiner bekannten Schrift „Versuch über das Bevölkerungsgesetz" die in Norwegen herrschende Sitte der geschlossenen Vererbung der Bauernhöfe u. a. mit dafür verantwortlich gemacht, daß in Norwegen für landwirtschaftliche Verbesserungen wenig oder gar nichts getan werde. Als er 1799 Norwegen besuchte, war allerdings das mit dem nor-

wegischen Odelsrecht ursprünglich verbundene Teilungsverbot schon seit 30 Jahren aufgehoben. Das Odelsrecht beschränkte sich im wesentlichen darauf, die Familienverbundenheit der Odelshöfe durch ein ausgebautes Wiederkaufsrecht zu stützen; aber immer noch behauptete sich die geschlossene Vererbung als ungebrochene Rechtssitte. Die norwegischen Bauern sahen in ihr den besten Rechtsschutz gegen einen Zerfall ihrer Familien. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts ist allmählich diese Denkweise, die durch die Gesetzgebung nicht mehr wirksam unterstützt wurde, dem Einfluß des Wirtschaftsliberalismus unterlegen. Die Forderung nach Freiteilbarkeit der Odelshöfe, die Robert Malthus glaubte, im Interesse des landwirtschaftlichen Fortschrittes vertreten zu müssen, hat sich auch in der Praxis fast restlos durchgesetzt.

Die Folgen dieser Entwicklung schildert ein sehr beachtlicher Aufsatz von Richard Linder, Greifswald, über „Bodenverteilung und Odelsrecht in Norwegen" in der Vierteljahrsschrift „Jomsburg". Von den rund 200 000 landwirtschaftlichen Besitzungen in Norwegen können nur noch 80 000 Höfe nach deutschem Recht als Erbhöfe angesprochen werden und auch das nur, wenn man, wie Linder feststellt, ziemlich großzügig verfährt. Etwa 120 000 Höfe sind so klein, „daß sie ohne Nebenverdienste eine Familie zu ernähren nicht imstande sind". Für die Eigentümer dieser Höfe ist die Landwirtschaft „ein Nebengewerbe, das freilich ihrer Existenz eine sichere Grundlage gibt, sie aber keinesfalls, weder äußerlich noch innerlich, zum Bauern macht". Die eigentliche Bauernschicht ist also in Norwegen stark in die Minderzahl geraten. Mit Recht sieht Linder die Erklärung für diese Entwicklung darin, „daß das Odelsrecht nach Aufgabe des ursprünglich mit ihm verbundenen Teilungsverbotes seinen Schutzcharakter im hohen Maße eingebüßt hat". Es ist daher kennzeichnend, daß sich in Norwegen immer stärker die Stimmen mehren, die eine Reform des norwegischen Bodenrechtes in der Richtung des deutschen Erbhofrechtes anstreben und mit der Wiedereinführung eines Teilungsverbotes für die Erbhöfe der bäuerlichen Bodenverbundenheit die notwendige gesetzliche Stütze geben wollen.

Günther Pacyna

Buchbesprechungen

Friedrich Zollhoefer: **„Gut' Gesell, und du mußt wandern."** Aus dem Reisetagebuch des wandernden Leinewebergesellen Benjamin Riedel 1803—1816. Blut und Boden-Verlag G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar. Pr. geb. 6,75 RM.

Sitte, Lebensweise und Brauchtum des alten deutschen Handwerks tritt heute wieder besonders stark in das Interesse. Das alte Handwerk mit seinen Zünften, seiner Wirtschaftsordnung der Ehrbaren, seiner wohlgefügten Organisation hat für die wirkliche Volksgeschichte eine höchst bedeutsame Rolle gespielt. Das vorliegende Buch stammt nun aus der Zeit, als das alte Zunftwesen bereits im Verfall ist, aber noch lebt der Brauch und noch wandern die Gesellen „nach Handwerksbrauch und Gewohnheit", und wenn auch schon der werdende Kapitalismus die alten Formen aufzulösen beginnt, so sind sie doch noch vorhanden. Der Leinewebergeselle Riedel, selber aus jenem Handwerkerdeutschtum wie es im Mittelalter fast alle Städte Polens erfüllte, wandert gerade in der Zeit, als das Deutsche Reich verfällt und sich auflöst, als die Ideen der französischen Revolution übermächtig eindringen. Er ist ein Mensch am Umbruch jener Tage, dabei ein aufgeschlossener, kluger, nachdenklicher Beobachter von einer auffällig hohen Bildung und einer gepflegten Sprache, die zeigt, wie sehr das damalige Handwerk von der großen Bildungsbewegung der „Sturm- und Drangzeit" und der Klassiker ergriffen war; dabei ist er ein biederer, treuherziger Mensch, der bei allen seinen Abenteuern stets nach den Geboten der Sauberkeit und Ehre handelt. Durch den manchmal altväterlichen Stil, den er schreibt, sieht ein ganzer, wertvoller und tüchtiger Mensch hindurch.

Das Buch in einer feingeistigen und klugen Bearbeitung auf Grund des Tagebuches Riedels herausgestellt und zusammengebracht zu haben, ist ein Verdienst des Herausgebers Friedrich Zollhoefer und des Blut und Boden-Verlages, die hier wirklich ein schönes Dokument deutscher Volksgeschichte lebendig gemacht haben.

Prof. Dr. v. Leers



Prof. Dr. K. Michael: **„Bauern unterm Sowjetstern".** 110 Seiten. Verlag: Blut und Boden-Verlag G.m.b.H., Goslar 1938. Preis kart. 2,85 RM.

In letzter Zeit sind in Deutschland eine ganze Reihe beachtlicher Bücher erschienen, die vornehmlich am Schicksal eines einzelnen Leben und Leiden in der Sowjetunion uns vor Augen führen. Solche Tatsachenschilderungen bedürfen aber einer Ergänzung durch peinliche wissenschaftliche Untersuchungen, die diese Darstellungen vertiefen und sie auf eine breite Grundlage stellen, die über das Schicksal des einzelnen und seine grausigen Erlebnisse hinaus ein Bild vom Leben des russischen Volkes als Ganzes geben. Professor Michael kann mit seinem Buch das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, das Schicksal des russischen Bauerntums in seiner Gesamtheit untersucht und dargestellt zu haben. Das sehr umfangreiche Material, auf dem sein Buch beruht, stammt aus Veröffentlichungen in der Sowjetunion selbst, so daß jeder Eindruck einer Tendenzdarstellung von vornherein unmöglich gemacht wird.

Trotz seiner sorgfältigen wissenschaftlichen Grundlage ist das Buch mehr als ein Bericht. In ihm spiegelt sich vielmehr die ganze Tragik des russischen Bauerntums wieder, das als solches heute nur noch in kümmerlichen Restbeständen ein Leben voller Not und in ewiger Angst vor dem Hungertode führt. Nur wenige Zahlen sollen hier einen Eindruck von dem Buch und der erschütternden bäuerlichen Not geben. 92 vH. aller bäuerlichen Wirtschaften mußten ihren Landbesitz abgeben und wurden in den Kolchosen, staatlichen Zwangsanstalten, zusammengeschlossen. Sie sind hier nur noch die Lohnsklaven der bolschewistischen Machthaber. Die 8 vH. der bäuerlichen Betriebe, die man aus propagandistischen Gründen dem Ausland gegenüber großmütig bestehen ließ, verfügen über sage und schreibe 1 vH. der gesamten Saatfläche Sowjetrußlands. In einem unglaublich kurzen Zeitraum, in der Hauptsache im Jahre 1929/30 wurden 5 Millionen Bauernwirtschaften vernichtet.

Wie kann aber ein zahlenmäßig so gemindertes Bauerntum, dem jegliche Daseinsmöglichkeit entzogen ist, alle die kulturellen, wirtschaftlichen und blutsmäßigen Leistungen vollbringen, die es zur Erhaltung eines Volkes beitragen muß? Geistige, seelische und körperliche Verkümmerung und Erlöschen des Daseinswillens sind die Folgen einer solchen Ausrottungspolitik beim einzelnen, Verfall der menschlichen Ordnung und erschreckendes Sinken der Produktionszahlen für das Ganze. In diesem Buch ist selbst die nüchternste Tatsache eine Anklage gegen das satanische System des Bolschewismus. Die Vernichtung seines Bauerntums führt das russische Volk in seinen Untergang.

Paul Boetticher

Edith Gräfin Salburg: **„Der schwarze Adel."** Verlag Koehler und Amelang, Leipzig. 324 Seiten. Preis gebunden 4,80 RM.

Als „schwarzen Adel" bezeichnete und ehrte der Volksmund die Zunft der Sensenschmiede im südöstlichen Oberösterreich. Ihre Geschichte ist ein eindrucksvolles Beispiel dafür, welche Bedeutung für das Wohl und Wehe einer ganzen Landschaft und der in ihr verwurzelten Menschen das Schaffen einer Gemeinschaft haben kann, die als festgefügter Geschlechterverband ihre Art rein erhält und bewußt hochzüchtet, ihre Erzeugung auf Grund der natürlichen Kräfte der Heimat entwickelt und doch einen weltoffenen Blick sich bewahrt, ihren Wohlstand als soziale Verpflichtung empfindet und sich dadurch eine Führerstellung erringt, die sich nicht in erster Linie auf Privilegien gründet, sondern auf stets erneuter Leistung. Das Buch der Gräfin Salburg gibt einen guten Einblick in die Geschichte der oberösterreichischen Sensenschmiede; denn es gründet sich offensichtlich auf sehr sorgfältigen und umfangreichen Literatur- und Quellenstudien, verlebendigt durch ein starkes eigenes Erleben.

Einen ebenso breiten Raum wie die Geschichte des „schwarzen Adels" nimmt die Schilderung des Schicksals eines Grundherrengeschlechtes ein, das über das Bauerntum gebietet. Diese Grundherrschaft zerfällt, muß zerfallen, weil sie von ihren Inhabern in erster Linie als Ausbeutungsobjekt, als Rentenquelle betrachtet wird. So erlebt man die verhängnisvollen Folgen der Entfremdung des Landadels von seiner Heimat und den in ihr gestellten Aufgaben durch ein luxuriöses Hofleben und fremden Bluteinschlag. Doch vermeidet diese Gegenüberstellung von Feudaladel und Leistungsadel jede billige Schwarzweiß-Malerei.

Während die vorstehend geschilderte Entwicklung für die Zeit des 16. und 17. Jahr-

hunderts, teilweise auch für das 18. Jahrhundert, sehr scharf und plastisch herausgearbeitet wird, beschränkt sich das Buch bei Schilderung der Verhältnisse des 19. Jahrhunderts im wesentlichen auf Andeutungen. Eine stärkere Herausarbeitung der Einflüsse der kapitalistischen Entwicklung in der Neuzeit wäre eine wertvolle Ergänzung gewesen und hätte zur Abrundung des Buches beitragen können. Offensichtlich hat sich aber die Verfasserin von einer Behandlung dieser Frage abhalten lassen, weil damit eine zu starke Ausweitung des Buches notwendig gewesen wäre.

Das Bauerntum tritt in dem Buch hauptsächlich in der leidenden Rolle einer Schicht auf, die bereits so weit entrechtet ist, daß sie auch die ihr noch verbliebenen Rechte nicht mehr behaupten kann. Man erhält nebenbei einen eindringlichen Einblick in die biologischen Zerstörungen, die die Gegenreformation gerade unter den besten Kräften des Bauerntums anrichtete. Erschütternd wirkt die Sehnsucht und das Suchen des Bauerntums nach einem ihm gemäßen echten Führertum, seine so oft enttäuschte Bereitwilligkeit, sich einem solchen Führertum in Treue unterzuordnen, besonders auch in der Stunde, als es in die „Freiheit" der kapitalistischen Wirtschaft hinausgestoßen wird. Insofern ist das Buch eine Geschichte der verpaßten Gelegenheiten des Feudaladels. Der „schwarze Adel" kann hier nur helfend und mahnend, nicht aber führend eingreifen. Er bedarf der natürlichen Ergänzung durch einen echten Bauernadel und leidet selbst unter seinem Fehlen stark.

Zusammengefaßt werden die geschichtlichen Einzelbilder, aus denen sich das Buch zusammensetzt, durch eine Rahmenhandlung, die uns die Liquidation jenes oben erwähnten adligen Grundbesitzes in der Nachkriegszeit unter dem Druck des marxistischen Umsturzes schildert. Sie zeigt zugleich den Gegensatz zwischen dem resignierenden, vor der Zeit kapitulierenden letzten Besitzer des Gutes und seinen Kindern, die gerade infolge des Zusammenbruches zu sich selbst wieder zurückfinden. Der Sohn wird Einödbauer, und auch die Tochter — diesen Eindruck hat man — wird, wenn auch noch tastend und suchend, den rechten Weg finden.

Diese Rahmenhandlung erfüllt allerdings ihre zusammenfassende Aufgabe nur unzulänglich. Ihre sehr lockere Form dürfte vielen das Lesen des Buches erschweren. Auch bildet die sehr breite, redselige Einleitung ein ziemlich schwieriges Anfangshindernis. Sehr bald aber kommen die sehr interessanten geschichtlichen Quellen immer stärker zu Worte, und deren Wiedergabe ist auch stilistisch quellfrisch. Daß auf jene Mängel hingewiesen wird, geschieht daher nur, weil das Buch wirklich lesenswert ist und daher vorgebeugt werden soll, daß dieser oder jener schon beim Lesen des Anfanges das Buch enttäuscht beiseite legt; denn hat man erst die Anfangsschwierigkeiten überwunden, so wird man reich belohnt.

Günther Pacyna

Rudolf Dammert: **Die Herren des Erdballs.** Verlag Voigtländer, Leipzig 1937, 320 Seiten. Preis geb. 4,80 RM.

Dieses Buch gehört in die stattliche Reihe der Schriften, die anläßlich der Rückforderung unserer Kolonien in der löblichen Absicht verfaßt wurden, das Augenmerk unseres Volkes schon durch das schlagartige Erscheinen auf dieses Problem zu ziehen.

Der schamlosen Begründung, mit der der Raub der Kolonien zu rechtfertigen versucht wurde, hält der Verfasser die Art und Weise gegenüber, auf die England und andere Mächte ihren Kolonialbesitz erworben haben. Der Untertitel des Buches lautet nämlich: „Wie Europa zu Kolonien kam", und er nimmt das Resultat bereits im Vorwort voraus mit den Worten: „Die zweite Hälfte unseres Jahrtausends ist ein beschämendes Kapitel der Weltgeschichte. Die Jahrhunderte, die der Entdeckung Amerikas folgten, sind erfüllt von den übelsten menschlichen Leidenschaften, von der trunkenen Gier, sich zu bereichern, von dem Wahnwitz, die Völker der Erde unter das Joch des kleinen Europa zu zwingen." Es werden also in erster Linie die Entstehung der Kolonialreiche Portugals, Spaniens, der Niederlande, Frankreichs, Englands, Belgiens und Italiens beleuchtet und zum Teil auch ihr gegenwärtiger Bestand und ihr Zustand behandelt. Es entspricht dem Charakter einer polemischen Schrift, daß die gleichen Maßnahmen bei verschiedenen Völkern, z. B. der Kampf gegen die Eingeborenen, die verkehrswirtschaftliche Erschließung, die Sklaverei usw. verschieden bewertet werden. Verschieden ist auch die Beurteilung der kolonialen Tätigkeit selbst. So hebt der Verfasser bei Portugal hervor, daß durch seine Taten das Buch der Welt-

geschichte aufgeschlagen, die Kolumnen des Welthandels eröffnet worden sind. Seine Ausführung über den Untergang des spanischen Kolonialreiches beschließt er mit den Worten: „Das spanische Volk hat sich in einer Größe gezeigt, die dieses Ende seiner Taten nicht verdient hat. Was hätte eine vom Inquisitionsgeist der Habsburger Hauspolitik unbelastete, weitblickende, wohlmeinende Staatsführung mit diesem soldatischen Reckentum, diesem Opfergeist aufbauen können!" Von Frankreich führt er den Beweis, daß es keinen Kolonialwillen, kein inneres Anrecht auf Kolonien besitzt. Das englische Volk aber weist nach Ansicht des Verfassers zweifellos eine außerordentliche kolonisatorische Begabung, eine bewunderungswürdige Großzügigkeit auf, wenn man diese lediglich von dem Gesichtspunkt der Geschäftsgier, von dem Wunsche des Mutterlandes nach Bereicherung durch fremde Länder und Völker betrachtet, und Italien hat seine Kolonisationsbegabung in schwerster Prüfung bestanden und wird, wie er prophezeit, in Abessinien eine Musterkolonie aus dem Boden zaubern.

Für die Leser, die sich noch nicht oder nur wenig mit der fremden Kolonialgeschichte beschäftigt haben, wird das Buch eine Zusammenstellung fesselnder Einzelheiten darbieten.

Bemmann

Justus Möser: **„Deutsche Staatskunst und Nationalerziehung".** Seine Schriften ausgewählt von Peter Klassen. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1938. Mit Quellennachweis, Sach- und Namensregister, 480 S. Preis: Leinen 4,— RM.

Als Band 3 der „Sammlung Dieterich" hat Peter Klassen eine Auswahl aus dem Werke Justus Mösers zusammengestellt und ausführlich eingeleitet. Peter Klassen ist durch sein gründliches Werk über Möser bekannt geworden, von dem man sagen kann, daß es das einzige der gesamten Möserforschung ist, das der geistesgeschichtlichen Stellung und der politischen Bedeutung des Osnabrücker Staatsmannes wirklich gerecht wird. Auch die Einleitung zur vorliegenden Auswahl hat das Verdienst, den bedeutenden politischen Gehalt in Mösers Werk herausgearbeitet zu haben.

Möser ist noch bis vor kurzem lediglich als einer der frühesten Vertreter der romantischen Volkskunde dargestellt worden und dabei an Hand einiger seiner Stücke (Beschreibung des Niedersachsenhauses usw.) ganz im Sinne einer nur beschreibenden Volkskunde mißverstanden worden. Dagegen hat er bereits die spätere Forderung Riehls in die Tat umgesetzt, daß nämlich die Volkskunde eine Vorhalle zur Staatswissenschaft zu sein habe. Nicht, daß er den praktischen Staatsmann und den interessierten Volkskundler nur in sich vereinigt hätte, die Beschäftigung mit dem Leben und der Sitte des Volkes war für ihn die Voraussetzung für eine erfolgversprechende Volksführung. Nicht die allgemein gültige Staatstheorie, sondern die Wirklichkeit des Volkes mit dem ganzen Formenreichtum völkischen Lebens ist für Möser der Ausgangspunkt politischen Denkens und Handelns. Er ist durch diese Anschauung zum ersten wirkungsvollen Gegenspieler aller im Gefolge Rousseaus und der französischen Revolution auftauchenden liberalen Staatstheorien geworden.

Die Auswahl Peter Klassens berücksichtigt die das Bauerntum betreffenden Stücke Mösers in genügender Weise, entsprechend der Bedeutung, die der Bauer, als der „Urstand", in Mösers Staatsanschauung einnimmt.

Es ist zu wünschen, daß das Buch in recht viele Hände kommt, weil es bestens dazu geeignet ist, einen der bedeutendsten politischen Denker der Deutschen weiteren Kreisen des Volkes bekannt zu machen.

K. Schmidt

Alfred Weise: **Friedrich Ludwig Jahn, Romantiker der Tat.** Alfred Protte-Verlag, Potsdam 1937. 32 Seiten.

Im Gedächtnis vieler Deutschen lebt der Mann, den sich der Verfasser zur Bearbeitung erwählt hat, zumeist nur als der gute alte „Turnvater Jahn" fort. Vielleicht ist dazu eben noch sein Mitwirken an der Befreiung Deutschlands vom Joche Napoleons in einer verblaßten Schulerinnerung lebendig. Wer aber weiß schon in weiteren Kreisen über diese Nahziele in Jahns Lebenskampf hinaus etwas von dem anderen Jahn? Wir meinen jenen Jahn, dem wir die Schöpfung des Wortes „Volkstum" verdanken, jenen Jahn, der ein kompromißloser Stoßtruppler für dieses deutsche Volkstum gewesen ist. Diesen aufbauenden Volks- und Staatsdenker will nun das neue Büchlein vor allem herausstellen. In lebensvoller Verbindung von Jahns eigenen Worten und überbrückendem Text, nicht durch abstrakt zergliedertes Philosophieren, macht uns

W. mit Erkenntnissen dieses Mannes vertraut, die als ein bis in die Gegenwart wirkendes und z. T. erst in unseren Tagen verwirklichtes Vermächtnis zu bezeichnen sind. Es ist im Zuge einer Besprechung natürlich unangebracht, diese Behauptung im einzelnen zu untermauern. Denn auf Schritt und Tritt stoßen wir bei den von W. ausgewählten Zeugnissen auf solche Gedanken Jahns, die uns erstaunlich zeitnah dünken.

Wenn so die Neuerscheinung diesen anderen Jahn zu neuem Leben erweckt und eine Fülle wertvoller Jahnbekenntnisse neu erschließt, dann müssen wir es um so mehr bedauern, daß es der Verfasser unterließ, die zahlreichen Zitate zu belegen. Denn nicht jeder wird an die Quellen selbst sofort heranfinden. Von dieser Ausstellung abgesehen, ist das Buch Weises zu empfehlen, auch wenn man natürlich noch zahlreiche weitere Aeußerungen Jahns zur Vervollständigung dieses Bildes hätte heranziehen können.

Dr. Bernhard Sommerlad

E. V. von Rudolf: **„Georg Ritter von Schönerer, der Vater des politischen Antisemitismus"**. Verlag Franz Eher Nachf., München, 1936. Preis geb. 3,60 RM.

Die vorliegende Biographie wird ihren Zweck, in den Ostmarkdeutschen die Erinnerung an das Leben und Wirken Schönerers, jenes unermüdlichen Vorkämpfers für ein rassenreines und starkes großdeutsches Reich wachzuerhalten, voll und ganz erfüllen. Darüber hinaus ist das Buch geeignet, dem ganzen deutschen Volke das Verständnis für den lang andauernden, schweren Kampf zu wecken und zu vertiefen, den die Deutschbewußten schon im alten Österreich gegen das Judentum und seine hauptsächlichsten Verbündeten schwarzer und schwarzgelber Färbung geführt haben. Knapp und fesselnd wird uns ein Bild von dem durch und durch kämpferischen Leben dieses leidenschaftlichen Menschen und Führers der rassenantisemitischen Bewegung in Österreich entrollt, von dem ersten Zusammenstoß mit der jüdisch liberalen Asphaltpresse Wiens angefangen bis zu den dramatischen Auseinandersetzungen mit dem undeutschen Klerikalismus und der Abwehr der gegen das deutsche Volkstum gerichteten und von der Regierung unterstützten Angriffe der Tschechen. Die darin geschilderten Kämpfe erinnern Zug um Zug an den Vormarsch der nationalsozialistischen Bewegung, die ja von Anbeginn mit demselben abgrundtiefen Haß von denselben Mächten und zum Teil mit denselben Mitteln (massenweise Verhaftungen, amtliche Förderung des Denunziantentums usw.) verfolgt worden ist.

Wenn man etwas vermißt, so ist es eine eingehendere Würdigung der Gedanken Schönerers zur Sicherung des bodenständigen deutschen Bauerntums vor Überfremdung und Proletarisierung. Dieser Mangel kann aber den ausgezeichneten Gesamteindruck nicht wesentlich beeinträchtigen.

Immo Kretschmar

Gerhard Schultze-Pfaelzer: **„Die große Grenze"**. Safari-Verlag, Berlin. 380 S. Preis geb. 5,80 RM.

Geschichtlich-politische Reportagen sind in der letzten Zeit zu einer Mode geworden, bei der man sich allmählich fragen muß, ob sie wirklich einem echten Bedarf entspringt. Gewiß fehlt es nur zu oft an Schriften, welche die großen weltpolitischen Fragen in anschaulicher, leicht faßlicher und doch nicht oberflächlicher Weise behandeln. Die Gründlichkeit unserer wissenschaftlichen Schriften ist nur zu oft mit Hypothek der Langweiligkeit belastet. Das braucht nicht zu sein, ebenso wie umgekehrt die Leichtflüssigkeit der Reportage nicht zu Seichtheit oder gar zu geschichtlichen Verbiegungen führen muß. Gerade der Geschichtswissenschaftler sollte wissen, daß eine gut erfundene Anekdote oft aufschlußreicher als eine echte Urkunde sein kann; aber diese Erkenntnis berechtigt noch nicht, Geschichte mit Anekdotensammlungen zu verwechseln, und noch weniger, geschichtliche Tatsachen einfach zu ignorieren.

Gerhard Schultze-Pfaelzer ist in seiner Reportagesammlung „Die große Grenze", d. h. die Grenze gegen den bolschewistischen Machtbereich, dieser Gefahr nur zu oft unterlegen. Sein Buch könnte sehr nützlich sein, obwohl es dem Kenner kaum etwas Neues bringt, weil es sehr anschaulich geschrieben ist; aber es enthält eine Reihe peinlicher Unrichtigkeiten, die deswegen nicht weniger gefährlich sind, weil sie vielfach in Nebensätzen dargeboten werden. „Daß die Deutschen Rumäniens jetzt schon stärker sind als die Deutschen in Polen, wird mancher (hoffentlich recht viele! Die Schriftltg.) mit Staunen, vielleicht auch mit Schrecken vernehmen", mit Schrecken über die Unkenntnis des Verfassers; denn die Zahl der Deutschen

in Polen verhält sich zu der der Deutschen in Rumänien noch immer wie 3 zu 2. Ebenso erstaunlich ist die Behauptung, daß der Niedergang des polnischen Volkes im 18. Jahrhundert „von der Rechtfertigungspropaganda der Teilungsmächte erfunden" sei. Das hat bisher in Polen selbst noch kein ernsthafter Geschichtswissenschaftler zu behaupten gewagt. Das Schicksal der Deutschen in Polen nach 1918 als „historischen Betriebsunfall" zu bezeichnen, ist — gelinde gesagt — geschmacklos. Die lettische Propaganda wird sich gewiß über ihren unverhofften Helfershelfer sehr freuen, der die Letten als „Urbalten" anspricht. Mit geschichtlicher Wirklichkeit haben solche fahrlässigen Behauptungen nichts zu tun. Aber nicht einmal die jüngste Vergangenheit kennt der Verfasser, wenn er behauptet, „daß diese Rechte der deutschen Minderheit in Lettland später (nach der Agrarreform) korrekt geschützt wurden". Diese Beispiele peinlicher Fehler ließen sich noch beträchtlich vermehren.

Hinzu kommt, daß der Verfasser sich vielfach in einer „geopolitischen" Betrachtungsweise gefällt, deren Verschwommenheit von allen ernsthaften Geopolitikern stets energisch bekämpft worden ist, so, wenn er das Abebben der deutschen Siedlungsbewegung damit erklärt: „Diese Landschaft (d. h. Posen) liebt im dumpfen Grunde ihres Daseins schnelle Veränderungen, Verkehrsbewegungen und Unternehmungen nicht. Daher (!) kam hier die deutsche Kolonisationswelle, die um das Jahr 1000 einsetzte, bald zum Stehen." Den Latifundienbesitz im deutschen Osten erklärt sich der Verfasser daraus, daß es den immer von altersher in Gegenden gegeben habe, „die ihrer geopolitischen Veranlagung nach träge sind". Diese Zauberformel übersieht nur, daß der Latifundienbesitz im deutschen Osten erst das Ergebnis einer verhältnismäßig jungen Entwicklung ist. Auch diese Beispiele stehen nicht vereinzelt da. Gewiß nehmen alle die Beanstandungen im Rahmen des umfangreichen Buches nur verhältnismäßig wenige Seiten ein; aber sie genügen trotzdem, um das ganze Werk zu entwerten. Günther Pachna

Peter-Heinz Seraphim: **„Die Ostseehäfen und der Ostseeverkehr".** (Schriften des Institutes für Osteuropäische Wirtschaft am Staatswissenschaftlichen Institut der Universität Königsberg). Verlag Volk und Reich, Berlin, 1937. 314 Seiten. Preis kart. RM. 15,—.

In diesem Werk wird zum ersten Male eine Zusammenstellung über die Wettbewerbsgrundlage und über den Wettbewerb der wichtigsten Ostseehäfen gegeben, wofür die Aufteilung des Hinterlandes bestimmend ist. Es ist keine wirtschaftsgeographische und historische Untersuchung, sondern eine Betrachtung der unmittelbaren Entwicklung des jetzigen Zustandes, wie er sich gegen die Vorkriegszeit infolge der Einwirkung des Weltkrieges herausgebildet hat. Die Zurückdrängung Rußlands vom Meere, die Bildung selbständiger Randstaaten, der Hinzutritt Polens zur See und die Zerreißung des deutschen Wirtschaftsgebietes haben das Bild des Ostseeverkehrs ganz wesentlich gegenüber der Vorkriegszeit geändert.

Für die Leser des „Odal" ist die Untersuchung auch deshalb wichtig, weil sich unter den Anliegerstaaten Agrarländer befinden, für die die Ostsee der gegebene Weg zur Ausfuhr ihrer überschüssigen landwirtschaftlichen und forstwirtschaftlichen Erzeugnisse bildet. Auch auf die kurze Zusammenstellung über die Struktur der Wirtschaft und des Verkehrs im Ostseegebiet sei hingewiesen, da bei dieser Darstellung auch die Wandlungen der Agrarstruktur z. B. in Estland und Lettland und der Verkehrsstruktur z. B. in Finnland gebührend hervorgehoben werden. Der zweite Teil, der den Kampf der Ostseehäfen um das Hinterland behandelt, räumt dem Zutritt Polens zur Ostsee einen beträchtlichen Raum ein mit den Ausführungen des Verfassers über die polnische Eisenbahn- und Handelspolitik, die eine Entwicklung Gdingens bezwecken mit dem Resultat, daß weniger eine Vermehrung des Handels als eine Ablenkung von anderen Häfen gelungen ist. Mit vollem Recht beschäftigt sich der Verfasser mit allen Faktoren, die den Seeverkehr der einzelnen Häfen beeinflussen, z. B. der Konkurrenz der Eisenbahn, dem Wettbewerb der einzelnen Häfen des gleichen Landes untereinander und der Abdrängung Rußlands von der Küste und stellt hierbei Ergebnisse fest, die den Ostseeverkehr in seiner Entwicklung störten und hemmten. Darüber aber darf der Leser niemals außer acht lassen, daß er sich bei der endgültigen Bewertung dieser Tatsachen auf die höchste Warte der Beurteilung stellen muß. Auch solche wichtigen wirtschaftlichen Bildungen, wie der Verkehr eines Meeres, muß in den

Rahmen nicht nur der gesamten Volkswirtschaft, sondern auch der Volkspolitik eingereiht werden. Auf die Menge interessanter Einzelheiten, z. B. über den Einfluß der natürlichen und technischen Faktoren auf den Hafenwettbewerb, die Schiffsbewegungen, die Gliederung der Flotte nach Flaggen und Tonnage usw. kann hier nur hingewiesen werden. Für die Zuverlässigkeit der Arbeit bürgt eine große Reihe statistischer Angaben, und zahlreiche Schaubilder erleichtern das Verständnis der Darstellung ebenso wie die umfangreiche Literaturübersicht zu begrüßen ist.

Bemmann

Dr. H. W. Graf Finckenstein: **„130 Jahre Strukturwandel und Krisen der intensiven europäischen Landwirtschaft."** Verlag: Franz Vahlen, Berlin, 1937. 45 Seiten. Preis kart. 4,— RM.

Die Arbeit will „für einen wichtigen Teil der nordeuropäischen Landwirtschaft den Produktionsprozeß der vergangenen 130 Jahre erfassen und in vergleichbaren Reihen von 1800 bis 1930 darstellen". Weiterhin hat sie „das Tatsachenmaterial mit den Mitteln der Konjunkturforschung untersucht und in alle diejenigen Teilbewegungen aufgelöst, die im Produktionsprozeß zu finden sind". Der gewählte Zeitabschnitt von 130 Jahren „umfaßt eine in sich geschlossene Wirtschaftsepoche, in der die intensive kontinentale Landwirtschaft alle entscheidenden Phasen der Entwicklung . . . von den Betriebsformen des Dreifeldersystems zur Fruchtwechselwirtschaft" durchmacht.

Diese Aufgabenstellung ist wissenschaftlich wichtig und von großem Reiz. Aus arbeitstechnischen Gründen hat sich der Verfasser dabei auf die Landwirtschaft Preußens beschränkt. In 21 in sich noch unterteilten Schaubildern werden graphisch Anbauarten und -flächen, Ernte- und Produktionsmengen und Produktionswert (Menge mit Verkaufspreisen multipliziert) dargestellt. Sie zeigen das zu erwartende Bild einer unerhörten Produktionssteigerung auf fast allen Gebieten der Landwirtschaft, die nach einer schweren Krisis der Übergangszeit zu Anfang der Untersuchungszeit bis zum Jahre 1906 anhält, in dem eine neue Produktionskrise ausbricht. In dem Anstieg lassen sich klar drei Teilphasen erkennen, die erste von 1822 bis 1861, die mit der Einführung des Futteranbaues endet, die zweite bis 1891, die einen Fruchtwechsel mit verstärktem Hackfruchtbau bringt und die letzte, die den Fruchtwechsel oder freien Anbau mit intensivem Hackfruchtbau im Gefolge hat. Die Arbeit bringt die statistischen Ergebnisse der Untersuchung, ohne über Methode und Ausgangsmaterial Aufklärung zu geben. Sie beschränkt sich aber nicht nur auf die Herausstellung und Erläuterung der statistischen Reihen. Der Verfasser will vielmehr „Wesen und Ursachen der Produktionsgestaltung statistisch erfassen, um daraus dann Gesetzmäßigkeiten abzuleiten". Er verrät mit diesen Absichten eine Auffassung vom Wesen und Ziel wirtschaftswissenschaftlicher Forschung, die heute als widerlegt gelten muß. Solche „Gesetzmäßigkeiten" stellen sich entweder meist als Selbstverständlichkeiten heraus, hinter denen das erkennende Denken erst anzufangen hat, anstatt sich mit ihnen zufrieden zu geben, oder sie haben überhaupt keine Bedeutung für die Erkenntnis des Wirklichen. Was in der vorliegenden Arbeit als solche Gesetzmäßigkeit gelten soll, sind einmal solche Selbstverständlichkeiten, die zwar durch die Statistik bestätigt werden, aber schon vor diesen statistischen Reihen einsehbar sind. Zum anderen werden sie so unvermittelt hingestellt, daß keineswegs verständlich ist, daß sie aus den vorgetragenen Tatsachen hervorgehen müssen.

Die Arbeit ist mit ihren 45 Seiten für das in ihr enthaltene Material zu kurz, als daß eine eingehendere Auseinandersetzung möglich wäre. Sie spricht nur die Ergebnisse einer, wie der Verfasser versichert, sechsjährigen Arbeit aus, und auch dieses Aussprechen erfolgt in zu knapper Weise. So sind die graphischen Darstellungen, die Kurven über eine 130jährige Entwicklung bringen, nie länger als zehn Zentimeter. Bei der Bedeutung einer solchen Untersuchung für die Forschung darf man wünschen, daß das erarbeitete Material in breiterer Form veröffentlicht wird.

Kleeberg

Alfred Pudelko: **Wir Schlesier!** 240 Seiten, 105 Bilder und Karten. Preis geb. 5,— RM., kart. 3,85 RM.

Von drei Seiten durch fremde Staaten begrenzt, stellte Schlesien bis vor kurzem noch den einzigen Südosteckpfeiler des Reichsgebietes dar. Schlesien, dessen Stammesgrenzen die an seiner Südgrenze wohnenden Sudetendeutschen, sowie im Westen und Norden Teile

der Lausitz und der früheren preußischen Provinz Posen mit einschließen, hat eine wechselvolle Geschichte erlebt. Ursprünglich eine germanische Siedlung, wurde es vorübergehend nach Abzug der Ostgermanen von Slawen bewohnt. Um 1200 setzte eine Wiederbesiedlung durch Deutsche ein, denen Schlesien seine wirtschaftliche Entwicklung verdankt. Seine politische Selbständigkeit unter dem Herzogsgeschlecht der Piasten war durch seine Lage zwischen den Königreichen Polen und Böhmen frühzeitig beendet. Mit Böhmen fiel es 1526 an Österreich, das es knapp zwei Jahrhunderte später an Preußen verlor. Im preußischen Staatsverband konnte es dank der Förderung des Großen Preußenkönigs seine wirtschaftliche Entwicklung weiter ausbauen. Sie erfuhr nach weiteren knappen zwei Jahrhunderten durch das Versailler Diktat eine gewaltsame Unterbrechung. Nach einem an Härte fast beispiellosen Abstimmungskampf mußte der besonders industriell wertvolle Teil Oberschlesiens trotz des deutschen Abstimmungsergebnisses abgetreten werden, wobei Oberschlesien sämtliche Zink- und Bleierzgruben, Rohzink-, Silber- und Bleihütten sowie über drei Viertel seiner übrigen Industrie (Steinkohlengruben, Stahl- und Walzwerke usw.) verlor. Es war nicht das erstemal, daß sich Schlesiens Einsatzbereitschaft erprobte. Bereits vor 125 Jahren ermöglichte es die Organisation der preußischen Erhebung in Breslau, von wo aus auch der berühmte „Aufruf an Mein Volk" und die Stiftung des Eisernen Kreuzes erfolgte.

Vielgestaltig wie seine Geschichte war und ist auch Schlesiens Beitrag in geistiger Hinsicht für das deutsche Volk. Das beweisen am besten die Namen jener aus Schlesien stammenden Männer, die aus dem deutschen Kunst- und Geistesleben nicht mehr fortzudenken sind, und von denen nur einige, wie z. B. Martin Opitz, Friedrich v. Logau, Winkelmann, Fichte, Schleiermacher, Eichendorff, Willibald Alexis (Wilhelm Häring), Gustav Freytag, Karl v. Holtey, Adolf Menzel, Carl und Gerhart Hauptmann, Dehmel und Stehr, genannt werden sollen.

Alfred Pudelkos Buch „Wir Schlesier" vermittelt so mit seinem ebenso guten wie zahlreichen Bild- und Kartenmaterial eine eindrucksvolle Überficht über den jahrhundertelangen Kampf des Grenzlandes Schlesien.

Czichy

Rudolf Hartmann und Franz Riedl: **„Deutsches Bauernleben in Ungarn".** „Volk und Reich"-Verlag, Berlin 1938. Preis kart. 3,50 RM.

In 20 Seiten Text und 54 Seiten Abbildungen wird eine kurze Geschichte des ungarischen Deutschtums, das 1930 5,5 vH. der Gesamtbevölkerung betrug, gegeben und besonders das Bauerntum im Verhältnis zur Gesamtzahl des Deutschtums behandelt. Es wird auf die bereits bekannte Tatsache hingewiesen, daß sich in Ungarn das Deutschtum nur im Bauerntum erhalten hat, während das städtische Deutschtum und die vom Dorfe in die Stadt abgewanderten bäuerlichen Menschen unserem Volke verlorengegangen sind. Einige Seiten beschäftigen sich mit dem deutschen bäuerlichen Brauchtum und leiten damit zu den Bildern über, die in geschickter Weise einen guten Überblick über die Bauernhäuser, das tägliche Leben, über die Menschen, ihre Gebräuche und über die ganze Landschaft geben.

Bemmann

Dr. Manfred Laubert: **„Die oberschlesische Volksbewegung".** Verlag Priebatschs Buchhandlung, Breslau, 1938. 200 Seiten. Preis geb. 7,— RM.

Gestützt auf archivalisches Quellenmaterial wird die Geschichte der Vereinigung heimattreuer Oberschlesier aus den Jahren 1918—1921 dargestellt, deren Einsatz es zu verdanken ist, daß die am 20. März 1921 durchgeführte Abstimmung über das Schicksal Oberschlesiens wenigstens den größten Teil der Provinz dem Reiche erhielt. Gewiß ist der Verlust des an Polen gekommenen Gebietes schwer und unersetzlich; er hätte aber leicht noch größer werden können, wenn nicht bald nach dem Waffenstillstand die Selbsthilfe organisiert worden wäre, die das durch die Kriegsjahre in schwere Not versetzte Volk aufgerüttelt und es gegen die Verlockungen von polnischer Seite her gefestigt und gestählt hätte. Wir werden genau über die Organisation und den Umfang der freien Vereinigung unterrichtet, über die Art ihrer Propaganda, ihre Sorge um die Abstimmungsberechtigten, den Grenzschutz, um die Kriegsgefangenen und Kriegsinvaliden und über ihre Bemühungen, die wirtschaftlichen Nöte zu beheben. Der beste Beweis ihrer erfolgreichen Tätigkeit war der Haß der polnischen Organisationen, die in ihr frühzeitig ihren ge-

fährlichsten Gegner erkannten. Ohne Regierung und politische Parteien, sondern ungeachtet ihres Widerstandes oder mindestens ihrer Passivität, einfach aus dem oberschlesischen Volk heraus wurde das Resultat erzielt, daß das deutsche Oberschlesien dem Reiche erhalten blieb.
Bemmann

Dr. Hans Strobel: **„Volksbrauch und Weltanschauung"**. Heft 2 der „Forschungen zur deutschen Weltanschauungskunde und Glaubensgeschichte". Herausgegeben von Dr. Herbert Grabert. Verlag Georg Truckenmüller, Stuttgart-Berlin, 1938. 54 Seiten. Preis kart. 2,— RM.

Wer Strobels grundlegendes Werk „Bauernbrauch im Jahreslauf" gelesen hat, wird es besonders begrüßen, daß der Verfasser in der vorliegenden Schrift, die noch weiteren Kreisen zugänglich ist, eindeutig zu dem Thema „Volksbrauch und Weltanschauung" Stellung nimmt und manche Frage, die bisher nur angedeutet wurde, zur Klärung bringt. Das wird uns besonders bewußt, wenn wir die sehr aufschlußreiche Gegenüberstellung von Bibelzitaten und anderen Quellen betrachten, die uns über die Gesittung unserer bäuerlichen Vorfahren Auskunft geben. Wir erkennen dann, wie grundverschieden sich hier zwei aus verschiedenem Blut geborene Weltanschauungen gegenüberstehen und begreifen nun auch, daß beide das ihnen gemäße Brauchtum hervorbringen mußten. Da die Kirche von Anbeginn an erkannt hatte, daß das Brauchtum des germanischen Bauern seiner tiefen Gläubigkeit entsprang, hat sie von jeher zwei Wege beschritten, um ihre Weltanschauung fest im Volke zu verankern. Entweder wurde das alte Brauchtum als heidnisch-abergläubisch, ja gotteslästerlich verschrien und mit Gewalt ausgerottet, oder man machte den meist erfolgreichen Versuch, das bäuerliche Brauchtum gleichzuschalten, d. h. unter anderem Vorzeichen als kirchliches Brauchtum zu übernehmen.

Wie Verächtlichmachung, Ausrottung und Gleichmachung bis in die jüngste Zeit vor sich gingen, beweist Strobel an Hand einschlägigen Quellenmaterials. Strobel schließt seine mutige Schrift mit einer kurzen Betrachtung über die heutigen, einer völkisch verpflichteten, volkskundlichen Wissenschaft erwachsenden Aufgaben, der wir folgenden Satz als Abschluß entnehmen möchten: „Über die heute noch notwendige, zeitbedingte, theoretische Auseinandersetzung hinaus muß unser völkisches Leben von der Familie und Sippe bis zur Nation wieder ungestört daseinsbejahend, unbekümmert um dogmatische Bedenken, so gestaltet werden, wie es unser Blut von uns fordert."
R. Helm

Martin Ninck: **„Götter- und Jenseitsglauben der Germanen"**. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1937, 130 S. Preis geb. 4,80 RM.

Karl Helm: **„Altgermanische Religionsgeschichte"**. Bd. II 1 **„Die Ostgermanen"**. Heidelberg 1937, Carl Winters Universitätsbuchhandlg. 76 Seiten. Preis brosch. 2,40 RM.

Leopold Weber: **„Die Götter der Edda"**. R. Oldenburg, München 1934, 184 S. Preis geb. 3,60 RM.

Hermann Harder: **„Religion der Germanen"**. Leipzig, Reclam jun. 1937. Preis geb. 1,10 RM., brosch. —,70 RM.

Martin Ninck gibt in seinem Buch im wesentlichen die Mythologie der Snorra-Edda bzw. die Darstellungen der Lieder-Edda mit mehr oder weniger deutlichem Kommentar wieder. An den Kernfragen der germanischen Religionsgeschichte, z. B. dem Schicksalsglauben, geht der Verfasser ziemlich flüchtig vorbei, das Problem einer Sonderentwicklung germanischer Glaubensformen bei den einzelnen großen germanischen Völkern wird kaum gestreift und manche hölzerne Konstruktion der Snorra-Edda zu schematisch und im Grunde unverstanden für den gesamtgermanischen Glauben ins Feld geführt. Die Ausführungen über Odin sind äußerst anfechtbar und werden mit allzu gläubiger Bereitschaft in Seelenbezirke vorgetrieben, die mit „ekstatischer Verzückung" und „Trance" gleichzusetzen sind; wir wissen, daß diese Art einer seelischen Entblößung den Germanen fremd war, daß er sie mit Scheu, wenn nicht mit Abscheu betrachtet, und ihre Vertreter als Unmenschen außerhalb der normalen Lebensgesetze sah und behandelte. Daß Ninck diese von ihm für germanische Lebenszustände festgestellte und als besonders mit dem Odinsglauben zusammenhängend gedachte seelisch-körperliche Entrückung bis ins späte Mittelalter als „Kontinuität" verfolgt, sei nur nebenbei bemerkt. Und im Berserkertum sieht er die höchste Verkörperung dieses germanischen Entrückungs-

ideals. Aber man blicke in die Quellen; man wird sofort erkennen, daß dieses Berserkertum als völlig asozial empfunden wird, daß es ein Problem der Psychopathologie ist, aber kein geistig-sittliches. Es ist einfach unmöglich, die schizophrene Veranlagung dieser Leute als höchste „Steigerung heldischen Dranges" herauszustellen. Wenn der norwegische König Harald Schönhaar sich 12 Berserker als Leibwache hielt, so beweist das nichts für eine besondere Hochschätzung dieser Männer. Die von Rinck angeführten Sagastellen gehören in einen ganz anderen Rahmen; Siegfried aber als Berserker darstellen heißt Klares bis zur Unkenntlichkeit verwischen. — Das hat nichts mehr mit „ungezwungener Deutung" zu tun.

Das Buch von Rinck ist reich an Material, aber wenig kritisch und in einigen Hauptpunkten zumindest sehr anfechtbar.

*

Da über die Stellung des gotisch-ostgermanischen Heidentums in der germanischen Welt bisher keine völlige Klarheit herrschte, ist es zu begrüßen, wenn ein Fachmann wie Karl Helm in dem den Ostgermanen vorbehaltenen Teil seiner „Germanischen Religionsgeschichte" ausführlich darauf eingeht. Hervorzuheben ist die kritische Art der Betrachtung, vor allem die unbedingt notwendige und vom Verfasser recht sorgfältig durchgeführte Auseinandersetzung mit dem die religiösen Vorstellungen angehenden gotischen Sprachschatz. Beachtenswert ist die Zurückhaltung, mit der Helm die Methode, aus Totenkult und Bestattungsriten (d. h. den diesbezüglichen Vorgeschichtsfunden) bestimmte Formen bestimmten Stämmen zuzuschreiben, betrachtet, da die Unterschiedlichkeiten dieser Sitten oder ein nachweisbarer Kultwechsel vor allem bei den Ostgermanen die Sachlage verdunkeln.

Anfechtbar scheint mir die Darstellung des Opferwesens. Bei aller kritischen Haltung den antiken Zeugnissen gegenüber macht Helm hier wohl zuviel Konzessionen. Gerade dieses so oft zu Mißverständnissen Veranlassung gebende Gebiet bedarf einer neuen und grundsätzlichen Behandlung. Neben die religiöse hat die juristische Betrachtung der Frage zu treten. Todesstrafe und Menschenopfer sind in ihren Zusammenhängen zu klären. Die Arbeit von Eugen Mogk wäre aufzunehmen und zu ergänzen. Bei der Sinndeutung altgermanischer Opferbräuche laufen immer noch zuviel alttestamentliche Betrachtungsweisen unter. Mit einer endgültigen Lösung dieser Frage werden wir kaum je zu rechnen haben, und allein von Ostgermanien her am allerwenigsten. Nach unseren bisherigen Erkenntnissen jedenfalls sind die religiösen Vorstellungen des Germanen, und besonders sein Verhältnis zu den Göttern, zu verinnerlicht, um sich der landläufigen Ausdeutung des Opferwesens (Bitt — Dank — Siegopfer usw.) ohne weiteres zu fügen.

Die Darstellung des gotischen Götterhimmels wird dem spärlich vorliegenden Material gerecht und dadurch bedeutsam, daß die Unsicherheit vieler bisheriger, z. T. völlig willkürlicher Deutungen, herausgestellt wird.

Es muß betont werden, daß das Buch vor allem bezüglich der orthodoxen Quellen, erfreulich kritisch vorgeht, d. h. ihren kultur- und sittengeschichtlichen Wert für die Erkenntnis des religiösen Lebens und Handelns unserer Vorfahren auf das ihnen zukommende Minimum herabschraubt. Im Zweifel allerdings bleiben wir über die von Helm betonte Verschiedenheit in der Entwicklung des germanischen Heidentums. Er selbst vermag diese Verschiedenheit bzw. ihre Ansatzpunkte nicht deutlich zu machen, ja er hebt sogar hervor, daß die Quellen die „natürliche Verbindung der Ostgermanen mit dem sonstigen Germanentum" zeigen, was um so verständlicher ist, als die Ostgermanen, allen voran die Goten, selbst nordisch-skandinavischer Herkunft sind.

*

Leopold Weber legt uns mit seinen Götterliedern der Edda eine Neuübersetzung der bekanntesten Stücke dieser germanischen Dichtung vor. Die Anordnung und Betitelung ist von der des Originals verschieden; die Übersetzung sehr frei, erreicht aber wohl den dichterischen Wert der Genzmerschen Übertragung, die indessen originalgetreuer ist. Der Leser bekommt auf alle Fälle eine Vorstellung von der hohen poetischen und sittlichen Kraft, der eindringlichen Sprache dieser Denkmäler und wird sich der Weberschen Nachdichtung, die von sich aus hier und da Lücken in der Übersetzung ergänzt, gern bedienen.

*

Eine zusammenfassende Übersicht, die sich in ihren Hauptquellen auf die nordische Überlieferung stützt, bietet das im Reclam-Verlag erschienene anregende und sauber gearbeitete

kleine Buch von Hermann Harder „Religion der Germanen" empfehlenswert für den, der sich zunächst einen Einblick in die religiöse Welt unserer Vorfahren verschaffen will.

Dr. Hans Midderhoff

Dr. Erich Kulke: **„Von deutscher Art und Kunst."** Ein Mappenwerk. Arwed Strauch Verlag, Leipzig.

Der Herausgeber hat den — das sei gleich eingangs festgestellt — geglückten Versuch unternommen, in neuartiger Form ein Sammelwerk herauszubringen, das sich sowohl zur Selbstunterrichtung wie auch als Material für Lichtbildervorträge gleich gut eignet. Die Mappen sind handlich, die technische Wiedergabe der Bilder zumeist gut und die getroffene Anordnung übersichtlich und praktisch. Die beigegebenen Texthefte geben die erforderlichen ausführlichen Erläuterungen.

Zu den bisher erschienenen vier Mappen ist im einzelnen folgendes zu bemerken:

Mappe 1 „Wehrhaftes Bauerntum" von Ernst Schaper (32 Seiten Text, 33 Bilder, Preis 3,50 RM.).

Die Bilderreihe dieser Mappe baut auf dem anläßlich der „Grünen Woche 1936" in Berlin gezeigten Ausstellungsmaterial auf. Das ist für einige Bilder von Nachteil, da diese auf farbige Bildwirkung berechnet sind und im Schwarz-Weiß-Druck verlieren. Trotzdem aber ist auch diese Reihe durchaus für die oben genannten Zwecke verwendbar, zumal der Text in interessanter, zusammenfassender Form einen ausgezeichneten Überblick über die Wehrgeschichte unseres Volkes gibt, die zugleich auf das engste mit der Wehrkraft des Bauerntums verbunden ist.

Die zweite Mappe „Mahnmale deutschen Heldentums" (24 Seiten Text, 24 Bilder, Preis 2 RM.) hat den Herausgeber der ganzen Reihe, Dr. Erich Kulke, zum Verfasser. Sie bietet eine sehr eindrucksvolle Auswahl vorbildlicher deutscher Kriegsgräberstätten und Gefallenendenkmäler und wendet sich in erfreulicher Deutlichkeit gegen die gerade hier nur zu oft zu findenden kulturbolschewistischen Auswüchse, sowie gegen den sicherlich gutgemeinten, aber fürchterlichen geschmacklosen Kitsch, der leider recht oft auch im deutschen Dorfe zu finden ist. Kulke tritt mit Recht dafür ein, daß sich gerade im Gefallenendenkmal in sinnvoller Weise Landschaft, werkgerechter und heimatgebundener Baustoff mit arteigenem germanischen Gestaltungswillen vereinigen müssen.

Friedrich Rehm gestaltete die Mappe 4 (Mappe 3 ist bisher noch nicht erschienen) „Weihnachten im deutschen Brauchtum" (35 Seiten Text, 24 Bilder, Preis 3,50 RM.).

Text und Bilder geben einen klar gegliederten und erschöpfenden Überblick über das Weihnachtsbrauchtum, seine Entstehung und Bedeutung. Einwandfrei wird das hohe vorchristliche Alter des Festes der Weihenacht, das das Wintersonnenwendefest der Germanen war, bewiesen. Erst im Jahre 354 wurde dieses Fest durch die Verlegung der Geburt Christi vom 6. Januar auf den 25. Dezember zum christlichen Feiertag. Auch die noch heute zahlreich erhaltenen alten Weihnachtsbräuche lassen zweifelsfrei den germanischen Charakter dieses Festes erkennen.

Eine Fülle wirklich gelungenen, der deutschen Art gemäßen Schmuckes bringt die Bildzusammenstellung in der von Ingeborg Engelhardt verfaßten Mappe 5 „Neuer deutscher Schmuck". (20 Seiten, 24 Bilder, Preis 3,50 RM.)

Der begleitende Text arbeitet das Wesen des deutschen Schmuckes klar heraus, und die Verfasserin scheut auch nicht davor zurück, Entartungserscheinungen, die auch beim Bauernschmuck hier und da auftreten, zu kritisieren. So entsteht ein abgerundetes Bild von dem, was wirklich echt und sinnvoll und was nur konjunkturbedingte Nachbildung ist. Allerdings muß man sich über eines klar sein: Dieser neue deutsche Schmuck, der an alter artgemäßer Formgebung wieder anknüpft, kann nur von Frauen und Mädchen getragen werden, die ihm auch in ihrer äußeren und inneren Haltung gerecht werden. Gerade hier gilt das Wort: „Eins schickt sich nicht für alle."

*

Im Rahmen dieser Besprechung möge auch der von Dr. Erich Kulke bearbeiteten und vom Verwaltungsamt des Reichsbauernführers, Reichshauptabteilung I, herausgegebenen Schrift „Das schöne Dorf" gedacht werden. (48 Seiten mit zahlreichen Textbildern, Reichsnährstandsverlag Berlin; kart. 0,60 RM.)

„Leider haben Haus und Hof und dörfliche Kultur durch die gedankenlose Übernahme städtischer Bausitten auf dem Dorfe viel zur Stilverwilderung beigetragen", stellt der Reichs-

bauernführer in seinem der Arbeit beigegebenen Vorworte fest. Wie groß diese Gefährdung bodenständiger Baukultur im deutschen Dorfe hier und da bereits geworden ist, beweisen die zahlreichen Bilddokumente, die zusammengetragen worden sind. Ihren besonderen Wert aber erhält die Schrift durch die von wirkungsvollen Bildern unterstrichenen und leicht verständlichen Verbesserungsvorschläge, die der Verfasser an Hand praktischer Beispiele macht. Man möchte dieser ausgezeichneten Aufklärungsschrift weiteste Verbreitung wünschen.

R. Helm

Poul Nørlund: **„Wikingersiedlungen in Grönland"**. Ihre Entstehung und ihr Schicksal. Übersetzt von Dr. phil. Joachim Blüthgen und cand. mag. Helge Kjærgaard. 138 Seiten mit 98 Abbildungen und einer Karte. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig, 1937. Preis kart. RM. 6,30.

Um das Jahr 985 fuhr der geächtete Bauer Erich der Rote von Island westwärts jenem großen Lande dort hinter der Kimmung entgegen, das vom Sturm verschlagene Islandfahrer gesichtet hatten. Er umfuhr die Südspitze des Landes, untersuchte es planmäßig und fand tiefe Fjorde mit saftigen Weiden. Nach ihnen nannte er das neu entdeckte Land „Grönland", als er nach Island zurückkehrte. Viele wurden durch ihn veranlaßt auszuwandern, und so verließ im folgenden Jahre eine Flotte von 25 Schiffen Island, von denen aber nur 14 Schiffe das Ziel erreichten. Die jungen Ansiedlungen wurden durch mehrfachen Zuzug aufgefüllt. Nach einer alten Handschrift wurden dort nicht weniger als 280 Bauernhöfe gegründet. Und bereits 15 Jahre nach jener denkwürdigen ersten Ansiedlung, im Jahre 1000, erreichte der Sohn Erichs, Leif der Glückliche, auf einer Entdeckerfahrt Winland-Amerika.

Die auf eigenen Forschungen (Ausgrabungen usw.) aufgebaute Darstellung gibt ein vielseitiges Bild jener wagemutigen Landnahme nordischer Bauern. Das Buch stellt damit einen bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte des germanischen Bauerntums dar. In unparteiischer Gerechtigkeit zeigt es die Folgen eigennütziger Königs- und Kirchenpolitik für das Leben der germanischen Bauernvölker.

So hat diese Veröffentlichung eine umfassendere Bedeutung als es ihr Titel vermuten läßt. Ihre Herausgabe ist eine wissenschaftliche und menschliche Tat, für die wir dem Verfasser Dank sagen.

K. H. Henningsen

Bruno Liljefors: **„Das Reich des Wildes"**. Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Hete Willecke. Verlag Neumann-Neudamm, 1937, 186 Seiten. Preis: geb. 12 RM., br. 10 RM.

Dieses Buch des bekannten schwedischen Malers beweist so recht seine enge Verbundenheit mit seinem Wildreich. Von Kindheit an mit der Natur und vor allem seiner Tierwelt aufs tiefste vertraut, erweist sich Liljefors in seinem Buch nicht nur als Maler und Zeichner des Wildes, als der er uns schon lange bekannt ist, sondern auch als sein eindrucksvoller Schilderer. Es ist ein Genuß, diese wundervollen Bilder und Zeichnungen in Verbindung mit seinen Schilderungen auf sich einwirken zu lassen. Wie bei Löns spürt man die tiefe Liebe zum Wilde, dessen Schilderung ihm kein Mittel zum Zweck, sondern Ausdruck seiner inneren Einstellung ist, und die er, wie Löns, selten eindrucksvoll zu gestalten weiß. Bei der noch in bester Erinnerung lebenden internationalen Jagdausstellung wurde Liljefors für die ausgestellten Bilder der Preis des Führers, die höchste Auszeichnung, die zu vergeben war, zuerkannt. Dieses Buch, dem von Reichsforstmeister Hermann Göring ein Begrüßungswort vorangestellt ist, und das durch Hete Willecke eine liebevolle Übersetzung erfuhr, läßt durch seine prächtigen Bilder und Zeichnungen uns noch einmal den Genuß empfinden, den wir beim Betrachten der Originalgemälde in der Jagdausstellung hatten.

Czichy

Dr. Falk Ruttke: **Rasse, Recht und Volk.** Beiträge zur rassengesetzlichen Rechtslehre. J. F. Lehmanns Verlag, München 1937. Preis geb. 9,— RM., geh. 7,50 RM.

Dr. Falk Ruttke gibt in zahlreichen Abhandlungen einen Überblick über die Zusammenhänge zwischen Rassenpolitik und Recht, einem Aufgabengebiet, das erst in heutiger Zeit Bedeutung erlangte. Als Voraussetzung seiner Bestrebungen fordert er eine wirksame Befruchtung der Rechtswissenschaft durch die anderen Wissenschaften und macht dem Rechtswahrer zur Aufgabe, sich mit den rassenpolitischen Bestrebungen des Nationalsozialismus eingehend vertraut zu machen. Die Judengesetzgebung des Dritten Reichs hat am sinnfälligsten die Bedeutung des Rassegedankens für den Rechtswahrer aufgezeigt. Darüber hinaus bedarf er aber einer weiteren Vertiefung der bevölke-

rungspolitischen und erbbiologischen Gedankengänge sowie der Fragen der Auslese und der Ausmerze. Neben diesen einzelnen Forderungen, die an den Rechtswahrer gerichtet sind, werden in dem Buch ausführlich alle bisher getroffenen rassenpolitischen Gesetzesmaßnahmen erörtert, so das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, das Erbhofgesetz, das Gesetz über die Neubildung deutschen Bauerntums, das Blutschutz- und Ehegesundheitsgesetz und die Maßnahmen, die sich mit der Ausmerze von Verbrechern und anderweitig Entarteten befassen. In einigen Abschnitten werden ausländische erbpflegerische Maßnahmen behandelt, vor allem die skandinavische Sterilisationsgesetzgebung und die polnischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Erbpflege. Der letzte Teil des Buches befaßt sich mit der Bevölkerungspolitik im nationalsozialistischen Deutschland. Das Buch ist geeignet, sowohl dem Rechtswahrer als auch einem Nichtjuristen die rassenpolitischen Aufgaben der heutigen Zeit nahezubringen, denn es zeichnet sich durch Vielseitigkeit und Allgemeinverständlichkeit aus. Wiegand

Lutz Koch: **„Europa durch die Windschutzscheibe".** Deutscher Schriftenverlag G. m. b. H., 1938. 312 Seiten, 100 Bilder. Preis geb. 6,50 RM.

Es sind zumeist nord- und nordosteuropäische Länder, die der Verfasser mit seinem Auto durchfuhr. Diese werden sehr verschieden behandelt; denn während z. B. auf Belgien nur 6 und auf Holland nur 7 Seiten verwandt werden, wird Island auf mehr als 70 und Finnland auf mehr als 40 Seiten geschildert. Dem leichten Plauderton entspricht der Inhalt, denn neben den kleinen persönlichen Erlebnissen sind es meist die oberflächlichen Eindrücke, die ein Reisender bei einem kurzen Aufenthalt im fremden Land empfängt, wenn auch z. B. im letzten Teil, dem Baltikum, einige politische Betrachtungen angestellt werden. Bäuerliche und landwirtschaftliche Dinge haben den Verfasser kaum interessiert. Das Buch und besonders die Abbildungen können demjenigen, der selbst diese Länder gesehen hat, manche Erinnerung ins Gedächtnis zurückrufen. Bemmann

Hans Hinkel: **„Handbuch der Reichskulturkammer."** Bearbeitet von Gerichtsassessor Günther Gentz. 1937. Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft Preis gebd. RM. 6,—.

Wie alles, was der Nationalsozialismus erfaßt, neu gestaltet wird, so stellt auch das äußerlich ziemlich unscheinbare, nur sieben kurze Paragraphen enthaltende Reichskulturkammergesetz vom 22. September 1933 eine Umwälzung des deutschen Kulturlebens dar. Die durch dieses Gesetz geschaffene Neuordnung hat durch das Handbuch der Reichskulturkammer eine ebenso klare wie notwendige Gesamtdarstellung erhalten. Neben Aufbau, Gliederung und Darlegung der Rechtsverhältnisse und der wichtigsten Bekanntmachungen der Reichskulturkammer werden in ähnlicher Weise die sieben Untergliederungen (Reichspressekammer, -schrifttumskammer, -theaterkammer, -musikkammer, -filmkammer, -rundfunkkammer und Reichskammer der bildenden Künste) in übersichtlicher Form dargelegt. Dieses Handbuch ist ein unentbehrlicher Ratgeber für alle, die sich mit kulturellen Fragen befassen.

Czichy

„Der Schlüssel zum Frieden." Führertage in Italien. Herausgegeben von Henrich Hansen. Mit einem Geleitwort von Reichsaußenminister von Ribbentrop. M. A. Klieber, Verlag, Berlin. 96 S. Preis kart. 2,80 RM.

Hansen, dem wir auch das vor kurzem an dieser Stelle gewürdigte Bildwerk von der Rückkehr der Ostmark ins Reich zu verdanken haben, stellt mit dem vorliegenden aktuellen Bildbericht von der Italienreise des Führers erneut sein Können unter Beweis. Die getroffene Bildauswahl ist überaus vielfältig und geschmackvoll zusammengestellt. Die historischen Tage von Rom, Neapel und Florenz ziehen in Bildern von überzeugender Lebenstreue an uns vorüber und lassen uns teilnehmen an den zahlreichen und überaus ehrenden Freundschaftsbeweisen, die das Italien Mussolinis dem Führer der befreundeten Nation bereitete. Zwischen den Bildern, die uns die ewige Stadt in ihrer antiken und modernen Schönheit zeigen, sind sehr geschickt ausgezeichnete Bilder italienischer Volkstypen sowie Bildwiedergaben der wundervollen Kunstschätze Roms eingestreut. Die engen geistigen Beziehungen beider Länder läßt der Herausgeber in einigen prächtigen Wiedergaben von Federzeichnungen Goethes und zeitgenössischen Stichen vor unseren Augen aufstehen und hebt so sein neuestes Werk weit über den Rahmen eines aktuellen Bildberichtes hinaus. Sparsam eingefügte Texte, zumeist Auszüge aus den wichtigsten Reden und den

zwischen dem König von Italien und Kaiser von Aethiopien, Viktor Emanuel und dem Führer gewechselten Trinksprüchen, verbinden die Bilder und tragen, soweit es überhaupt notwendig scheint, zu ihrem Verständnis bei. Auch dieses Buch Henrich Hansens wird über die Gegenwart hinaus seinen bleibenden Wert behalten.

R. Helm

Bodo Kaltenboeck: „Unfug inn der Ortenau". Adolf Luser-Verlag, Wien, 1937. 162 Seiten.

„Ein Buch unter Lachen und Weynen" nennt Kaltenboeck den Bericht vom Gugelbastian aus Bühl im Badenschen. Und in der Tat, trotz des immer wieder durchbrechenden echt volkhaften, ja manchmal beißend satirischen Humors, könnte einem das Weinen näher sein als das Lachen, wenn man vom Wollen, Weg und Ende des Bastian Gugel liest. In packenden, dramatisch zugespitzten Einzelbildern rollt das historische Geschehen einer kurzen Zeitspanne aus der Bauernerhebung in der Ortenau ab, die der Gerichtsschreiber in seinem Prozeßprotokoll als den „Unfug inn der Ortenau" bezeichnete. Kaltenboeck versteht es ausgezeichnet, uns das Erwachen des einfachen Bauern Gugel glaubhaft zu machen, der, bis dahin stumm die „herkömmliche" Fron ertragend, plötzlich vom Joß Fritz den Anstoß erhält und nun zu reden und — zu handeln beginnt. Wir erleben es förmlich mit, wie er an seiner Aufgabe innerlich wächst, wie er, ehrlich an seine Mission und das Recht der Bauern glaubend, die Fahne trägt und sich dann selbst zum Opfer bringt, als die Erhebung sang- und klanglos auseinanderläuft. Sie ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Kampf der Bauern um das alte Recht gegen Fronlast und Unterdrückung, die Geschichte vom „Unfug inn der Ortenau". Dem „Unfug", der eine helle Flamme werden sollte, die aber kläglich zusammensank, weil der Führer sie zwar zu entzünden, aber nicht zu mitreißender Kraft zu schüren verstand. Man wird beim Lesen dieses in der Volkssprache des 16. Jahrhunderts geschriebenen kleinen Buches innerlich gepackt, und wenn man es aufmerksam studiert, dann wird man aus dem Gebimmel des Sterbeglöckleins, das den Gugel zum Richtblock begleitet, schon den Klang der Sturmglocken einer neuen Zeit heraushören.

R. Helm

Inhaltsverzeichnis

Das Titelbild des Heftes, „Die Mühle von Würrwitz und Hochweiler", Schlesien, wurde nach einer Aufnahme von Dr. Paul Wolff (Mauritius) gefertigt. — Die Bildbeilage des Heftes stellten zur Verfügung, zum Aufsatz Bär: Extension Service, U.S. Department of Agriculture, Washington, zum Aufsatz Prehn-Dewitz: der Verfasser. — Das Bildnis Peter Roseggers ist eine Federzeichnung von Erich Heermann, Berlin-Charlottenburg.

Anschriftenverzeichnis der Mitarbeiter der Monatsschrift „Odal" Juli-Heft 1938

Prof. Dr. Günther Franz, Jena, Humboldtstraße 14

Dr. Karl Bär, Berlin-Steglitz, Herrfurthstraße 2

Christian Diederich Hahn, Berlin-Friedenau, Homuthstraße 7

Hans Prehn-Dewitz, Hoffnungsthal-Vollberg, Bez. Köln/Rh.

Georg Kaspar, Berlin-Tegel, Moorweg 100

Dr. Erich Fortner, Berlin W 15, Uhlandstraße 170

Prof. Dr. Johann von Leers, Berlin-Dahlem, Goßlerstraße 17

Ferdinand Fried. Zimmermann, Hohenberge-Fichtenau (Niederbarnim), Woltersdorfer Straße 108/110

Christoph Frhr. v. d. Ropp, Berlin-Lichterfelde-West, Gardeschützenweg 105

Walter Horn, Schriftleiter, Berlin-Zehlendorf, Wilskistraße 1

Dr. Bernhard Sommerlad, Berlin-Wilmersdorf, Badensche Straße 42

Erwin Metzner, Berlin-Wilmersdorf, Binger Straße 31a

Günther Pacyna, Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstraße 6

Jedes Heft RM. 1,50 / Vierteljährlich 3 Hefte RM. 3,60

zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Erfüllungsort Goslar. Postvertrieb ab Berlin.

Hauptschriftleiter: Dr. Hermann Reischle. Stellvertreter und verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Wilhelm Staudinger. Anschrift der Schriftleitung: Berlin W 35, Friedrich-Wilhelm-Straße 18/III. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Franz de Grousilliers, Goslar. Verlag: Blut und Boden Verlag G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar. DA. 4000, I. Vj. 38. Pl. Nr. 5. Druck: Wendt & Matthes, Berlin C 2, Magazinstraße 15/16.

Eine gute Rapsernte



entzieht dem Boden die doppelte KALImenge wie eine gute Weizenernte


Odal
Monatsschrift für Blut und Boden
Herausgeber R. Walther Darré

Treue um Treue!

Alle, denen Nationalsozialismus Weltanschauung und Glaubenssache ist, werden „Odal" als treuen Kampfgenossen gegen offene und versteckte Feinde des Dritten Reiches begrüßen. „Treue um Treue", diese Parole sei das untrennbare Bindeglied zwischen Zeitschrift und Leserschaft.

Diese Parole sei aber auch ein Ansporn für jeden Leser mitzuwirken am Ausbau der „Odal"-Gemeinde. Werben Sie, indem Sie über die Aufgaben und das Ziel Ihrer Zeitschrift sprechen. R. Walther Darré gab ihr diese Aufgaben.

Der Name der Zeitschrift „Odal", Monatsschrift für Blut und Boden, weist klar und unmißverständlich den Weg, den sie geht. „Odal": Der Schlüssel zum Verständnis des bäuerlichen Wesens der Germanen; „Blut und Boden": Wurzeln allen volkhaften Lebens überhaupt, die von Darré nicht nur wieder entdeckt, sondern durch seinen unablässigen Kampf für das deutsche Bauerntum in das Bewußtsein dieses wertvollsten Teiles des deutsches Volkes wieder eingefügt wurden.

Sie will Vorkämpfer sein für ein deutsches Volkstum, das den germanischen Rassegedanken bejaht und das Bauerntum als nie versiegenden Lebensquell der Volkserneuerung anerkennt. Im Kampf gegen das Judentum will „Odal" die Fundamente des Dritten Reiches festigen helfen, die germanische Weltanschauung zum endgültigen Siege führen und an die Stelle des Zerrbildes bewußter Geschichtsfälschung eine Ehrenrettung unserer Vorfahren setzen.



Monatsschrift für Blut und Boden

Hauptschriftleitung Hermann Reischle

Blut und Boden Verlag G. m. b. H. Reichsbauernstadt Goslar, Bäckerstr. 22

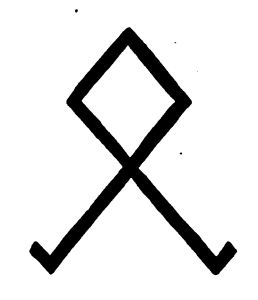


Heft 8 7. Jahrgang August 1938

Vorspruch

„Eine Nation, die nicht den lebendigen Zusammenhang mit ihrem Ursprung bewahrt, ist dem Verdorren nahe, so sicher wie ein Baum, den man von seinen Wurzeln getrennt hat. Wir sind heute noch, was wir gestern waren.“

Heinrich von Sybel



Immo Kretschmar:

Die Salzburger Ansiedlung in Ostpreußen

Die Vertreibung der evangelischen Bauern aus Salzburg, von denen bekanntlich die Mehrzahl in Ostpreußen eine neue Heimat gefunden hat, erfolgte 1732/33, also vor rund 200 Jahren. Die Heimat der Bauern, die dem Druck der Gegenreformation weichen mußten, lag im Gebirge. Nicht das ganze Land Salzburg war von der Bewegung ergriffen worden, sondern nur der Pongau und ein Teil des Pinzgaues. Diese Gebirgslandschaften sind im Unterschied zu dem nördlich vorgelagerten Flachgau erst verhältnismäßig spät durch Rodung der Kultur erschlossen worden; sie sind ausgezeichnet durch das Vorherrschen der Einzelhofsiedlung, des Einzelwohnens auf abgeschlossenen Höfen, frei von feldgemeinschaftlicher Verbindung, wobei angemerkt werden muß, daß der Einzelhof im Salzburgischen — weil durch die Hochgebirgsnatur des Landes bedingt — als die ursprüngliche Siedlungsform angesprochen werden muß. Das Hofsystem ließ dem Bauer selbstverständlich viel mehr Freiheit in der Wirtschaftsführung, als ihm innerhalb des Dorfes zugestanden werden konnte, wo er sich der Feldgemeinschaft und dem Flurzwang fügen mußte. Überdies hat die Entlegenheit der Bergbauernhöfe dazu beigetragen, daß ihre Bewohner sich eine größere Unabhängigkeit gegenüber der Grundherrschaft bewahrt hatten als die Talbewohner, so daß im Gebirge die Genossenschaft der Sippe und des Geschlechts länger erhalten blieb als in Tälern und Ebenen.

Es ist daher kein Zufall, daß die Bewegung im Pongau nicht von den Dorf- und Marktortbewohnern, sondern von den auf den Einzelhöfen und Weilern beheimateten Bergbauern ihren Ausgang nahm. Dabei ist die germanische Wurzel jener religiösen Grundeinstellung, aus der heraus die Ablehnung des starren römischen Kirchentums erfolgte, unverkennbar. Auf ihren einsamen, abgeschlossenen Höfen ganz auf sich selbst angewiesen, durch die Bande der Blutsgemeinschaft, der „Freundschaft" eng verbunden, standen diese Bauerngeschlechter zum Teil noch in den Familienüberlieferungen der ersten germanischen Ansiedler. Wie schon einmal in den Bauernaufständen des 16. und 17. Jahrhunderts, die bemerkenswerterweise damals auch auf das Gebirge eingeschränkt blieben, schöpften sie daraus die Kraft zum Widerstand — ein Zeichen, daß gerade die jüngeren, im Landesausbau durch Rodung gewonnenen Landschaften, in denen die Überlieferung des nordischen Einzelhofes ungebrochen fortbestand, Fremdeinflüssen gegenüber besonders unzugänglich waren; gleichzeitig ein Beweis gegen die Richtigkeit der jüngst aufgestellten kecken Behauptung, die Bauernaufstände in Süd- und Mitteldeutschland stellten, rassisch gesehen, die Auflehnung ganz vorwiegend der „ostischen, dinarischen und keltischen Periöken und leibeigenen Bevölkerung gegen die

germanische Herrenschicht" dar. In Salzburg lagen die rassischen Verhältnisse eher umgekehrt. Abgesehen von dem starken dinarischen Rasseneinschlag bei der gebirgsbäuerlichen Bevölkerung von Salzburg, war doch die Nordrasse in ihr auf jeden Fall stärker vertreten als unter den hohen Standespersonen des geistlichen Fürstentums.

Selbstverständlich ist auch die Behauptung nicht ausgeblieben, daß die Verbreitung der ketzerischen Lehre in Salzburg (wie in Österreich überhaupt) mit minderwertigen, gar nicht bodenständigen Elementen im Zusammenhang gestanden habe. Daß diese Behauptung in keiner Weise den geschichtlichen Tatsachen entspricht, sondern auf einer völligen Verkennung des Volkscharakters wie der tieferen Ursachen der Volksbewegung beruht, hat Paßler in seinem Aufsatz über die Deferegger Protestanten[1]) eindrucksvoll nachgewiesen. Es steht fest, daß nicht die Fahrenden, sondern die Erbgesessenen die Hauptträger der Bewegung waren.

Aber selbst wenn wir keine urkundlichen Zeugnisse über die geschichtlichen Vorgänge in Salzburg besäßen — die Art, wie sich die salzburgischen Auswanderer in Ostpreußen mit der ihnen völlig neuen und fremden Umwelt auseinandergesetzt und wie sie dabei doch zäh an ihrer Art festgehalten haben, wäre uns genügend Beweis dafür, daß mit der Durchsetzung der Gegenreformation in Salzburg eine Siebung und Ausmerze rassisch hochwertiger Erbstämme verknüpft war.

Die Zahlenangaben über die salzburgische Einwanderung schwanken. Beheim Schwarzbach[2]) nennt die Zahl 15 508, sie dürfte der Wahrheit am nächsten kommen. Von diesen nach Ostpreußen eingewanderten Salzburgern sind jedoch schon bald nach ihrer Ankunft 2134 durch Krankheit und Seuchen zugrunde gegangen. Die Zahl der im „litauischen Departement" angesiedelten Salzburger verhielt sich zur Zahl der im deutschen Departement ansässigen wie 3 zu 1. In einer Tabelle vom Jahre 1744 *), also rund ein Jahrzehnt später, wurden für den Regierungsbezirk Gumbinnen 5328 auf Staatskosten angesiedelte Personen aufgeführt, ferner 1580, die aus eigenen Mitteln Güter erworben hatten, 407 Handwerker, 410 Gärtner und 2125 Landarbeiter, Knechte und Dirnen. Insgesamt waren es also 9850. Das sind keine überwältigenden Zahlen; aber welch ungeheurer Energie hat es bedurft, um dieses Werk in der verhältnismäßig kurzen Zeit zu vollbringen und um die Schwierigkeiten, die sich dabei ergaben, aus dem Wege zu räumen!

Einmal waren die tatsächlich vorhandenen Siedlungsmöglichkeiten in Ostpreußen doch so beschränkt, daß der vom König 1721 gebilligte Grundsatz, „die Nationen nicht

*) Die so bezeichneten Stellen stützen sich auf die Salzburger Akten, Gumbinnen (Salzburger Anstalt). Da sie dort vielfach ohne Nummer und vorläufig noch ungeordnet aufbewahrt werden, habe ich eine nähere Bezeichnung, weil sie praktisch wertlos wäre, unterlassen.

[1]) Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus im ehemaligen und im neuen Österreich, 49. Jg. 1928, S. 5.

[2]) Beheim-Schwarzbach, Friedrich Wilhelms I. Kolonisationswerk in Litauen.

untereinander, sondern jede für sich in einem Dorf anzusetzen", aufgegeben werden mußte. Auf den starken nachbarschaftlichen Zusammenhalt der Salzburger konnte deshalb, entgegen den ihnen gegebenen Zusicherungen, nicht immer genügend Rücksicht genommen werden. Es war völlig ausgeschlossen, die Massen alle auf einmal und geschlossen in einigen wenigen Ortschaften anzusetzen. Es ließ sich mit dem besten Willen nicht vermeiden, sie in weitem Umkreis auf die verschiedenen Ämter zu verteilen. Ihrem Wunsche aber, zuweilen ihre Landsleute zu sprechen, sollte bei der Ansiedlung in der Weise Rechnung getragen werden, „daß sie in Menge alle Sonn- und Festtage sich sehen oder diejenigen, welche sie in anderen Kirchspielen etwa notwendig zu sprechen hätten, doch mit einer Tagesreise erreichen können"[*]). Ganz scheint auch dieses Ziel nicht erreicht worden zu sein, sonst hätten wohl die Salzburger im Amt Göritten keinen Anlaß zu der Beschwerde gehabt, daß sie aus vier verschiedenen salzburgischen Gerichten zusammengewürfelt wären, von denen einer den anderen nicht kenne, und sich daher gegenseitig auch kein Vertrauen schenken könnten[*]).

Eine weitere Erschwerung bildete der Umstand, daß aus Mangel an verfügbarem Land die Grundstücke häufig zu klein ausfielen. Bauernhöfe, die aus mehreren Hufen Land bestanden, aber vom Besitzer nicht voll bewirtschaftet waren, wurden geteilt und die Salzburger zur Annahme solcher abgezweigter Hufen gegen die festgesetzten Freijahre und den Besatz überredet „maßen Seine kgl. Majestät zwar die Salzburger untergebracht, dabei aber alle ersinnliche menage gebraucht wissen wollen". Diese Einschränkung der ursprünglich für das Kolonisationswerk auf zwei bis drei Hufen festgesetzten Betriebsgrößen war von nachteiligen volkswirtschaftlichen Folgen, da das Klima in Ostpreußen ein größeres Flächenausmaß zur hinlänglichen Ernährung einer Familie nötig machte als im übrigen Reichsgebiet. Infolgedessen konnten die Salzburger nach Ablauf der ihnen zugestandenen Freijahre vielfach den verlangten Zins nicht aufbringen. Sie entschuldigten sich dann damit, daß das Land nicht genügend ertragreich sei, sowie daß sie „solcher miserablen Lebensart, als die angrenzenden Untertanen, nicht gewohnt wären"[*]).

Zum selbständigen Ankauf von Gütern fehlte den Bauern zunächst das unfreiwillig zurückgelassene Vermögen. Es vergingen Jahre, bis ihnen schließlich ein Teil davon ausgefolgt werden konnte. Die Verzögerung haben sie selbst dadurch mitverschuldet, daß sie die Dokumente zurückhielten, ohne die natürlich ihre Besitzrechte in Salzburg gar nicht wahrgenommen werden konnten. Begründung: sie könnten sich nicht mit einer Entschädigungssumme zufrieden geben, die dem Wert ihrer Güter nicht entspräche. Der Erzbischof wäre verpflichtet, ihnen das ganze Vermögen in bar auszufolgen. Es war aussichtslos, mit dieser Forderung durchzudringen. Der mit dem Verkauf ihrer Güter in Salzburg betraute preußische Gesandte von Plotho hat kaum

---

*) Beheim-Schwarzbach, a. a. O. S. 138, Deklaration, wie die in Preußen angekommenen Salzburger sich verhalten sollen, Berlin, 29. 8. 1732.



den dritten Teil des gerichtlich geschätzten Wertes erzielen können. Als Gründe gab er an:*) das Überangebot an Bauernhöfen (dem eine geringe Kaufkraft der Zurückgebliebenen gegenüberstand), ihre schlechte Instandhaltung und hohe Verschuldung, die zum Teil dadurch noch erhöht war, daß „des Erzbischofs Revenuen, durch die große Emigration ziemlich verringert", durch zu hohe Abgaben wieder ersetzt werden sollten. Obwohl den Bauern dieser Sachverhalt vorgestellt wurde, sind ihre Vorstellungen und schriftlichen Eingaben immer dringender geworden:

Gumbin, den 27. Novemris 1734.

In Nahmen aller Salzburger.

Mir bidten in aller Undterthenigkheidt, mir haben all das dridte mahl eingeben, undt noch kheine Andtwort embfangen, so pidten mir noch mehr mahlen von Ihro Königl. Majestät in Preißen, mehten so giettig sein und mit uns hin und her zerströten armen Salzburgern ein Mittl machen, die weill die Not schon so sehr groß ist undter uns armen Leuthen, so bitten mir noch einmahl in aller Undterthenigkheidt, mechten uns die resolucian heraußgeben, die weill die Zeit da ist, ob mir unsere Sachen bekhomen oder nit, auß Salzburg. Und wen mir unßere Sachen nit khriegen odter bekhomen, so khinen miehr hier in Littau nicht bleiben, die weill unß so vill ist versprochen worten und nit halten, so verlangen mir ehr und köttliche Päße auß Littau.

(Folgen Unterschriften aus allen Gerichten.)

Im darauffolgenden Jahr verlangten sie, eigene Abgeordnete nach Regensburg entsenden zu dürfen, um selber nach dem Rechten zu sehen. Schließlich ist aber ihr Mißtrauen durch ein kgl. Dekret zerstreut worden, so daß sie sich zur Herausgabe ihrer Originaldokumente und — 2 Jahre nach der Einwanderung! — zur Annahme von Hufen entschlossen.

Besonders schwer fiel den salzburgischen Bergbauern die Umstellung vom Einzelhof auf den Dorfverband. Es war von den zerstreut liegenden, von eigenen Wiesen und Äckern umgebenen Höfen die Rede, die im bayerischen Stammesgebiet, besonders im salzburgischen Gebirge, vorherrschen. Die Flureinteilung ist im Gebiet der Einzelhofsiedlung natürlich eine andere als bei Haufendörfern. „Die Einzelhöfe umgibt ein zusammenhängender Grundbesitz, und zwar meist in stattlicher Bestiftung, so daß sie trotz mehrfacher Unterteilung in der Geschlechterfolge vielfach noch heute für eine Familie ausreichend erscheint."[4]) Aus dieser gewohnten Siedlungsweise wurden die salzburgischen Auswanderer nun in völlig andere Wohn- und Wirtschaftsverhältnisse verpflanzt. In ihrer neuen Heimat blieb ihnen keine andere Wahl, als sich dort anzubauen, wo die durch Hungersnot und Pest verursachten Siedlungslücken noch nicht wieder ganz aufgefüllt waren. Von der Regierung wurden ihnen die bisher noch nicht wieder in Kultur genommenen, wüsten Hufen zur Bebauung angewiesen, die selbstverständlich zu den Fluren der schon bestehenden, zumeist mit Kolo-

[4]) Michael Haberlandt, Einführung in die Volkskunde. Volkskundliche Bücherei, Wien 1924, I. Band, S. 21 ff.



nisten und Altbauern anderer Stammeszugehörigkeit besetzten Dörfer gehörten. Es waren Haufendörfer, deren nicht sehr zahlreiche Hofstätten unregelmäßig angeordnet waren und deren in Hufen geteiltes Ackerland sich in bunter Gemenglage ringsherum ausbreitete. „Die Hufe war der für einen Bauernhaushalt ausreichende Landbesitz, aber in zerstreuter Lage aus verschiedenen Gewannen bestehend, um jedem Dorfgenossen in Summa möglichst gleichen Ackerboden zu sichern. Den solchermaßen erschwerten Betrieb erleichterte der Flurzwang, d. h. die einverständliche Bewirtschaftungsweise, wie Wahl und Folge der Saaten, gleicher Zeitpunkt für Pflügen, Säen und Ernten, für Umzäunung und Öffnung der Brach- und Stoppelweiden usw." Daß die Salzburger Bauern diese Art der Wirtschafts- und Lebensführung als Fessel, als eine unerträgliche Freiheitsbeschränkung empfanden, ist nur zu begreiflich. Da sie noch dazu sich in einer anderssprachigen und andersgearteten Bevölkerung zurecht finden mußten, in der sie die absolute Minderheit bildeten, wünschten sie nichts so sehr, als jeweils für sich in einem Dorf angesiedelt zu werden, „damit sie nach *ihrer* Art wirtschaften könnten"*).

Von der Regierung ist nichts unversucht gelassen worden, die Salzburger zusammenzuziehen, in der Erkenntnis, daß dadurch die Kolonisation wesentlich beschleunigt würde. Schwache Wirte, die auf Bauern- und Kossätenhöfen nicht bestehen oder doch ohne staatliche Beihilfen an Saat und Besatzvieh nicht fortkamen, mußten den Salzburgern Platz machen. Damit begnügten sich die Salzburger nun aber nicht allein. In ihren Bitten und Beschwerden drängten sie darauf, daß nicht nur die „schlechten" Wirte ausgemerzt, sondern daß auch die guten in andere Dörfer an die Stelle schlechter Wirte versetzt würden, damit ihre „Nation" näher und näher zusammen käme. Dabei sind sie aber auf unbedingte Ablehnung gestoßen: freiwillig würde sich niemand dazu verstehen, sein gutes Erbe zu verlassen, um dagegen den schlechten, „unterwohnten" Hof einzutauschen. Eine zwangsweise Aussiedlung aber wurde, weil mit dem Staatsinteresse unvereinbar, überhaupt nicht in Erwägung gezogen. Zudem fürchtete man, durch ein derartiges Vorgehen die litauischen Wirte zu Desertionen zu veranlassen. Jedoch kam die Regierung den Salzburgern in anderer Weise wieder entgegen, indem sie ihnen an den Örtern, die sie sich selbst ausgewählt hatten, um näher zusammen zu kommen, den Bau bewilligte, wodurch das „Etablissement" der Salzburger nachträglich abgeändert worden ist[5]). Des weiteren gab die Regierung ihre Einwilligung zur Separation der salzburgischen von den litauischen Äckern und Wiesen, die auf Ansuchen der Bauern, welche mit den Litauern nichts gemeinschaftlich haben wollten (beispielsweise im Amt Saalau) vorgenommen wurde*). Dasselbe dürfte auch in anderen Ämtern erfolgt sein, nachdem sich herausgestellt hatte, daß viele nur deshalb sich weigerten, im Dorf endlich ansässig zu werden, weil sie „nicht ihr Feld sollen bauen nach ihren Gefallen und Gutfinden der breiten oder schmalen Bäthe zu ihren Eigentum"*).

[5]) Generalwerk wegen des Baues und Etablissements der Salzburger in Litauen. SAG. Nr. 1.



Zu einer gewissen Stetigkeit des „Etablissements" ist es übrigens erst gekommen, nachdem die Bauern sich endlich dazu verstanden, den Treueid zu leisten. Solange war in ihnen immer noch die Hoffnung lebendig gewesen, vielleicht schon im kommenden Frühjahr oder Herbst wieder in die alte Heimat zurückkehren zu dürfen*). Seit urdenklichen Zeiten in den Boden ihrer Heimat eingewurzelt, fanden sie nun, nachdem sie von ihm gewaltsam losgerissen waren, nicht den Entschluß, neuen Fuß zu fassen. Da der Staat sie dazu zwingen wollte, wehrten sie sich aus ihrer herrenmäßigen Einstellung heraus. „Auf die Huben zu bleiben, will keiner schwören."**) Erst nach langem Widerstreben haben sie dem neuen Landesherrn den Treueid geleistet, der ihnen die letzte Hoffnung auf Rückkehr nahm und sie für immer an das Land band, das ihnen Zuflucht gewährt hat.

Eine gewisse Sonderstellung gegenüber der Masse der übrigen Landbevölkerung haben sie durch den Abschluß eines Sozietätsvertrages mit dem Staat erlangt, dessen wichtigste Bestimmungen folgendes festsetzten[6]): Solidarhaftung für die richtige Zahlung der Zinsen, dafür gänzliche Befreiung vom Scharwerk. Die zur Sozietät gehörigen Hufen und Bauernerben verbleiben immer der Kolonie, die ihrerseits die Wiederbesetzung der vakanten Höfe besorgt. Die Einrichtung eigener salzburgischer Schulzenämter, die eine Entsprechung zu den selbstgewählten Bauernausschüssen in Salzburg darstellte. — Dieser Kolonievertrag wurde erst im Jahre 1808 durch das Zugeständnis des Eigentumsrechtes an die Inhaber sämtlicher Koloniebauernhöfe hinfällig. Damit kam ein wesentlicher Grund zur Aufrechterhaltung der in Ostpreußen fortgesetzten Stammesinzucht der Salzburger in Fortfall, und es begann jener Einschmelzungsprozeß, der mit der jetzt lebenden Generation als abgeschlossen betrachtet werden kann.

In den Akten der Ansiedlungskommission sowie in der Literatur begegnen wir immer wieder dem Urteil, daß die Salzburger Neubauern der Masse der Altbauern überlegen seien, charakterlich und im Hinblick auf ihre wirtschaftliche Betätigung[7]). Dabei darf nicht übersehen werden, daß auch die Nachkommen der nach Ostpreußen zugewanderten Litauer zweifellos von kerngesunden, erbwertigen Kolonistenfamilien abstammen. Es sind auch hier die selbständigen Naturen gewesen, die sich den in Litauen entwickelten überaus drückenden Untertänigkeitsverhältnissen durch Abwanderung nach Ostpreußen entzogen, wo sie die „Wildnis", den großen Wald, in Kulturland verwandelt haben[8]). Ein ganzes Jahrhundert dauerte dieser Zuzug aus Litauen an. Aber in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts

[6]) Ausführlich behandelt Beheim-Schwarzbach den Kolonievertrag a. a. O., S. 187 ff.

[7]) Gervais, Notizen von Preußen, Königsberg 1795, S. 187 und Fr. Samuel Bock, Versuch einer wirtschaftlichen Naturgeschichte von dem Königreich Ost- und Westpreußen, I. Band, S. 175.

[8]) Hans Mortensen, Litauen, Grundzüge einer Landeskunde, 1926, S. 235.



bildeten sich auch hier drückende Verhältnisse aus, die nicht ohne Wirkung auf das Wesen dieses Bauerntums blieben.

Demgegenüber fielen die Salzburger den preußischen Beamten durch ihr selbstherrliches, widerspenstiges Verhalten auf. Empört berichtet der Kommissar aus Tilsit an die Regierung in Gumbinnen*) über das Benehmen einiger Leute, „die anfänglich in der warmen Stube ihre Hüte und Mützen aufgesetzt gehabt" und die preußische Kost einer scharfen Kritik unterzogen hätten. Von einem der Burschen, den er darauf hin zur Rede stellt, erhält er zur Antwort: „und wann i fünf Hüat hätt', setzet i alle fünfe auf". Wir schätzen diese Haltung anders ein als jener preußische Beamte vor 200 Jahren, dem sich der Salzburger offenbar durchaus gleichberechtigt fühlte; spricht doch daraus dasselbe stolze Selbstbewußtsein, mit dem die Bauernausschüsse in Salzburg den Pflegern ihre Beschwerden und Forderungen vorgetragen haben. Der Pfleger von St. Johann, der die Rottleute seines Gerichtsbezirks ins Amt bestellte, mußte sich vom Wortführer Georg Brandstätter, dem vornehmsten und reichsten Bauer der Umgebung, sagen lassen: „ich möchte leicht Ihr Obrister sein". Nichts kann so sehr als Belag für die germanische Wesensart der salzburgischen Bauern gelten als ihre Abneigung, sich einem Willen zu unterwerfen, der sich lediglich auf Befehlsgewalt stützt. Darin war dem Erzbischof durchaus recht zu geben, daß sie keineswegs die Helden in der Geduld waren, als die sie gern im zeitgenössischen protestantischen Schrifttum hingestellt wurden. Vielmehr lebte in ihnen derselbe Bauerntrotz, aus dem heraus ihre Vorfahren zur Verteidigung ihrer Rechte und Freiheiten mit der Waffe in der Faust geschritten waren, und aus dem heraus auch der Tiroler Bauer Anno 1809 die Geschichte seines Landes gemacht hat. „Sie beharren auf ihren Capricen", heißt es in der Tabelle von allen Salzburgern und ihrer Conduite, die 10 Jahre nach ihrer Ansiedlung in Ostpreußen angefertigt worden ist. Man sieht es den ostpreußischen Salzburgern heute noch an. Aus ihren Gesichtern spricht „der Ausdruck der bewußten Kraft", die in den Akten der Gumbinner Regierung häufig erwähnte Hartnäckigkeit, aber auch Offenheit und Geradheit. Zwar tritt dieser Wesenszug minder häufig dort in Erscheinung, wo sich die Stammvermischung mit den Litauern bereits in größerem Umfang vollzogen hat, aber es gibt noch genug Salzburger, bei denen er ein hervorstechendes Merkmal ist. Sie sind eine Bestätigung dafür, daß die Gegenreformation in Salzburg eine Minderung der deutschen Volkskraft herbeigeführt hat, die dann aber mittelbar größtenteils Ostpreußen zugute gekommen ist.

Eine Eigenschaft, durch die sich die Salzburger in Ostpreußen sehr erheblich von den übrigen Kolonisten und Altbauern in charakterlicher Beziehung unterschieden, war ihre oft bis zur Habgier gesteigerte Liebe zum Besitz. Es ist in dieser Zeitschrift schon an anderer Stelle über diesen bemerkenswerten Wesenszug berichtet worden*),

---

*) Adalbert Forstreuter, Salzburger Stamm auf ostpreußischem Boden, Odal 1935, Heft 11.



und dieser Bericht ist deshalb von besonderem Wert, weil er selbst von einem Ostpreußen aus Salzburgerstamm herrührt. Darin wird zugegeben, daß im Blutserbe der salzburgischen Einwanderer „ein hartnäckiger Zug von brutaler Wirtschaftlichkeit ohne Rücksicht auf die anderen Lebensbedürfnisse" enthalten ist. „Von sämtlichen männlichen Vorfahren beider Reihen habe ich Überlieferungen, daß sie zuweilen nicht Maß halten konnten, daß sie aber auf der anderen Seite mit ebenso ungezügelter Energie ihre Bauerngüter verwalteten und vermehrten." Dieselbe Beurteilung hat der Salzburgerstamm schon in einer Schrift aus dem Jahre 1795 erfahren[10]), die eine ausgezeichnete Gegenüberstellung des litauischen und salzburgischen Volkscharakters enthält.

Während der Litauer die Dinge an sich herankommen läßt, sich mit den notwendigsten Bedürfnissen des Lebens zufrieden gibt, lebt im Salzburger ein starker Drang nach Ausdehnung seines Besitzes, Hebung des Wohlstandes. „Er denkt nur an Erwerb und individuellen Vorteil, ohne sich in Grübeleien über andere Sachen, als die sein Ich, seine Familie, Kinder und seine Nation betreffen, im geringsten zu verwickeln. Die Güte seines Herzens und die Teilnahme an dem Wohl eines größeren Kreises hat überhaupt mit der Zahl seiner ‚Nation' eine Grenze." Während der Litauer dafür bekannt ist, daß er gewöhnlich schon „die Ernte des einen Jahres verzehrt hat, ehe er wieder an die des anderen Jahres denken kann", wird dem Salzburger das Lob gespendet, „daß er alles, was zu nutzen ist, bis aufs äußerste nutzt, und es nicht eher ablegt, bis er nicht die geringsten Dienste mehr davon erwarten kann".

Die Annahme, daß die Salzburger erst in Ostpreußen, gleichsam aus Selbsterhaltungsgründen in einer fremden, vielfach sogar feindseligen Umwelt, zu übertriebener Sparsamkeit gezwungen worden wären, reicht zur Erklärung dieser Stammeseigentümlichkeit nicht aus. Die Gründe lagen vielmehr in den eingangs erörterten Verhältnissen in ihrer salzburgischen Heimat. Der Einfluß der Siedlungsart ist hier deutlich spürbar. Die individuelle Wirtschaftsführung fern ab von dorfgemeinschaftlichen Zusammenhängen war der Herausbildung des in Salzburg weitverbreiteten Eigentumsfanatismus besonders günstig. Es gibt in Salzburg bezeichnenderweise einen eigenen Ausdruck für „sparsam sein", „für die Wirtschaft sorgen"; so ein Bauer wird „ruech" genannt, von ahd. ruochen, Sorge tragen. Das Wort kommt an sich auch anderswo in der bayrischen Mundart vor. Während ihm aber im allgemeinen eine geringschätzige Bedeutung innewohnt — man versteht darunter einen geizigen Menschen —, wird in Salzburg etwas durchaus Anerkennenswertes damit verbunden.

Darin steckt ein gut Teil von der durch und durch bäuerlichen, altgermanischen Pflichtauffassung, derzufolge sich der Wert des einzelnen einzig nach seiner Arbeitskraft bestimmt, die er im Dienste jener übergeordneten Lebensgemeinschaft einzusetzen gewillt ist, deren Seele der Erbhof ist. Jeder einzelne ist in ihr zur Anspannung aller

[10]) Gervais a. a. O., S. 58.

seiner Kräfte gezwungen, wenn er als vollwertiges Glied angesehen werden und seinen Platz behaupten will. Im Hochgebirge, wo die Lebensbedingungen ungleich schwerer sind als in der Ebene, hatte dieses ungeschriebene Gesetz noch ausschließlichere Geltung erlangt; denn hier bedeutete jede Ausweitung des Kulturlandes, jede neue Hofgründung soviel wie: das Ringen mit dem Boden unter noch schwierigeren Verhältnissen, unter noch ungünstigeren klimatischen Bedingungen neu aufnehmen. Es ist klar, daß die Menschen, die in einem so schweren und andauernden Kampf mit den Naturgewalten standen, von dem so schwer errungenen Besitz nicht mehr abließen, „daß kheiner gern von seiner Eltern Güetter nit lasset, sondern ehender das äußerst aussstehet, solange er khan"[11]). Roden setzt einen eigenen Menschenschlag voraus, der nicht nur seinen Besitz festzuhalten, sondern abzurunden bestrebt ist und Neuland dazu gewinnen will. Diese Eigenschaft stirbt nicht mit den ersten Kolonisten aus, sondern pflanzt sich in den folgenden Geschlechtern fort.

In diesem Zusammenhang verdient noch ein anderer Gegenstand erwähnt zu werden, nämlich die im germanischen Bereich geltende Sitte der geschlossenen Vererbung des Hofes. Sie ist für die Ausprägung der vorhin erwähnten salzburgischen Stammeseigenart von überragender Bedeutung gewesen. Ohne den Zwang zur Schaffung von Neuland, den das auch in Salzburg herrschende Anerbenrecht enthielt, wäre es schwerlich zur Herausbildung jenes selbstherrlichen und besitzstrebigen salzburgischen Volkscharakters gekommen.

Dieser innere Antrieb fiel bei den Litauern fort, es war bei ihnen nicht die Regel, daß stets nur einer der Erben den Hof übernehmen und einen Hausstand gründen konnte; deshalb kam es bei ihnen zur Bildung von Großfamilien, was bei der germanischen Erbsitte ausgeschlossen war. Der Chronist Henneberger gibt bei der Schilderung des Amtes Kussen, in dem „fast eitel Litauer wohnen", seiner Verwunderung darüber Ausdruck, „daß sich 20, 30, 40 Personen in einem Gehöft so friedlich können erhalten", wobei die alte Mutter die Kost regiere. Wenn auch dieser Familienkommunismus unter den Litauern zur Zeit der Salzburger Einwanderung nicht mehr vorgeherrscht hat, werden wir ihn trotzdem zur Erklärung der mangelnden Tatkraft und wirtschaftlichen Unterlegenheit des Litauers gegenüber den Salzburger Koloniebauern mitheranziehen müssen.

Dem rastlosen und hartnäckigen Bemühen, den Besitz zu vermehren, standen auf der anderen Seite — aus derselben germanischen Wurzel hervorgegangen — das Ringen nach Wahrheit und der eigene selbstsichere Glaube gegenüber, der unsere Salzburger in Gegensatz zu jedem starren Dogmatismus gebracht hat. Daß sie sich auf das Augsburgische Bekenntnis festgelegt hatten, besagt nichts dagegen, denn dazu sahen sie sich

---

[11]) Beschwerden der Bauern in: C. Fr. Arnold, Die Ausrottung des Protestantismus in Salzburg unter Erzbischof Firmian und seinen Nachfolgern, Halle 1900, S. 63 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte).

durch die Bestimmungen des Westfälischen Friedens genötigt, um nämlich der Vergünstigungen teilhaftig zu werden, die nur den drei anerkannten Konfessionen darin zugestanden waren. *Vom lutherischen Glaubensbekenntnis hatten aber die wenigsten eine Ahnung*, ihr Glaubensbekenntnis lautete ganz einfach: „ich brauch' nichts, ich hab' Gott bei mir, fest hab' ich ihn bei mir"; weshalb sie denn auch bei Katholiken *und* Bekenntnischristen jener Zeit als „libertini" in Verruf standen. Es macht einen Wesenszug des Salzburgers aus, daß er auf der einen Seite mit dem Boden verhaftet, nüchtern und wirklichkeitsnahe ist, auf der anderen Seite „von unstillbarer Sehnsucht getrieben wird, sich dem Einzigen ergeben zu fühlen, den er für größer hält als sich selbst". Ich verwende absichtlich diese Formulierung, mit der der norwegische Schriftsteller Gulbransson in seinem Roman „Das Erbe von Björndal" die religiöse Grundhaltung des nordischen Menschen schlechthin kennzeichnet. Das religiöse Gefühl der Salzburger Bauern war davon nicht verschieden. Zwar läßt die „Nachricht wegen ihres Christentums"*) keinen Zweifel daran, daß sie „als gute Christen leben", „sich fleißig zur Kirche halten und dem äußerlichen Ansehen nach einen unsträflichen christlichen Wandel führen". In Tilsit erfährt aber dieses Urteil eine Einschränkung. „Einige sind fromme Leute, welche sich fleißig zur Kirche halten, doch gibt es auch solche, die bloß den Schein davon tragen." Und daß sich auch einige „räudige Schafe" unter ihnen finden, erfahren wir nebenbei aus den Ämtern Gerskullen und Uschpiaunen. Näheres über ihr Verhältnis zur Kirche erfahren wir aus den Akten. Ein für die Salzburger eigens bestellter Prediger, namens Breuer, meldet der hohen kgl. Regierung in Gumbinnen, es sei „unmöglich, die Salzburger dahin zu disponieren, daß sie ihn allzeit möchten abholen"*). Sie wollen wohl alle gern haben, daß er bei ihnen predigt — aber ihre Pferde sind ihnen zu gut für den schlechten Weg nach Budweitschen. In Mayguníschken haben die salzburgischen Kossäten und Instleute dem Pfarrer Anlaß gegeben, sie von der Kanzel herunter zu ermahnen, ihre Gottesfurcht auch *äußerlich* besser zu bezeugen. Sie gehen zwar sonntäglich nach der Kirche, „allein spät herein und früh heraus"*). Von einem angesehenen Bauern zu Lappönen, Leonhard Unterberger, wird gegen den Prediger der Vorwurf erhoben, daß er sich in die Politik hineinmischt, „wer weiß, ob Ihr nicht nur verkleidete Prediger seid, oder wenn Ihr Prediger seid, gehört Ihr auf die Kanzel und nicht in weltliche Händel zu mischen"*). Man kann verstehen, daß die Salzburger bei den Geistlichen nicht so gut angeschrieben waren wie die fügsameren, leichter lenkbaren Litauer.

Die *Überlegenheit der Salzburger auf landwirtschaftlichem Gebiet* ist frühzeitig erkannt und anerkannt worden. In der Tabelle von den Salzburgern und ihrer Conduite wird ihre Wirtschaft wie folgt beschrieben: „sie wirtschaften gut und menagierlich, führen die Präſtanda zur rechten Zeit und ohne allen Zwang ab, arbeiten fleißig und halten das Ihrige sehr zu Rat, sind überall *sehr sparsam und verbessern ihre Höfe*. Mit dem Vieh gehen die-

selben insonderheit so wirtschaftlich umb, daß sie dasselbe mit vielem Fleiß pflegen und warten. Die Äcker bearbeiten sie sehr gut und geben sich alle Mühe, solche mehr und mehr in Kultur zu bringen." Eine Bestätigung fand dieses Urteil um die Jahrhundertwende von einem ausgezeichneten Kenner der landwirtschaftlichen Verhältnisse Ostpreußens, der der salzburgischen Wirtschaftsführung das Zeugnis ausstellte, daß sie von allen übrigen Landeseinsassen in Preußen, vorzüglich den Litauern, zu Muster genommen zu werden verdiene. Und in der Tat hat die Landwirtschaft in Ostpreußen seit der Einwanderung der Salzburger einen bedeutenden Aufschwung genommen. Besonders auf dem Gebiet der Viehzucht und der Milchwirtschaft sind die Salzburger richtunggebend gewesen; sie haben — wie weiter unten gezeigt werden soll — entscheidenden Anteil an der Hebung der litauischen Pferdezucht gehabt, und die Milch- und Käsewirtschaft hat in Ostpreußen dank der Kenntnisse und Erfahrungen, die sie aus ihrer Heimat mitbrachten, eine Bedeutung weit über Ostpreußens Grenzen hinaus erlangt. Die Salzburger in Ostpreußen bilden also in vieler Beziehung das Seitenstück zu den „Schweizern", die gleichfalls aus Gebieten der Hofsiedlung ausgewandert und in ihrer neuen Heimat vielfach die Träger des landwirtschaftlichen Fortschritts gewesen sind[12]).

Das Schwergewicht der salzburgischen Wirtschaft lag damals wie heute in der Viehzucht. Das trifft speziell für die von der Auswanderung betroffenen Hochtäler der Tauern zu. Die in großer Höhe gelegenen Grasflächen bieten günstige Weidegelegenheit für die Rinder, wohin sie den Sommer getrieben werden, während die näher und tiefer gelegenen Hänge gewöhnlich als Wiesen genutzt werden. Der Nutzen dieser Alpenwirtschaft liegt hauptsächlich in der Mast der Rinder und in der Verarbeitung der Milch auf den Kuhalpen. Diese Betriebsart, deren Schwerpunkt in der Viehzucht liegt, aber doch nicht auf den Ackerbau verzichtet, reicht bestimmt in die Anfänge der germanischen Besiedlung zurück; sie ist das Kennzeichen des mitteleuropäischen Waldbauerntums der nordischen Rasse[13]).

Dementsprechend finden wir auch in Ostpreußen die Viehzucht bei den Salzburgern besonders entwickelt. Die Berichte der Beamten äußern sich besonders lobenswert darüber, wieviel sie von der Viehhaltung verstünden. Ihre größte Sorge galt der Futtermittelbeschaffung. Einer Mitteilung aus Gerskullen (1735) zufolge, geschah der Heuschlag und die Einernte des Futters bei ihnen mit größtem Fleiß. In Ermangelung weiter Almen sahen sie sich gezwungen, mit dem Futter sehr hauszuhalten, zuweilen auch Heu und Stroh zuzukaufen. In einigen Fällen wurde ihnen auch mit Waldwiesen ausgeholfen, die sie allerdings erst ausräumen und nutzbar

[12]) Friedrich Metz, Das Oberrheinland als Ein- und Auswanderungsgebiet in: Verhandlungen des Geographentages 1927, S. 227.

[13]) R. Walther Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse, München 1929, S. 268.



machen mußten. Auf die Vorhaltungen eines Amtmannes, daß sie ihre Viehhaltung einschränken müßten, wenn sie das nötige Futter nicht selber aufbrächten, erteilten sie folgende Antwort: „Wenn wir nicht Vieh haben, so werden wir nimmer Mist genug haben. Haben wir keinen Mist, so mögen wir den Acker nicht gehörig düngen und in Kultur setzen. Ist der Acker nicht gedüngt, so bleibt er tot, und wir mögen nichts ernten noch dreschen; werden auch gezwungen, alsdann der Herrschaft zu Halse zu laufen und um Brot anzuflehen.“*)

Die Stammesart der salzburgischen Kolonisten erklärt auch ihr zähes Festhalten an ihren großen, hohen, langgestreckten Pferden, die sie von Salzburg mitgebracht haben. In der „Naturgeschichte Preußens“[14]) werden ihre Pferde den großen Werderischen und denen der Niederung an die Seite gestellt und — im Unterschied zu den geschwinden flüchtigen litauischen und polnischen Pferden — als ausgesprochene Ackerpferde geschildert, etwas höher von Beinen, langsamer und träger.

Bei ihrer Einwanderung lehnten die Salzburger es rundweg ab, das schlechte Zugvieh, das sie auf den Bauer- und Kossätenhöfen vorfanden, überhaupt abzunehmen. Die Pferde seien zu klein und die Kühe nicht zu gebrauchen für eine ergiebige Milchwirtschaft. Sie gaben vor, mit ihren Pferden den Ackerbau besser zu bestreiten, „maßen es unter ihnen gewöhnlich, daß sie zusammenspannten und einander Hilfe leisten“*). Von ihren guten Pferden aber, die sie aus Salzburg mitgebracht, wollten sie sich auf keinen Fall trennen. In Georgenburg forderten sie das Geld, von dem sie sich den noch fehlenden Besatz selbst anschaffen wollen*). Sie hätten ihre eigenen salzburgischen Pferde, deren Unterhaltung zwar zugegeben mehr Unkosten verursachte als die der hiesigen litauischen, allein ein salzburgisches Pferd leistet dafür bei der Arbeit auch mehr als zwei oder drei litauische. Aus der Entgegnung des Beamten erfahren wir dann, daß sie in Ermangelung ausreichenden Futters im Winter ihre großen habsburgischen Pferde mit dem für die Saat bestimmten Hafer füttern mußten, während sich die litauischen Pferde in diesem Falle mit Gras und Stroh zufrieden gaben. Die Salzburger haben trotzdem ihren Willen durchgesetzt. Sie haben sich als echte Siedlerrasse nicht vom Kaltblut getrennt. Es ist daher beachtenswert, daß die schönen Pferde im Pillkaller Kreise gerade den Bauern gehören, deren Abstammung aus dem Werfener Gericht erwiesen ist, wo von so manchem „Pferdenarr“ die Rede geht.

Standen der Ansiedlung und Eingewöhnung der Bauern in Ostpreußen, wie wir sahen, beträchtliche Hindernisse im Wege, deren Überwindung ein hartes Stück Arbeit auf beiden Seiten, am meisten aber von den Bauern selbst erforderte, so stellte die Arbeitsbeschaffung für die Menge der Dienstboten, Knechte und Mägde keine geringere Aufgabe dar. Die große Zahl der ledigen Männer und alleinstehenden Mädchen und Frauen unter den Einwanderern — allein nach Königsberg sind 133

[14]) Fr. Samuel Bock a. a. O., 4. Band, S. 210.

junge Männer und 139 Mädchen zugezogen — erklärt sich aus den besonderen agrarischen Verhältnissen Salzburgs, die den Gebirgsbauern zwangen, eine größere Zahl von Dienstboten zu halten, als es die Wirtschaft im Flachland erheischte. Bei der Steilheit der Äcker und Wiesen, bei der Mühseligkeit der Bodenbearbeitung, Holzbeschaffung und Heubereitung waren 6—8 Personen nötig, während sich der Flachlandbauer mit 1—2 Menschen behelfen kann[15]). Die Unterbringung dieser zumeist mittellosen Vertriebenen stieß auf große Schwierigkeiten. Zunächst erging an die angesessenen Litauer die Aufforderung, diese als Häuslinge oder Instleute in ihre Häuser aufzunehmen oder ihnen Insthäuser zu erbauen. Die Litauer wendeten dagegen ein*): die Wohnungen wären an und für sich schon zu klein, um jemanden darin zu beherbergen; um Insthäuser zu bauen, fehle ihnen das nötige Holz und das Geld, solches anzuschaffen. Überdies hätten sie keinen Mangel an Arbeitskräften, sie hofften mit Hilfe ihrer heranwachsenden Kinder allein der Feldarbeit Herr zu werden. Auch die Befürchtung, sich den Salzburgern nicht verständlich machen zu können, war eine Ursache für ihre geringe Neigung, Salzburger als Instleute anzunehmen.

Viel entscheidender freilich war die Weigerung der Salzburger, bei Litauern Dienste anzunehmen. Sie wollten zusammen bleiben und lieber bei salzburgischen Bauern dienen*). Nachdem sie endlich gegen Jahr- und Taglohn Arbeit erhalten haben, häufen sich die Beschwerden der Arbeitgeber, daß sie sich weder zur Arbeit noch zum Essen anschickten, das ihnen nach Landesart gereicht wird; und seitens der Salzburger, daß sie sich nicht an die Kost gewöhnen, mit viermal Essen nicht vorliebnehmen könnten, sondern gewohnt seien, sechsmal zu essen. „Zudem würde das Essen nicht allzeit mit ungesalzener und ausgebrannter Butter und frischem Mehl gemacht, sondern nach anderer Art, daher sie zu ihren Landsleuten wieder gehen müßten."**) Aus anderen Berichten erfahren wir, daß sie mit dem Lohn und der Zeiteinteilung nicht zufrieden waren. Wir werden in der Annahme nicht fehlgehen, daß auch die Haus- und Tischgemeinschaft, die im bayerischen Stammesgebiet noch heute vorzufinden ist und in den salzburgischen Familien auch auf ostpreußischem Boden lange erhalten blieb, entscheidend mitgesprochen hat, wenn die salzburgischen Knechte bei salzburgischen Bauern zu arbeiten verlangten; ist doch den Ostpreußen der Hausfrieden aufgefallen, der zwischen salzburgischen Eheleuten und dem Gesinde sowie untereinander geherrscht hat. Dieses Einvernehmen zwischen Bauer und Gesinde war ein starker Aktivposten im ostpreußischen Volksleben, da es das Aufkommen eines sozialen Gegensatzes in jener Gegend nicht zuließ.

Die unter den Salzburgern herrschende Arbeitslosigkeit wurde noch durch Mißernten erhöht. Der Staat hat aus diesen Schwierigkeiten einen Ausweg gesucht, indem er die weiblichen Arbeitskräfte in die Städte ablenkte, wo sie als Woll- und Flachsspinnerinnen Verwendung fanden, die männlichen Tagelöhner zur Rodung bei den Vor-

---

[15]) L. Purtscheller, Die Täler Groß- und Kleinarl im Pongau, Mitteilungen des DÖAV. 1887, Seite 87.

werken, beim Flößholz in Arbeit gebracht hat. Man hat auch daran gedacht, die polnischen und litauischen Handlanger bei den königlichen Bauten durch Salzburger zu ersetzen, wobei sie sich erst langsam in die einheimische Art eingewöhnen sollten, um später an die Stelle schwacher Wirte auf die Bauernhöfe gesetzt zu werden. Ob dieser Plan zur Ausführung gekommen ist, läßt sich nicht feststellen. Bei der geringen Neigung der Salzburger, auf den Vorwerken zu arbeiten, dürfte er keine allzu große Bedeutung erlangt haben.

Nicht alle salzburgischen Einwanderer wurden in Ostpreußen als Bauern angenommen, viele kamen als Handwerker ins Land, vorwiegend als Weber, Zimmerleute und Maurer. Die meisten von ihnen blieben in den Ortschaften hängen, die als gewerbliche Mittelpunkte der Landschaft Nadrauen gedacht waren. Die Zahl der Handwerksmeister stieg beispielsweise in Gumbinnen in den Jahren 1732 bis 1738 von 124 auf 266. Darkehmen wurde 1734 wegen seiner ausgezeichneten Tuchweberei bekannt. Aber auch auf dem Lande haben sie sich niedergelassen. Im Jahre 1736 wurden im Departement Gumbinnen an salzburgischen Handwerkern, die sich auf dem Lande aufhielten, 10 Leinweber, 5 Zimmerleute, 3 Schmiede, 3 Schuster, 3 Böttcher, 1 Drechsler, 1 Schneider und 1 Vieharzt gezählt*). Sie kamen vom Land und gingen wieder aufs Land; die meisten von ihnen dürften in Salzburg auf die Stör gegangen sein.

Über die einheimischen Handwerker haben die Salzburger mannigfache Klagen und Beschwerden vorgebracht. Die Öfen (um nur ein Beispiel zu nennen) fielen in sich zusammen, so schlecht waren sie vom Töpfer aufgeführt worden. Statt der Besatzwagen, zu deren Lieferung sich die Regierung verpflichtet hatte, erhielten sie auf ihren Wunsch das Geld; sie wollten die Herstellung derselben lieber selbst übernehmen. Überhaupt machte es einen Wesenszug der ostpreußischen Salzburger aus, daß sie alles Wirtschaftsgerät, überhaupt alles zur Nahrung und Kleidung Erforderliche im Hause selbst herstellten. Die Familientradition der Salecker[16]) weiß von dem hohen Stand der Heimweberei bei den salzburgischen Frauen und von dem großen Geschick der salzburgischen Männer zu Holzarbeiten, zur Anfertigung von Wirtschaftsgeräten aller Art zu berichten. Im Hinblick darauf verdient auch das Störhandwerk in den Kreis unserer Betrachtung einbezogen zu werden. Mancher salzburgische Handwerker, der sich in Ostpreußen niedergelassen hat, mag in Salzburg den Störhandwerkern angehört haben. Im Bergbauernhaus war das Störhandwerk zur Zeit, da die Entlohnung der Dienstboten noch in Naturalleistungen (Hemden und Kleider aus Leinen und Loden) erfolgte, ganz unentbehrlich[17]). Das Wesentliche daran war, daß dieses Gewerbe sich vom Boden, dem es entstammte, noch nicht losgelöst und verselbständigt hatte. Es war aus der Hausgemeinschaft heraus entwickelt und diente ausschließlich

[16]) Hildegard Riel, Die Bedeutung der salzburgischen Einwanderung für unsere Ostprovinz, Metgethen 1936 (Maschinenschrift), S. 9.

[17]) Hans Klöpfer, Bergbauern, Jena 1938, S. 23.



den ursprünglichen bäuerlichen Lebensbedürfnissen. Das von den Salzburgern nach Ostpreußen verpflanzte Gewerbe geht also im Grunde genommen auch wieder auf den Einzelhof und den besonders ausgeprägten gewerblichen Sinn und Hausfleiß seiner Bewohner zurück.. Vom Salzburger gilt — auch noch auf ostpreußischem Boden —, daß er auch dort Bauer ist, wo er außerhalb des Hofbetriebes arbeitet.

Außer den schon genannten Zweigen des Handwerks haben sich die Salzburger mit Vorliebe dem Gastwirt-, Brau- und Branntweingewerbe zugewendet. Die Amtleute waren angewiesen, insbesondere die Salzburger, die einiges Vermögen hatten, dahin zu bestimmen, Krüge erblich an sich zu nehmen, „maßen Seine Königliche Majestät von denen Unterhaltskosten frei sein wollen"*). Danach scheint in erster Linie das finanzpolitische Interesse dafür maßgebend gewesen zu sein, daß die Salzburger nachdrücklich auf das Gastwirtsgewerbe hingewiesen wurden. Die Steuereinnahmen aus den Krügen waren beträchtlich höher als die von zinspflichtigem Lande, da von ihnen noch besondere Abgaben für den Ausschank, für Lagergeld usw. erhoben wurden. Aber das war nicht der einzige Grund, weshalb der Staat den Krugverleihungen seine erhöhte Aufmerksamkeit zuwendete. Die Krüge waren seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in den damals noch „wildnis"artigen, d. h. waldreichen Gebieten östlich Insterburg gleichzeitig Sammelpunkte und Stätten, an denen das Landvolk mit dem Deutschtum, seiner Wirtschafts- und Lebensweise in Berührung kam[18]). Darin lag ihre besondere Bedeutung. Die Regierung hat deshalb Krüge nur an zuverlässige, tüchtige Deutsche verliehen. Es erhellt daraus die Wichtigkeit der salzburgischen Familien für die kulturpolitische Aufgabe, die dem deutschen Volkstum in jener Grenzlandschaft zufiel. Zu den schon bestehenden Gastwirtschaften kamen im Laufe der Zeit neue hinzu, in Dörfern, die bisher noch keine hatten und in denen nicht immer salzburgische Bauern ansässig zu sein brauchten. Dabei kam dem Salzburger der Umstand zugute, daß das Dorf in Ostpreußens östlichster Landschaft noch ein reines Bauerndorf war, in dem Gasthaus und Kramladen fehlten. Im benachbarten Litauen bestehen bekanntlich heute noch scharfe Trennungslinien zwischen städtischer und dörflicher Siedlung, und die fortgeschrittene Arbeitsteilung der Deutschen, Handwerks- und Gastwirtschaftsbetrieb sind auf dem Lande unbekannt[19]). So hängt denn die Ausbreitung des Gastwirtgewerbes eng mit der salzburgischen Einwanderung zusammen. Von den 52 Salzburger Stammgenossen in Ostpreußen, die als Abgeordnete zur Vorbereitung der hundertjährigen Einwanderungsfeier nach Gumbinnen kamen, waren 3 Mälzenbräuer, 3 Krugbesitzer und 7 Kaufleute, die übrigen Gutsbesitzer. 1874 stehen auf einer Liste neben 77 Gutsbesitzern und 8 Kaufleuten wiederum 7 Gastwirte. Brau- und Branntweinbrennereien befanden sich im Regierungsbezirk Gumbinnen sehr bald sämtlich in ihrem Besitz, und manche Familie ist dadurch zu großer Wohlhabenheit gelangt.

---

[18]) O. Barkowski, Die Besiedlung des Hauptamtes Insterburg, Prussia, 2. Teil, Band 30.

[19]) Hans Mortensen a. a. O., S. 103 und H. Denecke, Litauische Volkskunde, Potsdam 1933.

Dreiländerecke Deutsches Reich —
Freistaat Danzig — Polen

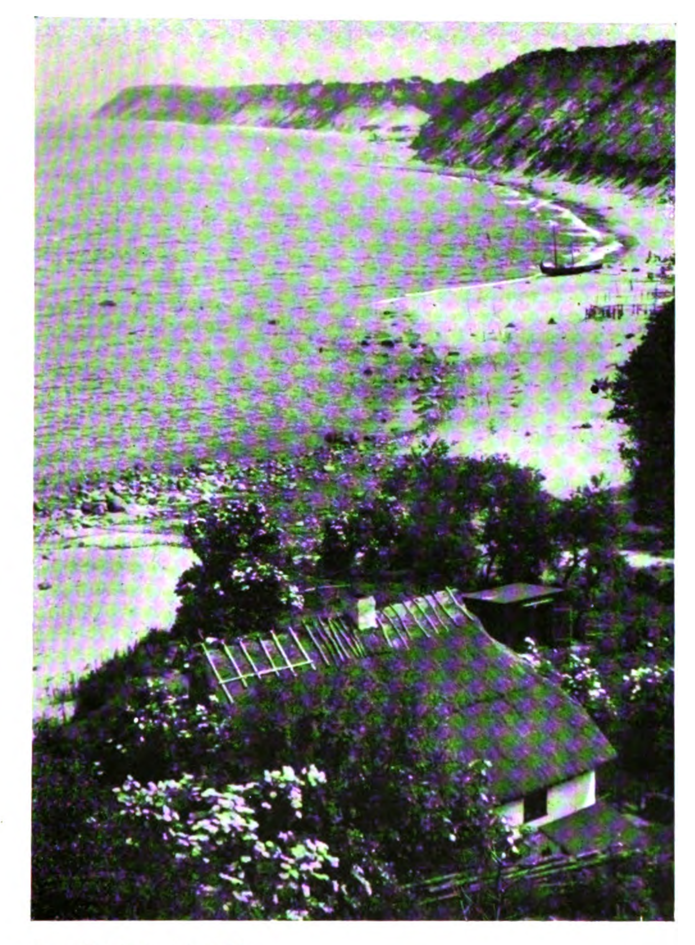


Heldenfriedhof Waplitz



Ostpreußen — Seenland

Der Niedersee in Masuren



Samländische Steilküste

An der litauischen Grenze





Vorlaubenhaus im Oberland



Giebel mit Pferdezeichen (Kurische Nehrung)

Neubauernhof

Gehöft in Masuren

Entwässerungsmühlen (Großes Werder)



Landgewinnung durch Aufschlicken bei Pillau
Im Hintergrund Bernsteinsucher

Moorkulturpflug mit Scheibenegge bei der Urbarmachung im Großen Moosbruch

Ostpreußisches Niederungsvieh





Kurenkähne

Bei all ihrer Erwerbstüchtigkeit blieb aber das Streben der Salzburger doch vor allem auf Grundbesitz gerichtet, mochte er noch so gering an Umfang sein. Sie wollen den Boden unter den Füßen nicht verlieren. In den Gumbinner Akten befinden sich Gesuche salzburgischer Weber*), die Regierung möge ihnen Äcker anvertrauen, da sie von ihrem Handwerk allein nicht leben könnten; sie behaupten, auch in Salzburg außer ihrem Handwerksberuf Ackerland besessen zu haben. Als Beleg für ihre Bodenständigkeit mag auch die Beobachtung Adalbert Forstreuters[20]), hier angeführt werden, daß nämlich die Zahl der in den Städten ansässigen Salzburger nur insofern zunahm, als nachgeborene Söhne nicht in eine Bauernstelle einheirateten. „Aber wie gering die Zahl der Abwandernden war, kann am besten aus der Verbreitung unserer Familie abgelesen werden. Bis zum Jahre 1880 z. B. war aus den 4 direkten Linien, vom Jahre 1800 gerechnet, kein Mitglied bodenfremd geworden." Die überragende Bedeutung der Bodenverbundenheit des Salzburger Stammes gerade für Ostpreußen, das lange Zeit hindurch an der Spitze aller durch eine übermäßige Abwanderung bedrohten deutschen Ostgebiete gestanden hat, liegt auf der Hand. Sie wird noch dadurch unterstrichen, daß die salzburgische Ansiedlung vorzüglich in dem breiten Grenzstreifen gegen Polen und Litauen erfolgt war, wo ein gesundes Bauerntum und eine entsprechende Grundbesitzverteilung für die Sicherung des Landes einfach unerläßlich war und noch immer ist, und wo eine verhältnismäßige Bevölkerungsdichte einen notwendigen natürlichen Schutz gegen den Bevölkerungsdruck der Anrainerstaaten darstellt. Es kann als eine höhere Fügung angesehen werden, daß die Geschichte dem versprengten bajuwarischen Stammestum auch hier im Nordosten — so wie in der Südostmark — wieder eine Grenzschutzfunktion übertragen hat.

[20]) Adalbert Forstreuter a. a. O., S. 853.

Erich Spickschen:

Aufgaben der ostpreußischen Landwirtschaft

Ostpreußens Menschen sind aus den vielen Blutströmen entstanden, die aus fast allen deutschen Stämmen hier zusammengeflossen sind, sich mit der Urbevölkerung, früher Goten, dann Pruzzen, verbunden haben und geformt wurden durch die Scholle, auf der sie erwuchsen. Es gibt deshalb keinen einheitlichen Typ des Ostpreußen; so mannigfaltig wie das Land sind auch seine Menschen. Wikinger zogen ins Land, der Ritterorden siedelte Bauernsöhne aus allen Gegenden des Reiches hier an, Salzburger, Hugenotten, Schotten und ein bis heute anhaltender Zuzug von Menschen aus ganz Deutschland haben Ostpreußens Bevölkerung bestimmend bereichert. So hat sich hier ein starker Menschenschlag entwickelt, der das Blut tapferer Kämpfer und wagemutiger Kolonisten in sich vereinigt und gehärtet ist durch schwere Lebensbedingungen, durch Kriegsverheerungen und Grenzvolknot.

Ostpreußen ist von jeher Bauernland gewesen. Kürzlich habe ich viele Ehrungen alteingesessener Bauerngeschlechter vornehmen können, deren Höfe bis zu 450 Jahren in ununterbrochener Folge in der gleichen Sippe vererbt wurden. Im Gegensatz zu manchen anderen Gebieten Ostdeutschlands ist in Ostpreußen der bäuerliche Besitz gegenüber dem Großgrundbesitz verhältnismäßig stärker. Wenn man berücksichtigt, daß in Ostpreußen fast die doppelte Hektar-Zahl zur Erzielung gleicher Erträge im Vergleich zum Westen erforderlich ist, muß man etwa drei Viertel der landwirtschaftlichen Fläche als bäuerlich bewirtschaftet bezeichnen. Ganz abwegig ist die heute noch vielfach herrschende Meinung, wonach Ostpreußen das Land der weiten Räume ist, die nur auf Massen von Kolonisten warten. Nein, Ostpreußen kann sich mit Stolz und Recht als Bauernland bezeichnen.

Drei Dinge sind es, die die ostpreußische Landwirtschaft grundlegend beeinflussen: Das Klima, der Boden und die durch die Abschnürung vom Mutterland bedingte Marktferne.

Uns wird oft der Vorwurf gemacht, daß wir auf unserer Scholle zu geringe Erträge erzielen. Hierzu folgende Aufschlüsse: Die durchschnittliche Jahrestemperatur beträgt in Ostpreußen 6,5 ° C gegenüber 8,6 ° C im Reich. Im Innern der Provinz liegt sie bei 5,6 ° C im Kreise Treuberg gegen 7,6 ° C im Kreise Marienwerder. Ein Grad Celsius geringere Jahresdurchschnittstemperatur bedeutet aber eine Verringerung der Wachstumszeit um 14 Tage, so daß wir schon innerhalb Ostpreußens Unterschiede von vier Wochen haben. In Arbeitstagen ausgedrückt, ist im Durchschnitt vieler Jahre festgestellt, daß uns 153 Arbeitstage, den Bauern im Reiche aber 210 Arbeitstage für den Acker zur Verfügung

stehen, uns also 57 Tage weniger. Innerhalb der Wachstumszeit müssen aber alle Saat-, Pflege- und Erntearbeiten genau so bewältigt werden wie im Reich. Das erfordert einen höheren Betriebsaufwand an menschlichen Arbeitskräften und Angespann, an Maschinen, Geräten und an Gebäuden. So beträgt z. B. das Angespann in Ostpreußen auf 100 Hektar 14 Pferde gegenüber 11 Pferden im Reich. Dabei sind die Ernten bei uns nicht nur niedriger, sondern auch unsicherer. Durchschnittlich alle drei bis vier Jahre wird unsere Wintersaat von einer starken Auswinterung betroffen, so daß die Reichsdurchschnittsernte bei niedrigerem Aufwand fast das Doppelte der unseren beträgt. Hinzu kommen die starken Niederschlagsschwankungen, wobei in den Gegenden mit hohen Regenmengen der Vorteil meist durch lange Dürreperioden aufgehoben wird.

Die ungünstigen Winter, die schon bei Roggen eine durchschnittliche Auswinterung von 20—30 Prozent nach sich ziehen, machen den Weizenanbau, der bodenmäßig nur auf 1/4 bis 1/5 unserer Böden in Frage kommt, noch unsicherer und den Wintergerstenanbau, der infolge der frühen Ernte sich arbeitsmäßig sehr günstig auswirken würde, praktisch unmöglich. Die kurze Vegetationszeit schließt den Zwischenfruchtbau fast völlig aus. Gerade durch den Zwischenfruchtbau können im Reich große Futterflächen zugunsten des Brotgetreideanbaues freigemacht werden. Bei uns dagegen wintert etwa jedes fünfte Jahr noch der Rotklee aus, eine der wichtigsten eiweißreichen Futterpflanzen. Als weiterer Nachteil gegenüber der Landwirtschaft im Reich ist zu erwähnen, daß das Getreide infolge des schnellen Wuchses während der durch die nördliche Lage bedingten langen Belichtungszeit um die Sommersonnenwende keine hohen Kunstdüngermengen verträgt, da es dann leicht ins Lager geht und so eine Mißernte bringt. Anders dagegen der Hackfruchtbau. Bei Kartoffeln, Rüben, Zuckerrüben, neuerdings auch Mais, können wir mit guten Erträgen rechnen, wo der Boden geeignet ist. Auch hohe Kunstdüngergaben werden durch die Hackfrüchte verwertet. Sie bedingen aber wieder eine noch stärkere Anspannung aller Hilfskräfte gerade in der an sich schon so arbeitsreichen Zeit — also noch mehr Menschen, Tiere, Maschinen für einen Teil des Jahres. Im Gegensatz zur Industrie können landwirtschaftliche Maschinen leider nur an wenigen Tagen im Jahr voll ausgenutzt werden. Zur Verwertung der Hackfrüchte sind in erhöhtem Maße industrielle Anlagen erforderlich. Sollen sie durch den Tiermagen wandern, muß zur besseren Ausnutzung entsprechend mehr Fischmehl bzw. Oelkuchen hinzugefüttert werden. Das bedeutet wieder erhöhten Aufwand an Devisen.

Der Boden in Ostpreußen ist infolge seiner Entstehung in der Eiszeit sehr verschiedenartig zusammengesetzt und zeigt auf kürzeste Entfernung Unterschiede vom reinen Sand bis zum schwersten Ton oder auch Moor. Weite Gebiete der Provinz sind von Steinen durchsetzt, die die Bearbeitung erschweren. Ostpreußen ist die an Niederungsmooren reichste Provinz.

Undurchlässige Tonschichten bedingen vielfach stauende Nässe und Versauerung. So **müssen noch ungefähr 1 Million Hektar Acker und Grünland melioriert werden.** Das ist etwa ein Achtel der im ganzen Reich zu meliorierenden Fläche.

Außer dem Klima und Boden beeinflußt, wie schon gesagt, die **Marktferne** die Erstellung der ostpreußischen Ernte sowie ihre Verwertung recht ungünstig. Die Belastung unserer Erzeugung wird mit ungefähr 15 Prozent ihres Wertes bestimmt nicht zu hoch angenommen. Die ostpreußische Landwirtschaft hatte vor dem Kriege ein großes Absatzgebiet im früheren Posen und Westpreußen in einer Entfernung von 200—300 Kilometer. Jetzt liegen ihre Märkte 600—1000 Kilometer entfernt. Diese Tatsache bedeutet gegenüber dem Reichsdurchschnitt **erhöhte Frachtbelastung** für eigene Erzeugnisse wie auch für aus dem Reich bezogene Erzeugungsmittel. Also: Geringere Erzeugnispreise gegenüber erhöhten Erzeugungspreisen — kurz gesagt, eine erheblich geringere Rente, wenn man von diesem Begriff in Verbindung mit der Landwirtschaft überhaupt sprechen kann. Jede Gewichtseinheit eines landwirtschaftlichen Erzeugnisses wird also bei uns erheblich teurer hergestellt als im Reich, hat demnach in Anbetracht der schlechteren Verwertung bzw. Bezahlung eine um so geringere Tausch- bzw. Kaufkraft.

Diese Verhältnisse bedingen an sich eine völlig extensive Wirtschaftsform für die ostpreußische Landwirtschaft, wie sie auch im vergangenen Jahrhundert vorherrschte. Starke Schafhaltung und Remonteaufzucht, Frühjahrskalbung bei großen Grünland- und Bracheflächen, gaben zwar geringe Einnahmen, denen aber noch geringere Ausgaben gegenüberstanden. Die in der Vor- und Nachkriegszeit auch hier anwachsende landwirtschaftliche Verschuldung, begleitet von steigenden Bodenpreisen und zunehmendem Güterhandel, zog zwangsläufig eine intensivere Betriebsführung nach sich. Mit der Erhöhung des Aufwandes ging selbstverständlich eine noch stärkere Steigerung des Risikos Hand in Hand, die schließlich eine ungeheure Verschuldung der ostpreußischen Landwirtschaft nach sich zog. So ist es nicht verwunderlich, daß gerade in Ostpreußen die Zwangsversteigerungen ungeheuer angestiegen waren. In den Jahren 1931 und 1932 wurden je etwa 50 000 Hektar zwangsversteigert. Dabei hatte man aber schon versucht, die ostpreußische Landwirtschaft auf irgendeine Weise zu retten. Osthilfe, Ostpreußenhilfe und Umschuldung hatten mit erheblichen Mitteln eingesetzt. Alle diese Maßnahmen hatten aber nicht vermocht, die geschilderte Entwicklung zu verhindern. Erst als die nationalsozialistische Regierung mit starker Hand eingriff und alles auf die Belange des Volkes abstellte, Reichsbauernführer Darré dem Bauern durch das Reichserbhofgesetz die notwendige Sicherheit gab und außerdem durch die Marktordnung eine für Verbraucher und Erzeuger tragbare und stetige Preisgestaltung schuf, traf sofort eine fühlbare Besserung ein. Die Grundlage der landwirtschaftlichen Preispolitik ist nicht mehr die Börse, sondern der Preis des Brotes. Auf diesem

Brotpreis bauen sich in innerer Abhängigkeit die Preise für sämtliche landwirtschaftlichen Erzeugnisse auf. Es ist selbstverständlich, daß mit dieser Regelung die Nachteile der ostpreußischen Sonderlage nicht völlig ausgeschaltet werden können, aber sie gibt dem Bauern doch die Möglichkeit, mit feststehenden Zahlen zu rechnen im Gegensatz zu früher.

Trotz aller Rückschläge und Enttäuschungen vertraut der Bauer jedes Jahr erneut die Saat der Erde an, weil ein inneres Muß ihn zwingt, unabhängig von jeder Berechnung. So auch der ostpreußische Bauer, obwohl, infolge von Auswinterungsschäden usw., im letzten Jahr 70 Prozent aller Betriebe nicht balancierten. Es ist klar, daß unter diesen Umständen die Verschuldung nicht zurückgeht. Dort, wo mit Minus gearbeitet wird, ist dieses natürlich starken Schwankungen unterworfen, wirkt sich aber bei einer Zinsbelastung von etwa 70 Millionen RM. der gesamten ostpreußischen Landwirtschaft und bei einer Verschuldung von etwa 1½ Milliarden = 85 Prozent des Einheitswertes stark aus.

In Ostpreußen stehen uns 2,5 Millionen Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche zur Verfügung, die außer der ostpreußischen Bevölkerung noch eine größere Anzahl, nämlich etwa 2½ Millionen Menschen im Reich ernähren und später noch mehr ernähren können. Hierzu einige Zahlen: Seit der Machtübernahme konnte die Milcherfassung von 630 Millionen Kilogramm auf über 1,1 Milliarden Kilogramm gesteigert werden. Die Schweineablieferung für Ostpreußen und Reich erhöhte sich von 1,2 Millionen Stück auf 1,6 Millionen 1937, trotz der Mißernte an Kartoffeln, Rinderschlachtungen von 250 000 auf 331 000, Kälberschlachtungen von 182 000 auf 254 000. Die Kartoffelerzeugung stieg von 2,1 Millionen Tonnen auf 3,1 Millionen Tonnen, Zuckerrüben von 3200 Hektar Anbaufläche und 90 000 Tonnen Ertrag auf 7000 Hektar Anbaufläche und 233 000 Tonnen Ertrag. Daneben spielt die zum größten Teil auch landwirtschaftlich gebundene Fischerei, die allein 120 000 Hektar Binnengewässer = 3 Prozent der Provinz und rund 230 000 Hektar der beiden Haffe ausbeutet und mit der Seefischerei ein Jahresergebnis von 360 000 Zentnern erzielt, noch eine große Rolle. Die ostpreußische Landwirtschaft wird ihre Erträge noch weiter steigern, bedarf dazu aber noch erheblicher Aufwendungen, insbesondere an Meliorationen, Einrichtung von Dung- und Jauchegruben, Futtersilos, Geräten und Maschinen neben verstärktem Anbau hochgezüchteter Pflanzen und steigender Einstellung von Leistungstieren bzw. schnellerer Ausmerzung schlechter Futterverwerter. 170 000 Hektar Boden sind in den letzten fünf Jahren der vollen landwirtschaftlichen Nutzung zugeführt worden. Ein großes Meliorationsprogramm für die nächsten fünf Jahre sieht vor, weitere 400 000 Hektar voll nutzungsfähig zu machen.

Ostpreußen ist infolge seines harten Klimas besonders für die Züchtung widerstandsfähiger Tiere geeignet und hat so als Züchterprovinz nicht nur in Deutschland, sondern auch für viele andere Länder erhebliche Bedeutung.

In den letzten 70 Jahren sind 1,1 Millionen Menschen aus Ostpreußen, und hier hauptsächlich vom Lande, nach dem Westen abgewandert. Wirtschaftlich gesehen, stellen diese Menschen einen Erziehungswert von vielen Milliarden Reichsmark dar, der an das Reich abgegeben wurde. Viel höher zu bewerten ist aber die Tatsache, daß es sich hier fast durchweg um beste, wagemutige Menschen handelte, deren Abwanderung für Ostpreußen einen unwägbaren Verlust wertvollsten Blutes bedeutet. Nachdem es Gauleiter Erich Koch nach der Machtübernahme erstmalig wieder gelungen ist, nicht nur die Menschen in Ostpreußen zu halten, sondern umgekehrt wieder Menschen aus dem Westen nach hier zu ziehen, machen sich durch die Verlagerung der wirtschaftlichen Verhältnisse neuerdings wieder Anzeichen der Landflucht bemerkbar. Diese tritt zwar auch in andern Reichsteilen in Erscheinung, wirkt sich aber in Ostpreußen naturgemäß besonders schwer aus. Der gesunde, tatkräftige Mensch strebt immer nach besseren Entwicklungsmöglichkeiten für sich und seine Nachkommen. Diese kann heute vor allem die gewerbliche und industrielle Wirtschaft bieten. Die ostpreußische Landwirtschaft ist zur Zeit nicht in der Lage, durch erhebliche Lohnerhöhungen und weitere Aufwendungen für höhere Lebensansprüche über das heute erreichte Maß hinauszugehen. Etwa 4000 neue Landarbeiterwohnungen konnten in den letzten Jahren errichtet werden, eine erheblich größere Zahl umgebaut werden. Das genügt aber bei weitem noch nicht den Erfordernissen. Gründliche Schulung unserer Bauern- und Landarbeiterkinder und Pflege des Gemeinschafts- und Kulturlebens auf dem Lande können hier viel Gutes schaffen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß neben der Ernährung des Volkes die höhere Berufung des Landvolkes ist: Blutsquell der Nation zu sein. Wird das Land entblößt, stirbt das Volk. Einrichtungen wie weiblicher Arbeitsdienst, Landdienst und jetzt das weibliche Pflichtjahr, sowie Erntehilfe der Truppe, des Reichsarbeitsdienstes bringen manche Erleichterung und werden von uns sehr begrüßt. Aber was wir brauchen, das ist der Mensch, der freudig der Scholle die Treue hält. Das bedingt die weitere Weckung und Stärkung der Berufsehre, was hauptsächlich durch die vom Reichsbauernführer ins Leben gerufene landwirtschaftliche Fachausbildung auch für den Landarbeiter erreicht werden soll. Ostpreußen mit seinen 854 Kilometer Grenzen ist deutsches Schicksalsland. In Ostpreußen ist neben dem Soldaten der Bauer der stärkste Schutz und Wall gegen den Bolschewismus.

In diesem Sinne hat das ostpreußische Landvolk erhöhte Aufgaben. Es zu erhalten, ist für das ganze Volk keine Frage der Rente, sondern höchste Verpflichtung.

Werner Schulz:

Ostpreußen unter dem Doppelaar

Rußlands geschichtlicher Drang nach deutschem Grenzland

Während des Siebenjährigen Krieges mußte Ostpreußen eine mehrjährige russische Besatzungszeit über sich ergehen lassen. Nach langen Vorbereitungen waren die Russen im Juni 1757 in Ostpreußen eingerückt. Da den 100 000 Russen nur 20 000 preußische Soldaten entgegengestellt werden konnten, befürchtete man im Lande das Ärgste. Der preußische Oberbefehlshaber, Feldmarschall Lehwald, erwog deshalb ernsthaft den Plan, einen Grenzgürtel von 8—9 Meilen von allen Einwohnern zu räumen. Durch diesen Plan dachte er vor allem, den Menschenraub zu verhindern, den man damals von den Russen am meisten fürchtete. Wie berechtigt diese Befürchtungen waren, zeigte sich schon beim ersten Einrücken der Russen. Bei mehrfachen Überfällen von Kosaken, die auf ihren Streifzügen die bei Memel liegenden Dörfer Nimmersatt und Karckelbeck überfielen, wurden in der Tat sogar Menschen über die Grenze geschleppt.

Auch aus der Folgezeit werden immer wieder solche Fälle von Verschleppung der Zivilbevölkerung berichtet. Feldmarschall Lehwald sah sich deshalb gezwungen, in einem Manifest gegen das völkerrechtswidrige Verfahren der russischen Befehlshaber, „insbesondere gegen die Fortschleppung preußischer Eingeborenen über die russische Grenze" zu protestieren. Doch der Menschenraub hielt weiter an. Als sich die Russen nach der Schlacht bei Jägersdorf für einige Monate aus Ostpreußen zurückzogen, gelang es z. B. einem preußischen Husarenkommando, 60 Bauern zu befreien, die die Russen gefangen mitgeschleppt hatten. Aus der Gegend von Wehlau, Allenstein und Insterburg waren ebenfalls Menschen verschleppt worden. Mitte Oktober hören wir noch von 52 weiteren Verschleppten, denen die Russen aus unbekannten Gründen die Freiheit hatten schenken müssen.

Neben dieser zwangsweisen Entführung von Menschen, von der allerdings nicht bekannt ist, ob an ihre Stelle später russische Bauern treten sollten, entfalteten die Russen gleich nach ihrer Ankunft eine intensive Werbetätigkeit, um Kolonisten für Innerrußland zu gewinnen. In jener Zeit begann nämlich die Ansetzung der Deutschen in der Ukraine und an der Wolga. Große Versprechungen wurden in einem Manifest des russischen Feldmarschalls Apraxin den Auswanderern gemacht. Tatsächlich ließen sich dadurch 700 Familien zur Auswanderung bewegen, trotz eines Gegenmanifestes des preußischen

Feldmarschalls Lehwald, der vor den Verlockungen warnte, auf den despotischen Charakter der russischen Regierung hinwies und treuvergessenen Untertanen mit Strafe drohte. Von diesen 700 Familien gelangten aber nur wenige nach Rußland. Der größte Teil starb aus Mangel und an ansteckenden Krankheiten schon auf den Schiffen, welche die Auswanderer zunächst nach Petersburg bringen sollten.

Daß die Russen die Eroberung Ostpreußens nicht als eine vorübergehende Besetzung, sondern als dauernde Besitznahme ansahen, geht aus den zahlreichen Huldigungseiden hervor, die Behörden und Bewohner leisten mußten. Nach feierlichem Gottesdienst mußten Beamten- und Einwohnerschaft als neue Untertanen der russischen Kaiserin Treue und Gehorsam geloben. Berichtet wird von derartigen Eidesleistungen aus 14 Städten, 70 Amtsdörfern und zahlreichen Dörfern mit privater Grundherrschaft. Wenn die russischen Herrschaftsbestrebungen nicht auch in anderen Maßnahmen Ausdruck fanden, so liegt das vor allem an der Kürze der ersten Besatzungszeit, die durch Ernährungsschwierigkeiten der Armee und durch die Rücksichtnahme auf eine starke preußisch-englisch orientierte Gruppe am Petersburger Hof ein unerwartet schnelles Ende fand. Die jenseits der Memel liegenden Orte unterlagen allerdings weiterhin ständigen Plünderungen durch die Kosaken, die die Landbewohner zum Teil gefangen über die Grenze hinwegführten.

Mitte Januar 1758 kam es dann zu dem schon lange befürchteten zweiten Einmarsch der Russen. Der neue Oberbefehlshaber, Fermor, hielt jedoch diesmal auf strenge Manneszucht. Die bessere Führung der Soldaten und der gemäßigtere Ton des Manifestes, das auch diesmal den russischen Truppen vorausgeschickt wurde, darf aber keinesfalls als ein Abgehen von den russischen Herrschaftsplänen ausgelegt werden. Denn anknüpfend an den früher „freiwillig" geleisteteten Eid forderte das Manifest von den Bewohnern aufs neue den Gehorsam gegenüber der russischen Kaiserin. Sobald die Russen über das im Vorjahre besetzte Gebiet hinausgedrungen waren, setzten wiederum sofort solche Vereidigungen der Bevölkerung ein. Am 24. Januar, dem Geburtstag Friedrichs des Großen, mußte auch die Provinzhauptstadt den Huldigungseid leisten. Der preußische Adler an den öffentlichen Gebäuden verschwand, um dem russischen Doppelaar zu weichen. Königsberg aber wurde bezeichnenderweise von nun an in den amtlichen Urkunden als „kaiserlich-russische Stadt" bezeichnet. Alle Amtshandlungen wurden im Namen der Kaiserin Elisabeth vorgenommen, deren Bild auch bald auf den preußischen Münzen zu sehen sein sollte. Mit anderen Worten: Elisabeth übte alle Hoheitsrechte im Lande aus! Daß die russischen Staatsfeste unter diesen Umständen in der Provinz als preußische Landesfeste gefeiert wurden, nimmt nicht weiter Wunder.

Der zum Gouverneur ernannte Generalissimus Fermor verhängte als erste Verwaltungsmaßnahme über die geflüchteten Mitglieder der Königsberger Regierung und diejenigen Rittergutsbesitzer, welche den vorgeschriebenen Eid nicht leisteten, die Konfiskation ihrer Güter. Eine weitere Verordnung verfügte die Beschlagnahme der Güter aller preußischen Untertanen, die sich ohne Erlaubnis (!) der neuen Regierung aus der Provinz fortbegeben hatten. Es ist möglich, aber nicht belegt, daß man hierdurch Land für spätere russische Kolonisationen schaffen wollte. Abgesehen von diesen Maßnahmen, die nur bestimmte Kreise trafen, lastete ein starker materieller Druck auf der gesamten Bevölkerung. Schon die zahllosen, meist unbezahlten Naturallieferungen für die russische Armee und die Zwangsfuhren zur Fortschaffung des Proviants spannten die Leistungsfähigkeit des Landes in hohem Grade an. Dazu kam in den Jahren 1758 und 1759 eine Kriegssteuer von je 1⅓ Millionen preußischer Taler, die das ausgesogene Land aber einfach nicht mehr aufbringen konnte und die deshalb nach anfänglicher Stundung erlassen werden mußte. Nicht minder groß war der seelische Druck auf die Bevölkerung. Weil der russische Eindringling die Liebe der ostpreußischen Bevölkerung nicht zu erringen vermochte, bemühte sich eine breitangelegte Propaganda, die Lage Friedrichs möglichst pessimistisch darzustellen. Man schente russischerseits nicht einmal davor zurück, Friedrichs Siege in Niederlagen umzufälschen. Zahlreiche Zeitungen waren in diesem Sinne tätig. Die stärkste Zumutung an die Vaterlandsliebe der Bevölkerung stellte jedoch vielleicht die erzwungene Beteiligung an den russischen Siegesfesten dar, die mit Illumination und allem Pomp gefeiert wurden.

Es ist merkwürdig und entspricht so gar nicht russischen Gepflogenheiten, daß das russische Regime nicht alsbald, wie anderwärts, in seinen neueroberten Gebieten zu einer nach außen erkennbaren Russifizierungspolitik überging. Wohl wurden vielfach russische Beamte eingesetzt. Allein die eigentliche Russifizierung unterblieb vorerst wenigstens noch. Neben der Kürze der Zeit sind hierfür in erster Linie die Verhältnisse am Petersburger Hofe maßgebend gewesen. Der alternden Kaiserin Elisabeth und ihren Günstlingen stand der sogenannte junge preußisch-englisch beeinflußte Hof gegenüber, dessen Seele neben dem Thronfolger vor allem seine Gemahlin, die spätere Kaiserin Katharina II., war. Die Rücksichtnahme der Minister und Generäle auf diesen „jungen“ Hof und der Einfluß englischer Bestechungsgelder waren es nun, die bis zu einem gewissen Grade die Maßnahmen des russischen Gouvernements in Ostpreußen bestimmten. Aber es ist bezeichnend, daß nach einer milderen Ära deutsch-baltischer Gouverneure der schärfere Kurs des stockrussischen Generals Suworow einsetzte, als die alte Kaiserin vorschnellen Thronaspirationen ihrer Schwiegertochter auf die Spur kam!

So schien der Beginn der eigentlichen Russifizierung nicht mehr allzu fern. Da starb die Kaiserin am 5. Januar 1762. Und ihr Tod weckte wegen der preußenfreundlichen Haltung ihres Nachfolgers aufs neue schon lange gehegte Hoffnungen

der Bevölkerung, die aber nur von kurzer Dauer sein sollten. Schon nach kurzer Regierungszeit wurde der neue Zar von seiner Gemahlin Katharina II. durch eine Palastrevolution gestürzt, noch ehe die russischen Truppen Ostpreußen geräumt hatten. Mitten in den Friedensfeiern erfuhr die ostpreußische Bevölkerung von diesem abermaligen Thronwechsel und der Aufhebung des eben erst geschlossenen Friedens durch die neue Herrscherin. Katharina II. gab nämlich Friedrich die Hauptschuld an der Ausschaltung ihrer Person während der kurzen Regierungszeit ihres Mannes. Erst als sie sich aus dem in ihre Hände gefallenen Briefwechsel beider Monarchen von dem Gegenteil überzeugt und sich ihr Zorn gegen Friedrich gelegt hatte, schlug nach neuen Friedensverhandlungen im Jahre 1762 endgültig Ostpreußens Befreiungsstunde.

Auch in den Jahren 1805 und 1848 verfolgte die russische Politik die gleichen Eroberungspläne wie im Siebenjährigen Kriege. Darüber berichtet Stavenhagen in seiner Schrift: „Die Kriegsziele des Großrussentums und der Fremdvölker Rußlands" (1916, S. 8) folgendermaßen: „Die urkundlich feststehenden Vorgänge des Jahres 1805 beweisen es, daß man in Petersburg gewillt war, die politische Situation auf Kosten Preußens auszunutzen. Fürst Czartoryski, der russische Minister des Auswärtigen und Freund Kaiser Alexanders I., »gab nun dem Kaiser den Gedanken ein, den preußischen König militärisch zu umstellen, danach kategorisch seinen Anschluß an die russische Koalition zu fordern, und wenn er, wie vorauszusehen war, entrüstet ablehne, Gewalt zu brauchen. Alexander sollte sich zum König von Polen proklamieren, mit 100 000 Mann in Preußen einmarschieren und alles Land bis zur Mündung der Weichsel annektieren, unterstützt durch eine schwedisch-russische Armee, die inzwischen in Pommern konzentriert war. Die Zustimmung Österreichs glaubte Alexander bestimmt durch Preisgabe Schlesiens an den alten Rivalen Preußens zu gewinnen.« Im letzten Augenblick ließ der unsicher gewordene Zar den Vormarsch seiner Truppen aufhalten. Es kam dann zur Potsdamer Konvention vom 4. November 1805. Aber noch 1806 schrieb Czartoryski in seiner Denkschrift an den Zaren: »Wir mußten den Besitz der Memel und der Weichsel wünschen. Diese Erwerbungen sind uns so unerläßlich und liegen uns so zur Hand, daß wir schon mehrfach unsere Blicke darauf gerichtet haben, und sie früher oder später einmal uns zuteil werden müssen.«"

Im Jahre 1848 nahm Kaiser Nikolaus I. den Plan von 1806 unter dem Vorwande wieder auf, das absolute Königtum in Preußen zu erhalten. Nicht weniger als drei ausgearbeitete Feldzugspläne, zwei von Kaiser Nikolaus selbst (wahrscheinlich vom März und Mai 1848) und einer vom Feldmarschall Paskewitsch (vom 4. Juli 1848), sind bekannt. Ihr Ziel war, das östliche Preußen mit russischen Truppenmassen zu überschwemmen und dem russischen Reiche einzuverleiben.

Ähnlich wie der Siebenjährige Krieg gegen Preußen sah der Weltkrieg Rußland zusammen mit verbündeten Mächten im Kampfe gegen Deutschland. Der russische Imperialismus erblickte in diesem Kriege eine neue Möglichkeit, Rußlands Drang nach dem Westen zu verwirklichen. War auch die russische Ausdehnungspolitik aus wirtschafts- und machtpolitischen Gründen vor allem nach Südwesten, auf die Dardanellen gerichtet, so hatte die russische Politik keineswegs den Ostseeraum aus den Augen verloren. Professor Miljukow, der Führer der Kadetten, einer einflußreichen Partei im Petersburger Parlament, der schon vor Kriegsausbruch in sehr engen Beziehungen zu dem Minister des Auswärtigen, Ssasonow, stand, hat im Jahre 1915 in einem von seiner Partei herausgegebenen Sammelbande „Was wir vom Kriege erwarten" einen Artikel erscheinen lassen, der sich mit Rußlands territorialen Ansprüchen befaßt. Der Gedanke der Befreiung aller Polen und ihre Vereinigung unter dem Zepter des Zaren sollten den Vorspann für die russischen Ansprüche auf deutsches Gebiet abgeben. Mit einer beinahe pedantisch anmutenden Genauigkeit wird in dem Artikel Miljukows untersucht, welche preußischen Landkreise diesem Polen von Rußlands Gnaden angehören sollten. Die Osthälfte Schlesiens, ganz Posen, den größten Teil Westpreußens, Masuren und das Memelland wollte Professor M. von Deutschland abtrennen.

Über Ostpreußen selbst schreibt er folgendes: „Die Schattenseite einer Angliederung des westlichen und südlichen Teils von Ostpreußen an Polen besteht darin, daß dann eine deutsche Enklave im nördlichen Teil Ostpreußens mit Königsberg und einer Bevölkerung von ungefähr anderthalb Millionen Deutscher entstehen würde. Diese Oase unter deutscher Herrschaft zu lassen, ist unmöglich, und Rußland ist gezwungen, aus ihr ein neues Ostseegouvernement zu machen, das als viertes neben Kurland, Livland und Estland tritt. Das ist also der Zustand, der unter Peters des Großen Tochter Elisabeth zur Zeit des Siebenjährigen Krieges schon verwirklicht war. Damals bildete Ostpreußen ein halbes Jahrzehnt lang eine russische Provinz mit russischem Gouverneur und russischer Besatzung."

Die Worte dieses Parteiführers sind bei seinen guten Beziehungen zum Außenminister und bei der strengen russischen Zensur sicher nicht ohne Wissen der Regierung geschrieben worden. Man geht wohl kaum fehl, wenn man Miljukow sogar als Sprachrohr der Regierung ansieht. Schon 5 Jahre vor Kriegsbeginn hatte auch der Dumaabgeordnete Fürst D. Swjatopolk-Mirski in einer Petersburger Zeitung ähnliche Töne angeschlagen und die Aufteilung Preußens sowie die Zuteilung der preußischen Ostseeprovinzen, vor allem Ostpreußens, an Rußland gefordert. Miljukows Hinweis auf die Russenherrschaft in Ostpreußen zur Zeit des Siebenjährigen Krieges ist übrigens in der damaligen russischen Publizistik öfter zu finden.

An die Traditionen des 18. Jahrhunderts knüpfte man 1914 in erster Linie durch die Menschenentführungen an. Daß dieser Menschenraub nicht noch größere Aus-

maße annahm, liegt nur daran, daß fast die gesamte Bevölkerung der bedrohten Gebiete sich auf der Flucht vor den Russen befand. Rund 350 000 Flüchtlinge sollen den Winter 1914/15 außerhalb ihrer ostpreußischen Heimat verbracht haben. Andere, die nicht mehr fliehen konnten, versteckten sich wochen- und monatelang in Sümpfen und Wäldern. So gelang es den Russen nur etwa 13 600 Zivilgefangene über die Grenze zu schleppen. Die Leiden dieser Unglücklichen, die man bis in die Gegenden am Ural und an der Wolga, teilweise sogar bis nach Sibirien verschleppte, sind oft geschildert worden. Mußte doch ein großer Teil von ihnen ohne Rücksicht auf Alter und Krankheit den ganzen Weg dorthin zu Fuß machen, wie Verbrechertrupps von einem Gefängnis zum anderen geschleift. Da sie auch am Ziel ihrer mühevollen Wanderung nur schlechte Verpflegung und Unterkunft erhielten, starb ein Drittel von ihnen an Hunger und Kälte.

Nun führten die Russen keineswegs nur Männer in militärpflichtigem Alter in die Gefangenschaft. Zwar nahm man anfangs in der Eile des Vormarsches hauptsächlich nur wehrpflichtige Männer gefangen. Verhaftungen ganzer Familien erfolgten damals noch ziemlich willkürlich und planlos, und oft wurden Frauen und Kinder schon nach kurzer Zeit wieder freigelassen. — Beim zweiten Einfall im Winter 1914/15 aber gingen die Russen schon zielbewußter vor. „Besonders nördlich der Memel in den Kreisen Ragnit und Tilsit," schreibt ein guter Kenner der Verhältnisse, „wurden die Dörfer gänzlich von Menschen geleert, so daß die Gefangenen dort zu etwa vier Fünfteln aus Frauen und Kindern bestanden. Insgesamt haben sich unter den 13 600 Verschleppten etwa 4000 Frauen und mehr als 2500 Kinder befunden."

Daß dieses Fortschleppen der ostpreußischen Bevölkerung im Grunde darauf beruhte, das Land für russische Bauern freizumachen und so Ostpreußen radikal zu entgermanisieren, läßt sich nicht bezweifeln. Schon mehrfach haben deutsche Forscher darauf hingewiesen.

So berichtet, um ein Beispiel zu nennen, Fritz Gause in seinem ausführlichen Buch „Die Russen in Ostpreußen" 1914/15 (S. 30), daß zu Beginn des Russeneinfalls viele russische Offiziere die Meinung vertreten hätten, „alle Ostpreußen würden nach Sibirien ausgesiedelt werden und dafür russische Bauern ins Land kommen"!

Auch Stavenhagen schreibt in seinem bereits genannten Buch: „Man hat sich in Deutschland den Kopf darüber zerbrochen, was das scheinbare sinnlose Ausrotten und Verschleppen von über 10 000 Deutschen aus Ostpreußen zu bedeuten habe. Man muß nur im Auge behalten, daß die Besetzung der ostdeutschen Landesteile nach Meinung der russischen Heerführer einen endgültigen Zustand darstellte: in einzelnen Gegenden hatte man bereits die nachgebliebenen Deutschen gezwungen, dem Zaren den Treueid zu leisten. Russische Offiziere meinten, die Deutschen würden sich gut als Kulturdünger für Sibirien verwenden lassen, hielten also deren Übersiedlung für dauernd.

Was das alles zu bedeuten hat, darüber klären uns Lasarew und das Februargesetz auf: Hinter den russischen Heeren sollten sofort die Kolonnen der russischen Bauern nach Ostpreußen in Marsch gesetzt werden. Es handelt sich beim Ausrotten der Ostpreußen also nicht einfach um Brutalitäten des Zarismus, sondern um ein durchdachtes Programm der öffentlichen Meinung Rußlands, und die Militärregierung glaubte nun, den Kriegszustand ausnutzen zu können, um durch solch eine Verschleppungspolitik schneller zum Ziele zu kommen als durch die umständlichen Expropriationsgesetze."

Der von Stavenhagen erwähnte russische Publizist Fürst Abamalek Lasarew bestätigt uns nun einwandfrei, daß man gerade russischerseits ganz offen die Forderung nach einer Ersetzung der deutschen Bauern durch Russen vertrat. Einige Monate nach Beginn des Weltkrieges erschien nämlich eine von Lasarew herausgegebene Broschüre: „Die Bedingungen eines dauernden und ruhmvollen Friedens." Darin schreibt ihr Verfasser: „Außer der Befreiung der Polen müssen wir die Mündungen der Memel und Weichsel in unsere Hand bekommen, wozu wir uns in Memel, Königsberg und Danzig behaupten müssen . . . In der Nähe von Königsberg gibt es noch viele Deutsche. Aber man kann diesen Deutschen gegenüber das gleiche Expropriationsgesetz anwenden, das einst die Preußen den posenschen Polen gegenüber (!) für gerecht und notwendig hielten. Dadurch würde in wenigen Jahrzehnten die Umgebung Danzigs und Königsbergs von den Deutschen gesäubert werden, an deren Stelle durch Vermittlung der Bauernbank und nach Aufteilung des Großgrundbesitzes landarme Bauern angesiedelt werden könnten." So schrieb Lasarew 1914.

Daß es sich hierbei nicht nur um Utopien Einzelner handelt, beweist auch das berüchtigte russische Enteignungsgesetz vom 2. 2. 1915, in dem u. a. bestimmt wurde, daß der gesamte deutsche Besitz in allen Gebieten enteignet werden sollte, die der Zar erobert habe und noch erobern werde. Man hatte damit schon 1915 die gesetzliche Grundlage für eine spätere Ansiedlung russischer Bauern geschaffen, die an die Stelle der verschleppten und geflohenen deutschen Bauern treten konnten. Dieser Enteignungsbefehl des Zaren, der sich also ausdrücklich auch auf die Deutschen in den eroberten Ländern bezog, ist darum sicher mehr als nur der Ausdruck einer mit allen Mitteln arbeitenden Kriegspropaganda. Er ist vielleicht der schlagendste Beweis für die geplante Russifizierung Ostpreußens überhaupt. Wenn es tatsächlich nicht zu solchen Umsiedlungen in Ostpreußen gekommen ist, dann spricht das nicht gegen die oben erwiesenen Behauptungen. Vielmehr verdanken wir die Vereitelung dieser Pläne einzig und allein der Tatsache, daß unsere tapferen Truppen das russische Heer schon nach so kurzer Zeit aus dem Lande vertreiben konnten.

Christian Diederich Hahn:

Drei Pflanzen — drei Revolutionen in der Volkswirtschaft

III. Glücksklee besiegt die „Gerechtigkeit"

Hätte man einem normalen, mit gutem Verstande begabtem Zeitgenossen am 3. Januar 1769 erzählt, daß dies ein Tag von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung unzähliger landwirtschaftlicher Betriebe wäre, weil an diesem 3. Januar 1769 ein gewisser Johann Christian Schubart, ein Mann, der eigentlich keinen Beruf hatte, die Tochter des verstorbenen Leipziger Kaufmanns Christian Friedrich Mittler zum Traualtar führte, so wäre man Kopfschütteln oder schallendem Gelächter begegnet. Dennoch ist es eine unbestreitbare Tatsache, daß die Eheschließung von Johann Christian Schubart dazu führte, daß unzählige Bauern- und Gutsscheunen bald darauf besser mit reicheren Vorräten gefüllt wurden, daß sich unzählige Viehherden in einer bislang unvorstellbaren Weise vermehren konnten, daß die Felder höhere Ernten brachten, daß also mehr Brot, Fleisch und Fett für die menschliche Ernährung geschaffen wurde.

Selbst wenn man damals, Anno 1769, es schon so gut wie heute verstanden hätte, die wesentlichen Tatsachen über jeden Menschen in Personalakten zusammenzutragen, so wären über Johann Christian Schubart doch keine besondern, seine Lebensentwicklung in dieser Richtung erklärenden Angaben möglich gewesen. Johann Christian Schubart stammte, wie man so sagt, „aus kleinen Verhältnissen". Sein Vater bekleidete zu der Zeit der vornehmen städtischen Hochzeit seines Sohnes das Amt eines ländlichen Hochzeits- und Leichenbitters, nachdem er als Zeug- und Leineweber zu Zeitz, der nebenher einen kleinen Material- und Schnittwarenhandel getrieben hatte, wirtschaftlich gescheitert war.

Der „Schönschreiber" wird Rittergutsbesitzer

Ueber die eigenen Lebensleistungen des Sohnes Johann Christian Schubart, der nun als 35jähriger in den heiligen Stand der Ehe trat, war eigentlich nur soviel zu sagen, daß in seinem bisherigen Leben scheinbar seine ungewöhnlich schöne Handschrift ausschlaggebend gewesen war. Er hatte weder studiert noch ein Handwerk gelernt. In den unruhigen Kriegsjahren war er durch viele Länder gekommen, hatte er vielen Herren als Sekretär gedient. Bei Kolberg hatte er sich durch eine kühne Flucht der russischen Gefangenschaft entzogen. Seine vorübergehende Glanzstellung war die eines Königlich Großbritannischen Kriegs- und Marschkommissarius gewesen, nach der der Schönschreiber dann ohne festen Beruf durch die Welt gezogen war. Daß für

Schubarts bisherigen und weiteren Lebenserfolg aber nicht sein gutes Aussehen, seine Geschicklichkeit und etwa noch seine schöne Handschrift entscheidend war und blieb, sondern allein sein gesunder Menschenverstand, also auch seine Fähigkeit, zur rechten Zeit zu beobachten und wiederum zur rechten Zeit sich seiner Beobachtungen zu entsinnen und sie sich nutzbar zu machen, hätte damals, als der vermögenslose „Schönschreiber" die reiche Leipziger Kaufmannstochter zum Altar führte, kaum jemand für erwiesen gehalten. Im Gegenteil, damals schienen alle Befürchtungen über diesen jungen Mann durch die Tatsache bestätigt zu werden, daß er sofort nach seiner Hochzeit nicht etwa in einer vernünftigen Stellung, die seiner Vorbildung entsprach, mit der Arbeit begann, sondern daß er sich von dem Vermögen seiner Frau einen landwirtschaftlichen Besitz kaufte und sich so rasch wie möglich in die „Stille des Landes" zurückzog, um „Rittergutsbesitzer zu spielen".

Die Geschichte der Landwirtschaft verzeichnet über Johann Christian Schubart, daß er ein Pionier der deutschen Landwirtschaft war, weil er den Klee-Anbau und die Stallfütterung durchsetzte und durch das Vorbild seiner Wirtschaft und durch seine Schriften zu einer bedeutenden Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung verhalf. Trotz hoher Verdienste ist dennoch eigentlich nur der Klang von Schubarts Namen erhalten geblieben.

Das Leben und die Lebensleistung von Schubart werden jedoch überraschend interessant, wenn man sich einmal die Mühe macht, sich in seine vergangene Welt hineinzudenken und sich in allen wesentlichen Einzelheiten vorzustellen, wie wohl die damalige Zeit und ihre Zustände gewirkt, und was dieser Mann geleistet haben muß, bis er, der Sohn des Leichenbitters, sich über Deutschlands Grenzen hinaus einen Namen gemacht hatte und als dreifacher Rittergutsbesitzer, Geheimer Rat Schubart, Edler von Kleefeld die Augen schloß.

Durch seine Hochzeit mit der reichen Leipziger Kaufmannstochter erreichte Johann Christian Schubart den Wendepunkt seines Lebens. Noch im Jahre seiner Eheschließung, 1769, kaufte er sich das Rittergut Würchwitz, das in der Nähe seines Heimatortes Zeitz gelegen war. Man darf nach seiner Lebensleistung getrost annehmen, daß er sich nicht dazu entschloß, um es „bequem" zu haben, sondern weil er eine wahrhaft natürliche Lebensgrundlage in der Landwirtschaft erstrebte, obwohl es damals bei den meisten Rittergutsbesitzern Brauch war, die von den Bauern erarbeiteten Renten des Besitzes zu kassieren und äußerlich verlockendere Stadtstellungen bei der Verwaltung, beim Militär oder gar bei Hofe einzunehmen.

Gute Lehren eines schlechten Hofes

Vielleicht hätte Schubart den „Glücksklee" nicht „erfunden", wenn er nicht gerade auf diesen Besitz Würchwitz gekommen wäre, auf dem er Grund genug zu vielerlei Aergernissen, aber sofern er den Aerger überwand, auch unvergleichliche Möglich-

keiten zu Erkenntnissen fand. Nach normalen landwirtschaftlichen Grundsätzen ist Schubarts Gutskauf von Würchwitz nämlich durchaus nicht als günstig zu bezeichnen gewesen. Die Verhältnisse lagen schwierig. Der Vorbesitzer hatte das Gut noch für zwei Jahre verpachtet. Ueberdies war Würchwitz aber eigentlich nur dem Namen nach ein „Rittergut". Es hatte nur eine geringe Nutzfläche und es war mitten unter Bauernhöfen gelegen, ohne die sonst üblichen Vorrechte eines Rittergutes. Auch war es sogar der Triftgerechtigkeit eines benachbarten größeren Gutes und der Mitbehütung durch die eigenen Bauern unterworfen. Der frisch gebackene Rittergutsbesitzer Schubart sollte bald spüren, daß er sich in ein Wespennest gesetzt hatte, und daß es für ihn darauf ankam, klüger zu sein als die Wespen.

Zwei Jahre lang mußte Schubart warten, bis er seinen Betrieb selbst übernehmen konnte. Zunächst ließ er die Gutsgebäude in Ordnung bringen. Für einen unternehmungslustigen Mann blieb viel Zeit. Schubart benutzte sie dazu, seinen Garten in einer für sächsische Verhältnisse ungewöhnlichen Weise auszugestalten, ausgehend von seinen unvergessenen Beobachtungen der schönsten Anlagen in anderen Ländern, durch die er früher gereist war. Zum ersten Male erregte der Neuling Aufsehen bei den Nachbarn. Sie fanden seinen Garten „mit Hollands Herrlichkeiten bevölkert" und sie bestaunten das Treibhaus, das er sich ebenfalls nach dem Vorbild der Holländer, damals der Meister der Gartenkunst und Landwirtschaft, erbaute.

Allmählich kam Schubart mit seinen Nachbarn in nähere Verbindung. Er verstand es, aus seinem ereignisreichen Leben, aus seinen verschiedenen Stellungen in Oesterreich, Sachsen und Preußen, von seiner Tätigkeit als Sekretär der preußischen Generäle von Thadden und Werner oder als Königlich Großbritannischer Kriegs- und Marschkommissarius im siebenjährigen Kriege, schließlich von seinen Reisen durch halb Europa interessant zu erzählen, wie es die Leute auf dem Lande gern hören. Hatte er sich auf diese Weise die Menschen erst einmal erschlossen, so verstand er es noch besser, sie nun auch über ihre eigenen Pläne und Erlebnisse, über ihren Hof und über die Verhältnisse im Lande zum Sprechen zu bringen.

Armselige Bauern auf ödem Land

Was Schubart auf solche Weise allmählich hörte, sah, als Beobachter miterlebte, ergab ein trauriges Bild der Landwirtschaft. Auf den Bauern lasteten die Zeiten. Auf den Landtagen beschlossen die Stände die Steuern. Auf diesen Landtagen war jedoch der Bauernstand, der die meisten Steuern und Lasten nachher tatsächlich aufzubringen hatte, überhaupt nicht vertreten. Die Kriege hatten das Land ausgesaugt. Ueberall fand man zerfallende Gebäude auf den Höfen. Beinahe einer Kriegsplage gleich in seinen Auswirkungen war das Jagdrecht, das es den Jagdherren, Fürsten, Prälaten und Adel, gestattete, selbst durch die erntereifen Kornfelder zu jagen und zu reiten und die Frucht zu zertrampeln, das es jedoch dem Bauern verwehrte, selbst die



Zeige mir Deinen Bücherschrank!

Dann werde ich Dir sagen, ob Du gerüstet bist für die Mitarbeit an den Aufgaben Deiner Zeit.

ärgsten Wildschäden abzuwehren. Die Bauern mußten die Straßen ausbessern. Aber wenn sie die schließlich dank ihrer Arbeit instand gehaltenen Wege mit ihrem Fuhrwerk benutzten, so hatten sie als einzige nicht Bevorrechtigte eine Geleitgebühr an den Landesherren und außerdem noch an die bevorrechtigten Güter zu zahlen. „Wie traurig ist es, wenn der Bauer eine fremde vorjährige Ernte über Land fahren muß, indeß die jetzige eigene dringend seine Gegenwart fordert; wenn er ein Prunkgebäude aufführen helfen muß, indeß seine nutzbare Hütte zerfällt; wenn er oft eines leeren Höflichkeitsbriefes wegen als Bote ausgeschickt wird ..." so beschreibt Münchhausen, ein Angehöriger der durch das Frohnwesen bevorrechtigten Stände, den damaligen Bauernalltag.

Der neue Rittergutsbesitzer Schubart sah sich mit gesundem Menschenverstand diese Zustände an. Sicherlich hat er sie mit vernünftigeren Verhältnissen verglichen, die er auf seinen Reisen in anderen, entsprechend reicheren Landschaften beobachtet hatte. Für ihn als nüchternen Mann wird die Einsicht selbstverständlich gewesen sein, daß ein einzelner gegen die allgemeinen politischen Zustände nichts ausrichten konnte. Wer sich selbst helfen wollte, mußte nüchtern, wirtschaftlich klug arbeiten.

Schubart hat von sich selbst berichtet, er habe in der ersten Zeit nach dem Abzug des Pächters „ordinär" gewirtschaftet, wie es überall ringsum der Fall gewesen sei. Es war im übrigen der unglücklichste Zeitpunkt für den Beginn seiner eigenen Betriebsführung. Denn 1771 und 1772 suchten die schwersten Hungersnöte des Jahrhunderts Europa heim. In Würchwitz reichte die Ernte noch nicht einmal für die Deckung des eigenen Brotkornbedarfes. Bei ungeheuerlich hohen Preisen mußte Schubart sich Brotgetreide und Saatkorn für die nächste Ernte kaufen. Er hatte also zunächst genug damit zu tun, um sich bloß über Wasser zu halten.

Das Grundübel: die Triftgerechtigkeit

Das größte Aergernis auf seinem Hof bereiteten Schubart, neben allen sonstigen Sorgen seiner schweren Anfangszeit in seinem neuen Beruf, die Auswirkungen der damals gültigen Triftgerechtigkeit, der auch sein mit zuwenig Vorrechten ausgestattetes Rittergut seitens eines Nachbargutes und der benachbarten Würchnitzer Bauern unterworfen war.

Nach dem Brauch der alten sächsischen Triftgerechtigkeit trieben die beiden Rittergutsbesitzer und die mitberechtigten Bauern gemeinschaftlich ihre Herden über alle Felder der Gemarkung als gemeinsame Weide. Riesenflächen Land mußten allein als vorschriftsmäßige Trift für die Schafe bis zu einem bestimmten Zeitpunkt im späten Frühjahr ungenutzt bleiben, und es war unmöglich, die Felder rechtzeitig zu bestellen, wie es für eine gute Ackerernte notwendig gewesen wäre. Schon an milden Wintertagen wurde das Vieh von Hirten und Schäfern, „einer übel beleumundeten Menschengattung", ausgetrieben, weil beinahe niemals genug Winterfutter in den

Scheunen lagerte. Nur wenn im Frühjahr die saftigen Gräser trieben, und in der Erntezeit, hatte das Vieh ausreichende Nahrung. In trockenen Frühjahren ging es am ärgsten zu. „Das arme Vieh, gleichsehr von Hitze, Hunger und Staub gepeinigt, durchstrich mit wildem Geschrei die versengten Flächen und stürzte sich mit unnatürlicher Begierde auf jeden grünen Gegenstand. Die eingetretene Ernte machte zwar diesem Uebel ein Ende, aber nur auf kurze Zeit. Im Spätherbst waren es die Wiesen, welche ohne Vorsicht und Einschränkung behütet wurden. Da nun in dieser Jahreszeit wenig junges Gras zu wachsen pflegt, so sah sich das Vieh genötigt, tiefer zu greifen" — und selbst die Strünke und Wurzeln der Graspflanzen zu fressen! Wie der Chronist weiter feststellt, „starben damals manche Schäfereien großentheils, ja bis auf wenig Uebrigbleibende aus."

Daß sein Viehbestand bei dieser primitiven Weidewirtschaft schlecht sein und bleiben mußte, ist Schubart bald klar geworden. Schlecht ernährte Tiere konnten aber nicht genug Fleisch und Fett ansetzen, konnten beim Verkauf keinen guten Erlös bringen. Bei wenig Futter gaben die Tiere aber auch wenig Mist und ohne ausreichende Düngung konnte — das war die zweite Auswirkung der Triftgerechtigkeit und dieses Raubbau-Weideverfahrens — auf den Feldern niemals eine gute Ernte wachsen.

Es war ein böser Kreislauf der Dinge. Wo aber lag der Ausgangspunkt des Uebels? Nach Schubarts Ueberzeugung: bei der Triftgerechtigkeit, über die er sich beinahe täglich erbosen mußte, wenn er die fremden Herden auf seinen Feldern sah, die bei solcher Raubnutzung in ihrer Wachstumskraft erschöpft blieben und oft genug grau aussahen, als wären sie halb verwüstet. Auf solchen Feldern konnte niemals etwas Rechtes wachsen! Schubart aber schwebten von seinen großen Reisen her bei allem Aerger die schönen Bilder reicher Landschaften mit blühenden Feldern, mit saftigem Grünland, mit wohlgenährten Viehherden vor, wie er sie in England, in der Schweiz, in den Niederlanden und in der Pfalz selbst gesehen hatte. Warum aber waren die Landschaften dort reich und schön, während es hier so schlecht bestellt war, obwohl der Boden in Sachsen ebenso fruchtbar war wie dort? Wie war das Heilmittel für diese üblen Zustände zu finden?

Wie Schubart den Klee „erfand"

„Ich trieb die Landwirtschaft, wie ich sie vorfand, wie sie gewöhnlich war und meistens noch gewöhnlich ist, nämlich mit dreiartigen Feldern. — Ich hatte außer etwas schlechtem, saurem Winterfutter kein anderes Winterfutter für mein Vieh als weiße Rüben, Möhren, Kraut und Erdbirnen, die man auch Kartoffeln nennt, von allem aber nicht viel, weil ich keinen Mist hatte und die Felder, worauf alles wachsen sollte, nicht genug düngen konnte. — Dazu waren aber auch Milch, Butter und Käse schlecht und wenig. Aengstlich wartete ich, sowie andere Wirthschafter, auf's kommende Frühjahr, um ein Bischen Weizenschrappe zu bekommen und, wenn das Gras etwa

eines Daumens breit hoch erwachsen wäre, mein Vieh in Compagnie mit dem Vieh meiner Gerichtsunterthanen und Nachbarn auf die Weide gehen zu lassen, wo es den Dünger verschleppte, eben so hungrig in den Stall zurückkam, als es hinausgegangen war, und aussah wie die mageren Kühe, die Pharao im Traum gesehen hatte. Zwanzig Stück gaben damals kaum soviel Milch, als mir jetzt vier Stück geben, da sie gutes Futter vollauf haben. — Da ich aber in jüngeren Jahren fremde Länder bereist hatte, und mir einfiel, daß ich in denselben viel Futterkräuter angebaut und wenig oder keine Brache, aber vieles großes, fettes Vieh gesehen, auch verschiedene neue gute ökonomische Bücher, und in diesen besonders Nachrichten von dem gesegneten Futterbau in der Pfalz und anderen Ländern gelesen hatte, so schrieb ich an meine alten Bekannten, klagte ihnen meine Noth, bath sie um guten Rath, den ich auch traulich erhielt, und fing diesen Futterkräuter- und besonders Kleebau in der Brache mit Ernst an. Aber Alles hinderte mich: Verwalter, Hofmeister, Knechte und Mägde, ja selbst meine eigenen Unterthanen und mehr andre Leute, die doch für des Landes Wohlfahrt sorgen sollen; und wisset Ihr wohl, warum? weil's was Neues war, das sie nie gesehen hatten und nicht begreifen konnten. — Und seht, lieben Freunde! Gott segnete mich durch den Futterbau. Ich vermehrte mein Rindvieh, ließ es gar nicht mehr aus dem Hofe, auch nicht einmal mehr auf die abgeernteten Getreidefelder treiben; ja ich fing sogar an, weder Schafe, noch Schweine mehr hüten und austreiben zu lassen. Dadurch bekam ich nun Mist in großer Menge und brachte es dahin, daß meine Felder sechs und acht Jahre nach einander schöne Früchte trugen. — Da nun die benachbarten Bauern die erstaunliche Menge grünes Futter, welches täglich fuderweise hereingefahren ward, und die noch größeren Haufen dürre gemachten Klee sahen, die ich nicht in die ziemlich weitläufigen Gebäude bringen konnte, sondern in Felmen aufsetzen mußte, da sie sahen, wie reichlich mein Vieh im Hofe gefüttert, daß demselben im Winter weder Eingebrühetes, noch Stroh, sondern lauter dürrer Klee zum Futter gegeben, und das Vieh, das an und für sich nicht groß war, wirklich größer, dicker und fetter wurde, da sie hörten, daß mitten im Winter beim härtesten Frost eine Kuh dennoch etliche und zwanzig und dreißig Pfund fette Milch hergab, so fingen sie den Futter- und Kleebau auch an ...."

Diese eigene Schilderung Schubarts wird gut ergänzt durch einen zeitgenössischen Bericht über den ersten Kleeanbau in Würchwitz: „Schubart erinnerte sich dabei, daß er auf seinen Reisen eine Kleedüngung mit einem weißen Staube, dessen Ursprung ihm unbekannt sei, angetroffen und herrlichen Erfolg davon bemerkt habe. Hierauf folgten neue Anfragen an Eugenmus. Dieser hatte den Gips genannt, näher bezeichnet und seine Anwendung gelehrt. Kurz darauf sehen wir Christoph Schneider (den Schubart am engsten befreundeten bäuerlichen Nachbarn) mit dem Würchwitzer Rittergutsgeschirr auf der Reise nach Wethau bei Naumburg, wo noch jetzt seit Schubarts Anfange ein bedeutendes Geschäft mit Gewinnung und Mahlen gebrannten

und ungebrannten Gipses betrieben wird, um daselbst eine Fuhre Gipssteine zu laden, und finden später zu Würchwitz eine ungemeine Thätigkeit, um diese Steine durch Klopfen und Stampfen oder durch Zermalmen auf der Oelmühle gehörig zu pulverisieren."

Die Landschaft gewinnt ihren natürlichen Reichtum

Zweierlei hatte Schubart also durch seine unentwegten Versuche und Bemühungen entdeckt: den Glücksklee und mit dem Gips die erste schwefelsaure Kalkdüngung.

Ausgerüstet mit seinem Glücksklee und dem ersten Mineraldünger konnte er den Um- und Ausbau seines Betriebes durchsetzen. Seine Einnahmen durch Milchwirtschaft und Fettviehverkauf stiegen. Aber er gewann auch mehr Geld aus seiner aufblühenden Ackerwirtschaft. Ausgehend von seiner Kleewirtschaft gelang es ihm, seinen Betrieb auf allen Gebieten erfolgreich zu verbessern. Nachdem er den Glücksklee gefunden hatte, wurde es ihm überraschend schnell möglich, seinen Feldern und seinem Hof ein neues Aussehen zu geben und das ihm gehörige, einst „graue und Wilde" Land so fruchtbar und wohlhabend zu machen, wie es ihm von anderen Landschaften als Vorbild von seinen langen Reisen her vor Augen stand.

Das Hauptärgernis für Schubart hatte die Triftgerechtigkeit gebildet, der ja auch sein Gut Würchwitz unterworfen war. Selbst auf unbeschränkte Geldmittel und entsprechende Macht gestützt, hätte er sie kaum beseitigen, hätte er es nicht verhindern können, daß das benachbarte Rittergut und die Bauern weiter ihr Vieh auch auf seinem Land weiden ließen. Dadurch aber, daß er ihnen durch seine klügeren Maßnahmen, durch das Bild des Wohlstandes auf seinem Hofe, durch seine besser gefüllte Geldkatze bewies, daß sie mehr Geld verdienen konnten als bisher, sofern sie freiwillig auf ihre Gerechtsame verzichteten und sie nicht mehr ausübten, befreite er sich selbst von seinem größten Aergernis, wurde er zugleich ein Wohltäter der bis dahin in den armseligsten Verhältnissen lebenden Bauern. Durch sein Vorbild gelangten sie zu einem besseren Leben und allmählich sogar zu solchem Wohlstand, daß sie nicht nur, zur größten Ueberraschung der Behörden, von nun an alle Steuern und Lasten pünktlich zahlten, wie es seit Menschengedenken nicht mehr für möglich gehalten worden war, sondern sogar allmählich ein Sparkapital für schlechte Jahre zusammenbrachten.

Durch seinen gesunden Menschenverstand, durch seine Fähigkeit, zur rechten Zeit zu beobachten und wieder zur rechten Zeit sich seiner Beobachtungen zu entsinnen und sie sich nutzbar zu machen, war Schubart ein erfolgreicher Landwirt geworden. Er konnte es verantworten, sich schon nach wenigen Jahren, 1774, zwei weitere größere Güter in Sachsen, Pobles und Kreischa, anzukaufen, aus denen er bald ebenfalls an erster Stelle durch seinen Glücksklee, aber auch durch immer weiter durchgeführte Verbesserungen aller Arbeiten landwirtschaftliche Musterbetriebe machte. Die Leute, die noch wenige Jahre zuvor, den Kopf über den „Schönschreiber" geschüttelt hatten, der nur durch

seine reiche Heirat emporgekommen sei, interessierten sich nun für den Mann, der mehr Geld zu verdienen verstand als sie.

Erfolgreicher Landwirt — leidenschaftlicher Agrarpolitiker

Es ist ein entscheidender Charakterzug Schubarts, daß sein Erfolg, sein wachsender Wohlstand ihn nicht zu einem bequemen Wohlleben verführten, sondern daß erst sein nachweisbarer Erfolg ihn zu einem Fanatiker seiner landwirtschaftlichen und agrarpolitischen Ideen machte.

Schubart war über seine egoistischen Ziele hinausgewachsen. Das Beispiel seiner Würchwitzer Bauern, die ihm die Beendung ihrer Elendszeit verdankten, hatte ihm gezeigt, daß ein wesentliches Mittel für die Bauernbefreiung, die zur gesunden Weiterentwicklung des Staates notwendig war, nur durch eine Steigerung der landwirtschaftlichen Erträge erreicht werden konnte. Nicht etwa weil er ein begeisterter Theoretiker, sondern weil er ein vorbildlich erfolgreicher Mann der Praxis war, wurde Schubart zum Agrarpolitiker. Er hatte am Beispiel seines Betriebes und am Beispiel seiner Nachbarn durch Leistungen, die sich in klingendem Lohn auswirkten, bewiesen, daß er mit seinen Ansichten Recht hatte. Um so zäher mußte er sich, seiner eigenwilligen Art entsprechend, nun darum bemühen, seine Auffassungen in immer größerem Rahmen durchzusetzen und damit auch anderen zu helfen.

Um sich über seine Gedanken aussprechen zu können, suchte Schubart Verbindung mit Gelehrten und Praktikern, die an der benachbarten Leipziger Universität, in ihren Regierungsbehörden oder auf ihren Gütern für das gleiche Ziel arbeiteten, das Schubart vorschwebte: an dem Zukunftsbild eines klüger bewirtschafteten, reicheren Landes, in dem statt der bisherigen altertümlichen Rechtsplagen ein nach Schubarts leidenschaftlicher Ueberzeugung bald erreichbarer Wohlstand herrschen sollte.

Preußen macht den Sachsen berühmt

Es ist keineswegs ein Spiel des Zufalls, daß der sächsische Agrarpolitiker Schubart erst durch den größten Agrarpolitiker des Jahrhunderts, den Preußenkönig Friedrich den Großen, zu einer über alle Landesgrenzen hinaus anerkannten Autorität geworden ist. 1781 hatte Schubart in Leipzig eine kleine Schrift über die notwendige Verbesserung der Landwirtschaft erscheinen lassen, in der er den Futteranbau fordert und Brache wie Trift bekämpft: „Zu den größten Hindernissen gehört die unglückliche Schaftrift und der Zwang, Felder brache liegen lassen zu müssen, die doch eben so gut zu versteuern sind, als hätten sie den reichlichsten Ertrag geliefert. Der Landmann soll kein Futter haben; folglich kann er nicht Vieh genug halten, nicht die Felder verbessern und muß alle Vortheile, welche die Viehzucht verspricht, entbehren. Ein Umstand, der ins Große, ins Größte geht, der die Pest des Landes ist und den Handel und die Bevölkerung tödtet!"

Im gleichen Jahre 1781, in dem Schubart zum ersten Male in einer Druckschrift seine Ansichten veröffentlichte, hatte die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin drei Preisfragen ausgeschrieben, um durch Anregungen der besten Fachleute eine Verbesserung des Anbaus der Futterpflanzen zu erzielen. Erst wenige Tage vor Ablauf der Einreichungsfrist faßte Schubart im Dezember 1792 auf Drängen seiner Freunde den Entschluß, sich an dem praktisch-wissenschaftlichen Preisausschreiben zu beteiligen. Er erkannte, daß ihm damit die bestmögliche Gelegenheit gegeben war, um seine Ansichten von Brache und Triftgerechtigkeit als Grundübeln und von Glücksklee, Stallfütterung und Gips-Kunstdünger als wirksamsten Mitteln für die mögliche und notwendige Ertragssteigerung der Landwirtschaft wirksam auszusprechen.

Am 30. Januar 1793, am Geburtstag des großen Königs, verkündete die Preußische Akademie der Wissenschaften in ihrer Festsitzung ihr Urteil; der Preis war Schubart zugesprochen worden. Ein Handschreiben des Königs und eine kostbare goldene Medaille wurden Schubart übermittelt. Wichtiger als diese hohe Ehrung war es für ihn, daß die Preiszuteilung der Preußischen Akademie ihm die damals höchstmögliche Anerkennung seiner Arbeit bescherte. Denn der kluge Wiederaufbau des in den langen Kriegen halb verwüsteten preußischen Staates hatte beinahe noch mehr als alle militärischen Leistungen im siebenjährigen Kriege die Gestalt Friedrichs des Großen zu dem größten und strengsten Vorbild Deutschlands gemacht.

Staatspolitik nach Schubarts Grundsätzen

Einige Zeit nach Schubarts Tode ist einmal eine Liste aller Besucher veröffentlicht worden, die in Würchwitz diesen staunenswerten Glücksklee besichtigten. Darauf stehen die Namen von Bauern und Fürsten, Professoren und Beamten. Jedem einzelnen hat Schubart praktische Lehren mit auf den Weg gegeben, die nicht nur Geld wert waren; in jedem einzelnen Falle hat Schubart zugleich als Agrarpolitiker gewirkt, indem er kluge Anregungen gab, um die bis dahin hoffnungslos scheinende Lage der Bauern durch wirtschaftliche Verbesserungen zu ändern.

Durch seine Preisschrift für die Preußische Akademie der Wissenschaften war Schubart ein weitberühmter Mann geworden, der Bewunderung und Anerkennung, allerdings auch Haß erntete, weil seine überzeugenden Ansichten manches längst widersinnig gewordene Vorrecht einzelner gefährdeten. 1784 ernannte der Herzog von Coburg Schubart für seine Verdienste um die Landwirtschaft seines Landes zum Geheimen Rat. Die russische Regierung bot ihm vergeblich eine hohe Stellung in der Regierung an, um im Zarenreich seine landwirtschaftlichen Reformen durchzusetzen. 1785 unterzeichnete Kaiser Joseph II. in Wien den Adelsbrief für Johann Christian Schubart, Edlen zu Kleefeld, als Schubart eine Reise nach Oesterreich unternahm, um fürstliche Großgrundbesitzer bei der Verbesserung ihrer Besitzungen zu beraten. In Mittel-

deutschland hatten schon zuvor die Landesregierungen begonnen, nach Schubarts Grundsätzen die Landwirtschaft umzuwandeln. Eine einzige Zahl beweist mehr als alle ehrenvollen Tatsachen, was Schubart durch sein Lebenswerk bewirkt hat: durch die Aufgabe der Triftgerechtigkeit zugunsten der Kleefütterung stieg im Königreich Sachsen allein der Rindviehbestand in kurzer Zeit um 70 000 Stück, eine im Verhältnis zum damaligen Rinderbestand sehr hohe Zahl.

Sein Berufsgeheimnis: natürliches Denken

Das menschlich am stärksten Ueberzeugende an Schubarts Leistung als Pionier der deutschen Landwirtschaft ist und bleibt die Tatsache, daß er seinen Glücksklee nicht nur durch sein einfaches natürliches Denken „erfunden", sondern zuerst selbst praktisch erprobt hat, ehe er darüber schrieb und andere anregte, nach seinen Grundsätzen zu handeln. Tragisch scheint es für sein Leben und Lebenswerk, daß er schon als 53jähriger im Jahre 1787 starb. Als eine Ironie des Schicksals muß es jedoch anmuten, wie rasch sein Bild, schon bald nach seinem Tode, im Gedächtnis der Menschen verblich; denn Schubart hat „nur" Felder fruchtbar gemacht und er hat „nur" unzähligen Menschen zu einem besseren Alltagsleben verholfen, aber er hat ja kein „systematisches Lehrbuch" hinterlassen, das ihm ein längeres Leben im Gedächtnis der Menschen erwirkt hätte.

Schubarts Schriften waren aus der Zeit heraus geboren. Ihrer Eigenart zufolge mußten sie bald in wesentlichen Teilen überholt sein. Dennoch haben sie eine große Wirkung gehabt, sind sie, namentlich der „Aufruf an alle Bauern, die Futtermangel leiden", zu ihrer Zeit von Hand zu Hand gegangen. Denn Schubart war einer der Ersten eines neuen großen Entwicklungsabschnittes, in dem man die Landwirtschaft als neues lohnendes Forschungsgebiet entdeckte, in dem dann auch der große Menschenarzt Thaer zu einem Arzt der Landwirtschaft wurde.

Das Beispiel für unsere Zeit

Das Beispiel von drei Pflanzen — Kartoffel, Zuckerrübe und Klee — beweist, in welchem Maße Pflanzen Revolutionen für die Volkswirtschaft bewirken können. Die neuen gleich bedeutsamen Pflanzen unserer Zeit, beispielsweise die Süßlupine, deren Vollendung und Durchsetzung die Agrarpolitik des neuen Reiches zum Ziel genommen hat, stehen mit gleich hohen Ansprüchen an die Zukunft neben den drei alten revolutionären Pflanzen — neben dem Klee, der mehr Vieh in die Ställe, mehr Fleisch und Fett auf den Tisch, mehr Fruchtbarkeit für den Acker brachte — neben der Zuckerrübe, die eines der gefährlichsten Kampfmittel der napoleonischen Weltpolitik war und als Ersatz-Rohstoff den Rohrzucker überflüssig machte — neben der Kartoffel, die in Deutschland den Hunger besiegte.

Bäuerliche Charakterköpfe

Günther Pacyna:

Johann Heinrich Voß

Idylle aus dem Zeitalter der Leibeigenschaft

Ein Idyll — erklärt ein bekanntes Konversationslexikon — ist eine Dichtung, „die das schlichte, friedliche Leben schildert, besonders das der Landleute und Hirten". Wer denkt bei dieser Erklärung nicht unwillkürlich an Johann Heinrich Voß. Er gilt noch heute als ein typischer Vertreter jener nur noch in Auswahl genießbaren Dichtungsart, die um die Wende zum neunzehnten Jahrhundert in üppiger Blüte stand; denn die Aelteren unter uns sind fast alle in ihren Schullesebüchern dem Gedicht „Der siebzigste Geburtstag" begegnet und, wenn man auch nicht mehr viel von seinem Inhalt weiß, so klingt einem doch noch der behagliche Anfang im Ohr:



„Auf die Postille gebückt, zur
Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Thamm in dem
Lehnstuhl ...."

Der Literaturbeflissene unter uns hat vielleicht sogar seine Dichtung „Luise" in der Hand gehabt, die nicht nur Voß selbst, sondern so mancher seiner Zeitgenossen über Goethes „Hermann und Dorothea" stellte. Schiller rühmte an der Luise „die individuelle Wahrheit und gediegene Natur", und Goethe schrieb an Schiller 1798: „Ich bin mir noch recht gut des reinen Enthusiasmus bewußt, mit dem ich den Pfarrer von Grünau aufnahm, als er sich zuerst im „Merkur" sehen ließ, wie oft ich ihn vorlas,

so daß ich einen großen Teil davon noch auswendig weiß, und ich habe mich sehr gut dabei befunden; denn diese Freude ist am Ende doch produktiv bei mir geworden; sie hat mich in diese Gattung gelockt und den „Hermann" erzeugt."

Aus allen Gedichten von Voß strömt eine herzliche Freude an den kleinen Dingen dieser Welt, die mit schlichter Lebensbejahung die Aufgaben des Alltags anpackt. Hier spürt man nichts von jenem tränenreichen Weltschmerz, der die Gedichte so vieler Zeitgenossen von Voß für uns ungenießbar macht, es sei denn, daß man einen Blick für die unfreiwillige Komik hat, die sich hinter ihrem Wortschwall verbirgt. Und doch muten uns heute auch die von Voß noch bekannten Gedichte bereits ziemlich verstaubt an; denn wir haben ein lebhaftes Empfinden dafür, daß die stille Behaglichkeit, die uns Voß preist, ebenso eine Flucht vor den großen Zeitproblemen war wie der Wortschwall der zeitgenössischen Weltschmerzler.

Voß, am 20. Februar 1751 in dem mecklenburgischen Dorfe Sommersdorf bei Waren geboren, war der Enkel eines Leibeigenen. Sein Vater, der in seiner Jugend als Kammerdiener und Schreiber des lübeckschen Domherrn von Witzendorf weite Reisen gemacht und einen Blick in die „große Welt" getan hatte, wurde wegen seiner getreuen Dienste von den ererbten Bindungen befreit, doch ihn erfüllte eine unruhvolle Zwiespältigkeit, die ihn nicht recht seßhaft werden ließ. Das von ihm gepachtete mecklenburgische Vorwerk Buchholz gibt er nach dem Tode seiner ersten Frau bald wieder auf und erwirbt sich in Penzlin ein Haus mit der Brauerei- und Brennereigerechtigkeit. Ein starkes Gegengewicht zu seiner Unrast bildete seine zweite Frau Katharina Dorothea Carsten, die Tochter des Küsters in Penzlin, die, wie ihr Mann, aus einer alten mecklenburgischen Bauernfamilie stammte. Ihr ältester Sohn war Johann Heinrich Voß. Betrachten wir seine vergeistigten Gesichtszüge, so wird in ihnen der Vater lebendig, dessen unstillbarer Bildungshunger auf den Sohn überging. In seinen Idyllen aber lebt die ruhige, hausbackene Art der Mutter.

Doch wäre es falsch, aus dieser Gedichtsart sein Charakterbild ableiten zu wollen. Zwar kann die Tatsache, daß er in seiner Studienzeit dem Göttinger Dichterkreis, dem sogenannten Hainbund, angehörte, als ein Ausfluß jugendlichen Sturmes und Dranges gewertet werden. Kennzeichnend dafür ist die Gründungsgeschichte des Bundes, die Voß in einem Brief an seinen Freund Brückner erzählt:

„Die beiden Millers, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends (am 12. September 1772) nach einem nahegelegenen Dorfe (Weende). Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen

unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Ich ward durchs Los zum Aeltesten erwählt."

Was die Glieder des Bundes, zu dem sich die beiden Brüder Christian und Friedrich von Stolberg, der Dithmarscher Christian Boie und andere gesellten, bei dem Gottfried August Bürger als gern gesehener Gast weilte und mit dem Herder und Goethe in Verbindung standen, so fest verband, war nicht nur das Gefühl schwärmerischer Freundschaft, sondern vor allem auch die gemeinsame Ablehnung der zeitgenössischen Französelei, die einmütige Verehrung Klopstocks und vor allem die bewußte Zuwendung zu deutscher Art und Geschichte. Die Bedeutung dieser Hinwendung wird für uns heute leicht überschattet durch ihre Art und Weise, bei der sich echtes und unechtes sonderbar vermischten. Diese Mischung ist aber doch aus den damaligen Zeitverhältnissen nur zu erklärlich und sollte den Blick nicht abwenden von der grundsätzlichen Seite des Bemühens um die Wiederbesinnung auf deutsche Art. Voß ist es gewesen, der dabei die Aufmerksamkeit seiner Göttinger Dichterfreunde auf die Heldengestalt des Sachsenherzogs Widukind richtete und dabei einen scharfen Blick für den tragischen Zwiespalt deutscher Geschichte zeigte, der sich in dem Kampf zwischen Karl und Widukind offenbarte.

Der Göttinger Dichterkreis ist nach wenigen Jahren zerfallen. Das Leben hat seine Glieder weit auseinander geführt, und einzelne gedachten der vergangenen Zeit nur noch als einer Art Jugendsünde. Voß hat ihr eine Anregung zu verdanken, deren Durchführung er einen guten Teil seiner Mannesarbeit widmete. 1781 bringt er eine Uebersetzung der Odyssee, 1793 eine Uebersetzung der Ilias heraus. Seine Uebersetzung war eine Verdeutschung im besten Sinne des Wortes. Sie zeugt von einer sprachlichen Schöpferkraft, die ihm für immer einen ehrenvollen Platz in der deutschen Kulturgeschichte sichert. Sie zeugt gleichzeitig von seinem sicheren Blick für alles Echte und der deutschen Art Wesensgemäße. Er hat mit seiner Uebersetzung den natürlichen Vorrang Homers vor Vergil im deutschen Bewußtsein endgültig gefestigt und die Aufmerksamkeit von der römischen Epigonenkultur auf ihren hellenischen Urgrund gelenkt. Kennzeichnend für Voß ist auch sein Bemühen um eine dem Genie des Dichters gerecht werdende Shakespeare-Uebersetzung. Er ist damit nicht durchgedrungen; aber auch in diesem Falle erweist sich Voß als der Erzieher seines Volkes zu einer ihm wesensgemäßen Bildung. Dieser sichere Instinkt für deutsche Art und Artverwandtschaft ist sein bestes bäuerliches Blutserbe gewesen.

Voß hat sich aber nicht nur darauf beschränkt, von seiner stillen Wirkungsstätte aus auf die ewigen Werte deutschen Seins hinzuweisen, sondern hat auch, wenn es ihm notwendig erschien, mit mutiger Entschlossenheit seine Dichtung als Waffe in den politischen Gegenwartskämpfen eingesetzt. Auch hierbei kann er den Bauernabkömmling nicht verleugnen. So stoßen wir unter seinen Idyllen auf mehrere Gedichte, die in bitterer Anklage sich mit der Lage der

bäuerlichen Leibeigenen befassen und das Gewissen der Gutsherrschaften aufzurütteln versuchen. Auf diese „Idylle" paßt allerdings die eingangs erwähnte Erklärung wie die Faust aufs Auge. Sie haben auch daher vor den Schranken einer formenstarren Kunstkritik wenig Gnade gefunden, und der rein ästhetische Wert dieser Gedichte ist ja in der Tat recht fraglich; um so größer ist aber ihre zeitgeschichtliche Bedeutung. Er, der Enkel eines Leibeigenen, hat sich, wie seine Briefe und die Anmerkungen zu seinen Gedichten beweisen, mit der Frage der Leibeigenschaft gründlich befaßt. Besonders wertvoll aber ist, daß er die Zeitverhältnisse nicht mit durch Haß getrübten Augen sieht; denn er ist in seinem Leben manchem einsichtigen Edelmann begegnet, der die Unhaltbarkeit der allgemeinen Lage der Leibeigenen ebenso lebhaft wie er selbst empfand. Um so erschütternder ist das Zeitbild, das sich in diesen „Idyllen" widerspiegelt.

Es zeugt von dem schlechten Gewissen der Zeitgenossen von Voß, daß sie das Wort „Leibeigen" nach Möglichkeit vermeiden und statt dessen mit Vorliebe den harmloser klingenden Begriff „Gutspflichtig" setzen. Gegen diese Begriffsverdrehung läßt Voß eine warmherzige Gutsfrau sich wenden, indem sie ihrem Mann entgegnet:

„Was nicht taugt durch Worte beschönigen, sei unerlaubt uns!
Trautester, wem sein Herr Arbeit aufleget nach Willkür,
Wem er den kärglichen Lohn nach Willkür setzet und schmälert,
Wen er nach Willkür straft, für den Krieg aushebet nach Willkür,
Wen er mit Zwang vom Gewerbe, mit Zwang von Verehelichung abhält,
Wen sein Herr an der Scholle befestiget, ohn der Scholl ihm
Einiges Recht zugestehen, als Lastvieh achtet und Werkzeug,
Trautester Mann, der ist Leibeigener, nenn ihn auch anders!"

Mit den Augen der Leibeigenen gesehen, bekommt dieses Bild naturgemäß noch grellere Farben. Einen solchen geplagten Leibeigenen läßt Voß sprechen:

„Was? noch Treue verlangt der unbarmherzige Fronherr?
Der mit Diensten des Rechts (sei Gott es geklagt) und der Willkür
Uns wie die Pferd abquälet und kaum wie die Pferde beköstigt?
Der, wenn darbend ein Mann für Weib und Kinderchen Brotkorn
Heischt vom belasteten Speicher, ihn erst mit Prügel bewillkommt,
Dann aus gestrichenem Maß einschüttet den kärglichen Vorschuß?
Der auch des bittersten Mangels Befriedigung, welche der Pfarrer
Selbst nicht Diebstahl nennt, in barbarischen Marterkammern
Züchtiget und an Geschrei und Angstgebärden sich kitzelt?
Der die Mädchen des Dorfs mißbraucht und die Knaben wie Lastvieh
Auferzöge, wenn nicht sich erbarmten Pfarrer und Küster,
Welche, gehaßt vom Junker, Vernunft uns lehren und Recht-tum?
Nein, nicht Sünde fürwahr ist solcherlei Frones Versäumnis!"

Unter diesem Zwange litt nach der Beobachtung von Voß nicht nur die gutswirtschaftliche Ackerkultur, sondern vor allem auch die Bauernwirtschaft selbst; denn stets mußte der mecklenburgische Bauer fürchten, von seiner Stelle auf eine andere versetzt zu werden. So rät ein Leibeigener dem anderen, seinen Acker ja nicht zu sehr zu bessern,

„Daß die gebesserte Hufe dir nicht abnähme der Junker
Und zum Ersatz anwiese die schlechtere, wieder zu bessern."

Besonders beklagt Voß die Rechtsunsicherheit in seiner mecklenburgischen Heimat. Einem Leibeigenen, dem geraten wird, den Klageweg zu beschreiten, legt er die verzweifelten Worte in den Mund:

„Ja, verklage! durch wen? Wo ist Geld? Und erfährt es der Herzog?
Gibt nicht der adlige Rat im Obergericht die Entscheidung
Und wann hackt ein Rabe dem anderen Raben das Aug aus?"

Immer wieder versucht Voß, den Gutsherren klarzumachen, daß die nur allzu häufige skrupellose Ausnutzung der leibeigenen Bauern zu einer Zerrüttung aller Ordnung führen müsse, die auch den Zerfall der Gutswirtschaft zwangsläufig nach sich ziehe. Seine Warnungen waren ebenso vergeblich wie die lockende Ausmalung des Zukunftsbildes, daß Voß, auf die Erfahrungen der Grafen Rantzau sich stützend, von den befreiten Dörfern entwarf:

„Seit der Baron Freiheit und eigenes Erb' und Gewerb' uns
Sicherte, blühet das Dorf an Getreid' und Herden und Baumfrucht,
An rotwangigen Mädchen und Jünglingen und an Gesängen."

Der Ruf von Voß ist ungehört verhallt. Seine Zeit hielt sich an diejenigen seiner Idylle, die ihre Behaglichkeit nicht störten. So ist das Bild von Voß entstanden, das uns überliefert ist. Es ist schief; denn es wird seinem bäuerlichen Wesenskern, seiner erzieherischen Arbeit zu völkischem Selbstbewußtsein, vor allem aber seinem Einsatz für das bedrängte Bauerntum nicht gerecht. Dieser Einsatz war für ihn eine innere Notwendigkeit, eine selbstverständliche Dankesverpflichtung seinen bäuerlichen Vorfahren gegenüber. Gewiß zählt Voß nicht zu den großen Kämpfernaturen. Aber von ihm gilt das Wort seines ihm in so vieler Beziehung gleichgestimmten Freundes Matthias Claudius:

„Greif nicht leicht in ein Wespennest,
Doch wenn du greifst, so stehe fest."

Die Umschau

Weltpolitischer Bericht

Die Fluten steigen ...

Es ist in solchen Stunden nötig und richtig, sich über eine Anzahl Zusammenhänge klar zu werden.

Die am 5. Juli in der Vollsitzung des **Nichteinmischungsausschusses** erreichte Einigung über die Zurückziehung der Freiwilligen aus Spanien auf beiden Seiten, über die verstärkte Land- und Seekontrolle und die Zubilligung der Rechte von Kriegführenden an die beiden spanischen Parteien darf nicht über die wirklichen Gefahren hinwegtäuschen. Es hat 13 Monate lang gedauert, bis dieser englische Plan schließlich von den 27 Mächten angenommen wurde. Diese Verschleppung lag am

Widerstand des Sowjetvertreters Maisky,

der mit allen Mitteln verhindern wollte, daß General Franco die Rechte eines Kriegführenden bekommt. Die Sowjet-Union beteiligt sich auch nicht an der Kostenaufbringung für die Zurückführung der Spanienfreiwilligen, wofür Großbritannien, Frankreich, Italien und das Deutsche Reich zusammen 1250 Pfund gegeben haben. Bis der Plan aber in Kraft tritt, hat es noch gute Weile. Es sollen 51 Tage nach der endgültigen Annahme des Planes durch den Nichteinmischungsausschuß die ersten Freiwilligen an Bord der Transportschiffe gebracht werden, täglich 2000 Freiwillige abtransportiert werden und die Gewährung der Rechte einer kriegführenden Partei erfolgen, sobald 10 000 Freiwillige auf der Seite abtransportiert sind, die die wenigsten Freiwilligen hatte. Außerdem hat man sich in Italien und Frankreich in dieser Frage noch nicht ganz geeinigt, von englischer Seite wird gefordert, Italien müsse vor dem Inkrafttreten des Abkommens konkrete Maßnahmen in der Zurückziehung seiner Freiwilligen in Spanien treffen — auf italienischer Seite wird dies bestritten. Englisch-italienische Abkommen scheinen überhaupt die Eigentümlichkeit zu haben, gar nicht erst richtig ins Leben zu treten — das war so mit dem Abkommen von Januar 1937, das scheint mit dem neuen Abkommen vom 16. April 1938 ebenfalls zu sein. Immerhin — man bemüht sich. Wohin man allerdings mit den „Freiwilligen" auf der bolschewistischen Seite soll, weiß man wohl selber nicht; die englische Presse wehrt sich schon jetzt dagegen, ein geplantes Lager von 3000 dieser „Helden" auf englischem Boden unterzubringen — man hat Furcht, sie nachher nicht wieder loszuwerden.

Erfreulich ist gewiß auch das am 1. Juli abgeschlossene

deutsch-englische Finanzabkommen.

Wenn wir auch die Uebernahme der österreichischen Anleihen abgelehnt haben, so haben wir doch England für seine Garantie für die österreichischen Anleihen schadlos zu halten uns verpflichtet, dagegen sind die Zinssätze für die deutschen Auslandsanleihen überall gesenkt, die 7prozentigen auf 5 Prozent, die 5½prozentigen auf 4½ Prozent, die Zinssätze der privaten Schulden auf die Hälfte. Im Warenaustauschverhältnis ist die Lösung jetzt so, daß, wenn wir in England für 100 Pfund Waren absetzen, wir dafür 60 Pfund Waren in England kaufen müssen, die restlichen 40 Pfund uns aber zur Deckung unserer Schuld- und Zinsverpflichtungen und als Bardevisen zur Verfügung stehen. Verringert sich die deutsche Ausfuhr nach England, so brauchen wir weniger Waren zu kaufen, während der uns zur Verfügung stehende Devisenbetrag sich nicht vermindert.

Times schrieb zu dem Abkommen: „Der gesunde Menschenverstand hat den Sieg davongetragen. Das Abkommen, das die britischen und deutschen Unterhändler .... zustande gebracht haben, ist viel besser, als es vor einem Monat auf den ersten Blick möglich schien." Eine gewisse Entlastung der politischen Atmosphäre ist durch diesen Abschluß eingetreten.

Immerhin dürfen wir uns aber über die

innere Lage in England

nicht täuschen. Gewiß können Chamberlain und sein Außenminister Lord Halifax im Kabinett jede Sonderentwicklung ausschalten, aber angenehm ist ihre Lage durchaus nicht. Sie müssen einmal mit dem langsam rabiat werdenden Kampf der Opposition rechnen. Diese hat jede Rücksicht fallen gelassen. Die Angriffe der fanatischen Feinde Deutschlands, Manders, Attlees,

Locker-Lamsons, im Unterhaus sind von einer Massivität, die jede nüchterne Erwägung vermissen läßt. Oberst Wedgwood hetzt in einem offenen Brief die Juden in Palästina auf. Während Chamberlain versucht, die Beziehungen zu Franco zu verbessern, schon in der nüchternen Erkenntnis, daß dieser eben in Spanien siegen wird, und weil er dem italienischen und deutschen Einfluß das Feld nicht allein überlassen will, tobt die Opposition begeistert für Valencia, benutzt jede Bombe, die ein nationalspanisches Flugzeug auf irgendein Schieberschiff, das bei der auf diesem Gebiet sehr weitherzigen britischen Gesetzgebung die englische Flagge gehißt hat, wirft, zu neuen Angriffen auf den Ministerpräsidenten. Dazu schießt ihm Winston Churchill in den Rücken. Er wird froh sein, daß im August das Parlament in die Ferien geht.

Englands Lage ist nicht angenehm. In Palästina hat sich die britische Verwaltung endlich entschlossen, nachdem man zahlreiche Araber oft wegen bloßen Waffenbesitzes gehängt hatte, den jüdischen Terroristen und Mörder Jakob Joseph Schlomo aufzuhängen. Die Juden haben darauf mit einem rabiaten Terror geantwortet. Die Verhandlungen, die England in Rom führt, werden von der britischen Opposition immer wieder quergeschossen. Es ist eine unangenehme Lage — in Spanien beinahe zwischen beiden Stühlen, in Palästina gegenüber einem Verzweiflungsausbruch des Arabertums und gegenüber den Erpressungen durch die Zionisten, in Ostasien gegenüber einem siegreichen Vordringen der Japaner —, man sollte glauben, daß England eigentlich genug Sorgen hätte. Dennoch gibt es weite Kreise in England — der größte Teil der Linken ebenso wie die Churchill-Gruppe —, die an der Nordsee gerne auch noch durch Verschärfung der Lage gegenüber dem Deutschen Reich Schwierigkeiten haben möchten. Mr. Hore-Belisha aber sitzt im Kabinett und wird schon heute vom Weltjudentum als der Cherub der Rache gegen das Deutsche Reich gefeiert.

In Frankreich ist die Entwicklung kaum erfreulicher, eher beunruhigender. Ministerpräsident Daladier hat in den Ministern Reynaud und Mandel zwei ausgesprochene Kriegstreiber in der Regierung; Mandel, früherer Privatsekretär Clemenceaus, und Reynaud, der noch im März, ehe er Minister war, mit dürren Worten in der Kammer den Krieg gegen das Deutsche Reich gefordert hat. Marineminister Campinchi ist kaum besser — seine Spezialität ist die Provozierung Japans. Auf ihn geht die ohne Wissen des Kabinetts vorgenommene Besetzung der Paracel-Inseln im Südchinesischen Meer zurück, die allerdings eiligst aufgegeben werden mußte, als Japan die Zähne zeigte. Das Japanische Auswärtige Amt hat sich auch darüber beschwert, daß die Herren französischen Volksfrontminister die Spargelder Frankreichs nicht besser anzulegen wissen, als daß sie den Chinesen Eisenbahnen zum Herantransport von Munition und Waffen bauen. Die wirklichen französischen Kolonialfachmänner sind über diese Pariser Extratouren entsetzt. Oberst Bertrand veröffentlicht in der „Asiatic Review“ einen Artikel, in dem er voller Besorgnis darauf verweist, daß Frankreichs großer hinterindischer Besitz, die „Indochinesische Union“, d. h. Anam, Tonking, Kambodscha, Cochinchina und Laos, mit ihren knapp 20 000 Mann Truppen schon dem benachbarten Siam, das im Kriegsfalle etwa 40—50 000 Mann europäisch geschulter Truppen hat und über 200 amerikanische Kampfflugzeuge verfügt, kaum gewachsen sein dürfte — geschweige denn einer japanischen Landungsarmee.

Mag Japan in China noch so sehr beschäftigt sein — um die Franzosen aus Hinterindien auszuquartieren, wo bei der Unzufriedenheit der Anamiten jeder einzelne japanische Soldat wie ein „Buddha der Erlösung“ aufgenommen werden würde, genügt ihre Macht immer noch; und um die französischen Südseebesitzungen zu kassieren, wäre ein japanisches Panzerkreuzergeschwader mehr als ausreichend.

Es scheint, als ob gewisse Kreise in Paris die Beschäftigung Japans in China doch überschätzen. In Moskau ist das gleiche der Fall. Aufgemuntert von chinesischen und europäischen Seelenverwandten, haben die Sowjets den Schenfeng-Höhenzug, der den für die Japaner höchst wichtigen mandschurischen Hafen Raschin beherrscht, besetzen lassen. Hatten sie schon die Bildung des japanischen Kabinetts Konoe als „faschistisches Kriegskabinett“ in der Presse bezeichnet, so ist die Tonart der Moskauer Blätter immer schärfer geworden, wandte sich vor allem gegen den Erziehungsminister General Araki Sadao und ist in der letzten Zeit einfach ausfällig geworden. Am 6. Juli verließ außerdem der Sowjetbotschafter Slawuzkij Tokio. Beschwerden der Japaner über Grenzverletzungen durch Sowjettruppen wurden in letzter Zeit recht anmaßlich abgewiesen.

Das Judentum in der Welt treibt zum Kampf. In der englischen Zeitung „News Chronicle“ wurde eine ganze

Lügenoffensive gegen das Deutsche Reich

losgelassen. Der erste Aufsatz stellte die unwahre Behauptung auf, daß der General von Reichenau als deutsches Ziel in den Spanienkämpfen die Vernichtung der politischen Selbständigkeit Portugals, die Bedrohung der französischen Pyrenäengrenze und die Verriegelung der englischen und französischen Seewege zwischen Europa, Asien und Afrika aufgestellt habe. Dann kam der französische Luftfahrtminister Pierre Cot und forderte wieder einmal den Präventivkrieg gegen das Deutsche Reich, und neuerdings brachte dieselbe Zeitung eine schwindelhafte Information, nach der deutsche Geschütze in Spanisch-Marokko samt allerlei anderen deutschen Truppenteilen bereit ständen, um England Gibraltar wegzunehmen.

Was ist der Hintergrund?

Das Judentum braucht den neuen Weltkrieg. Wenn die jüdische Zeitung „The American Hebrew“ vom 3. Juni 1938 triumphierend schreibt, daß „die Koalition zwischen England, Frankreich und Sowjetrußland sich gemeinsam dem siegreichen Zug des von Erfolg berauschten Adolf Hitler entgegenstellen“ werde, wenn sie Leon Blum, Litwinow und den englischen Kriegsminister Hore-Belisha als die Rächer Israels preist und schreibt: „Es mag also geschehen, daß diese drei Söhne Israels die Koalition bilden werden, die den wahnsinnigen Nazi-Diktator, diesen größten Judenfeind der modernen Zeit in die Hölle schicken wird . . .“ so ist das an sich nichts Neues. Seit Jahren wird aus diesen Kreisen zum Kriege gehetzt. Am 29. Mai 1938 sagte der amerikanische Botschafter in Paris, Bullit, enger Freund des Lasar Mosessohn Kaganowitsch in Moskau, bei einer Totengedenkfeier in Suresnes: „Heute, weniger als 20 Jahre nach dem Weltkrieg, in dem sie starben, sind wir nicht sicher, ob ihre Gräber nicht bald wieder von Granaten und Geschossen aufgewühlt werden.“ Die

Judenpresse in New York

bereitet schon heute das amerikanische Volk zum Eintritt in einen neuen Weltkrieg vor. „New York Times“ schreibt: „Diese Demokratien (Tschecho-Slowakei und Frankreich) verteidigen die traditionellen Grundsätze der amerikanischen Wesensart und aller Bürger unseres Landes. Wenn nun diese Demokratien zur Rechten und Linken von Diktaturen umgeben sind, so werden wir ohne Freunde sein. Wir sind also ganz zwangsläufig die Verbündeten der europäischen Demokratien.“ Der amerikanische Staatssekretär Mr. Cordel Hull drückt seinen Beifall zu dieser Äußerung aus. Am 16. Juni 1938 schrieb die jüdische Zeitung „L'Indépendent“ in Saloniki: „Die amerikanische Neutralität existiert nicht mehr.“ Der alte Judenfreund Erzbischof Dr. Temple von York in England erklärte öffentlich: „Es ist vielleicht notwendig, daß es einen neuen großen und schrecklichen Krieg gibt, um die Autorität des Völkerbundes herzustellen, daß die gegenwärtig lebende und die zukünftige Generation geopfert werden müssen, weil man einen neuen Weltkrieg brauchen wird, um die Genfer Liga zu festigen, wie es des vergangenen Weltkrieges bedurfte, um sie zu schaffen.“ Der frühere amerikanische Botschafter in Berlin Dodd lehrt öffentlich: „Die Vereinigten Staaten müssen sich mit Frankreich und der immer mehr zur wahren Demokratie heranreifenden Sowjetunion verbinden, um in einem Krieg gegen die faschistischen Angreifer ihre Rechte zu wahren. Wenn Deutschland, Italien und Japan im nächsten Kriege verbunden sein werden, so werden sie die stärkste Militärmacht seit Napoleons Zeiten sein. Wenn Frankreich, die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion ihre Stellung bewahren wollen, so müssen sie schnellstens den Krieg an diese drei Militärmaschinen erklären, bevor diese zuviel Schlagkraft erhalten, um noch gestoppt werden zu können.“ Der Präsident der 2. Internationale, der frühere belgische Minister und Hochgradfreimaurer de Brouckère, erklärte im Mai dieses Jahres während eines Aufenthaltes in Rotspanien in öffentlicher Rede in Albacete: „. . . die vier großen Nationen, die die letzte Schlacht im spanischen Bürgerkrieg schlagen werden, sind die Sowjetunion, Frankreich, England und USA.“

Der berüchtigte Dean Johnson von Canterbury schrieb nach einem Aufenthalt im Sowjetstaat, er werde „mit allen Kräften für eine Freundschaft zwischen England und der Sowjetunion arbeiten“.

So wird man der „Neuen Baseler Zeitung“ beipflichten dürfen, wenn sie schreibt: „Wohin soll es zum Beispiel führen, wenn so einflußreiche, gewichtige Persönlichkeiten (Leon Blum, Paul Reynaud und Paul Faure) von dem Kriege sprechen, als ob er unabänderliches

Schicksal sei und vielleicht sogar nahe bevorstehe? Da muß man sich doch allen Ernstes fragen, wer will diesen Krieg? Wo sind die Mächte, die bewußt oder unbewußt zum Kriege treiben? Denn von einer Fatalität oder von einem „Hineinschlittern", wie Lloyd George sich ausdrückte, kann heute keine Rede mehr sein. Es gibt diesmal keine Entschuldigung mehr. Wenn der Krieg kommt, so wird er bewußt herbeigeführt; es handelt sich also darum, die Schuldigen ausfindig zu machen . . ." Eben darauf kommt es an. Man muß „fixer la responsabilité" — die Schuldfrage vorher klären. Diese und ähnliche Äußerungen, für die sich Hunderte an Belegen anführen lassen, zeigen mit voller Klarheit, daß das **Judentum in der Welt den neuen Weltkrieg will und betreibt.** Die Völker sollen klar sehen — es wird ein Krieg der Juden — und je eher die Völker dies sehen, um so rascher läßt sich das Unheil noch verhindern.

Dieses Unheil steht im Hintergrund leider auch über dem englischen Königsbesuch in Paris. Wir haben gar nichts dagegen, wenn England und Frankreich, die keine realen Streitfragen miteinander haben, einander politisch nahekommen und ein „herzliches Einvernehmen" schließen — aber wir spüren die Hände der Juden im Hintergrund.

Wir beobachten mit Besorgnis die Treiberei des jüdischen Weltbolschewismus. Dimitrow schreibt in der „Prawda", „der spanische Bürgerkrieg habe ungeheure internationale Bedeutung, er sei ein Musterbeispiel dafür, mit welchen Methoden und Zielen die Volksfronten unter Leitung der Bolschewisten den Faschismus bekämpfen müssen. In Frankreich, in China, in der Tschecho-Slowakei sei heute schon deutlich der Einfluß des spanischen Beispiels zu spüren." Er hätte auch sagen können: in Palästina. Der Terror, den die Juden dort losgelassen haben, wird immer bolschewistischer, in Tel Awiw ist gerade wieder ein Büro mit Tausenden von Flugblättern in allen möglichen Sprachen, die zum Bolschewismus aufhetzen, entdeckt worden.

Interessant in diesem Zusammenhang ist die Entwicklung in denjenigen Staaten, die noch nicht „sich entschieden" haben. In Rumänien, wo nach dem von den Westmächten erzwungenen Rücktritt Gogas der Kurs wieder stark nach Paris gesteuert wurde, ist am 14. Juli die „Union des nationalen Gewissens" gegründet worden, an deren Spitze der alte Judengegner Prof. Cuza steht. Das Programm dieser Bewegung betont in der Innenpolitik den Kampf gegen den Bolschewismus und das Judentum, in der Außenpolitik die Annäherung an die Achse Berlin—Rom. Zum Präsidenten ist der Außenminister der Goga-Regierung Istrate Micescu gewählt worden — es ist gar kein Zweifel, daß diese Bewegung erst einmal überhaupt um die politische Plattform wird ringen müssen. Sie ist aber ein echter Ausdruck dafür, daß das rumänische Volk sich nicht in das Schlepptau der Juden nehmen lassen will.

Eigenartig war die Stellung Litauens. Nach der Annahme des polnischen Ultimatums sind die Beziehungen zu Moskau etwas kühler geworden, Verhandlungen wegen eines Gefangenenaustausches zwischen den beiden Staaten wurden abgebrochen.

Die Nachrichten aus dem Sowjetstaat kommen stets wie durch einen Schleier. Immerhin läßt sich einiges feststellen, so daß Sunfo, der Sohn Sunyatsens, als Sonderbeauftragter der chinesischen Zentralregierung immer noch in Moskau sitzt und mit Eifer wühlt, daß ferner die Sowjetpresse in der tschecho-slowakischen Frage zwar ausgesprochen hetzte, aber erst, als die Krise eigentlich abklang. Das Militärblatt „Krasnaja Swjeso a" blies zwar gewaltige Kriegsposaunen — in Wirklichkeit hatte man den Eindruck, daß Moskau zwar einen neuen Brand in Europa gerne sehen, aber sich selber das Fell dabei nicht verbrennen will. Die „Säuberung" im Inneren geht weiter, betroffen ist vor allem die Ukraine, wo der Präsident des Sownarkon Kossior abgesägt ist und von 923 Sekretären 285 beseitigt wurden mit der verrückten Begründung, daß sie „die polnischen Pane und die deutschen Faschisten, Gutsherren und Kapitalisten" in die Ukraine bringen wollten. Besonders stark ist der Druck wieder gegen die Rußlandtürken, auch 15 000 Iraner sind völlig verarmt über die Grenze Irans getrieben worden.

An weiteren Ereignissen ist nachzutragen, daß in Lettland der polnische Außenminister Beck eintraf, der italienische Faschismus sich zu einer italienischen Prägung des Rassegedankens bekannt hat, die innerpolitischen Spannungen in Brasilien, wo der Außenminister Aranha zurücktrat, um sehr bald wieder berufen zu werden, anhalten, Venezuela aus dem Völkerbund ausgetreten ist — **alles kleine Steine in dem großen Spiel**

zwischen dem Frieden, den die anständigen und arbeitenden Völker brauchen, und dem Kriege, an dessen Herbeiführung das Judentum unablässig arbeitet.

Prof. Dr. Johann von Leers
(Abgeschlossen am 20. 7. 38)

Weltwirtschaftlicher Bericht

Zum ersten Male hatte es in der vergangenen Zeit wieder den Anschein, als wolle sich das Blatt der weltwirtschaftlichen Entwicklung wenden. Genau so, wie vor Monaten die Anzeichen und Ursachen für einen ungewöhnlich starken Niedergang bei den Vereinigten Staaten von Amerika lagen, so sind auch diesmal wieder die

Anzeichen einer Belebung

besonders in Amerika zu beobachten. Fast, als die Kurve am Boden lag, begann sie sich wieder zu heben, und zwar sind Ursache und Wirkung so vielfach verflochten, daß selbst die Weisen von Washington und Wall-Street nicht recht wissen, was sie damit anfangen sollen. Am nachhaltigsten und eindrucksvollsten zeigte sich die Börsenbelebung; die Kurse in New York sind inzwischen auf eine recht beachtliche Höhe gestiegen, und man begründet dies teilweise mit einer gebesserten Lage an den Rohstoffmärkten, während umgekehrt für die Festigkeit der Warenpreise die gebesserte Börsenlage wieder verantwortlich gemacht wird. Jedenfalls ist die Belebung ganz programmwidrig gekommen, denn die Vorsichtigen hatten erst im Frühjahr 1940 damit gerechnet, die meisten Optimisten aber auch erst in diesem Herbst. Man möchte fatalistisch die Achseln zucken und sich resigniert dem Konjunkturaberglauben hingeben, weil sich hier wieder einmal erwiesen haben soll, daß alle Berechnungen in der Wirtschaft trügen; in Wirklichkeit aber bietet gerade die amerikanische Entwicklung ein deutliches, allerdings unvollkommenes Bild von der Beherrschung der Wirtschaftsgestaltung, also das gerade Gegenteil vom laissez aller. Denn es scheint nur den gewaltigen Anstrengungen Roosevelts und seiner Mitarbeiter gelungen zu sein, das Steuer herumzuwerfen. Nicht umsonst ist der Fehlbetrag im amerikanischen Haushalt von der ursprünglichen 1-Milliarden-Schätzung auf 4 Milliarden Dollar gestiegen, und nicht umsonst beläuft sich das gesamte Ausgabenprogramm im laufenden Haushaltjahr auf 9 Milliarden Dollar. Es muß damit also gelungen sein, zunächst wenigstens stimmungsmäßig, nicht nur den Verbrauch, sondern vor allem die Investitionstätigkeit anzuregen. Entscheidend scheint dabei die bewußte und radikale Senkung der amerikanischen Stahlpreise gewesen zu sein, ein besonders eindrucksvolles Beispiel einer gewollten Wirtschaftslenkung nicht nur durch den Staat, sondern durch die Industrie selbst, freilich vom Staat veranlaßt. Und der Erfolg scheint dieser Handlung recht zu geben, denn seitdem steigt der Stahlabsatz, erhöht sich die Erzeugung der Stahlindustrie — und steigen natürlich auch die Stahlaktien. Trotzdem wird diese unvorhergesehene, aber gewollte Belebung in den Vereinigten Staaten noch mit großer Zurückhaltung beurteilt, weil man noch nicht weiß, ob sie nachhaltig und echt ist; außerdem können weltpolitische Einflüsse diese Entwicklung immer noch sehr stören. Zunächst hat sie jedenfalls ausgereicht, um auch ein

Wiederansteigen der Warenpreise

herbeizuführen, nachdem auch diese im Sommer auf einem Tiefpunkt angelangt waren. Neben dem Stimmungsumschwung haben aber auch die Marktverhältnisse die Verbesserung hervorgerufen: nämlich einfach die Tatsache, daß man auch auf den Rohstoffmärkten die Dinge nicht mehr wie früher schleifen ließ, sondern die Märkte ordnete und die Erzeugung regulierte. Hier wurde seinerzeit ausführlich darüber berichtet und immer wieder hervorgehoben, daß aus diesem Grunde (neben anderen) der Preiszusammenbruch nie so vollkommen und erschütternd werden könne wie 1930, und daß der Niedergang sich bald schon fangen werde. Auf das Beispiel einer Marktlenkung in den Vereinigten Staaten wurde oben hingewiesen: diese Tatsache hat auch ihre Auswirkungen auf den internationalen Eisenmärkten. Nachdem der Ordnungsträger, die Internationale Roheisengemeinschaft (Ireg), verlängert worden war, konnten sich auch hier die Verhältnisse bald etwas bessern, und die erhöhte Nachfrage, die nach der Stahlpreissenkung in Amerika hervortrat, war bald auch international zu beobachten. So war es aber auf fast allen Gebieten, bei den Buntmetallen, bei der Baumwolle, beim Kautschuk: zu der eingeschränkten Erzeugung, dem geordneten Markt, trat eine stärkere Nachfrage aus fast

allen Ländern, die die Preise wieder ansteigen ließ. Baumwolle hatte erheblich geringere Ernteschätzungen gegenüber dem Vorjahr zu verzeichnen, auch die Juteernte in Indien fällt in diesem Jahr geringer aus, während bei der Wolle starke deutsche, englische und französische Käufe zu beobachten waren. Beim Kautschuk erhöhten sich die Absatzaussichten für Reifen im Zusammenhang mit der amerikanischen Verbrauchsbelebung. Bemerkenswert ist nun, daß im Rahmen dieser allgemeinen Warenpreissteigerung auch eine

plötzliche stürmische Goldnachfrage

hervorgetreten ist und den Goldpreis soweit heraufgetrieben hat, wie es gerade angängig ist, ohne große Goldverschiebungen zu verursachen. Allerdings ist sie aus ganz anderen, rein spekulativen Gründen zu erklären. Die Unsicherheit um den englisch-amerikanischen Handelsvertrag hat das Gerücht aufkommen lassen, man wolle auch eine endgültige Stabilisierung des Pfund-Dollar-Verhältnisses herbeiführen, und zwar auf der Grundlage der alten Parität von $4{,}86\,^2/_3$ Dollar für das Pfund Sterling bei einem gegenwärtigen Durchschnittskurs von 4,95 Doll. Daraufhin lag das Pfund gegenüber dem Dollar schwach, und dies führte wieder zu einer leichten Erhöhung des Goldpreises in London. Es sprach dabei die Erwartung mit, daß mit einer solchen endgültigen Stabilisierung auch der Goldpreis heraufgesetzt werden müsse. In dieser Erwartung kaufte also alles Gold. Merkwürdigerweise griffen die englischen Aufsichtsstellen nicht ein; im Gegenteil, sie schienen diese Bewegung sogar noch zu begünstigen. Einerseits wollte man dadurch die reichen Goldzufuhren aus Südafrika geschickt unterbringen, andererseits wollte man sich in diesem spekulierenden Publikum gewissermaßen eine neue Goldreserve schaffen, die dritte Reserve neben dem Goldbestand der Bank von England und neben dem Währungsausgleichsfonds des Schatzamtes. Sollten wieder neue Währungsunruhen bestehen und Goldabflüsse notwendig werden, dann können sie zuerst diesem Spekulationsfonds entnommen werden, ohne besonderes Aufsehen und ohne Inanspruchnahme der offiziellen Goldbestände. Diese spekulative Hortung, die dem englischen Schatzamt so erwünscht kam, stammt allerdings hauptsächlich aus Frankreich. Dort hatten sich die bekannten heißen Gelder nach der wirtschaftlichen Beruhigung seit Daladier erst einmal wieder niedergelassen; aber neuerdings, im Zusammenhang mit manchen Enttäuschungen und Spekulationen, wandern sie wieder in kleinerem Ausmaß aus Frankreich aus, schwächen dadurch den französischen Franken und siedeln sich erneut am Londoner Goldmarkt an. Darin kommt vor allen Dingen zum Ausdruck, daß sich die wirtschaftlichen Verhältnisse in Frankreich durchaus noch nicht ganz gefestigt und gekräftigt haben. Immerhin bleibt die Regierung geschmeidig genug, alle Schwierigkeiten zu meistern. Ebenerst hat sie eine Probe davon gegeben, als sie die konservative alte Bank von Frankreich zur Offenmarktpolitik übergehen ließ. Aber die Schwäche der Wirtschaft zeigt sich im ganzen doch, wenn man sie besonders mit der

angelsächsischen wirtschaftlichen Aktivität

vergleicht. Sie zeigte sich besonders auf handelspolitischem Gebiete und zeigte sich besonders rührig dort, wo sie auch mit den deutschen wirtschaftspolitischen Interessen in Wettbewerb treten konnte, nämlich im Südosten Europas und in Südamerika. In Südamerika, vor allem in Brasilien, bemühen sich die Vereinigten Staaten stark um eine beherrschende wirtschaftliche Stellung, zumal sie einen der größten Abnehmer für brasilianischen Kaffee darstellen. Im Zusammenhang damit hat Brasilien nun den Ankauf von deutschen Sperrmark eingestellt, die die Verrechnung des deutsch-brasilianischen Handels ermöglichen, und Deutschland hat daraufhin seine Einkäufe in Brasilien einstellen müssen. Damit ruht also zunächst der deutsch-brasilianische Güteraustausch, der seit 1934 einen so hoffnungsvollen Aufschwung genommen hatte. Im Südosten Europas entfaltet England eine heftige Tätigkeit. Nach dem Abkommen mit der Türkei, über das hier bereits berichtet wurde, versuchen die Engländer, gleichermaßen mit Griechenland und Rumänien ins Geschäft zu kommen, wobei großzügige Pfundkredite immer eine wirksame Rolle spielen. Außerdem wurde die griechisch-türkische und die rumänisch-türkische Freundschaft erneuert oder vertieft. In Rumänien will England die Erschließung neuer umfangreicher Erdölquellen finanzieren, in Jugoslawien erschließt eine englische Gesellschaft größere Vorkommen an Blei- und Zinkerzen. Dazu treten noch ausgedehnte

Getreidekäufe aus fast allen südosteuropäischen Ländern zur Einlagerung für die englische Armee. Aber auch mit Deutschland selbst ist England zu einer Einigung gekommen, und zwar über den Waren- und Zahlungsverkehr, der auf beiden Seiten als ein hoffnungsfreudiges Zeichen einer Ausgestaltung der gegenseitigen Wirtschaftsbeziehungen begrüßt wurde. Unterdessen ist

Mexiko in Absatzschwierigkeiten

mit seinem Erdöl geraten. Die Förderung, die im Januar noch 4,14 Millionen Barrels betrug, ist im April bis auf den sechsten Teil zurückgegangen! Der amerikanische Petroleumhändler William Davis hat zwar einen Vertrag abgeschlossen über die Lieferung von Erdöl im Werte von 2 Mill. Pfund nach Europa, aber es handelt sich dabei auch nur um die normale Förderung von zwei Monaten; sie kann also für die Lage in Mexiko nicht so entscheidend sein und die mexikanische Regierung schließlich doch noch bewegen, einen Ausgleich mit beiden angelsächsischen Erdölmächten zu suchen.

Ferdinand Fried. Zimmermann
(abgeschlossen am 21. Juli 1938)

Weltagrarpolitischer Bericht

Fast gleichzeitig haben sich im vergangenen Monat zwei maßgebende Stellen in Deutschland mit dem Problem der Landflucht beschäftigt. Der Beauftragte für den Vierjahresplan hat zusammen mit dem Reichsfinanzminister und dem Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft eine „Verordnung zur Förderung der Landbevölkerung" erlassen, die eine bevorzugte Behandlung der Landbevölkerung bei der Vergebung von Ehestandsdarlehen vorschreibt und außerdem Einrichtungsdarlehen und Einrichtungszuschüsse für die Landbevölkerung vorsieht. Wenige Tage vorher hatte der Reichsjugendführer die Überwindung der Landflucht als die entscheidende Aufgabe der deutschen Jugend bezeichnet. Beide Aktionen sind auf den ersten Blick untereinander sehr stark verschieden, aber das Ziel ist ihnen gemeinsam, und sie ergänzen sich daher aufs glücklichste. Denn während die Verordnung des Beauftragten für den Vierjahresplan die wirtschaftlichen Voraussetzungen für eine Verbesserung des ländlichen Lebensstandards anbahnt und durch die Form, in der die Darlehen und Zuschüsse gegeben werden, den Anreiz zur Abwanderung in die Stadt vermindert, hat der Reichsjugendführer die gesamte deutsche Jugend zum

geistigen Kampf gegen die Landflucht

aufgefordert. Zweifellos ist eine endgültige Überwindung der übermäßigen Abwanderung vom Lande allein mit geistigen, seelischen und kulturellen Mitteln nicht zu erreichen, wenn die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse dieser geistigen Tendenz in so krasser Weise entgegenarbeitet, wie es in den letzten Jahrzehnten nicht nur in Deutschland, sondern in einer ganzen Reihe von Kulturländern der Fall war. Aber ebensowenig kann von materiellen Maßnahmen allein eine entscheidende Wendung erwartet werden. So ist es kein Zufall, daß in Deutschland in diesen Wochen das Problem von beiden Seiten angepackt worden ist, und diese Tatsache ist es auch, die die Hoffnung rechtfertigt, daß in Deutschland in absehbarer Zeit die endgültige Überwindung der Landflucht und die Wiederzurückwendung des Volkes zum Lande gelingen möge. Freilich, in wenigen Jahren wird dieses Ziel nicht erreicht werden können, und gerade der Appell an die Jugend beweist es ja, daß man mit längeren Zeiträumen rechnet und erst der jetzt heranwachsenden, kommenden Generation die entscheidende Meisterung der großen Aufgabe zuweisen will. — Es ist oft, und mit Recht, gesagt worden, die Landflucht sei

ein internationales Problem.

Das Problem als solches ist vielen Kulturländern gemeinsam, wenn auch seine Intensität und seine spezifischen Ausdrucksformen von Land zu Land verschieden sind. Besonders sind es die hochindustrialisierten Länder, in denen ein Menschenmangel auf dem Lande und in der Landwirtschaft festzustellen ist. Kürzlich hat der Generalsekretär des Internationalen Verbandes der Landwirtschaft, Dr. A. Borel-Brugg (Schweiz), auf Grund einer Umfrage bei etwa dreißig Staaten eine Übersicht veröffentlicht, aus der hervorgeht, wo in der Welt die Landflucht spürbar ist und wo sich das umgekehrte Problem der Übervölkerung und Arbeitslosigkeit auf dem Lande zeigt. Borel stellt fest, daß in einigen wenigen Ländern annähernd ein Gleichgewicht zwischen Stadt und Land herrscht. Zu diesen Ländern zählt er vor allem Belgien, Finnland, Litauen, Norwegen und die Schweiz. Das Gleichgewicht auf dem „Arbeitsmarkt" ist frei-

lich labil, denn zwischen Sommer und Winter und auch in regionaler Hinsicht ergeben sich stets gewisse, meist unvermeidbare und natürliche Schwankungen. In einer ganzen Reihe von Staaten gib es eine agrarische Übervölkerung als Strukturerscheinung. Dies trifft insbesondere auf die meisten Agrarländer des europäischen Ostens und Südostens zu, wo die starke natürliche Vermehrung der Bevölkerung bei nur langsam fortschreitender Industrialisierung der Gesamtwirtschaft und beim Fehlen des Ventiles der Auswanderungsmöglichkeiten eine regelrechte Arbeitslosigkeit auf dem Lande bewirkt. Beispiele hierfür sind vor allem Polen, ferner Bulgarien, Ungarn und Jugoslawien. Aber auch in stärker industrialisierten Ländern, wie in Holland, Italien und in der Tschecho-Slowakei, besteht ein gewisses Überangebot an landwirtschaftlichen Arbeitskräften. In Kanada und in den USA. hat die Maschinisierung der Landarbeit im Laufe der Zeit zahlreiche Arbeitskräfte auf dem Lande freigesetzt. Nach Borel hat der Mähdrescher in den USA. etwa 250 000 Erntearbeiter um ihr Brot gebracht. Entsprechendes gilt für Kanada. Die noch in der Entwicklung begriffene Baumwollpflückmaschine wird im Süden der Vereinigten Staaten voraussichtlich eine ähnliche Entwicklung herbeiführen. — Im Gegensatz zu diesen Ländern weisen die alten Industrieländer alle Merkmale einer anhaltenden Abwanderung vom Lande auf. In Frankreich hat freilich erst die Einführung der Vierzigstundenwoche den entscheidenden Antrieb zur Landflucht gegeben, während vorher die bereits seit langer Zeit festzustellende Binnenwanderung vom Lande zur Stadt in dem immer noch sehr stark bäuerlich bestimmten und von Natur gesegneten Frankreich sich in gewissen Grenzen hielt. In England ist die Zahl der Landarbeiter seit Jahren in anhaltendem Sinken begriffen gewesen. In Deutschland hat der machtvolle Auftrieb der gewerblichen Wirtschaft mit seinem schnell gesteigerten Bedarf an Arbeitskräften einen Sog erzeugt, der die bereits stark abgeklungene Landflucht zu erneutem Ausbruch führte. Landarbeitermangel weisen in Europa auch Schweden, Dänemark, Estland und Lettland auf. Die baltischen Länder und Schweden haben nur einen verschwindend geringen natürlichen Bevölkerungszuwachs, der zum allergrößten Teile durch die fortschreitende Industrialisierung dieser Länder absorbiert wird. — Wir sehen aus dieser Aufzählung, daß die Störung des Gleichgewichtes sich in den einzelnen Ländern in ganz verschiedener Richtung geltend macht. In fast allen Ländern aber ist die Landwirtschaft der benachteiligte Teil der Wirtschaft, denn die Übervölkerung des Dorfes in einigen Agrarländern ist ja weder auf eine besondere Anziehungskraft des Landlebens zurückzuführen, noch bringt sie dem Lande irgendeinen Vorsprung ein gegenüber der Stadt. Im Gegenteil! Gerade auch in diesen Ländern pflegt der Anteil der Landwirtschaft am Volkseinkommen bedeutend niedriger zu sein, als es dem Bevölkerungsanteil der Landwirtschaft entsprechen würde. Das Problem der ländlichen Arbeitslosigkeit ist also ebenso wie das der Landflucht ein Problem des Landes, dessen Lösung nur durch eine Erweiterung des ländlichen Lebensraumes oder durch eine Verbesserung der ländlichen Lebensbedingungen gefunden werden kann.

Um diese Jahreszeit pflegen auf der nördlichen Halbkugel der Erde die

Gespräche über Ernte und Versorgungslage

lebhafter zu werden als sonst im Jahre. Getreide wird ja nur einmal im Jahre geerntet, und nach der langen Ungewißheit sich widersprechender Erntevorschätzungen, die in den liberalen Wirtschaften nur allzu gerne zu spekulativen Manövern ausgenutzt wird, läßt sich um diese Zeit ein einigermaßen klares Bild gewinnen, und die Versorgungslage kann jetzt für ein weiteres Jahr im großen und ganzen übersehen werden. Die nördliche Halbkugel spielt bekanntlich bei der Versorgung der Welt mit Getreide eine überragende Rolle: von der gesamten Weizenanbaufläche der Welt in Höhe von 108 Millionen Hektar (1937/38) entfallen auf die nördliche Halbkugel nicht weniger als 83,3 Millionen Hektar (1938). In diesem Jahre ist infolge günstiger Witterung in zahlreichen Ländern eine besonders reichliche Weizenernte zu verzeichnen. Die Anbauflächen sind ganz allgemein ausgedehnt worden, während der Weltverbrauch noch immer erheblich unter seinem früheren Höchststand liegt. Alle diese Momente müssen in ihrem Zusammenwirken zu einem Überangebot von Weizen auf dem „Weltmarkt", zu einer regelrechten Schwemme, führen. Von dem Rekordernteertrag in den Vereinigten Staaten

ist bereits in der vorigen Monatsübersicht gesprochen worden. Es sei darum nur kurz berichtet, daß die bereits früher angekündigte Weizenpreis-Stützung in den USA. nun doch zustandekommt. Die Regierung wird den Erzeugern, die ihren Weizen zwecks Hebung des Preisstandes zurückhalten, Weizenkredite geben. Für die Weizenbeleihung sind bisher 100 Millionen Dollar zur Verfügung gestellt worden. Trotz dieser Aktionen ist jedoch der Druck, der von der Rekordernte in Nordamerika ausgeht — auch Kanada hat bekanntlich eine reichliche Ernte, deren Absatz aber durch das englische Mutterland gesichert erscheint —, fast unvermindert stark geblieben, denn es ist ja damit zu rechnen, daß die Vereinigten Staaten ihren Weizenexport weiter fördern werden, um sich einen angemessenen Teil am Weizenwelthandel zu sichern. Geradezu grotesk wirkt es, wenn man davon hört, daß die im letzten Erntejahr aufgetretenen, erheblichen

Schäden durch Weizenrost als „günstige Momente"

für die weitere Entwicklung in den USA. angesehen werden, ein weiteres Beispiel dafür, wie sehr sich im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten die liberalen Wirtschaftsauffassungen von den einfachen, aber logischen Schlüssen des gesunden Menschenverstandes, des angelsächsischen „common sense", entfernt haben. Die Schwierigkeiten, die trotz der „günstigen" Einwirkungen des Rostes für die Unterbringung der amerikanischen Weizenernte bestehen, haben den Landwirtschaftsminister Wallace veranlaßt, einen internationalen Weizen-Pufferpool, also einen Welt-Speichervorrat, anzuregen, mit dessen Hilfe eine Stabilisierung der Weizenpreise erreicht werden soll. Es ist klar, daß Wallace dabei nicht an das Wohl der Weltlandwirtschaft, sondern nur an sein eigenes Land denkt, das wieder einmal, wie schon so oft in der Geschichte der Weltwirtschaft, als störender Faktor auftritt. Die jetzige Weizenkrise wird sich allerdings zunächst im wesentlichen auf die Vereinigten Staaten beschränken, da die Unterbringung der ebenfalls sehr großen europäischen Ernte bereits zu einem großen Teil gesichert erscheint. Jugoslawien und Ungarn mindestens berichten, daß der Absatz ihrer Exportüberschüsse infolge handelsvertraglicher Sicherungen keine großen Schwierigkeiten bereiten werde und daß die Preise sogar teilweise erheblich über den Weltmarktpreisen liegen werden. Die großen Importländer weisen zwar allgemein auch günstige Ernteergebnisse auf, jedoch bleibt in den meisten Fällen nach wie vor ein gewisser Zuschußbedarf bestehen. Italien hat gegenüber den ersten sehr ungünstigen Getreideschätzungen die angenehme Überraschung erlebt, daß die diesjährige Ernte nahe an den eigenen Gesamtbedarf der Nation herankommt. Die Qualität des Kornes befriedigt ganz besonders. Italien wird von jetzt ab nur eine einzige Sorte von Brot kennen, das 90 vH. Weizen und 10 vH. Mais enthält. Man ist in Italien überzeugt davon, daß das im ganzen Lande einheitliche Brot zur Vertiefung des Gefühles der Zusammengehörigkeit aller Stände und aller Provinzen und zur weiteren Sicherung der Autarkie beitragen werde. Die „autarkische Gesinnung", die Mussolini so oft von seinem Volke gefordert hatte, kam in überzeugender Weise auch bei den

italienischen Erntefeierlichkeiten

zum Ausdruck, bei denen der Duce in seiner vollblütigen Art in frischem Zupacken die ersten Arbeiten begann. An diesem Fest der Ernte nahm das ganze Volk innerlichen Anteil. — In den westlichen „Demokratien" geht die Eröffnung der Erntezeit stiller und weniger beachtet vorüber, um so lauter, zwiespältiger und erregter sind darum die Diskussionen über die kommenden Getreidepreise, über die Fragen der Unterbringung von Überschüssen und über die Sicherung der Ernährung. — Frankreich hat in diesem Jahre eine ungewöhnlich reichliche Weizenernte, die wahrscheinlich in ihrer Höhe annähernd die Rekordernte von 1933 erreichen wird. Der Ernteertrag wird jedenfalls erheblich über dem eigenen Bedarf liegen, der seit der Vorkriegszeit stark gesunken ist und heute auf etwa 74 Millionen dz beziffert werden kann. Von der eigenen Ernte Frankreichs können aber nur 71 Millionen dz zur Deckung des Bedarfes herangezogen werden, da das Mutterland zur Abnahme von 3 Millionen dz Weizen aus den nordafrikanischen Kolonien verpflichtet ist. Die diesjährige Ernte wird aber voraussichtlich 95 Millionen dz betragen, so daß sich ein Überschuß von weit mehr als 20 Millionen dz ergibt. Hiervon will Frankreich aus wehrwirtschaftlichen Gründen ungefähr 10 Millionen dz einlagern, ein weiterer Posten von etwa 5 Millionen dz soll durch eine Herabsetzung

der Ausmahlungsquote (auf etwa 68 vH.) untergebracht werden, und schließlich ist eine Verwertung des Weizens auch zur Alkoholgewinnung geplant. Das französische Weizenamt wird auf alle Fälle in diesem Jahre eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen haben, wenn es den großen Überschuß an Weizen ohne eine völlige Zerrüttung der Preise unterbringen will. Wenn es ihm überhaupt gelingen sollte, die Preise auf einer für den Landwirt erträglichen Höhe zu halten, wird die Herabsetzung der Ausmahlungsquote zu einer Verteuerung des Brotes, die Destillierung des Weizens zu einer Verteuerung des Benzins und schließlich die kostspielige Einlagerung großer Getreidemengen zu einer neuen steuerlichen Belastung der Bevölkerung führen müssen. — Eine von der französischen grundverschiedene Entwicklung zeichnet sich in England ab. Hier spielt die Ernte des eigenen Landes nur eine geringe Rolle, um so größer sind in dieser nervösen Zeit die Sorgen um die Ernährung des Volkes. Von der Opposition sind dem Premierminister Chamberlain insbesondere nach seiner Rede in Kettering heftige Vorwürfe gemacht worden, daß er die Interessen der Landwirtschaft und die Interessen der Nahrungsmittel-Versorgung Englands im Kriegsfalle vernachlässige. Zu seinen Kritikern gehörte auch Lloyd George, der hervorhob, daß im Vergleich zu 1913 fünf Millionen Menschen mehr zu ernähren seien, während die Nahrungsmittelerzeugung in dieser Zeit einen Rückgang erlebt habe. Nahezu ein Drittel der Landarbeiterschaft sei seit 1921 in die Städte abgewandert. Die Zahl der in der Landwirtschaft beschäftigten Jugendlichen sei um 44 vH. zurückgegangen, ebenso auch der Bestand der Handelsflotte, die ja die Zufuhr von Lebensmitteln aus dem Auslande sichern müsse. Die Regierung hat sich, so gut sie konnte, gegen diese Angriffe verteidigt. Es muß aber jedenfalls den Außenstehenden eigenartig berühren, daß die Opposition sich nun plötzlich mit einer solchen Wärme der Interessen der Landwirtschaft annimmt, derselben Landwirtschaft, die seit Generationen von allen Parteien Englands vernachlässigt, ja preisgegeben worden war. — In Deutschland hat mit dem 1. Juli 1938

das neue Getreidewirtschaftsjahr

begonnen. Die bisherige Getreidemarktordnung ist in allen wesentlichen Zügen bestehen geblieben. Die Ernte 1938 verspricht einen überdurchschnittlich guten Ertrag, so daß keinerlei Versorgungsschwierigkeiten eintreten werden. Aber auch im Falle ungünstiger Ernten, wie sie in den vorangegangenen Jahren zu verzeichnen waren, kennt die deutsche Volkswirtschaft keine unlösbaren Probleme der Versorgung mehr. Marktordnung und Verbrauchslenkung gehen Hand in Hand, und die große Selbstzucht des deutschen Volkes, das zu seiner Führung ein unbegrenztes Vertrauen hat, bürgt dafür, daß auch in schlechten Jahren über die Versorgungslage keine Unruhe aufkommen kann, wie sie in den „Demokratien" selbst in den guten Jahren, ja gerade in diesen besonders, festzustellen ist.

Christoph Freiherr v. d. Ropp
Abgeschlossen am 20. Juli 1938

Kulturpolitischer Bericht

Deutschland kann mit Stolz vermerken, daß man sich nicht nur in Deutschland rüstet, das Gedächtnis des großen Nürnberger Bildhauers, Malers und Graphikers Veit Stoß zu begehen. Der Name Veit Stoß zeugt nicht nur für eine entscheidende geistesgeschichtliche Wende unserer deutschen Volksgeschichte, die der bildenden Kunst für kurze Zeit zu einem schöpferischen Durchbruch verholfen hat, den wir heute noch ehrfürchtig bewundern. In der Kunst dieses selbst seine große Zeit überragenden, menschlich von Tragik umwitterten fränkischen Holzbildners besitzen wir ein untrügliches und unverfälschbares Zeugnis für die kulturelle und geistige

Durchdringung des Ostraums

von der germanischen Mitte her.

Diese **Ausstrahlung einer überlegenen Kultur** in den Raum, der ein Jahrtausend früher im Verlauf der großen Landnahme-Züge der Germanen verlassen, aber nie ganz geräumt wurde, hat niemals eine Unterbrechung erfahren. Wir können die Spuren dieser Ausstrahlung geistiger Werte in der Zeit der Wikinger und Waräger, im Hochmittelalter, im bildenden Werk der Gotik wie in der geistigen Leistung des Humanismus und der Renaissance bis in die Tage Hamanns, Herders und der deutschen Klassik feststellen. Das Beispiel der baltischen Ländergruppe mit ihrer rein deutschen mittelalterlichen Baukultur darf dabei ebenso wenig vergessen werden wie das heutige polnische und tschechische Staats-

gebiet und die mannigfachen künstlerischen Ausstrahlungen nach Skandinavien.

Als Veit Stoß für die im 15. Jahrhundert noch deutsche Marienkirche zu Krakau im Auftrag der Krakauer deutschen Gemeinde das Wunderwerk seines Marienalters beginnt, arbeitet der große Lübecker Bildhauer Bernt Notke in Aarhus und Reval. Notkes künstlerisches Hauptwerk, das Siegesdenkmal des Heiligen Georg, im Auftrag des schwedischen Reichsverwesers Sten Sture für die Stockholmer Hofkirche angefertigt, erlebt im gleichen Jahre 1489 seine Vollendung wie der Krakauer Flügelaltar des Veit Stoß. Im damaligen Polen, besonders in Krakau, das damals noch eine Stadt nach deutschem Recht mit einer maßgebenden und sehr einflußreichen deutschen Gemeinde war, schaffen Albrecht Dürers Bruder Hans Dürer, Peter Vischer, Hans Sues von Kulmbach, Hans Pleydenwurff und andere namhafte Künstler des fränkischen, besonders des Nürnberger Kulturkreises. Es ist die überragende geistige Stellung der alten Reichsstadt Nürnberg, die über Breslau als Brücke ihren wirtschaftlichen und kulturellen Geltungsbereich in den weiten Osten Europas ausdehnt.

Sicher hat die unvergleichliche Meisterschaft des Veit Stoß aus der Berührung mit dem fremden Volkstum auch östliche Züge aufgenommen, denn die Meister an der großen Wende vom kirchlich gebundenen Mittelalter zur geistigen Freiheit der Renaissance standen mitten im Volk, nahmen an den politischen und weltanschaulichen Kämpfen ihrer Zeit lebhaftesten Anteil und bildeten mit einer tief innerlichen Leidenschaft in ihren frommen Werken das Volksgesicht in seiner ganzen unerschöpflichen Vielfalt nach. Tilman Riemenschneiders tragisches Schicksal als Mitkämpfer des großen Bauernkrieges und Albrecht Dürers Anteilnahme an der Reformation sind eindrucksvolle Beispiele für die tätige und der Welt zugewandte Stellung, die der spätmittelalterliche deutsche Meister in einer größeren Gemeinschaft eingenommen hat.

So offenbart uns auch das Werk des Veit Stoß eine

nordische Grundhaltung.

Klarheit der Form und Gelassenheit gegenüber dem Schicksal, ein unablässiges Ringen um Schönheit, Würde und charaktervollen Ausdruck germanischen Menschentums, eine tief innerliche Frömmigkeit, die nicht die Wege der Verzerrung und äußerlichen Verzückung sucht, sondern im bewegten Antlitz den Spiegel der Seele findet. Die Größe dieser Kunst ist unlösbar mit dem Hintergrund der großen weltanschaulichen und geistigen Umwälzungen jener Zeit verbunden. Ein Zeitalter geht zu Grabe. Der Mensch tritt aus der festen Bindung des mittelalterlichen Gottesstaates in das freie Licht der Renaissance. Wie immer in den großen geschichtlichen Stunden kündet die Kunst schon Jahrzehnte vorher die Unruhe und Erschütterung, aber auch die Klarheit der neuen eigensten Gestalt an. Die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert ist die Zeit der großen deutschen Maler Dürer, Cranach, Holbein, Altdorfer, Huber. Den leidenschaftlichsten Durchbruch erlebt das Deutsche in der Bildnerei, vor allem in der Holzplastik: Bernt Notke und Meister Brüggemann im Norden, Pacher in der deutsch-österreichischen Grenzmark, der Landshuter Meister Simon Lainberger, der Münchener Erasmus Grasser, neben ihnen und mit ihnen eine große Zahl von Meistern, deren Namen uns nicht überliefert worden sind. In dem Werk des Veit Stoß erreicht die schöpferische Leidenschaft der deutschen Holzbildnerei ihren Höhepunkt und fast gewaltsamen Gipfel. Mit Tilman Riemenschneiders zarten Madonnen und verträumten Apostelköpfen klingt der brausende Chor dieser hohen Kunst still aus.

Deshalb redet das Werk dieser Meister mit einer so unmittelbaren und innerlichen Sprache zu uns. Es ist nicht in der Abgeschlossenheit lichtloser Enge gewachsen; es lebt aus der besten Kraft einer größeren Gemeinschaft und überliefert uns das deutsche Volksgesicht der geistigen Wende vom Mittelalter zur Neuzeit in reiner und geläuterter Form. Bauern und Bürger, Kaufherren und Soldaten sind die Vorbilder dieser Apostelköpfe gewesen. Lebendige Menschen blicken uns durch den Schleier der Jahrhunderte an.

Veit Stoß ist von Krakau wieder in seine Heimatstadt Nürnberg zurückgekehrt. Im Jahre 1518 hat der Meister den von dem Patrizier Anton Tucher in Auftrag gegebenen „Englischen Gruß" für die Lorenzkirche fertiggestellt — ein Werk von fast unirdischer Schönheit. Im Bamberger Altar erringt die Bildnerkraft des Meisters ihre vollendete, ganz dem Diesseits zugewandte Gestalt. Das Wunder der Geburt, die Erfüllung der Mutterschaft, lebt in einem

Schnitzwerk bis auf unseren Tag, das die Wucht und Größe der äußeren Formen mit einer schlichten Verinnerlichung und seelischen Ergriffenheit zur reinsten Harmonie bindet. Ein friedloses äußeres Schicksal tritt in seltsamer Parallele zu Tilman Riemenschneiders Lebensende mit zerstörender Gewalt in den Schaffenskreis des Meisters. Riemenschneider wird als Mitkämpfer der Bauern auf der Folter der Würzburger Bischöfe zerbrochen. Veit Stoß wird wegen einer angeblichen Wechselfälschung zum Tode verurteilt und dann als „Begnadigter" durch beide Wangen gebrannt. Ein kaiserlicher Ehrensold kann die Schande nicht mehr auslöschen, die bürgerlicher Hochmut dem größten deutschen Holzbildner angetan hat.

Einen nachhaltigen Eindruck in die gegenwärtige Entwicklung des deutschen Kunstschaffens hat die große Deutsche

Kunstausstellung München 1938

vermittelt. Die vorjährige erste Ausstellung in dem von Professor Troost geschaffenen Ehrentempel der deutschen Kunst war mehr eine umfassende Sichtung und Sonderung der berufenen Begabungen von den unberufenen Mitläufern, mit einer klaren kulturpolitischen Frontstellung gegen die Repräsentanten der künstlerischen Verfallzeit. Ein Jahr nach der Abrechnung mit dem Kulturbolschewismus ist die Sorge um das schöpferisch hochwertige und künstlerisch ausgeprägte Gesicht dieser Ausstellung nicht nur überwunden, sondern es war sogar nicht mehr möglich, alle eingesandten wertvollen Kunstwerke unterzubringen. Auf Anordnung des Führers soll deshalb nach geraumer Zeit ein Teil der ausgestellten Bilder und Skulpturen gegen andere ausgetauscht werden, die es ebenso verdienen, für den Gestaltungswillen unserer Zeit Zeugnis abzulegen.

„Kraft und Schönheit sind die Fanfaren dieses Zeitalters, Klarheit und Logik beherrschen das künstlerische Streben. Wer in diesem Jahrhundert aber Künstler sein will, muß sich auch diesem Jahrhundert weihen." Dieser Appell der großen kulturpolitischen Rede des Führers hat in der monumentalen Plastik des Dritten Reiches einen erhabenen Ausdruck gefunden. Diese Plastik wächst als Sinnbild unserer Zeit über alle gewohnten und gewöhnlichen Maße hinaus und wird vor den kommenden Jahrhunderten Zeugnis ablegen von unserem Wollen und unserem Kampf. Im Mittelpunkt der plastischen Arbeiten, die in diesem Jahr auch räumlich zu einer zwingenden Einheit geordnet worden sind, stehen die Skulpturen Josef Thoraks, der an den monumentalen Bildwerken für die Bauten und Aufmarschplätze der Bewegung arbeitet. Auch hier zeigt sich, daß die Kunst unserer Zeit die stärksten schöpferischen Kräfte entfaltet, wo sie einer Idee und einem klaren Zweck dient. Malerei und Bildhauerei streben nach dem Zusammenklang mit der Architektur, die den Rhythmus unserer Zeit am sinnvollsten zum Ausdruck bringt. Die künstlerische Form von Thoraks Fragment „Bekrönung" — eine Vorstudie zu einem Werk, das auf dem Nürnberger Märzfeld aufgestellt wird — bleibt außerordentlich, weil diese Arbeit aus einem überlegenen Raumgefühl wächst, das in den Harmonien von Architektur, Raum und Landschaft schwingt.

Ebenso streben die Reliefs von Thoraks Meisterhand aus der engen Bindung in eine monumentale Weiträumigkeit. In der anmutigen „Olympia" von Fritz Klimsch, in der „Nymphe" von Richard Scheibe und der Plastik „Junges Weib" von Georg Kolbe erleben wir ein künstlerisches Schaffen, das der Schönheit dient und dessen geistige Reichweite vorbildhaft über die deutschen Grenzen in alle Kulturzentren der Welt wirkt. Fritz Koelles „Bergmann" ist ein eindringliches Sinnbild deutscher Arbeit. In dem Triptychon von Anton Grauel „Gerechtigkeit, Tapferkeit, Friede" eint sich der Wille zu strenger Form mit einer meisterlichen Schlichtheit des Ausdrucks. Reich ist die Ernte an plastischen Großporträts, so der kraftvolle Führerkopf von Emil Hub, die Porträtstudie eines Kapitäns von Alfred Janssen, der Knabenkopf von German Geibel. Kleinplastik und Graphik ergänzen das Gesicht der Ausstellung zu einer Vielfältigkeit, die das ganze künstlerische Erlebnisgebiet unserer Zeit umschließt.

Das Gesicht der Malerei wird durch Kunstwerke bestimmt, die aus der erlebten Nähe zum deutschen Bauerntum geschaffen worden sind. Gerade die reifsten und handwerklich vollendeten Gemälde schildern den Bauern und seine Familie als Sinnbild gesunder Lebenskraft, den Segen der bäuerlichen Arbeit, die Schönheit der deutschen Landschaft. Es wächst in diesem Schaffensraum eine neue Kunst, die sich unsere deutsche Wirklichkeit zum lebendigen Vorbild nimmt und dem deutschen Volk in seiner gegenwärtigen und künftigen Gestalt dient. Neben dieser echten Leistung verliert die Erscheinung künstlerischer Epigonen und Nachahmer immer

mehr an Bedeutung. Es zeigt sich gerade an den ausdrucksvollsten Werken, daß eine sichere handwerkliche Überlieferung, die an meisterlichen Vorbildern geschult ist, durchaus den künstlerischen Eigencharakter eines Gemäldes nicht zu beeinträchtigen braucht. So gehört das Gemälde „Schwere Arbeit" von Julius Paul Junghanns, Düsseldorf, das eine ländliche Arbeitsfuhre bei der Überwindung einer mühsamen Wegsteigung zeigt, zu den künstlerisch wertvollsten Bildwerken der Ausstellung. Zu dem von gleichem Ausdruckswillen belebten Kreis von Bauernmalern gehören Hans Schachinger mit seinem Bild „Steyrisches Trachtenpaar", in dem die saubere und sachlich klare Tradition der Leibl-Schule fortwirkt, Wissel, Eichhorst, Baumgartner, Heinrich von Zügel, Paul Padua, Franz Xaver Stahl, Sepp Hilz und Wolfgang Willrich — Künstler, die fast sämtlich auf der vom Reichsnährstand in Gemeinschaft mit dem Amt Rosenberg veranstalteten Berliner Kunstausstellung „Deutscher Bauer — Deutsches Land" mit ihren Werken vertreten waren.

Der Führer hat am Tage der Deutschen Kunst die Statue des Diskuswerfers nach dem Meisterwerk des altgriechischen Bildhauers Myron der Münchener Glyptothek überantwortet und sie dem deutschen Volk und der deutschen Kunst mit folgenden Worten als Vorbild schöpferischer Auslese übergeben: „Damit jeder Deutsche erkennen möge, wie herrlich schon einst der Mensch in seiner körperlichen Schönheit war, und wie wir von Fortschritten nur dann reden dürfen, wenn wir diese Schönheit nicht nur erreichen, sondern, wenn möglich, noch übertreffen . . . Mögen alle zum Schönen und Erhabenen streben, um in Volk und Kunst ebenfalls der kritischen Bewertung von Jahrtausenden standzuhalten." Damit ist dem Künstler unserer Zeit Maß und Ziel seines Schaffens gegeben.

Wie sehr die Kunst durch ein starkes inneres Erlebnis in neue schöpferische Bahnen gedrängt wird, zeigt uns das Beispiel des deutschen Landschaftsmalers Albrecht Altdorfer, dessen Todestag sich zum 400. Male jährt. Die große

Münchener Altdorfer-Ausstellung,

die mit einer umfassenden Schau der Meisterwerke Altdorfers einen Überblick über das Schaffen des wahlverwandten Graphikers Wolf Huber gebracht hat, führt uns den eigensten und wesentlichsten Beitrag des deutschen Volkes für die Entwicklung der abendländischen Kunst vor Augen: die Landschaftsmalerei. Als zu Beginn des 15. Jahrhunderts der süddeutsche Meister Konrad Witz zum erstenmal in der abendländischen Kunst eine Andachtsgruppe aus dem starren Hintergrund des Tafelbildes löst und mitten in eine freie Bodenseelandschaft stellt — wir können den Ort dieser Landschaftsstudie heute noch nach der gemütvoll beredten Schilderung bestimmen — hat die Geburtsstunde der europäischen Landschaftsmalerei geschlagen. Altdorfer führt in seinem Werk den schlichten und gemütvoll bescheidenen Beginn zu einer flammenden Blüte. Das mächtige Naturgefühl des nordischen Menschen, seine ungestillte Sehnsucht nach der Einheit alles natürlich Geschaffenen bricht sich ungestüm Bahn und schafft aus einer unbändigen Naturfreudigkeit, die von nun an der deutschen Malerei immer neue Gipfel und Höhen schenkt. Altdorfer umfängt mit seinen Landschaften alle Wesenszüge der deutschen Seele, die herzliche Freude an Baum, Blume und Strauch, eine diesseitsbejahende Weltfreude, die auch die kleinsten Dinge liebevoll schildert, wenn sie einen echten Gemütswert in sich tragen. Der Grundzug seiner Kunst bleibt heroisch, von einem nordischen Allgefühl erfüllt, am ergreifendsten in seiner Alexanderschlacht. In diesem Bild ist die Natur mit aufwühlender Erlebniskraft zum Bestandteil zweier kämpfenden Heere geworden. Der Zusammenprall der feindlichen Griechen und Perser findet in einer Landschaft von scheinbar unendlicher Raumtiefe statt. Dabei ist jeder in der unzählbaren Menge der Krieger mit einer naturhaften Genauigkeit gemalt, die es erlaubt, seine Umrisse noch mit der Lupe zu verfolgen. Das elementare Gegenspiel lebt in dem ungeheuren Aufruhr der Wolken, die mit der Wucht der Kämpfer aufeinanderstürmen, vor einem Sonnenuntergang, der mit Blut gemalt ist, ein ungeheurer Aufruhr der vom Kampf der Menschen aufgewühlten und entfesselten Natur. Mit diesem Bild ist die Landschaft zum festen Bewußtseinsinhalt der abendländischen Malerei geworden. Der deutsche Mensch hat der Kunst eine neue Provinz erobert.

Walter Horn

(abgeschlossen am 20. Juli 1938)



Randbemerkungen

Der „dumme Bauer“ und der „geizige Schotte“

Gewöhnlich fängt es so an: „Kennen Sie *den* schon? .... Es waren einmal zwei Schotten ...“. In einem solchen Falle kann man unbesorgt tausend zu eins wetten, daß der „Witz“ mit tödlicher Gewißheit beim „*schottischen Geiz*“ landet.

Abgesehen davon, daß es erstens langweilig, zweitens aber auch den Schotten gegenüber höchst unfreundlich ist, wenn die durchschnittliche „Humor-Ecke“ nicht ohne den neuesten Schottenwitz auskommen zu können glaubt, ist es auch durch unzählige Gegenbeispiele belegt, daß dieser billige „Witz“ *tatsächlich jeglicher Grundlage entbehrt.*

Die Vermutung liegt daher sehr nahe, daß es sich um eine von interessierter Seite bewußt eingefädelte und von anderen dann kritiklos, ohne böse Absicht mitgemachte *Hetze gegen den Schotten an sich* handelt. Diese Behauptung ist durchaus nicht so abwegig, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Erinnern wir uns doch nur an die *bewußte Verächtlichmachung des deutschen Bauern*, die mit dem Sprichwort vom „dümmsten Bauern, der die dicksten Kartoffeln hat“ begann und dann über die bekannten Witze „vom Bauern in der Stadt“, der sich hier so „bäurisch-dumm“ wie nur möglich benimmt zu der geschickten Auswalzung dieses Themas in Presse, Film, Theater usw. führte und schließlich zur Folge hatte, daß man z. B. in Norddeutschland jemanden, der einen „für dumm verkaufen“ oder „verkohlen“ wollte, mit warnend erhobener Stimme fragte: „Mensch, du willst mich wohl für'n Bauern halten?“

Nun, es ist kein Wunder, wenn als Drahtzieher dieser, zwar im ersten Augenblick lächerlich erscheinenden, in ihrer Auswirkung in Wirklichkeit aber gefährlichen Aktion, neben uns durchaus bekannten bauerngegnerischen Kreisen vor allem auch *der Jude und seine marxistischen Nachbeter* zum Vorschein kommen. „Die bäuerliche Wirtschaft ist der gewohnheitsfaulste und irrationellste Betrieb. Nicht besser ist der Bauer selbst“, so sagte einmal der Jude *Karl Marx*, und *Bebel* stieß mit folgenden Worten in das gleiche Horn: „Es bewahrheitet sich wieder einmal, daß es keine egoistischere, rücksichtslosere und brutalere, aber auch keine borniertere Klasse gibt als unsere Bauern. ...“ Wie erfolgreich diese immerwährenden Giftspritzen sich selbst in Kreisen auswirkten, bei denen wir es nicht vermuten sollten, zeigt die vom Reichsbauernführer R. *Walther Darré* im „Bauerntum, der Lebensquell der nordischen Rasse“ (S. 79) mitgeteilte Beobachtung, daß „sich reiche Rittergutsbesitzerssöhne, die in Halle Landwirtschaft studierten, bereits vor dem Weltkriege schämten, auf ihre Besuchskarte — stud. agr. — aufdrucken zu lassen.“ Man fühlte sich eben zu „fein“, um die engeren Beziehungen zu Kuhstall und Schweinemist gar zu offenkundig werden zu lassen.

Wir wissen heute sehr genau, daß der dem Bauerntum auch auf diese Weise angesagte Kampf politisch-weltanschauliche Hintergründe hatte und ihm als jeder marxistischen Neigung abholden Träger besten nordisch-germanischen Bluterbes galt.

Hier aber finden sich gewisse Parallelen zum „Schottenwitz“. Gerade Schottland ist ja der Teil Englands, wo sich, begünstigt durch die geographischen Verhältnisse der Insel, *das nordische Blut noch am stärksten gehalten hat.* Neben starken westischen Einschlägen, herrührend von der iberischen Urbevölkerung, findet sich vor allem das Bluterbe der *nordrassischen Kelten*, die sich vor den eindringenden Römern, Angelsachsen, Wikingern und Normannen hierher zurückzogen.

„*Nordschottland ist verhältnismäßig rein nordisch*“ stellt Hans F. K. *Günther* in seiner „Rassenkunde Europas“ fest, während der gebirgige Teil Schottlands verhältnismäßig viel dunkle Menschen aufweist. Das bestätigt auch *Pinkerton* („An Inquiry into the history of Scotland“, 1814), der vor allem die Oberschicht als nordisch schildert.

Hört man dann noch, daß gerade die Schotten „in der englischen Literatur, Wissenschaft, Kriegskunst, in Politik, Verwaltung und Kolonisation eine ihren zahlenmäßigen Anteil weit über-

steigende Rolle" spielen (G. M. Trevelyan „Geschichte Englands", 1936; ähnlich auch Beddoe „Die Rassengeschichte der britischen Inseln, 1904"), dann wirkt der Vergleich mit dem deutschen Bauerntum, das ja ebenfalls seinem Volke eine große Zahl bedeutendster Männer geschenkt hat, geradezu verblüffend. Hier wie dort hochwertige Menschen mit einer blutsbedingten Ablehnung alles Artfremden, also nicht zuletzt auch des Juden und der von ihm ausgehenden Unkultur und Zersetzung. Hier wie dort ein zähes Festhalten an dem kultischen Brauchtum der Vorfahren (Kulttänze der Schotten) und ihrer Tracht. Und übereinstimmend hier wie dort eine bewußte Verächtlichmachung mit ähnlichen Mitteln, ausgehend mit der größten Wahrscheinlichkeit auch von genau den gleichen dunklen Hintermännern, die ihre schmutzigen Stiefel an allem reiben müssen, was ihnen an körperlicher und geistiger Hochwertigkeit weit überlegen ist und daher unheimlich und gefährlich erscheint. Rolf Helm

Das erste Dorfsippenbuch ist erschienen

Mit der Herausgabe der Dorfsippenbücher wurde auf familienkundlichem Gebiet Neuland beschritten. Bisher war die Zusamenfassung des Inhalts aller Kirchenbücher einer Gemeinde in einer einzigen Schrift noch nicht durchgeführt worden. Dies wurde erst möglich, als über den Weg der Verkartung der Eintragungen von Geburten, Trauungen und Sterbefällen und über die Familienblätter ein System gefunden war, das die übersichtliche und zusammenhängende Darstellung sämtlicher Lebensdaten der Einwohnerschaft einer Gemeinde ermöglichte. Im Dorfsippenbuch, das im Stabsamt des Reichsbauernführers entworfen wurde, liegt nunmehr ein Werk vor, das allen diesen Anforderungen entspricht. So enthält beispielsweise das vor kurzem erschienene erste Dorfsippenbuch der Gemeinde Lauf (Baden) auf 564 Seiten alle Kirchenbucheintragungen seit der Zeit von 1697 bis zum Dezember 1936. Annähernd 45 000 Eintragungen sind ausgewertet und ihrer biologischen und geschichtlichen Reihenfolge nach übersichtlich zusammengestellt. Dadurch, daß jede Familie mit einer laufenden Nummer versehen ist, ist jederzeit zu erkennen, aus welcher Familie der Mann und die Frau einer neuen Familie stammen, oder welche anderen Verbindungen sie vorher oder nachher eingingen und welche Familien später wieder von den Söhnen und Töchtern begründet wurden. Mit Hilfe dieser Methode ist es ohne weiteres möglich, jede sippenkundliche Darstellungsform in kürzester Zeit durchzuführen. So gewinnt das Dorfsippenbuch weit über seinen Rahmen hinaus größte Bedeutung. Nicht nur der Wissenschaftler wird aus ihm für seine soziologischen und biologischen Forschungen wertvolle Erkenntnisse erhalten, sondern es wird besonders in heutiger Zeit eine der wichtigsten politischen Aufgaben mit zu erfüllen haben: es wird in hohem Maße die blutsmäßigen Beziehungen zwischen Stadt und Land wieder aufdecken helfen und die Annäherung der ländlichen und städtischen Bevölkerung wieder ermöglichen. Denn dadurch, daß das Dorfsippenbuch auch die Ahnen aller derjenigen enthält, die schon lange dem Dorf den Rücken gekehrt haben, wird in dem städtischen Teil unseres Volkes zweifellos das Interesse für die ländliche Ahnenheimat neu geweckt. Das Ziel der Arbeit an den Dorfsippenbüchern ist, erster Baustein bei der gesamten Volksbestandsaufnahme zu sein. Im Laufe der Jahre soll für jedes deutsche Dorf ein eigenes Dorfsippenbuch erscheinen. Diese Arbeit wird zwar noch schätzungsweise 20—30 Jahre in Anspruch nehmen, doch ist sie von großer Bedeutung, so daß sie auch zielbewußt fortgesetzt wird.

Im Laufe dieses Jahres werden die ersten 50 Bücher fertiggestellt werden. Rund 3000 sind zur Zeit in Bearbeitung, 14 000 freiwillige Mitarbeiter haben sich für die Sache zur Verfügung gestellt. Die gesamte Arbeit wird durch die Arbeitsgemeinschaft von Reichsnährstand, Nationalsozialistischem Lehrerbund und Rassenpolitischem Amt der NSDAP. getragen. Erst dadurch wurde die Durchführung des gesamten Planes erfolgversprechend. Bisher scheiterte eine derartig umfassende sippenkundliche Arbeit immer wieder an der mangelnden Zusammenfassung aller Kräfte. An sehr vielen Stellen wurde bisher von einzelnen oder auch von Gemeinschaften an der Verkartung der Kirchenbücher von Dörfern gearbeitet. Diese Arbeit blieb aber oft unbekannt und damit für eine weitere Oeffentlichkeit unzugänglich. Nun hat aber jeder die Möglichkeit, durch den Erwerb der Dorfsippenbücher seine eigene Forschung

weiter zu betreiben. Auf einfache und billige Weise lassen sich Nachforschungen über die eigenen Ahnen anstellen, sofern sie in einem deutschen Dorf zu suchen sind. Wird bei der Ahnenforschung festgestellt, daß die Ahnen in verschiedenen Dörfern beheimatet waren, dann werden mehrere Dorfsippenbücher zum Ziel führen. Die Forschung wird dann aber wesentlich einfacher sein als noch heutzutage. Es werden sich alle umständlichen Anfragen an die Kirchenbuchstellen erübrigen, es wird Geld und Zeit gespart, denn ein einziges Dorfsippenbuch kostet so viel wie heute 6—7 Urkunden. Zwar wird die Beschaffung der Urkunden für den Nachweis der Deutschblütigkeit nicht aufgehoben werden, jedoch wird jede weitere Sippenforschung, die über den vorgeschriebenen Rahmen hinausgeht, sehr erleichtert. So wird noch mehr als bisher die Sippenforschung zum Allgemeingut des Volkes werden. Vor allem aber wird der Bauer, weil es ja sein Lebenskreis und seine Vorfahren sind, die dargestellt werden, das Erscheinen der Dorfsippenbücher begrüßen. Er lernt neu die Blutsgemeinschaft des eigenen Dorfes erkennen, stärker aber vielleicht noch die Bedeutung der eigenen Sippe im Dorf.

Die Dorfsippenbücher werden stets mit einer kurzen Darstellung der Dorfgeschichte versehen, außerdem zeigt eine Karte der weiteren Umgebung die geographische Lage des Dorfes an. Die Einleitung enthält außerdem die Gedenkblätter für die Gefallenen der Freiheitskriege, des Krieges von 1870/71, des Weltkrieges und der Bewegung. Beigegeben ist dann noch eine Anleitung für die Benutzung des Dorfsippenbuches. Der Hauptteil enthält den gesamten sippenkundlichen Stoff, der nach Kleinfamilien gegliedert ist, die wiederum alphabetisch nach Familiennamen und innerhalb jedes Namens zeitlich geordnet sind. Wiegand

Der 12. Internationale Gartenbaukonkreß

Die Reichsgartenschau in Essen lenkt seit einigen Monaten unsere Blicke auf den 12. Internationalen Gartenbaukongreß, der nun am 12. August vom Reichsbauernführer und Reichsminister R. Walther Darré in der Krolloper zu Berlin eröffnet wird.

Der 12. Internationale Gartenbaukongreß ist der erste, der seit dem Bestehen dieser Kongresse in Deutschland stattfindet. — Ein umfangreiches Arbeitsprogramm erwartet die Teilnehmer. In 39 Generalberichten werden maßgebende Persönlichkeiten des internationalen Gartenbaus über die einzelnen Fachgebiete Bericht erstatten und die Ergebnisse ihrer vielseitigen praktischen und wissenschaftlichen Versuche der Öffentlichkeit vorlegen, so daß die Möglichkeit des Erfahrungsaustausches in weitgehendem Maße gegeben ist. Diese Einrichtung, den leitenden Männern des Gartenbaus eine Gelegenheit zum Gedankenaustausch zu geben zum Nutzen des internationalen Fortschrittes und damit die Linie der zukünftigen Forschung aufzuzeichnen und auszurichten, hat sich durchaus bewährt. Noch klarer tritt die Bedeutung dieser Zusammenkünfte hervor, wenn man sich einmal vergegenwärtigt, welche Probleme sich auf dem Gebiet des Gartenbaus ergeben, denn neben den Fragen der Pflanzenzucht werden auch die neuzeitliche Gartengestaltung im Städtebau, die Anlage von Siedlungen, der Heimat-, Natur- und Vogelschutz behandelt. Erstmalig wird auch die „Marktordnung" Kongreßthema sein. Die Erörterung wirtschaftspolitischer Fragen stellt für den internationalen Gartenbaukongreß etwas Neues dar. Die Bedeutung aber, die den Maßnahmen zu einer Ordnung der Marktverhältnisse auch in außerdeutschen Wirtschaften beigemessen wird, führte zur Bildung einer Sektion „Erzeugung und Marktordnung", zumal unsere Nachbarstaaten in starkem Maße am deutschen Gartenbau interessiert sind. Vor allem wird aber auch die Neuordnung des Marktes für Gartenbauerzeugnisse deshalb Beachtung finden, weil sie eine intensivere Nutzung der einzelnen Betriebe ermöglichte und bewirkte, daß bei gleichbleibendem Raum und bei stark steigendem Verbrauch der Bedarf mehr und mehr aus inländischer Erzeugung gedeckt werden konnte. Die ausländischen Teilnehmer können sich so persönlich über die Marktordnung und ihre Auswirkungen unterrichten. Damit leistet der 12. internationale Gartenbaukongreß auch einen Beitrag zur internationalen Verständigung.

Eine Fachbuchausstellung im Kongreßgebäude gibt den Besuchern Gelegenheit, sich über den Stand der Fachliteratur in allen Ländern der Welt zu unterrichten, während in der Staatsbibliothek eine Sonderschau „500 Jahre deutscher Garten" die wertvollsten gärtnerischen Werke aus dem Besitz der deutschen Bibliotheken zeigen wird. Hier wird vor allen Dingen an Hand von alten Bildern und

Kupferstichen zum Ausdruck kommen, daß die gärtnerische Kultur schon seit Jahrhunderten in Deutschland heimisch ist.

Die in den Verhandlungen gehaltenen Vorträge werden durch Studienfahrten durch sehenswerte deutsche Gartenbaugebiete ihre Vertiefung erhalten. Die Fahrten sollen den Gästen neben der Besichtigung der gartenbaulich wichtigen Betriebe und staatlichen Einrichtungen die Schönheiten deutscher Landschaft und Stätten deutscher Kultur und Geschichte erschließen. So werden u. a. die Samenzuchtgebiete von Quedlinburg und Erfurt, die Obstgebiete des Taunus, das Alte Land, die Obstkammer Deutschlands, die Obst- und Rosenzuchtbetriebe Holsteins und das Baumschulengebiet von Magdeburg jedem fachlich Interessierten Anregung bieten. Nicht zuletzt wird den ausländischen Gästen die Reichsgartenschau in Essen einen Überblick über den Leistungsgrad des deutschen Gartenbaus geben.

Die fachliche Arbeit wird so in glücklicher Verbindung mit den Studienfahrten alle Beteiligten die große wirtschaftliche und kulturelle Aufgabe des Gartenbaus erkennen lassen.

Dr. Hans Schwarz

Buchbesprechungen

A. Lübke: **„Das deutsche Rohstoffwunder".** Verlag für Wirtschaft und Verkehr, Forkel & Co., Stuttgart O. 500 S. Preis kart. 6,50 RM.

Aus der Zielsetzung des Vierjahresplanes ergibt sich auf allen Gebieten menschlicher Betätigung die Aufgabe, den Nationalreichtum unseres Landes durch Gewinnung lebenswichtiger Rohstoffe zu mehren. In Wort und Bild sind bereits in vielen Einzelabhandlungen die verschiedensten Teilgebiete der deutschen Rohstoffwirtschaft dargestellt worden. Wenn nunmehr in einem neuen, umfassenden Werke das Gesamtgebiet der deutschen Rohstoffwirtschaft nicht nur nach dem derzeitigen Stand, sondern auch nach seinen Entwicklungsmöglichkeiten aufgezeigt wird, so findet damit zweifellos ein vorhandenes Bedürfnis seine Erfüllung. Die Anführung solcher Experimente und Versuche, deren endgültige Berechtigung noch nicht vollends erwiesen ist (wie etwa im Abschnitt über die deutsche Ernährungswirtschaft), ergab sich aus dem Bestreben des Verfassers, alles Neue besonders hervorzuheben.

Alles in allem wird das Werk den Forderungen gerecht, die sich aus seiner Zielsetzung ergeben. Ein reichhaltiges Bild- und Statistikmaterial belebt die mit schriftstellerischer Gewandtheit in allgemeinverständlicher Form geschriebene interessante Darstellung.

Althoff

Paul Schmidt: **„All—Islam".** Weltmacht von morgen? Wilhelm-Goldmann-Verlag, Leipzig, 1937. 260 S. Preis 7,50 RM.

Ein ausgezeichnetes Buch, das den Leser in eines der brennendsten Probleme der Weltpolitik einführt. Wir alle wissen und fühlen, daß heute in Vorderasien und darüber hinaus in der gesamten islamischen Welt Bestrebungen lebendig sind, die zur Lösung drängen, daß diese Länder- und Völkermassen nicht mehr Objekt fremder Interessen sein wollen, sondern sich immer mehr auf sich selbst besinnen. Welcher Art diese Länder und Völker, ihre Probleme und Bestrebungen und die sich daraus ergebenden Möglichkeiten und Entwicklungen sind, wird uns in dem vorliegenden Buch klar vor Augen geführt. Der Verlag Goldmann hat es sich seit Jahren in verdienstvoller Weise zur Aufgabe gemacht, in allen aktuellen politischen und wirtschaftlichen Fragen der Welt aufklärend zu wirken. Das vorliegende Buch übernimmt diese Aufgabe hinsichtlich der islamischen Welt. Der Verfasser geht den geschichtlichen und raumpolitischen Voraussetzungen nach, er gibt uns ein Bild von den staatlichen Organisationen, von den Machthabern, von dem Vorhandensein einer starken intellektuellen Schicht, von der Industrialisierung, den politischen und wirtschaftlichen Grundlagen, dem Rohstoffbesitz (Erdöl, Baumwolle). Besonders wesentlich erscheint uns die hohe Geburtenzahl. In Ägypten ist der Geburtenüberschuß so groß, daß sich bei weiterem Andauern in 60 Jahren die Einwohnerzahl von 16 auf 32 Millionen verstärkt, also verdoppelt haben würde.

An Hand gründlichen Wissens und vieljähriger Erfahrung gibt der Verfasser auf alle Fragen, die sich uns aufdrängen, klare Antworten. Das Buch ist eine einzige Warnung an Europa.

Schmidt-Walkhoff

Dr. Max Hessenland: „**Deutschlands Kampf um seine Rohstoffe.**" 2. Auflage. Verlag J. F. Lehmann, München/Berlin. 1938. 12 Abbildungen. 139 Seiten. Preis geh. 3,20 RM., geb. 4,20 RM.

Welche Rohstoffe haben wir ganz oder teilweise, und welche fehlen uns? Das ist die Frage, die Max Hessenland in seinem Buch beantwortet wissen will. Nach einer einführenden Betrachtung von Wirtschaft und Handel in ihrer Bedeutung für ein Volk behandelt er im ersten Teil des Buches unsere. Versorgung mit landwirtschaftlichen Rohstoffen. In knappen Abschnitten gibt er an Hand guten statistischen Materials einen Ueberblick über die Versorgungsmöglichkeit bei den einzelnen Produkten. — Im zweiten Teil schildert er die industrielle Rohstoffversorgung. Auch hier ergänzen zahlreiche Tabellen seine Ausführungen.

Durch seine einfache und knappe Darstellung ist der Inhalt des Buches leicht erfaßbar. Der Leser gewinnt einen nachhaltigen Eindruck von dem Schaffen und Wirken deutscher Forschung und Technik. So kann das Buch für jeden, der sich in großen Umrissen über die Versorgungslage Deutschlands mit Rohstoffen unterrichten will, bestens empfohlen werden. Bei einer Neuauflage wäre es allerdings wünschenswert, wenn ein Teil der statistischen Zusammenstellungen auf den neuesten Stand gebracht würde, da gerade in den letzten zwei Jahren die Entwicklung auf den einzelnen Gebieten gewaltige Fortschritte gemacht hat. Schwarz

Walther Pahl: „**Wetterzonen der Weltpolitik**". Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig. 340 Seiten. Preis geb. 8,50 RM.

Das Buch ist ein guter Wegweiser durch die Schauplätze des Ringens der großen Mächte um Weltgeltung. Auch die sich überstürzenden Ereignisse der letzten Zeit haben dem Werke nicht seinen Wert genommen, sondern zeigen im Gegenteil verstärkt die Nützlichkeit eines solchen Wegweisers. Eine Voraussetzung muß allerdings der Leser des Werkes mitbringen, wenn er vollen Nutzen von der Lektüre des Buches haben will: eine gute Kenntnis der weltpolitischen Gesamtzusammenhänge; denn die Anlage des Werkes, die rasche Wanderung von Schauplatz zu Schauplatz, macht es dem Verfasser unmöglich, immer wieder ohne langweilige Wiederholungen auf diese Gesamtzusammenhänge hinzuweisen. Die Lebendigkeit der Darstellung wird durch sehr anschauliche Bildzusammenstellungen unterstützt. Sie bilden sozusagen den besonders sichtbar gemachten roten Faden des Werkes.

Günther Pacyna

Dr. Harald Schöhl: „**Österreichs Landwirtschaft, Gestalt und Wandlung 1918—1938**". Reichsnährstand Verlags-Ges. m. b. H., Berlin N 4. 126 Seiten. Kartoniert RM. 3,—.

Die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich stellt auch die österreichische Landwirtschaft vor neue große Aufgaben. Wenn bisher das Einarbeiten in ihre Problematik immer wieder auf den Mangel umfassender Untersuchungen stieß — bestenfalls konnten nur Teilergebnisse der einzelnen Bundesländer zu Hilfe genommen werden —, so wird jetzt diese Lücke durch das obengenannte Werk ausgefüllt.

Der Verfasser gibt eine umfassende Darstellung der natürlichen und wirtschaftlichen Grundlagen der österreichischen Landwirtschaft. Im einzelnen behandelt er die landwirtschaftlichen Betriebsverhältnisse. Er stellt aufschlußreiches Zahlenmaterial zusammen über die Formen und Wandlungen der Bodennutzung sowie über die Grundlagen der Erzeugung und des Absatzes des Pflanzenbaus und der Viehwirtschaft. Auch das Verhältnis zwischen Staat und Landwirtschaft wird einer Würdigung unterzogen, wobei das Genossenschafts- und Schulwesen, die Landwirtschaftskammern und der ständische Aufbau betrachtet werden. Die verheerenden Wirkungen des Weltkriegs und des Vertrags von St. Germain auf die österreichische Landwirtschaft werden abschließend untersucht, wobei ein geschichtlicher Überblick auf die Entwicklung zur Zeit der Monarchie zur Vertiefung beiträgt.

So ist mit dieser Arbeit von Schöhl ein Heft entstanden, das jedem, der sich mit der österreichischen Landwirtschaft beschäftigen und ihre Wechselbeziehungen zur deutschen Landwirtschaft verfolgen will, ein wertvoller Helfer sein wird. Dabei werden die zahlreichen statistischen Zusammenstellungen gute Dienste leisten.

Schwarz

Friedrich Richter: „**Preußische Wirtschaftspolitik in den Ostprovinzen**". Der Industrialisierungsversuch des Oberpräsidenten von Goßler in Danzig. Schriften der Albertus-Universität, herausgegeben vom Königsberger Universitätsbund. Ost-Europa-Verlag, Königsberg (Pr.) 1938. 180 S. Preis kart. 6,20 RM.

Die Schrift schildert, offensichtlich angeregt

durch den Ostpreußenplan des Gauleiters Koch, die Versuche des Oberpräsidenten von Westpreußen, von Goßler, um die Wende zum 20. Jahrhundert in Danzig einen großindustriellen Mittelpunkt zu schaffen. Die Industrialisierung des Ostens sollte eine Ergänzung der Arbeiten der Ansiedlungskommission sein. Fruchtbare Vergleiche zu dem nationalsozialistischen Aufbauwerk in Ostpreußen ergeben sich nicht. Nach Ansicht des Verfassers ist der Versuch „nicht gescheitert, weil man grundsätzlich von falschen Voraussetzungen ausging oder Unmögliches zum Ziele hatte. Eine Reihe äußerer Umstände und eine Verquickung unglücklicher Ereignisse hat den in seiner politischen Idee richtigen Plan nicht zum Erfolge geführt." Dieser Ansicht gegenüber muß mit allem Nachdruck betont werden, daß die Sache faul im Kerne war; denn von Anfang an tritt als Ratgeber Goßlers und Manager seiner Unternehmungen der Jude S. Marx auf. Der Verfasser übersieht die Rolle dieses jüdischen Regisseurs nicht — sein Name wird neben von Goßler am häufigsten erwähnt —, aber er nimmt diese Rolle fast unkritisch hin. Nur gelegentlich stoßen wir auf einen Hinweis, so wenn er den Aufbau einer der von Marx gegründeten Gesellschaften als „ein brauchbares Werkzeug in der Hand des Finanzmannes Marx" bezeichnet und von diesem selbst sagt: „Marx war ein reiner Finanzmann. Daraus mag eine ungesunde Betriebsführung entstanden sein", die „wohl auch" die ungünstige Entwicklung beeinflußt hat. Im übrigen unterläßt es der Verfasser, hier mit der kritischen Sonde auch nur anzusetzen. Das wäre aber unbedingt notwendig gewesen. Dann hätten sich ihm auch die Strukturfehler der geschilderten Industrialisierungsversuche deutlicher gezeigt: der Mangel an natürlichen Voraussetzungen für den gewählten Weg der Industrialisierung.

Günther Pachna

Kurt Pastenaci: **4000 Jahre Ostdeutschland.** Die Vor- und Frühgeschichte Ostdeutschlands zwischen 3000 vor und 1000 nach der Zeitwende. Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig. 1938. Pr. geb. 2,80 RM.

Das nunmehr in 4. vermehrter Auflage vorliegende kleine, rund 140 Seiten umfassende Büchlein von Pastenaci gibt eine gute, auch dem Laien verständliche Übersicht über die Ur- und Frühgeschichte Ostdeutschlands. Der Verfasser versteht es, im interessanten Plauderton selbst schwierige und verwickelte Fragen der Ur- und Frühgeschichte zu behandeln. Hierin ist der Hauptvorzug dieses Büchleins zu sehen. Daß unter dem gemeinverständlichen Stil die wissenschaftliche Genauigkeit nicht gelitten hat, ist besonders lobend hervorzuheben. Als wissenschaftliche Grundlagen haben dem Verfasser wohl in erster Linie die Werke von Engel, La Baume, Gaerte und E. Petersen gedient, welche als Standardwerke für die ostdeutsche Urgeschichte längst anerkannt sind. Der vom Verfasser im Anhang aufgeführte Schrifttumsnachweis enthält die besten und bedeutendsten Arbeiten über den Osten.

In ganz besonderem Maße wird den Leser die nähere Beschreibung der neuen Bernsteinfunde von Breslau interessieren. Seit langer Zeit war nämlich bekannt, daß von Jütland und Schleswig-Holstein aus über das Samland, zuerst weichselabwärts und dann donauaufwärts, eine Handelsstraße bis Wien führte. Diese Straße ist vor allem durch zahlreiche Bernsteinfunde belegt. In der Nähe von Breslau wurden nun im vergangenen Jahre beim Bau der Reichsautobahn zwei Bernsteinspeicher entdeckt, deren Größe uns in Erstaunen setzt. Während der erste Speicher 5,5 Zentner Bernstein enthielt, wurden im zweiten 12 Zentner des kostbaren Naturharzes gefunden. Das größte Stück wog 1,75 kg. Ein Teil der Bernsteinstücke war schon angeschliffen worden, der größte Teil indessen noch unbearbeitet, so daß wir es also zweifellos mit einer Handelsniederlage zu tun haben.

Durch derartige Schilderungen wird die Lektüre des vorliegenden Büchleins interessant gemacht. Unseren Lesern und Freunden können wir das vorliegende Werk von Pastenaci aufs beste empfehlen. Dr. Werner Petersen

Polen und seine Wirtschaft. Herausgegeben von P.-H. Seraphim, Leiter der polnischen Abteilung des Instituts für Osteuropäische Wirtschaft. 60 Textseiten, 117 Kartenseiten mit 350 Einzelkarten von Gerhard Fischer. Selbstverlag des Instituts für Osteuropäische Wirtschaft, Königsberg/Pr. Preis geb. 6,— RM.

Das umfangreiche Kartenwerk, geschickt ergänzt durch statistische Schaubilder und Diagramme, eine Gemeinschaftsarbeit der Mitarbeiter des Instituts für Osteuropäische Wirtschaft, vermittelt eine Kenntnis des wirtschaftlichen, sozialen und volkspolitischen Aufbaues Polens und seiner tragenden Kräfte. Das Werk

gibt also mehr noch, als sein Titel verspricht. Die Fülle der Einzelheiten, die es bietet, verwirrt trotzdem nicht. Sein klarer Aufbau, mehr noch die trotz einfachster technischer Mittel vorbildliche Art der Darstellung ermöglicht auch dem eiligen Leser eine rasche Unterrichtung, erlaubt schnelle Vergleiche und lenkt den Blick unwillkürlich auf die wesentlichen Zusammenhänge, so daß es in vieler Beziehung etwa einem statistischen Sammelwerk vorzuziehen ist. Dankenswert sind auch die Karten zur Geschichte Polens. Sie behandeln ja nicht nur eine Vergangenheit, die auch für das deutsche Volk von entscheidender Bedeutung ist, sondern sind auch für das Verständnis der polnischen Gegenwartsprobleme unentbehrlich. Die verschiedenen geschichtlichen Schicksale der einzelnen polnischen Teilgebiete haben ja alle Lebensgebiete des polnischen Volkes, von der Gestaltung seiner Kulturlandschaft angefangen, stark beeinflußt. Die Darstellungen stützen sich durchgehend auf polnische amtliche Quellen. Vor allem wurden die Ergebnisse der polnischen Volkszählung des Jahres 1931 ausgewertet, aber durch die laufenden Erhebungen nach Möglichkeit ergänzt. So sehr diese Herkunft der statistischen Quellen im allgemeinen für Zuverlässigkeit bürgt, so zwingt gerade sie, dem verarbeiteten volkspolitischen Material gegenüber starke Einschränkungen zu machen. Für jeden Kenner der Verhältnisse wird das sofort offensichtlich, wenn er die amtlichen Angaben über die Zahl der Deutschen in Polen betrachtet. Davon abgesehen aber ist das Kartenwerk ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der sich über die polnischen Verhältnisse unterrichten will, besonders wenn er über polnische Sprachkenntnisse nicht verfügt.

Günther Pachna

Dr. Kurt Geller: **„Die Strukturänderung der ungarischen Volkswirtschaft nach dem Kriege.“** Verlag Heinrich Buschmann, 1938. 154 Seiten.

Seitdem durch die Rückkehr der Ostmark Ungarn unser unmittelbarer Nachbar geworden ist, wird eine Schrift über dessen wirtschaftliche Verhältnisse erwünscht sein und auch die Aufmerksamkeit unserer Leser beanspruchen können, da ja eine solche Betrachtung der Struktur der ungarischen Volkswirtschaft die landwirtschaftlichen Fragen in den Vordergrund stellen muß. Sie stellt die ungarische Landwirtschaft in ihren verschiedenen Seiten dar nach Anbau, Viehzucht, Motorisierung, Bodenverbesserung und Grundbesitzverteilung. Die Strukturveränderung besteht in einer von verschiedenem Erfolg begleiteten Bemühung um den Aufbau einer Industrie. Es ist zu begrüßen, daß der Verfasser auch die Vorkriegszeit in den Bereich seiner Erörterung stellt, denn die Industrialisierung hat bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts eingesetzt. Der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß eine gewaltsame Industrialisierung den Lebensnerv der ungarischen Volkswirtschaft, nämlich die Landwirtschaft, gefährdet, denn Ungarn wird immer auf die Ausfuhr seiner landwirtschaftlichen Produkte angewiesen sein und deshalb den Anschluß an einen größeren Wirtschaftsraum und die „wirtschaftlichen“ Nachbarländer suchen müssen. Deshalb vertritt er die bekannte Ansicht, daß Ungarn notwendigerweise seine landwirtschaftlichen Erträge steigern und seine Produktion den Bedürfnissen seiner Handelspartner anpassen muß. Das von dem Präsidenten der Ungarischen Landwirtschaftskammer Andreas von Mecsér verfaßte Vorwort bezeugt, daß die Gedankengänge Gellers auch von bekannten ungarischen Agrarpolitikern gutgeheißen werden.

Bemmann

Dr. Arthur Gütt: **Bevölkerungs- und Rassenpolitik.** Industrieverlag Spaeth u. Linde, Berlin—Wien 1938. Preis RM. 0,80.

Die Schrift geht von den zahlenmäßigen, bevölkerungspolitischen Verhältnissen unseres Volkes aus, beleuchtet eingehend den Geburtenanstieg seit dem Jahre 1934 und weist darauf hin, daß auch heute die Bestanderhaltung des Volkes noch nicht gesichert ist. An Hand des Altersaufbaues des deutschen Volkes wird nachgewiesen, daß wir in der Mitte dieses Jahrhunderts einen sehr erheblichen Mangel an Arbeitskräften haben werden, so daß eine fremdvölkische Unterwanderung nicht zu umgehen sein wird. Damit zusammenhängend werden die Aufwendungen für Altersrenten, für Krankheit und Siechtum sehr erheblich den öffentlichen Haushalt belasten. Durch das Nachlassen der Geburten in den führenden Schichten des Volkes sei ein qualitativer Bevölkerungsabstieg erfolgt. Als eine der Hauptursachen des Volkstodes sieht Gütt das Anwachsen der Großstadt, die mit ihren unnatürlichen Lebensbedingungen „Gräberstätten des deutschen Volkes“ geworden sind. Engstens damit zusammen hängen die Überschätzung der Bildung, der Geltungstrieb, gesellschaftliche Rücksichten und das Streben nach ungesundem sozialen Aufstieg als Gründe zur

Geburtenbeschränkung. Um diesen drohenden Gefahren zu begegnen wird eine immer größere Vervollkommnung unserer Bevölkerungspolitik sowie der Erb- und Rassenpflege gefordert. Es werden dann die verschiedenen Gesetzesmaßnahmen rassenpflegerischer Art dargestellt und zum Schluß ein weiterer Ausgleich der Familienlasten, bezogen auf die einzelnen Berufsschichten des Volkes, gefordert. Für das Bauerntum wird im Sinne von Prof. Dr. Burgdörfer der Vorschlag gemacht, Reichsfamiliendarlehen als einmalige Hilfen für kinderreiche Familien zu geben und zwar dann, wenn sich die Nachkommen entweder selbständig machen oder verheiraten. Diese Familiendarlehen sollen zunächst unverzinslich sein, sie müssen aber verzinst und zurückgezahlt werden, wenn nach einer bestimmten Zeit keine ausreichende Nachkommenschaft vorhanden ist.

Die kleine Schrift gibt in vieler Hinsicht wertvolle Anregungen für die Weiterarbeit auf bevölkerungspolitischem Gebiet und ist gleichzeitig geeignet, in die Rassenpolitik einzuführen.

E. Wiegand

Ludwig Ferdinand Clauß: **„Rasse ist Gestalt"**. Schriften der Bewegung. Herausgegeben von Reichsleiter Bouhler, Heft 3/1937, 31 S. Eher-Verlag, München. Kart. RM. —,40.

Die Schrift gibt den größten Teil der Antrittsvorlesung von Ludwig Ferdinand Clauß wieder. Sie erläutert eingehend die Grundsätze der Claußschen Rassenseelenkunde. Der 1. Abschnitt setzt sich besonders mit der naturwissenschaftlichen Rassenkunde auseinander, wobei Clauß vor allem die verschiedenen Methoden der Forschung gegenüberstellt und betont, daß nicht die Aneinanderreihung von Einzelerscheinungen zum Ziel führt, sondern die Erkenntnis der „Gestalt" Voraussetzung sein muß. In dem weiteren Abschnitt „Gestalt wird sichtbar" werden im einzelnen die Gestaltgesetze der einzelnen Rassen herausgearbeitet. Zum Schluß behandelt Clauß die Lebensgesetze der Gemeinschaft und kommt zu dem Ergebnis, daß Volksgemeinschaft nur dort möglich ist, wo Menschen vorhanden sind, deren seelische und leibliche Gestalt nicht mit Linien fremden Stils so durchsetzt sind, daß sie sich nicht mehr verstehen. Die Schrift, die in manchen Teilen die exakte biologische Fundierung des nationalsozialistischen Rassengedankens nicht immer streng berücksichtigt, ist für fortgeschrittene Leser rassenkundlichen Schrifttums zweifellos anregend.

Wiegand

Universitätsprof. Dr. J. v. Leers: **„Rassen, Völker und Volkstümer"**. Verlag Julius Beltz, Langensalza — Berlin — Leipzig, 1938, 421 S.

Der Verfasser, einer der fruchtbarsten nationalsozialistischen Autoren, unternimmt hier den Versuch, sämtliche Rassen und Völker der Erde hinsichtlich ihrer geographischen Verteilung, ihrer zahlenmäßigen Stärke und ihres Volkstums geschlossen zur Darstellung zu bringen. Zunächst steht fest, daß eine derartige Darstellung im Rahmen eines allgemein verständlichen und für jung und alt brauchbaren Buches bisher gefehlt hat. Schon deshalb ist dieses Buch ein Verdienst. Weiterhin bringt der Verfasser auch umfassende Voraussetzungen mit, er kennt zahlreiche Sprachen, was ihm ermöglichte, die Quellen aus den einheimischen Literaturen unmittelbar zu benutzen. Es ist klar, daß sich einem derartigen Versuch starke Schwierigkeiten entgegenstellen, schon wenn man den teilweise problematischen Wert der verschiedenen zu Rate gezogenen Statistiken berücksichtigt. Darüber hinaus ist es noch schwieriger, hinsichtlich der rassischen Zusammensetzung der verschiedenen Volkstümer, genaue Angaben zu machen. Es wird sich kaum jemals darüber durchweg Abschließendes sagen lassen. Von diesen Schwierigkeiten und Fehlerquellen abgesehen aber darf gesagt werden, daß hier jedem, der sich mit Rassenkunde, Geographie, Wirtschaft u. a. befaßt, ein vorzügliches Hilfsmittel in die Hand gegeben ist.

Schmidt-Walkhoff

O. Reche: **Verbreitung der Menschenrassen.** List und Bressendorf, Leipzig, 1938. 54 Seiten, Pr. kart. 1,— RM.

Im Anschluß an die im Verlage von List und Bressendorf erschienene Landkarte „Verbreitung der Menschenrassen" von O. Reche gibt derselbe Verfasser nun in einer Broschüre die Leitgedanken, die zu dieser Darstellung geführt haben und eine Kennzeichnung der wichtigsten Rassenmerkmale der auf dieser Karte angeführten Rassen. Diese Landkarte, die die ganze Erde umfaßt, ist als eine sehr begrüßenswerte Neuerung zu betrachten. Wichtig ist vor allem, daß der Verfasser Rücksicht genommen hat auf die Mengenverteilung der einzelnen Rassengruppen, so daß man auf den ersten Blick erkennen kann, wie die verschiedenen Rassen sich auch zahlenmäßig gegenüberstehen, und welche Teile der Erde eine große Anhäufung und

welche nur eine sehr schüttere Besiedlung tragen. Die Farbschattierungen sind teilweise so gewählt, daß Gruppen ähnlicher Kopfform zusammengefaßt sind, was als erzwungen erscheinen wird. So sind Dinarier und die Vertreter der ostischen und ostbaltischen Rasse in gleicher Farbe gekennzeichnet und nur durch die Form der Farbzeichen verschieden. Das Textheft ist in seiner kurzen Fassung ein vorzüglicher Wegweiser durch die Rassen der Erde und wird sich so wie die Landkarte auch bei der Schulungsarbeit gut verwenden lassen.

B. K. Schultz

Paul Schultze-Naumburg: **„Nordische Schönheit. Ihr Wunschbild im Leben und in der Kunst."** J. F. Lehmann-Verlag, München-Berlin. 1937. 204 Seiten, 164 Abb. Preis geh. RM. 6,60, geb. RM. 8,—.

„Je höher eine Rasse entwickelt ist, je edler ihre Artung ist, um so ausgesprochener muß sich auch das allgemein geltende Schönheitswunschbild nach dem Maßstab dieser edlen Eigenschaften formen." Schon aus diesem kurzen Satz, der der Einleitung des Buches entnommen ist, ersieht man die Grundgedanken des Buches. Schultze-Naumburg weist in überzeugender Weise nach, daß die Schönheit rassegebunden ist und das Urteil über die Schönheit immer nur relativ vom Standpunkt einer bestimmten Rasse aus gefällt werden kann. Bereits in seinem vor 10 Jahren erschienenen Buche über Kunst und Rasse konnte Schultze-Naumburg die enge Beziehung, die zwischen der künstlerischen Leistung, besonders dem Rassentypus der Dargestellten und der rassischen Beschaffenheit des Künstlers besteht, nachweisen. Hier in diesem neuen Buche geht er nun besonders auf die Frage des nordischen Wunschbildes, das für das deutsche Volk das maßgebende ist, ein. Er zeigt zunächst an Bildern lebender Menschen die einzelnen Kennzeichen nordischer Leibesschönheit und weist dann im weiteren Verlauf nach, wie auch in der Kunst nordischer Völker, vor allem in den Zeiten, wo sie sich besonders gesund befanden, das nordische Schönheitsvorbild für den Künstler Geltung hatte und in seiner Darstellung oft unnachahmlich erreicht wurde.

Der Verfasser sieht vor allem auch die große rassenpolitische Bedeutung, die die Erkenntnis eines neuen rassengebundenen Schönheitsvorbildes darstellt, das sich vor allem auch auf die Gattenwahl der künftigen Geschlechterfolgen auswirken wird. Das Buch des alten Vorkämpfers des nordischen Gedankens ist eine Fundgrube wertvoller rassischer Beobachtungen und Erkenntnisse. Durch seine schöne gemeinverständliche Sprache und die reiche und schöne Bebilderung wird es sich bald weitere Verbreitung verschaffen, die ihm bestens zu wünschen ist.

B. K. Schultz

„Ostmark-Schriftenreihe" Heft 1—3. Hans Klöpfer, „Bergbauern", 51 S. Josef Kallbrunner, „Deutsche Erschließung des Südostens", 40 S., Wilhelm Deutsch, „Der Weg zum großdeutschen Reich", 45 S. Verlag: Eugen Diederichs Verlag, Jena. 1938.

Die erste der genannten Ostmarkschriften vermittelt ein eindrucksvolles Bild von Leben und Leistung des alpenländischen Bauerntums, auf dem die schicksalhafte Verpflichtung ruht, „Widerstrebendes durch angespannte, unverdient erhöhte Kraft zwingen zu müssen". Der Verfasser begnügt sich nicht mit einer bloßen Beschreibung von Haus und Hof, Arbeit und Ernte, er bleibt nicht an der Oberfläche, am Äußeren haften, sondern er geht den Dingen und den Menschen auf den Grund. Er weiß um das Erbe, dessen jahrhundertealte Wurzeln in das Leben seiner Bergbauern hineinreichen und ihr Wesen formen, und daß nichts tot ist in der Arbeitsgemeinschaft, dessen Seele der Erbhof ist. Die Schrift gewährt einen Einblick in die ursprüngliche Verbundenheit von Mensch und Natur droben in der Abgeschlossenheit der Hochtäler und der Einschichthöfe, wo auch noch das uralte Rechtsempfinden lebendig erhalten geblieben ist. Das ist Volkskunde im besten Sinne des Wortes.

Kritischer stehen wir der zweiten Schrift gegenüber, in der die deutsche Pioniertätigkeit im Südosten behandelt ist. Man vermißt hier eine klare Unterscheidung zwischen der gewaltigen Leistung, die das deutsche Volkstum im Donauraum vollbracht hat und den vielfach entgegenstehenden dynastischen Interessen. Denn so stolz wir auf die deutschen Bauerngeschlechter sind, die, wo auch immer, im Temesvarer Banat oder in Siebenbürgen, das Land unter den Pflug genommen und in Kultur gebracht haben und bis auf den heutigen Tag an ihrer Eigenart inmitten fremden Volkstums festhielten, so darf doch nicht übersehen werden, daß die südostdeutsche Siedlung durch eine spätere dynastische Politik auf das Schwerste geschädigt worden ist.

Stärkere Beachtung, wenn auch nicht uneingeschränktes Lob verdient die Schrift von Wilhelm Deutsch, „Der Weg zum großdeutschen Reich". Es wird darin der an sich dankenswerte Versuch unternommen, dem Südostdeutschen in Österreich den Nordosten, insbesondere die Leistungen der Hansa und des Ordensstaates näherzubringen und umgekehrt dem Binnendeutschen das Verständnis für die Werte deutscher Arbeit im Südosten zu eröffnen. Wie schon aus der Aufgabenstellung hervorgeht, steht der Verfasser auf dem Boden der gesamtdeutschen Geschichtsbetrachtung. Mehrmals wird daher auch der Wille des Ostmarkdeutschtums in den österreichischen Ländern, zur deutschen Gesamtheit gezählt zu werden, hervorgehoben. Um so mehr fällt es auf, daß die Tatsache habsburgischer Untaten nur an einer einzigen Stelle erwähnt und dadurch die Schwere des völkischen Selbstbehauptungskampfes der Deutschen gar nicht voll ersichtlich gemacht ist.

Immo Kretschmar

Gunther Haupt: **„Der Empörer"**. Verlag Haude & Spener, Berlin 1938. 278 Seiten, Preis geb. 5,40 RM.

„Der Empörer", so nennt Haupt sein Lebensbild Heinrich von Kleists mit Recht, denn ein Empörer gegen den liberalen Geist seiner Zeit, vor allem aber auch gegen Napoleon Bonaparte ist Kleist zeitlebens gewesen. Bewußt stellte er sich und seine dichterische Gabe in den Dienst dieses Kampfes und rüttelte mit leidenschaftlichen Worten das Gewissen der Nation wach. Kein anderer Dichter seiner Zeit war ein so bedingungsloser und haßerfüllter Feind des Korsen, in dem er mit Recht den gefährlichsten Gegner allen Deutschtums erblickte.

Männer und Mächte, die dem aufsteigenden 19. Jahrhundert das Gepräge gaben und das von ungerechtfertigter Kritik, Unverständnis und psychologischen Mißdeutungen befreite Bild des wirklichen Kleist, weiß Haupt in großangelegter Schau zu deuten. In scharfsinnigen Ausführungen setzt er sich mit den zahlreichen Versuchen auseinander, die heroische Gestalt des Dichters dem deutschen Volke zu verdunkeln. „Enthüllungen" sogenannter intellektueller Kreise, die Kleist, der sein Leben konsequent bis zum letzten erfüllte, zu einem demoralisierten Schwächling und Psychopathen stempeln wollten, werden von Haupt in sehr geistreicher Weise entlarvt. Sein Kleist, der gegen die Ansprüche des einzelnen für die Freiheit und das Wohl des Volksganzen kämpft, dessen Leben von tiefer Tragik überschattet ist, ist der kämpferische Künder einer neuen Zeit, die er ahnend vorausschaute. Uns die Gestalt dieses Großen in vollendeter Weise nahegebracht zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst des Verfassers.

R. Helm

Wilhelm Scheuermann: **Ein Mann mit Gott.** Das Lebenswerk Joh. Friedr. Oberlins. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin. 276 S. Pr. geb. 4,80 RM., kart. 4,— RM.

Wilhelm Scheuermann hat seine Auffassung von Johann Friedrich Oberlin in einem kurzen Aufsatz in dieser Zeitschrift (November 1937) selbst niedergelegt. Er bildet eine gute Einführung in das vorliegende Buch, denn es zeigt, worum es dem Verfasser ging, wenn er zu dem zahlreichen Schrifttum über den elsässischen Landpfarrer noch ein weiteres Werk hinzufügte. Die vorhandenen Bücher feiern Oberlin durchweg als christlichen Pädagogen und evangelischen Glaubenshelden. Scheuermann will den Mann zeigen, der in einem rauhen Gebirgstal aus tiefstem Elend ein gesundes Bauerntum neu erstehen ließ. Als Oberlin als 27jähriger 1767 ins Steintal kam, zählte das ganze Gebiet kaum 800 Personen, 1818 — also 8 Jahre vor seinem Tode — hatte allein die Pfarrgemeinde Waldersbach, ohne die übrigen Dörfer und Weiler, über 3000 Angehörige. Gerade deswegen aber hat Scheuermann das bessere Recht, Oberlin als „einen Mann mit Gott" zu verehren, als die Schriften, die seine religiöse Weltanschauung zu sezieren versuchen. Der Wurzelboden seiner Religiosität ist der Pflichtgedanke, der Veredlung und Vervollkommnung des Menschen dienen zu sollen. Hinter dieser Lebensauffassung verbirgt sich nicht etwa eine freudenarme, säuerliche Moral, sondern für Oberlin ist die Welt voller Schönheiten, die der Erschließung harren. Das Buch gibt uns außerdem einen guten Einblick in das elsässische Leben um die Wende zum 19. Jahrhundert, in das Straßburg Goethes. Man kann daher nur wünschen, daß das Buch von recht vielen gelesen wird.

Günther Pachna

Heinrich Eckmann: **„Der Stein im Acker"**. Verlag Georg Westermann, Braunschweig, 1937. 325 Seiten. Pr. geb. 4,80 RM.

Im Laufe der letzten Jahre ist eine kaum übersehbare Fülle von „Bauernromanen" entstanden. Ein großer Teil von ihnen hat sich bei näherer Prüfung als „Spreu" erwiesen und

ist erfreulich schnell vom Buchmarkt verschwunden. Diesem „Konjunkturschrifttum" steht aber eine sehr namhafte Anzahl von Werken gegenüber, die es wirklich verdienen, eine ausgedehnte Leserzahl zu finden. Zu diesen gehört auch das vorliegende Buch von Heinrich Eckmann, dem schleswig-holsteinischen Bauernsohn, dessen 1936 erschienenes Erstlingswerk „Eira und der Gefangene", für das er 1936 den schleswig-holsteinischen Literaturpreis erhielt, bereits die schöpferische Gestaltungskraft dieses Dichters erkennen ließ. Hinter dem Pfluge, den er auch heute nicht aus der Hand gegeben hat, hat Eckmann die Gedanken und Erkenntnisse eingefangen, die er in seinen kraftvollen und besinnlichen Büchern niederlegte. Und nur ein Mensch, der seinem ganzen Wesen nach Bauer ist und an der Scholle mit der urwüchsigen heißen Liebe seines Herzens hängt, konnte die Geschichte vom „Stein im Acker", die die Geschichte des bäuerlichen Menschen schlechthin ist, schreiben. Vielleicht aber kann auch nur solch ein Mensch diesen Roman in seiner Klarheit, Unerbittlichkeit und Tragik zutiefst verstehen. Menschen, die die innere Beziehung zum Boden verloren haben, die weltweise und abgeklärt in ihren Klubsesseln sitzen, werden wahrscheinlich achselzuckend die „fixe Idee" des Bauern Henn Sweet belächeln, den der Stein in seinem Acker, der von ihm und seinem Nachfolger nicht gehoben wurde, das Herz abdrückt. Uns erschüttert die tiefe Seelennot des alten Bauern, der seinen Sohn, und damit den Hoferben, im Kriege verlor, aber immer noch dessen Wiederkehr erhofft. Der selbst, als der Hof, den er mit seiner schwachen Kraft nicht mehr halten konnte, längst in andere Hände überging, sich mit seinen alten müden Knochen um diesen Hof abmühte. Um den nicht gehobenen Stein kreisen seine Gedanken selbst dann noch, als sich sein Geist zu verwirren beginnt. Denn erst, wenn dieser Stein beseitigt ist, hat der Bauer Sweet seine Lebensaufgabe erfüllt. In seinem Enkel, der den großväterlichen Hof dank der Einsatzbereitschaft der Dorfgemeinschaft wieder übernehmen kann, glaubt Sweet den heimgekehrten Sohn zu erkennen. Jetzt erst kann er ruhig sterben, denn nun weiß er, daß der Stein den Acker nicht mehr länger bedrücken wird, den Acker, der für Bauern nicht tot, sondern ein mit Eigenleben erfülltes lebendiges Wesen ist. Das ist die Geschichte vom Lebenskampf des Bauern Sweet. Sie ist zugleich aber auch die Geschichte des Kampfes einer Dorfgemeinschaft, ja des ganzen Volkes, um eine bessere Zukunft, die erst mit dem Augenblick Wirklichkeit wird, als es gelingt, Zerrissenheit, Unfriede und Haß, die gleich einem schweren Stein auf der Volksgemeinschaft lasteten und sie zu erdrücken drohten, zu beseitigen. R. Helm

Jef Simons: **Flandern stirbt nicht.** Franz Westphal Verlag, Wolfshagen-Scharbeutz. 223 S. Pr. geb. 4,80 RM.

Dies Buch ist wohl das einzige Kriegsbuch, das in dem flämischen Fronterlebnis wurzelt; das heißt in dem Erlebnis eines germanischen Stammes, dessen Männer gezwungen waren, gegen ihr eigenes Kern- und Bruderland für eine „Zivilisation" zu fechten, die der Todfeind des eigenen Volkes war und noch ist. August Borms, der Vorkämpfer und Märtyrer seiner Heimat und der Dichter Felix Timmermans haben dem Buche, das eine Übersetzung aus dem Flämischen ist („Eer Vlaanderen vergaat"), Vorworte mitgegeben und es damit als ein wichtiges Bekenntnisbuch gekennzeichnet. Der Verfasser stand selbst im belgischen Heere (das zu 80 vH. ein flämisches Heer war), an der Yserfront und hat die inneren Kämpfe miterlebt, die zum Erwachen des flämischen Gedankens führten. Seit Conscience sind die Flamen Meister in der historischen Erzählung; hier vereinigt sich die berühmte Schilderungskunst Timmermans' und seiner Landsleute mit der Bedeutsamkeit geschichtlicher Vorgänge, die die Öffentlichkeit zum Teil überhaupt erst aus diesem Buche erfährt: daß z. B. eine große Zahl flämischer Kämpfer vor dem Entschlusse stand, zu den Deutschen überzugehen, wie überhaupt so manches Opfer vergeblich gebracht zu sein schien. Aber dies Buch beweist, daß nichts vergeblich war, daß germanisches Volkstum in Flandern ebenso hell erwacht ist, wie bei anderen Stämmen, und daß es mit diesen seinem großen Tage entgegengehen wird.

Dr. J. O. Plaßmann

Wilhelm Petersen: **„Ut de Doken."** Küstenverlag Wilhelm Petersen, Hamburg.

Der nordische Mensch erlebt die Welt ebenso sehr durch das Auge wie durch das Herz: wir begegnen unter unsern deutschen Künstlern immer wieder dem Malerpoeten, der sich nicht mit dem Pinsel begnügt, sondern der auch zur Feder greift, um seine Gestalten und Eindrücke zu schildern, wie wir umgekehrt unter unsern Dichtern immer wieder die Neigung zum Zeich-

nen und Malen antreffen. Denken wir an Adalbert Stifter, Wilhelm Busch, Eduard Mörike, Gottfried Keller, Hermann Hesse, um nur einige zu nennen, wobei wir Goethe, den Gewaltigen, nicht vergessen wollen. Zu ihnen gesellt sich der Maler Wilhelm Petersen aus Elmshorn, der uns neuerdings ein entzückendes Geschichtenbuch mit Bildern geschenkt hat. „Ut de Oolen" hat er das kleine Werk betitelt, was in der Schriftsprache soviel bedeutet wie: aus den Winkeln unterm Dach, jenen Winkeln, die wir heute zu entrümpeln pflegen . . . bei Petersen sind es die Winkel seiner Seele, die verborgenen Kindheitserinnerungen, die er auskramt und hervorholt und als Rahmenerzählung um jene achtzehn farbigen Bildtafeln flicht, die uns von der großen Ausstellung seines Gesamtwerkes in Berlin im vergangenen Jahr noch lebhaft in Erinnerung geblieben sind. Es war ein guter Gedanke des Malers, diese prachtvollen, stimmungsgesättigten Schilderungen aus dem Leben der Fischer, Bauern und Handwerker seiner Heimat, diese Kabinettstücke seiner Kunst, der Allgemeinheit dadurch zugänglich zu machen, daß er sie in ausgezeichneten Reproduktionen zu einem Bilderbuch vereinigte, in dem er uns gleichzeitig von seiner Jugend, seinem Werden und Wandern erzählt. Die Welt, welche der Meister hier vor uns in Worten und Bildern erstehen läßt, ist aus derbster Wirklichkeit und zartester Träumerei gewoben, und wir freuen uns an diesem bunten Gewebe als einem seltenen und kostbaren Geschenk.

Erwin Metzner

Kurt Pastenaci: **„Herzog Bojo, Sieger über die Legionen und den Tod".** Frundsberg-Verlag Föllmer und Esser, Berlin. Pr. geb. 5,50 RM.

Es gibt nur wenige Romane mit ur- und frühgeschichtlichem Inhalt, die es verdienen, gelesen zu werden. Entweder werden die geschichtlichen Begebenheiten und das „Milieu" verkehrt oder entstellt gezeichnet oder aber die künstlerische Begabung des Darstellers reicht nicht aus, einen wirklich lesbaren Roman zu gestalten. Beide Mängel treffen gottlob für den vorliegenden Roman Pastenacis nicht zu.

Ich muß gestehen, daß ich mit einigem Mißtrauen an die Lektüre des neuen Buches von Pastenaci herangegangen bin, um so mehr als der Verfasser bisher nur beschreibende Darstellungen aus dem Gebiet der Ur- und Frühgeschichte verfaßt hatte. Nachdem ich aber einmal angefangen hatte den Herzog Bojo zu lesen, fesselte mich die Darstellung so sehr, daß ich sie sozusagen in einem Zuge zu Ende lesen mußte.

Der Roman behandelt den Auszug der Kimbern aus ihrer Heimat, und den ersten Kampf der Germanen mit der Weltmacht Rom. Treffend und in wissenschaftlich einwandfreier Weise sind die zu dieser Zeit herrschenden wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse dargestellt worden. Einen Höhepunkt bildet die Schlacht von Arausio, in der, ähnlich wie bei Cannae, die römischen Heere vernichtend geschlagen wurden. Meisterhaft schildert Pastenaci sodann den tragischen Untergang Bojos und seines Volkes, der, um die Treuepflicht seinen Blutsbrüdern gegenüber zu erfüllen, die letzte, von vornherein aussichtslose Schlacht annimmt.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß Pastenaci es verstanden hat, die von der Wissenschaft in peinlicher Arbeit gemachten Erkenntnisse mit warmem, pulsendem Leben zu erfüllen, und so unserem Volke nutzbar zu machen.

Dr. W. Petersen

Kurt Eggers: **„Der Berg der Rebellen".** Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig — Berlin. 272 Seiten. Pr. geb. 4,— RM.

Es ist grundsätzlich zu begrüßen, wenn die Taten der Freikorps der Nachkriegszeit herausgestellt und insbesondere der heranwachsenden Jugend vor Augen geführt werden. Dies gilt insbesondere dann, wenn die Freikorps deutschen Boden gegen fremde Eindringlinge verteidigt haben. Ein ewiges Sinnbild dafür, was ganz Deutschland den Freikorps verdankt, ist deren Eingreifen beim dritten Polenaufstand in Oberschlesien 1921. Wenn irgendwo das Wort vom unbekannten Soldaten gilt, dann auch hier.

Das vorliegende Buch behandelt in Romanform die Oberschlesienzeit, gipfelnd im Sturm auf den Annaberg. Die Handlung führt uns ein in die damalige ständige Bereitschaft weniger Deutscher, die unter Außerachtlassung aller persönlichen Vorteile nur den Gedanken an Deutschland in sich trugen. Wir erleben den Einsatz der Freikorps, insbesondere auch des unvergeßlichen Freikorps Oberland. Wenn etwas dem Buch abträglich ist, so ist es das Auftauchen „deutschvölkischer" Atavismen mit dazugehörigen Ideologien. Das Freikorpserlebnis ist allen, die dabei waren, zu ernst, als daß man es dadurch beeinträchtigen dürfte.

W. Staudinger

Dr. Wilhelm Müller: **Teutoburg, Irminsul und Siegfriedsage.** Fritz Fink-Verlag, Weimar. 84 Seiten. Preis kartoniert RM. 3,—, in Leinen RM. 4,—.

In einer sehr interessanten Untersuchung bemüht sich der Verfasser nachzuweisen, daß die Sigiburg oder Sieburg bei Karlshafen die alte Burg Sigmars, des Vaters Armins, gewesen sei. Er bringt dafür eine Anzahl wertvoller Belege bei. Von dieser Grundlage ausgehend, kommt er an das Problem der Lage der Schlacht im Teutoburger Walde heran. Er weist darauf hin, daß der „Drache", der an hoher Stange getragen wird, ein bekanntes Feldzeichen römischer Truppen war, und schließt daraus, daß in der Sage von Siegfrieds Drachenkampf wahrscheinlich eine mythologisierte Überlieferung von der Römerschlacht Armins steckt. Dr. Müller prüft dann das ganze Schlachtfeld und kommt auch zu dem Schluß, daß möglicherweise die „Irminsul" auf dem Dübelsnacken zwischen Driburg und Altenbeken stand, wo sie nach den fränkischen Berichten von Karl I. zerstört wurde. Hier darf man fragen: war diese Irminsul nicht überhaupt ein Gedenkmal an den Sieg im Teutoburger Wald, errichtet in der Form einer „Weltsäule" — und wirft dann ihre Zerstörung durch Karl nicht überhaupt ein bedeutsames Licht auf manche Zusammenhänge? — Interessant sind auch die Darlegungen des Buches über die Schlacht von Idisiaviso und manche Untersuchungen des Verfassers über sonstige Überlieferung der Kämpfe Armins in der Sage. Das Buch verdient durchaus, daß die Behauptungen des Verfassers, der trotz der riesigen Literatur über die Schlacht im Teutoburger Walde viel Neues beigebracht hat, eingehend geprüft werden.

Prof. Dr. von Leers

A. H. Tammsaare: **„Wargamäe".** Verlag Holle & Co., Berlin. Preis: RM. 7,—.

„Ein Roman aus Estland" kündigt der Umschlag des Buches an. Der Begriff Roman ist für dieses Werk zu eng. Man sollte es ein Lebensbild nennen. Denn es schildert das Leben, wie es sich für den estnischen Bauern vor dem Kriege abgespielt hat.

Es schildert es meisterhaft und echt. Keine konstruierten Konflikte, keine auf Spannung angelegten Künsteleien stören das breite Gemälde, aus dem uns Land und Leute lebenswahr und eindrucksstark entgegentreten.

Bauernromane haben durch Konjunkturschreiber einen schlechten Klang bekommen. Nur Hamsun, Gulbranssen und einige andere läßt man gelten. Nun wohl, Tammsaare stellt sich mit diesem Buch mit an die Spitze der Besten. Seine Landschaft ist wirkliche „Heimat", seine Menschen sind nicht Personen, sondern allgemeingültige Urbilder.

Urwüchsig wie das Moor, das sie in Kultur nehmen, sind die Bauern von Wargamäe. Der Hof wächst, obgleich keiner von ihnen nach der „Rentabilität" seiner Arbeit fragt; oder gerade deswegen? — Und doch, eines bleibt stärker als alles Mühen und Plagen: die Welt. Sie lockt Söhne und Töchter vom Hofe fort. Landflucht! — das ist die unausgesprochene Tragik, die aus diesem Buche spricht.

Wer ein gutes Buch lesen will, greife zu diesem „Wargamäe". — Georg Halbe

Karl Springenschmid. **„Das Bauernkind".** Verlag R. Oldenbourg, München-Berlin. 3. Aufl., 1938. Pr. geb. 3,— RM.

Springenschmid begleitet die Kinder des Zwieselhofes von der Wiege bis zum reifen Lebensalter durch Haus und Hof, Feld und Wald. Er sieht mit ihren Augen und spricht mit ihrer Sprache und versteht es, auch uns ihr Denken glaubhaft zu schildern. Fest und verwurzelt mit Hof und Scholle, so stehen diese Menschen vor unseren Augen. Ihr Tun und Schaffen, ihre Freude und ihr Leid, alles hat irgendwie seinen tieferen Sinn, nichts ist oberflächlich oder überflüssig.

Der Titel des Buches erscheint allerdings etwas anspruchsvoll gewählt, denn Springenschmid schildert das Bauernkind eines ganz bestimmten Lebenskreises, eines einsamen Bergbauerndorfes etwa. So ist es verständlich, daß das, was er über das Denken und Handeln, aber auch über die Gesittung seines Bauernkindes sagt, teilweise Begrenzungen in sich haben muß. Trotzdem kann dieses gehaltvolle Buch empfohlen werden. Rolf Helm

Johann von Leers: **„Das Lebensbild des deutschen Handwerkes".** Verlag Karl Zeleny & Co., München 1938. 644 Seiten. Preis brosch. 20,— RM.

Der Persönlichkeitscharakter der nordischen Rasse findet in dem Handwerk eine seiner stärksten Ausprägungen. Aus dem Bauerntum emporgewachsen, ist gerade das deutsche Handwerk in seiner gesamten Arbeitsauffassung ent-

scheidend von deutscher Bauernart bestimmt worden. Von beiden gilt das Wort: Deutsch sein, heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun. Gerade deswegen aber mußten beide naturnotwendig zu dem Profitstreben des Kapitalismus und seinem hemmungslosesten Repräsentanten, dem Judentum, in schärfsten Gegensatz geraten. So bedeutet für Bauerntum und Handwerk das Eindringen des Kapitalismus Entartung, der Sieg des Nationalsozialismus Reinigung und Selbstbesinnung auf die ureigene Art. Johann von Leers darf beanspruchen, diesen Schicksalsweg für das deutsche Bauerntum in seinem großangelegten Werke „Odal — Das Lebensgesetz eines ewigen Deutschland" (Blut und Boden-Verlag, Goslar) nachgewiesen zu haben. Sein „Lebensbild des deutschen Handwerks" ist das würdige Gegenstück dazu in bezug auf das Handwerk. Leers sieht in seinem umfangreichen Werk „einen bescheidenen Ansatz für eine Zusammenschau der deutschen Volksgeschichte und Wirtschaftsgeschichte als eines Kampfes um das arteigene Recht". Wir aber können ihm bezeugen, daß er mit seinem „Ansatz" mitten in den Kern der Dinge hineingestoßen ist. Diese zielbewußte Straffheit seiner Darstellung ist um so beachtlicher, als das Werk eine gehäufte Fülle von Tatsachenmaterial enthält und eine wahre Fundgrube des Wissens ist. Sehr erfreulich ist auch der reiche Bilderschmuck, der die Ausführungen gut ergänzt. Günther Pacyna

Günther Franz: **„Bücherkunde zur Geschichte des deutschen Bauerntums"**, der Forschungsdienst, Sonderheft 9. Verlag J. Neumann, Neudamm u. Berlin. 97 Seiten. Preis brosch. 5,— RM.

Auf Anregung des Forschungsdienstes hat der bekannte Geschichtsschreiber des deutschen Bauernkrieges diese Bücherkunde geschaffen, die einem immer wieder empfundenen Wunsch Rechnung trägt. Bewußt hat der Herausgeber seiner Veröffentlichung Schranken gesetzt. Will sie doch nach Worten des Vorwortes „den zahlreichen Forschern in Stadt und Land, vor allem auch den beruflich nicht als Historiker vorgebildeten eine erste Anleitung geben, einen Hinweis auf das Schrifttum, nicht mehr". Wie schon damit der Herausgeber Einwände der Fachkritik entkräftet, so hat er selbst zugleich weiter festgestellt, daß seine Auswahl „willkürlich" sei, daß man „zweifellos noch manche Spreu unter den angeführten Titeln finden" wird, „während wertvolle Schriften uns entgangen sein werden". Abgesehen von der Schrift von A. Brosch („Schrifttum zur Inneren Kolonisation", 1919), die allerdings mehr enthält als ihr Titel und die sachliche Einordnung bei Franz vermuten lassen, hat ja der Verfasser auf Neuland schürfen müssen. Denn die bisherige Wissenschaft hatte nicht nur die Geschichte des Bauerntums vernachlässigt, sondern erst recht auch die Notwendigkeit einer solchen Bücherkunde übersehen. Um so mehr werden darum die sich mit der Bauerngeschichte beschäftigenden Kreise die hier angekündigte Neuerscheinung begrüßen und sie auch trotz der vom Herausgeber gewollten Einschränkungen mit Erfolg benutzen können.

Dr. Sommerlad

W. H. Riehl: **Vom deutschen Volke, das Wesentliche aus seinen Werken.** Ausgewählt von Friedrich Daab. Verlag Langewiesche, Königstein u. Leipzig, 176 Seiten. Pr. geb. 2,40 RM.

Das Lebenswerk W. H. Riehls ist in seinem ganzen Umfang und in seiner tiefen Bedeutung erst heute so recht erkannt worden, nachdem es über ein halbes Jahrhundert als bloße kulturhistorische Originalität im Verborgenen lebte. Und doch war dieses Werk alles andere als eine Kulturgeschichte. Nicht umsonst nannte Riehl das größte seiner Werke „Die Naturgeschichte des Volkes", denn es ging ihm dabei nicht darum, die volkstümlichen Sitten und Bräuche zu studieren. Seine Idee war von Grund auf politisch, weil Riehl aus der Kenntnis der Naturgeschichte, d. h. der sozialen Grundlage seines Volkes, die Gestaltungs- und Ordnungsprinzipien erarbeiten wollte, die dem deutschen Volk die Möglichkeit zur Entfaltung seiner Kräfte zu geben in der Lage waren.

Friedrich Daab hat in einer Auswahl aus den besten Werken Riehls ein anschauliches Bild von dem Wollen dieses großen Sozialpolitikers gegeben. Aus ihm strömt uns die ganze Fülle und Klarheit der Sprache, die glanzvolle Art der Beobachtung und der aus sicherem Gefühl und klarer Erkenntnis gewonnene Blick für die tiefen Zusammenhänge des völkischen Lebens entgegen, jene Eigenarten des Werkes von Riehl, die uns immer von neuem voller Bewunderung und Achtung in seinen Bann ziehen. An der Zusammenstellung selbst ist dabei hervorzuheben, daß sie neben der „Naturgeschichte des Volkes" auch andere Werke, vor allem „Die deutsche Arbeit" berücksichtigt. So zeigt sich die Auswahl

Riehls von Friedrich Daab als ein gelungener Versuch, das unserem Denken und Fühlen so nahe Werk dieses großen Sozialpolitikers einem breiten Leserkreis bekanntzumachen.

Paul Boetticher

Rolf Helm: „Deutsche Erntebräuche". Bibliographisches Institut Leipzig, 1937. Pr. kart. —,90 RM.

Als im Jahre 1935 zum erstenmal der Nationalsozialismus das deutsche Erntedankfest auf dem Bückeberg beging, da gab es noch genug Neunmalkluge, die prophezeiten, daß durch diesen großen politischen Nationalfeiertag alle örtlichen und landschaftlichen Erntebräuche des Bauerntums verdrängt und überflüssig würden. Das Gegenteil trat ein. Durch den Tag des deutschen Bauern wurden längst vergessene Erntebräuche in allen Gegenden des Reiches zu neuem Leben erweckt, und viele Dörfer, die kein Erntedankfest mehr kannten, haben es wieder aufgenommen. So kamen auch die nicht an einen bestimmten Tag gebundenen Ernteanfangs- und Ernteschlußbräuche wieder zu Ehren.

In der Reihe Meyers Bild-Bändchen erschien als Heft 36 das Büchlein „Deutsche Erntebräuche", das neben 41 Lichtbildern einen ebenso umfangreichen Textteil enthält.

Es ist die erste bildliche Zusammenstellung aller noch lebenden Erntebräuche, vom „Binden" bei Beginn der Erntearbeiten bis zum Einbringen der letzten Fuhre und dem Ernte- und Kirmestanz. Aussaat und Ernte sind Tätigkeiten, die seit den Uranfängen unseres Volkes vorgenommen werden. Deshalb ist es nicht überraschend, daß sich gerade in den deutschen Erntebräuchen noch uralte Reste germanischen Bauernglaubens bis in unsere Tage herein erhalten haben. Der Verfasser wendet sich im Textteil, von den Erkenntnissen der nationalsozialistischen Volkskundewissenschaft ausgehend, gegen die lebensfremden Deutungen der Volkskundler der Vergangenheit, die im bäuerlichen Erntebrauchtum nicht den Ausdruck einer gläubigen Haltung, sondern nur Abwehrmaßnahmen gegen Dämonie und Zauberei sehen zu müssen glaubten.

Friedrich Rehm

„Alemannenland", ein Buch von Volkstum und Sendung. Für die Stadt Freiburg im Breisgau, herausgegeben von Oberbürgermeister Dr. Franz Kerber, 43 Bilder. Verlag J. Engelhorns Nachf., Stuttgart. Pr. geb. 4,80 RM.

Freiburg, die schöne Stadt im Breisgau, weist mit ihrem Gesicht nach Westen und Süden. Aus ihrer Lage heraus erwuchs ihr Auftrag, Hüterin deutschen Wesens zu sein. Nach einem kurzen Überblick über Volk, Kultur und Gemeinde durch den Oberbürgermeister der Stadt Freiburg sprechen zuerst oberdeutsche Dichter und Schriftsteller, von denen Burte, Strauß und Schäfer besonders zu erwähnen sind. Ihnen folgen Gelehrte und Künstler von Rang in knappen Darstellungen über Kunst und Musik aus dem Gebiete des Oberrheins. Namhafte Vertreter der deutsch-französischen Verständigung kommen zum Schluß in bemerkenswerten Ausführungen und Berichten zu Wort. Verstärkt wird der gute Eindruck durch zahlreiche sehr gute photographische Aufnahmen und durch zwei farbige Wiedergaben von Gemälden. Das Buch ist als Jahrbuch gedacht. Soll diese an und für sich begrüßenswerte Sache aber von Dauer sein, dann ist es notwendig, daß einmal alle Veröffentlichungen dem neuesten Stand der Forschungen entsprechen. Wir glauben z. B. nicht mehr daran, daß durch die angebliche Vermischung „von altem reifem Blut und geschultem Geist" mit unseren Vorfahren erst die Möglichkeit der mittelalterlichen Kultur des schwäbischen Raumes geschaffen wurde. Die Nachweise solcher Irrtümer aus dem Buch ließen sich vermehren.

G. Berger

Otto Huth: „Der Lichterbaum". Germanischer Mythos und deutscher Volksbrauch. Deutsches Ahnenerbe, 2. Abt. 9. Band. Widukind-Verlag 1938. 84 Seiten. 36 Abb. Pr. geb. 4,— RM., kart. 3,20 RM.

In der mit einem aufschlußreichen Bildanhang ausgestatteten Abhandlung nimmt der Verfasser einleitend gegen die „bürgerlich-professorale sogenannte Volkskunde der Zeit um 1900" Stellung. Ihre Forschungsergebnisse über den Lichterbaum tragen den spürbaren Mangel aller „objektiven" Wissenschaft in sich. Wenn nun der Verfasser seine Forschung in der Frage nach Herkunft und Sinn des Lichterbaumes zwischen dem „Ursprung, das das Sinnbild des Lichterbaumes schuf" („innere Kontinuität") und der zeitweise durch Verbote eingeschränkten, vom „tragenden Erlebnis" gelösten, ununterbrochenen Fortdauer des Lichterbaumkultes („äußere Kon-

tinuität") trennt und diese „äußere Kontinuität" für das wahrscheinlichste hält, so unterwirft er seine Untersuchung einer nicht erforderlichen Einschränkung. Äußeres und inneres Fortleben verbürgt gerade der Lichtfestbrauch der Mittwinterzeit, der die christliche Kirche ihrerseits zu widersprechenden Angleichungen zwang. Schließlich steckt in jeder ernsthaft geführten Untersuchung eines Sinnbildes ein Beitrag zu der von Huth als Sonderaufgabe gesehenen Frage „nach dem Schicksal der germanischen Seele in der christlichen Zeit". Die Untersuchung des Verfassers geht erfreulicherweise dieser zeitlich unbeschränkten Forderung nicht aus dem Weg. So schreibt Huth: „Das Volk hat ein sicheres Gefühl für den Sinn des Baumes, auch wenn ihn niemand in der späteren Zeit richtig hätte benennen können, und weiß in immer wechselnder Weise dem Ursinn des Baumes Ausdruck zu geben".

Die Untersuchung O. Huths ist den jungen deutschen Forschungserfolgen einzureihen, deren Endziel die Befreiung des deutschen Brauchtums von der Belastung artzerstörender Theorien und die Schaffung einer auf rassischer Grundlage aufgebauten Brauchtumsentwicklung sein wird.

G. Müller

Eugen Weiß: **„Heute ist Richtfest"**. Deutsches Ahnenerbe. 3. Abteilung. Volkskundliche Schriftenreihe Nr. 2. Widukind-Verlag 1937. 45 Seiten. RM. 1,50.

Die Frage nach Herkunft und Sinn dieses Zimmermannbrauchtums, dessen Wurzeln früheste Vergangenheit und nächste Gegenwart verbinden, stellt sich der Verfasser, um „die Weihen des Richtfestes in ihrem rechten Lichte aufzuzeigen und in Ehrfurcht vor dieser Sitte und Sittlichkeit die glaubenstümlichen Urgedanken eines Urbrauches zu erkennen". Die Darstellung erschöpft sich dabei nicht in der reihenweisen Aufzählung äußerer wandelbarer Erscheinungsformen und ihres einmal vorhandenen Ausdrucks.

In der kurzen Abhandlung erscheint das dargestellte Brauchtum in einer lebensverbundenen, sich forterbenden Glaubenshaltung. So ist auch des Verfassers Versuch, aus dem überlieferten Sprachgut die „Verknüpfung von Göttern und Balken" nachzuweisen, zu werten. Seinem ursprünglichen Ausgangspunkt, der Holzbauweise unserer Vorfahren am nächsten, kommt der bäuerliche Hausbau. Dort stehen noch die Zimmerleute im Mittelpunkt des Arbeitsvorganges und der feierlichen Handlung. Städte

und Landschaften haben für das Richtfest ihre besonderen Prägungen erfahren. Den scheinbaren Gegensatz aber löst hier und dort die in diesem Brauch verlebendigte Volksgemeinschaft auf.

In diesem kleinen Werke hat der Verfasser in gemeinverständlicher Darstellung den Blick für das vielgestaltige, schöpferische Leben des deutschen Handwerkertums erfreulich bereichert. Nicht im Patronat der biblischen Josefsgestalt, sondern in der unversiegbaren Quelle deutschen Ahnenerbes liegt die Ehrwürdigkeit dieses Zimmermannbrauches. Dr. G. Müller

Ludwig Feichtenbeiner: **„Altbayrischer Bauernbrauch im Jahreslauf"**. Verlag: F. Bruckmann, München. 88 S., 73 Bilder. Preis: Leinen 4,80 RM., brosch. 3,80 RM.

Feichtenbeiner selbst erklärt in seinem Vorwort, daß er bei der Herausgabe dieses „Anschauungsbüchleins" bewußt darauf verzichtet habe, sich um „wissenschaftliche Klärung der Herkunftsbeziehungen" der behandelten Bräuche zu bemühen, da er kein „volkskundliches Nachschlagewerk" schaffen wollte.

Diese bewußte Beschränkung auf eine rein volkstümliche Darstellung der Tatsachen ist dem kleinen, durch ganz ausgezeichnete Bebilderung auffallenden Buche nur von Vorteil gewesen. Die jeder Brauchtumsbeschreibung beigegebene kurze Sinndeutung genügt vollkommen zum Verständnis und zeigt zum mindesten dem Kenner eindeutig, daß alle diese Bräuche in der Weltanschauung unserer bäuerlichen Vorfahren wurzeln. Die Feststellung dieser Tatsache, in einer auch für den Laien verständlichen und überzeugenden Form ist das einzige, was man an der Arbeit Feichtenbeiners, zu der man ihn im übrigen beglückwünschen kann, vermißt. Abgesehen von diesem kleinen Schönheitsfehler ist das Buch nicht nur als ein gute Zusammenstellung der zahlreichen in Bayern noch lebenden Bräuche zu werten, sondern wird auch sicherlich dazu beitragen, den Bauern auch dort wieder fester mit der Gesittung seiner Vorfahren zu verbinden, wo der ursprüngliche Sinn des von ihm gepflegten Brauches im Laufe der Jahrhunderte verlorenging oder bewußt verfälscht wurde. Rolf Helm

Hans Kiewning: **Das Lippische Hagenrecht.** Sonderdruck aus Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landkunde XVI, Detmold, 1938. 48 Seiten. Verlag Hammann, Detmold.

Die Schrift von Hans Kiewning über „Das Lippische Hagenrecht" ist ein interessanter quellenkundlicher Beitrag zur Geschichte des deutschen Bauernrechtes, der sich vor allem durch einwandfreie Wiedergabe zweier wichtiger Weistümer auszeichnet. Das Weistum der fünf Hagen im Kirchspiel Heiden war bisher nur durch eine unzulängliche hochdeutsche Übersetzung bekannt (Bernhard Reyer, Kolonatsrecht, S. 367). Das Weistum des Wienbecker Hagen vom 15. Mai 1616 ist bisher noch nicht veröffentlicht worden. Die Kommentierung der Weistümer beschränkt sich auf eine Erläuterung der jeweilig gegebenen Rechtslage. Einen Versuch, von sich aus den Ursprung der Hagenverfassung zu erklären, unternimmt der Verfasser nicht; doch pflichtet er der Ansicht bei, daß die Hagenverfassung auf die Rodetätigkeit der Grundherren zurückzuführen sei, die dafür Bauern benutzten, die sie mit besonderem, d. h. besserem Recht ansetzten. Entwicklungsgeschichtlich ist die Abhandlung insofern interessant, als sie ein neuer Beweis für die nivellierende Rechtsgestaltung der Landesfürsten ist, die jedes Sonderrecht nach Möglichkeit beseitigten.

Pacyna

Maria Kraft: **„In der Gewalt der Bolschewisten"**. Nibelungen-Verlag, Berlin und Leipzig, 160 Seiten. Pr. kart. 1,80 RM.

Der kleine Band schildert in einfacher und schlichter Weise den Leidensweg einer deutschen Frau und Mutter, die 17 Jahre lang vergeblich um ihre Freiheit aus den Fesseln der bolschewistischen Zwangsherrschaft kämpft. Das Sympathische und gleichzeitig Erschütternde an diesem Erlebnisbericht ist die sachliche Art, in der Maria Kraft Leben, Arbeit, Verfolgung, Hunger und Leiden in der Sowjetunion zeichnet. Der Band stellt eine erfreuliche Bereicherung der wirklich lebensechten Schilderungen des Alltags im bolschewistischen Rußland dar und ist einem weiten Leserkreis zu empfehlen.

Paul Boetticher

Inhaltsverzeichnis

Das Titelbild des Heftes, „Die Landhelferin", wurde nach einer Aufnahme von Dr. Bloem (Mauritius) gefertigt. — Das Urheberrecht der Bildbeilage liegt bei Kühlewindt, Königsberg/Pr., für Bild Nr. 1, 4 und 15; Fritz Krauskopf, Königsberg/Pr., Bild Nr. 2, 3, 6, 10, 11, 12, 13 und 17; Technophotographisches Archiv, Potsdam, Bild Nr. 5, 7, 8, 14 und 16; Grebe, Berlin, Bild Nr. 9.

Anschriftenverzeichnis der Mitarbeiter der Monatsschrift „Odal" August-Heft 1938

Dr. Immo Kretschmar, Berlin-Friedenau, Hedwigstraße 4

Bauer Erich Spickschen, Landesbauernführer Ostpreußen, Königsberg/Pr.

Dr. Werner Schulz, Berlin-Zehlendorf, Riemeisterstraße 82

Christian Diederich Hahn, Berlin-Friedenau, Homuthstraße 7

Günther Pacyna, Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstraße 6

Prof. Dr. Johann von Leers, Berlin-Dahlem, Goßlerstraße 17

Ferdinand Fried. Zimmermann, Hohenberge-Fichtenau (Niederbarnim), Woltersdorfer Weg 108/110

Christoph Frhr. von der Ropp, Berlin-Lichterfelde, Gardeschützenweg 105

Walter Horn, Schriftleiter, Berlin-Zehlendorf, Wilskistraße 1

Dipl.-Landwirt Rolf Helm, Berlin NW 87, Bachstraße 4

Dipl.-Landwirt Eberhard Wiegand, Berlin-Mahlow, Lynarstraße 55

Dr. Hans Schwarz, Berlin NW 40, Werftstraße 3/II

Jedes Heft RM. 1,50 / Vierteljährlich 3 Hefte RM. 3,60
zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Erfüllungsort Goslar. Postvertrieb ab Berlin.

Hauptschriftleiter: Dr. Hermann Reischle. Stellvertreter und verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Wilhelm Staudinger. Anschrift der Schriftleitung: Berlin W 35, Friedrich-Wilhelm-Straße 18/III. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Rudolf Damm, Goslar. Verlag: Blut und Boden Verlag G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar. DA. 4000, II. Vj. 38. Pl. Nr. 5. Druck: Wendt & Matthes, Berlin C 2, Magazinstraße 15/16.






HILFSWERK
Mutter
und Kind


Das ganze Jahr
Januar
Februar
März
April
Mai
Juni
Juli
August
September
Oktober
November
Dezember
Der luftbereifte 20 PS LANZ-Bauern-Bulldog ist eine vielseitige und vollkommene Hilfe, denn er übernimmt alle Arbeiten
auf dem Felde,
auf dem Hofe,
auf der Straße
und ist das ganze Jahr über der starke Helfer des deutschen Bauern. Bei richtiger Anwendung des Schleppers über das ganze Jahr fallen die täglichen Festkosten, verbilligt sich sein Betrieb, werden die Erzeugungskosten gesenkt. Der Ackerluft-Schlepper ist
die wertvollste,
weil
vielseitigste Arbeitskraft
des bäuerlichen Betriebes, für dessen Leistungsfähigkeit er grundlegende Bedeutung hat.
LANZ
Bauern-Bulldog
BJ 1770

Odal

Monatsschrift für Blut und Boden

Herausgeber R. Walther Darré

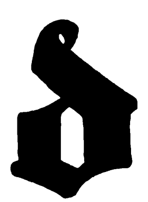
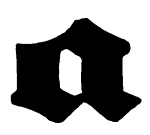
Postvertrieb Ber... Septer... 1938



Herausgeber: R. Walther Darré
Hauptschriftleitung: Hermann Reischle
Blut und Boden-Verlag G. m. b. H.
Reichsbauernstadt Goslar, Bäckerstr. 22

Inhaltsverzeichnis

Das Titelbild des Heftes, „Pflügender Bauer aus der Schwäbischen Alb", wurde nach einer Aufnahme von Hans Retzlaff, Berlin-Charlottenburg 5, gefertigt. — Die Bildbeilage zu den Aufsätzen Tassinari und Pesendorfer stellten die Verfasser zur Verfügung.



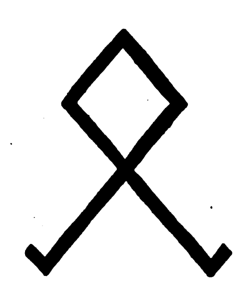
Monatsschrift für Blut und Boden

Heft 9 7. Jahrgang September 1938

Vorspruch

„Wo das geldwirtschaftliche Denken siegt, ist das lebensgesetzliche Denken zum Tode verurteilt."

R. Walther Darré



Giuseppe Tassinari:

Das italienische Landeskulturwerk im Rahmen des wirtschaftlichen und sozialen Programms des Faschismus

Aus Anlaß des Zehnjahrestages des „Gesetzes Mussolini" vom 24. Dezember 1928 wird im Zirkus Maximus in Rom eine Leistungsschau über das italienische Landeskulturwerk eröffnet werden, mit deren Durchführung der italienische Regierungschef kürzlich Se. Exz. Prof. Giuseppe Tassinari, Staatssekretär im Kgl. Italienischen Ministerium für Landwirtschaft und Forsten und Staatssekretär für die Bonifica integrale, beauftragt hat. Wir freuen uns, aus diesem Anlaß unseren Lesern einen Aufsatz über das Thema der Leistungsschau bringen zu können, den uns Staatssekretär Tassinari freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat.

Die Schriftleitung.

Das italienische Landesverbesserungswerk, das der Wille des Duce erstehen ließ, um dem faschistischen Italien neue Quellen des Lebens und Reichtums zu erschließen, ist unter dem Namen Bonifica integrale bekanntgeworden. Es stellt einen unwiderlegbaren Beweis für die vom Faschismus auch auf diesem Gebiet geleistete Arbeit dar, und die erreichten Erfolge sind die besten Zeugen für das Geschaffene.

Die wirtschaftlichen und sozialen Triebfedern der Landesverbesserung

Um völlig die ideellen Beweggründe des vom Duce gewollten Planes der Bonifica integrale im Rahmen der Sozial- und Wirtschaftspolitik des Faschismus zu verstehen, ist es vor allem nötig, auf die Eigenart der natürlichen Verhältnisse Italiens und auf die Bevölkerungspolitik des Regimes hinzuweisen.

Italien ist ein Land, von dessen 31 Millionen Hektar Gesamtfläche 28,5 Millionen Hektar unter land- und forstwirtschaftlicher Kultur stehen, trotzdem das Flachland nur wenig mehr als 6 Millionen Hektar umfaßt und der Rest aus Hügel- und Bergland besteht. Doch finden sich im Tiefland oft Verhältnisse vor, die einer intensiven Kultur von Natur aus nicht günstig sind, da die Böden entweder äußerst trocken oder aber von der Malaria verseucht sind.

In diesem engen Lebensraum müssen 44 Millionen Italiener ihr Auskommen finden und daraus erklärt sich, warum auch das Berg- und Hügelland weitgehend der landwirtschaftlichen Nutzung erschlossen ist, Gebiete also, die in Ländern mit weniger dichter Bevölkerung in Anpassung an

die Ertragsfähigkeit des Bodens seit Jahrhunderten der Waldnutzung unterworfen sind.

Der Italiener hat sich oftmals im Kampf gegen die widrige oder karge Natur den Boden sozusagen selbst schaffen müssen, den er heute bebaut. Viele der reicheren Zonen der italienischen Landwirtschaft, von der Poebene zum toskanischen Hügelland, zu den Agrumengärten Neapels und Siziliens, sind vom Menschen der Natur abgerungen worden, entweder mit Hilfe des Wassers, mittels großer Bewässerungsanlagen, wie in der Lombardei, oder im Kampfe gegen das Wasser, mittels großer Austrocknungs- oder Auflandungswerke wie zum Beispiel in Venezien und in der Romagna. An anderen Orten hat die Terrassierung von Abhängen unter mühsamem Transport von fruchtbarer Erde eine reiche Bodenkultur in unmittelbarer Nachbarschaft unwegsamer Felsen ermöglicht.

Die Knappheit anbaufähigen Bodens, das Vorkommen von Malariagebieten, die erst saniert werden müssen, die Notwendigkeit waldlose Hänge wieder aufzuforsten und der auswaschenden Tätigkeit des Wassers Einhalt zu gebieten; die Dringlichkeit aus dem Boden die größtmöglichen Mengen von Erträgen zu ziehen, um eine große und ständig steigende Bevölkerung zu ernähren, die abhängig ist von der ausländischen Einfuhr einiger zum Dasein grundlegend wichtiger Stoffe, dies sind die großen wirtschaftlichen und sozialen Beweggründe für die Durchführung der Bonifica integrale. Es ist notwendig den überwiegend bäuerlichen Charakter der italienischen Bevölkerung zu bewahren, die sich ja ungefähr zur Hälfte aus Familien zusammensetzt, die direkt von der Landwirtschaft leben. Ist es doch die Landwirtschaft, die die Rasse körperlich und moralisch gesund erhält und eine stetige Volksvermehrung sichert. Diese Tatsachen haben die Durchführung jenes Landesverbesserungsprogramms als dringende Aufgabe erscheinen lassen, so daß die Bonifica integrale zu einem Eckpfeiler der faschistischen Agrarpolitik geworden ist.

„Bonifica integrale“ bedeutet also nicht nur Sanierung von Malariazonen, sondern auch Umwandlung und Intensivierung der Wirtschaftssysteme, Hebung des Bodenertrages, Erhöhung der Bodenständigkeit der Landbevölkerung, Umwandlung der nicht bodenständigen Tagelöhner in Teilbauern und Halbpächter. Die Bonifica bedeutet mit anderen Worten auch die Steigerung der Bodenproduktivität in höchstmöglichem Maße und zugleich den Kampf gegen die Landflucht, mittels wohldurchdachter Kolonisationspläne für die Latifundien, auf denen der Landarbeiter infolge des Zusammenwirkens einer Reihe von geschichtlichen und sozialen Ursachen fern von dem Boden hausen muß, den er bearbeitet.

Die Bonifica integrale umfaßt einen ganzen Komplex hygienischer, wirtschaftlicher und sozialer Maßnahmen. Daher wäre es ein gewaltiger Irrtum, wollte man sie nach den Kriterien des privatwirtschaftlichen Reinertrages beurteilen und den Auf-

wendungen, welche sie verlangt, den Ertrag der in ihr festgelegten Kapitalien gegenüberstellen.

Neben den wirtschaftlichen Vorteilen steht eine Reihe von sozialen Vorteilen, welche sich erst im Laufe der Zeit auswirken und erst später gewürdigt werden können, denn die Bonifica ist eine schöpferische Tat, die nicht allein der gegenwärtigen Generation, sondern auch, und dies in erster Linie, den künftigen Geschlechtern Nutzen bringen soll.

Und dann ist die große Hilfe in Betracht zu ziehen, welche die Bonifica integrale im Kampf für die Autarkie und im besonderen im Kampf um die Nahrungsfreiheit des Landes leistet. Man darf nicht vergessen, daß Italien vor dem Kriege jährlich 13 Millionen und in der Zeit von 1921 bis 1924 jährlich 26 Millionen Doppelzentner Getreide einführte, mit naheliegenden Folgen auf die internationale Zahlungsbilanz. Deshalb gab der Duce das Signal zur Getreideschlacht, die ungeahnte Erfolge zeitigte, indem sie den Getreideertrag je Hektar von 10 Doppelzentnern in der Vorkriegszeit und Kriegszeit auf 12,5 Doppelzentner in den ersten fünf Jahren der Getreideschlacht und auf 14,65 im zweiten Fünfjahresabschnitt steigerte, während 1933 16 Doppelzentner und 1937 15,5 Doppelzentner je Hektar erreicht wurden. Um diese Durchschnittserträge gerecht zu beurteilen, muß man bedenken, daß die Getreidefläche in Italien ungefähr fünf Millionen Hektar umfaßt, die zum großen Teil aus Hügel- und Bergland bestehen, das wenig zum Getreidebau geeignet ist.

Der Autarkieplan des Faschismus verlangt von der Bonifica integrale vor allem die Sicherstellung des Weizensieges und die Unabhängigkeit der Getreideversorgung im allgemeinen, ferner die Entbehrlichmachung von jeglicher ausländischer Einfuhr an Fleisch und Fett, an denen Italien bisher noch vom Ausland abhängig ist, und einen möglichst umfangreichen Beitrag zur Versorgung Italiens mit den für die einheimische Industrie nötigen Rohstoffen, die der Boden Italiens bisher nur zum Teil geliefert hat.

Die gesetzlichen Regelungen und die aufgewandten Mittel

Die Bonifica integrale umfaßt einen ganzen Komplex von Maßnahmen öffentlichen und privatwirtschaftlichen Charakters.

Unternehmungen öffentlichen Charakters sind die Wiederaufforstung und die Wiederherstellung minderwertiger Waldungen; die Regulierung von Wasserläufen; die Befestigung der Berghänge; die Maßnahmen zur Melioration der Seen, Teiche und Sümpfe; die Befestigung der Dünen; die Trinkwasserversorgung; die Maßnahmen zum Schutz gegen Wasser; die Bewässerungswerke; die Verteilung elektrischer Energie zum Verbrauch in der Landwirtschaft; die Straßen- und Hausbauten und schließlich die Feldbereinigung.

Maßnahmen, für die die Privatwirtschaft zuständig ist, sind die Instandsetzung und Kultivierung der Grundstücke; die Anlagen zur Gewinnung und Nutzung von Bewässerungs- und Trinkwasser; der Bau und die Instandsetzung von landwirtschaftlichen Gebäuden und Feldwegen; die Einleitung von Elektrizität zum Motorantrieb; die Verbesserung von Weiden, die Anpflanzung von Baumkulturen und allgemein gesprochen jede Art der eigentlichen Grundverbesserung.

Nach der faschistischen Gesetzgebung müssen die vom Staat unterstützten öffentlichen Arbeiten in bestimmten Zonen der Bonifica vorgenommen werden. Die privaten Arbeiten können vom Staat unterstützt werden, ob sie nun innerhalb jener Zonen oder außerhalb derselben getätigt werden. Der Zweck dieser gesetzlichen Regelung liegt darin, die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion im ganzen Lande anzuregen, auch außerhalb der Zonen der Bonifica.

Der Beitrag des Staates für die öffentlichen Arbeiten schwankt von 75 bis zu 87,5 vH. des Kostenaufwandes und kann auf 84 vH. bzw. auf 92 vH. erhöht werden. Manche Unternehmungen fallen dem Staat gänzlich zur Last. Für andere Arbeiten kann der Beitrag auf 60 bis 70 vH. herabsinken.

Für die Arbeiten privater Zuständigkeit kann der Beitrag des Staates ein Drittel des Kostenaufwandes des Unternehmens und in manchen Gegenden auch 38 vH. erreichen; für Unternehmungen mit Bewässerungsanlagen kann er bis zu 45 vH. ansteigen.

Das Grundgesetz, welches das große Werk der Bonifica integrale in Italien zusammenfaßte und verwirklichte, ist das sogenannte Gesetz Mussolini vom 24. Dezember 1928, durch das die nötigen Mittel bewilligt wurden, in dem zum erstenmal jene weitgehende Auffassung der Bonifica zum Ausdruck kam, derzufolge nicht nur die hygienische Seite der Meliorationen, sondern auch die ganzen wirtschaftlichen und sozialen Probleme in Betracht gezogen werden.

Einige wenige Zahlen sollen das Gesagte erläutern. Die Zonen der Bonifica, für die das Gesetz Mussolini von 1928 in Anwendung kommt und in denen Meliorationsarbeit zum Zwecke der Ertragssteigerung in großem Maßstab betrieben wird, erstreckt sich über 5,7 Millionen Hektar, während die Meliorationsunternehmungen privater Zuständigkeit sich auch über den restlichen Teil der Gesamtfläche ausdehnen.

Die Ausgaben für die durchgeführten öffentlichen Meliorationsarbeiten belaufen sich seit Beginn der faschistischen Aera bis 1937 auf 6,2 Milliarden, und seit Juli 1929 auf 4,6 Milliarden.

Die Ausgaben für die privaten Meliorationsarbeiten, welche vom Staat unterstützt werden, betragen unter dem faschistischen Regime bis 1937, 2,7 Milliarden, und seit 1929, 2,2 Milliarden.

Der Duce hat neuerdings 3 Milliarden für die Fortsetzung der Bonifica bewilligt, davon 2,5 Milliarden für Arbeiten öffentlichen Charakters und eine halbe Milliarde für Unterstützung der Arbeiten privater Unternehmungen, wozu noch Restbeträge aus früheren Haushaltsjahren von 686 Millionen kommen. Das bedeutet also eine Gesamtsumme von 3 Milliarden und 686 Millionen.

Um diese Ziffern gerecht einzuschätzen, ist es gut, damit die Ausgabe zu vergleichen, welche für den gleichen Zweck in Italien von der Errichtung des Königreiches im Jahre 1870 bis zur faschistischen Revolution gemacht wurden.

Wenn man die Gesamtleistung des italienischen Staates für die Bonifica von der Gründung des Königreiches bis heute ins Auge faßt und gleich 100 setzt, dann belaufen sich die Ausgaben in dem halben Jahrhundert vor der faschistischen Revolution auf 22 vH. und die Ausgaben in den 15 Jahren der faschistischen Aera auf 78 vH.

Die erzielten Erfolge

Es würde sicherlich zu weit führen, wollte man die geleistete Arbeit im einzelnen beschreiben. Das hervorragendste Beispiel bildet die grundlegende Umwandlung der pontinischen Sümpfe, die durch Jahrhunderte wegen ihrer ungesunden Beschaffenheit berüchtigt waren, und die nur der Wille des Duce in lachende Gefilde verwandelt hat. In dieser Gegend hat sich Italien eine neue Provinz geschaffen, mit vier neuerbauten Städten: Littoria, Sabaudia, Pontinia, Aprilia.

In dieser Zone gab es ursprünglich Straßen von einer Gesamtlänge von 129 Kilometern; 943 Kilometer wurden neu gebaut, außerdem 356 Kilometer Fahrwege zwischen den einzelnen Betriebseinheiten, so daß auf jeden Hektar Meliorationsfläche 23 Meter Straße entfallen.

Was die wasserbaulichen Anlagen betrifft, so wurden 163 Kilometer Hauptsammelkanäle gebaut und 340 Kilometer Nebenkanäle, 1780 Kilometer Kanäle dritter Ordnung und 11 300 Kilometer Abflußrinnen. Das bedeutet also im Mittel über 8 Meter Hauptwassersammelkanäle und solche zweiter Ordnung pro Hektar Meliorationsfläche und etwa 220 M. an Kanälen dritter Ordnung und Abflußrinnen. Die wasserbauliche Bonifica wird von 18 Pumpwerken betrieben, von denen das größte, der Mazzocchio, eine Sekundenleistung von 35 000 Liter aufweist. Sodann bestehen 31 Kilometer Hauptbewässerungskanäle zur Hebung von 4000 Liter Wasser in der Sekunde.

Vor der Umwandlung hatte die Gegend 80 vH. Rohboden (unbebaute, mit Gebüsch bewachsene und sauere Böden, Sümpfe und magere Weiden) und nur 20 vH. bebaubares Land, von dem jedoch ein großer Teil nicht dauernd in Kultur stand. Heute ist das Verhältnis umgekehrt. 64 700 Hektar sind urbar gemacht, von Buschwald gesäubert und gerodet. Die in einzelne Siedlerstellen aufgeteilte Fläche beträgt

48 330 Hektar bei der Opera Combattenti, dem Hilfswerk für Kriegsteilnehmer, und 11 230 Hektar bei anderen landwirtschaftlichen und privaten Vereinigungen, insgesamt also ungefähr 60 000 Hektar. Von der Opera Combattenti wurden 2 574 Siedlerhäuser errichtet und 573 von den anderen landwirtschaftlichen und privaten Vereinigungen, für eine Gesamtzahl von 3 147 Betrieben.

Für die Wasserversorgung wurden 9 Wassertürme in den neuen Ortschaften erbaut; ferner 37 Bohrbrunnen von 30 bis 95 Meter Tiefe; 2 571 gewöhnliche Brunnen und 27 artesische Brunnen. Alle Ortschaften werden durch 530 Kilometer Hochspannungsleitungen mit elektrischer Kraft versorgt; der Telephondienst wird durch 550 Kilometer Überlandleitungen gesichert, in unterirdischen Strecken auch mit doppeltem Draht.

Die Landbevölkerung hat eine mittlere Dichte von 50 Einwohnern auf den Quadratkilometer meliorierter Fläche erreicht. Allein auf den in Einzelbetriebe aufgeteilten Grundstücken stehen heute über 24 000 Stück Rindvieh.

Man wird wohl sagen dürfen, daß das Urbarmachungswerk des Agro Pontino ans Wunderbare grenzt, obwohl der Duce bei der Einweihung von Littoria den Landleuten gesagt hatte, daß „es keine Wunder gibt, sondern nur eure Arbeit, eure Ausdauer, die stolze Leistungsfähigkeit eurer Ingenieure und eurer Techniker, meinen Willen, und den Spargroschen des italienischen Volkes".

Was in 6 Jahren im pontinischen Gebiet erreicht wurde, stellt das großartigste Einzelbeispiel der Bonifica integrale dar. Aber das vom Duce befohlene Landverbesserungswerk hat in vielen anderen italienischen Landstrichen ebenso tiefgehende Umwandlungen bewirkt und ähnlich wie im Agro pontino neue Kultur und neuen Wohlstand geschaffen.

Ich führe ein anderes Beispiel aus dem venezianischen Küstenland an. Es handelt sich um eine Fläche von 41 445 Hektar, die vor der Verbesserung zu 69 vH. aus Sümpfen, aus sauren, mit Gesträuch bestandenen und ungepflegten Wiesen bestand, zu 8 vH. mit Weizen, zu 13 vH. mit Mais und zu 7 vH. mit Futterpflanzen bebaut war. Nach der Umstellung, die jedoch nicht abgeschlossen ist, sind Sumpf und Ödland auf 12 vH. zurückgegangen, der Weizenbau erstreckt sich schon auf 25 vH., der Mais auf 28 vH. der Fläche, während die Wiesen verdreifacht wurden und ebenso andere Kulturen, Zuckerrüben und Obstkulturen.

Der Rohertrag ist von 633 Lire je Hektar auf 2 452 Lire desselben Geldwertes gestiegen, mit einem Zuwachs von 1 819 Lire je Hektar. Der Rindviehbestand wuchs von 12 765 auf 33 594 Stück, also eine Vermehrung um 163 vH. Die Bevölkerung, welche 1901 91 Einwohner auf dem Quadratkilometer betrug, stieg bis 1936 auf 198.

Die Ausgaben für diese Melioration betrugen für die Arbeiten staatlicher Zuständigkeit 140 Millionen Lire, von denen 35 Millionen den Landwirten zur Last

fielen, was ungefähr einem Aufwand von 3 500 Lire auf den Hektar gleichkommt. Die Ausgaben für die Arbeiten, die den privaten Unternehmungen obliegen, und für die der Staat ebenfalls Zuschüsse leistet, beliefen sich etwa auf 160 Millionen, im ganzen also 300 Millionen Lire. 2 406 Siedlerhäuser beleben diesen Landstrich, der zum großen Teil der Unkultur und der Malaria entrissen wurde.

Diese wenigen Angaben erscheinen so bezeichnend, daß sie die Anführung weiteren Zahlenmaterials überflüssig machen.

Es seien nur noch folgende Ergebnisse genannt, die in einem großen und einem mittleren Meliorationsbetrieb erzielt wurden.

Auf der großen Meliorationszone Mussolinia in Sardinien, wo bereits 5 500 Hektar in Siedlerstellen aufgeteilt sind, stieg der Wert des Rohertrages je Hektar von 22 Lire im Jahre 1922 auf 1 500 Lire im Jahre 1937, was eine Erhöhung von 3 091 vH. bedeutet.

In S. Chiara, im Tavoliere von Foggia (Apulien) stieg der Wert des Rohertrages auf einer Fläche von 206 Hektar von 190 Lire je Hektar im Jahre 1927 auf 2 960 Lire im Jahre 1937. Die Steigerung beträgt also 1 480 vH.

Heute, nach der Eroberung des Kolonialreiches, hat das Urbarmachungswerk mit schnellerem Rhythmus und mit neuer Kraft eingesetzt. Neue weite Meliorationswerke gehen der Vollendung entgegen, von Campidano di Oristano in Sardinien bis zum Tiefland von Friaul, vom Tavoliere Apuliens bis zu den unteren Flußebenen Campaniens, von der Ebene von Gela und von dem Sumpfgebiet von Lentini in Sizilien bis zur großartigen Regulierung des unteren Po und der Landschaft um Ferrara.

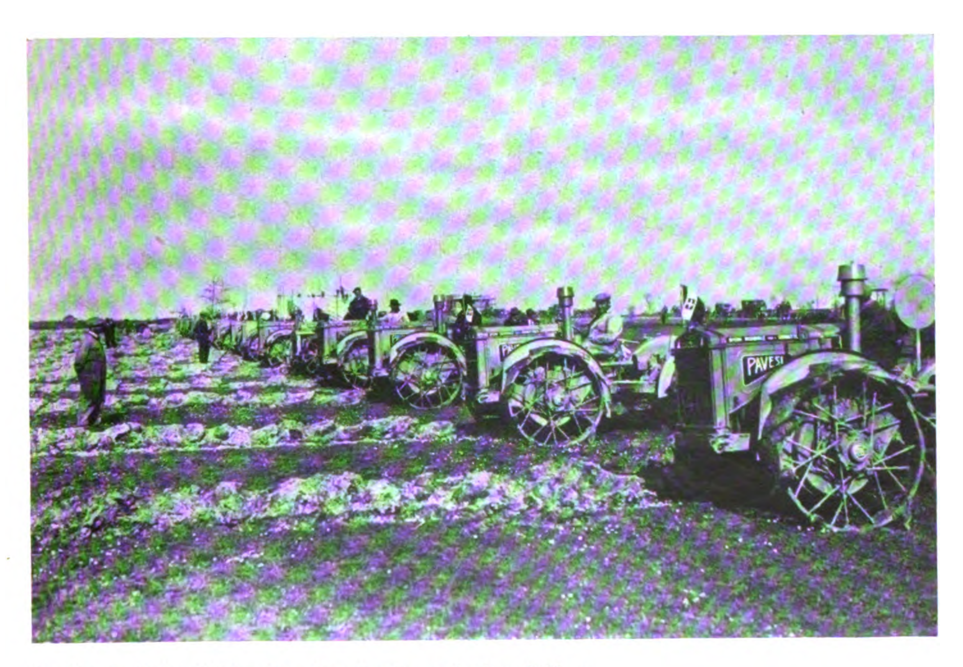
Die aus der Bonifica erwachsenden Grundbesitzprobleme

Mit dem umfassenden Landverbesserungsplan hängen, wie im Gesetz Mussolini von 1928 deutlich zum Ausdruck gebracht ist, noch zwei andere Probleme eng zusammen: einmal die Regelung der Beziehungen zwischen Eigentümer und Pächter von zu verbessernden Ländereien, und dann das Problem der Zusammenlegung der Parzellen des Kleinbesitzes, soweit dieser dem Umwandlungsprozeß unterworfen ist.

Die Lösung beider Probleme geht von einer Rechtsauffassung aus, die im Eigentum nichts Absolutes sieht, sondern die soziale Funktion des Grundbesitzes in den Vordergrund rückt, die das Eigentum nicht als „jus utendi et abutendi" auffaßt, sondern als ein Recht, das, wenn es auch als Grundlage der heutigen Gesellschaftsordnung beibehalten wird, doch gewisse Grenzen finden muß, sobald das Interesse der Gesellschaft auf dem Spiele steht, und im besonderen, wenn das wohlverstandene Einzelinteresse dem Allgemeinwohl zuwiderläuft.



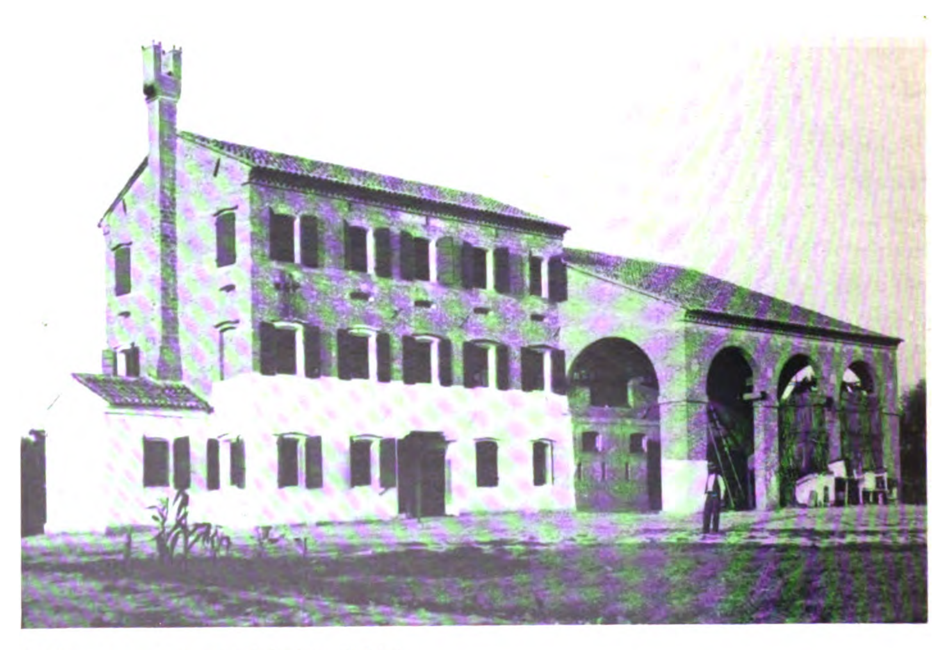
Aushebung eines Abzugskanals



Traktoren beim Umbrechen der trocken gelegten Böden



Pumpstation Cavazuccherina



Siedlungshaus im kultivierten Gebiet

In Italien ist das System der Landverpachtung sehr verbreitet, sowohl in der Form der Kleinpacht an bäuerliche Pächter als auch in der Form der Großpacht, und zwar in der Zone hochentwickelter Landwirtschaft ebenso wie in jenen Zonen, wo es noch viel zu verbessern gibt. Charakteristisch für dieses Pachtsystem ist die Trennung der wirtschaftenden Personen, nämlich des Grundeigentümers und des Pächters, welch letzterer die Produktion auf eigenes Risiko organisiert und durchführt. Die erste Person, also der Eigentümer, besitzt das Land, aber ihm fehlt die Möglichkeit oder die Fähigkeit, es selbst zu bewirtschaften. Die zweite Person, der Pächter, besitzt kein Land, aber er bringt dafür Fähigkeiten und Mittel mit, welche dem Eigentümer fehlen. Falls das Unvermögen des Eigentümers dies bedingt, ist es vom sozialen Gesichtspunkt aus gesehen günstig, wenn die Betriebsführung jener Person übertragen wird, die größere Möglichkeiten und Fähigkeiten besitzt.

Jedoch, um zu vermeiden, daß der Pachtvertrag in ein starres, unabänderliches System übergeht, und damit sicherzustellen, daß die Bodenmelioration auch unter der Herrschaft des Pachtsystems zur Ausführung kommt, ist es notwendig, daß man dem Pächter nicht allein die Möglichkeit gibt, die Bodenverbesserungen auszuführen, sondern daß man ihm bei Ablauf des Pachtvertrages das Recht auf Entschädigung zuerkennt für die Werterhöhung des Grundstücks, die für den Grundeigentümer einen dauernden Vorteil bedeutet. Denn wenn man dem Pächter nicht das Recht auf Entschädigung für die Verbesserungen einräumt, die er auf dem Grundstück bei Ablauf des Pachtvertrages hinterläßt, so ist es natürlich, daß er keinen Anreiz verspürt, Grundverbesserungen durchzuführen, wenigstens insoweit sich der Nutzen aus den Meliorationen erst nach Ablauf der Pachtperiode geltend macht.

Andererseits besteht kein Grund, das Recht des Pächters auf Entschädigung zu bekämpfen, da ja diese eine angemessene Kompensation in dem höheren Ertrag findet, den das Grundstück infolge der Verbesserungen dem Eigentümer gewährt — wobei allerdings bei der Festsetzung der Entschädigungssumme und bei der Liquidierung sehr große Umsicht walten muß. Die Möglichkeit, für die Verbesserung eine Entschädigung zu erhalten, bildet für den Pächter einen Anreiz, diese auszuführen und ist daher von sozialem Nutzen im Hinblick auf die Ertragssteigerung, die sie hervorruft. Demgegenüber bedeuten für den Eigentümer die Feststellung der am Ende der Pachtperiode vorhandenen Verbesserungen und die Leistung einer Abfindungssumme im Verhältnis zu dem fortdauernden Nutzen, der ihm zufällt, eine Maßnahme, die nicht anders als gerecht und billig angesehen werden kann.

Dieses Problem der Entschädigung für Bodenverbesserungen auf verpachteten Grundstücken betrachten wir als innig verknüpft mit dem Gesamtwerk der Bonifica integrale. Das Problem gewinnt besondere Bedeutung in jenen Zonen, wo, wie

gesagt, das Pachtsystem stark verbreitet ist und wo die Pacht ohne diese Entschädigung kein wirksames Werkzeug für den landwirtschaftlichen Fortschritt bilden würde.

Ein anderes, äußerst wichtiges Problem, das in Deutschland durch eine umfangreiche Gesetzgebung geregelt ist und für das eine langjährige Erfahrung vorliegt, bildet die Zusammenlegung zerstückelten Grundbesitzes zu größeren Einheiten, die eine organische und rationelle Bewirtschaftung ermöglichen.

Auch in Italien ist die Grundbesitzzerstückelung ein Uebel, das die Landwirtschaft vieler Zonen schwer belastet. Aus einer Umfrage, die ich 1923 und 1924 unternahm, ging hervor, daß die Grundbesitzzerstückelung sich in fast allen Landesteilen vorfindet. Ueberall trifft man auf winzige, zerstreute und weit abgelegene Landstückchen, deren es Dutzende, ja Hunderte bedarf, um eine Betriebseinheit von wenigen Hektar zu bilden. Stücke eines und desselben Besitztums liegen oft Stunden Weges voneinander entfernt. Hier ist nicht der Ort, um die schädlichen Folgen eines derartigen Zustandes zu beleuchten. Das Gesetz Mussolini vom Jahre 1928 sieht eine Neureglung vor, und der Einheitstext der Gesetze über die Bonifica integrale vom Jahre 1933 brachte genaue Vorschriften für die Zusammenlegung von Grundstücken in den Zonen der Bonifica und der Bodentransformation.

Aber noch ein anderes Problem erscheint am Horizont, das innig mit der Bonifica und in besonderer Weise mit einigen Phasen des Siedlungswerkes verbunden ist, das sich an die Bonifica anschließt. Besonders dort, wo Körperschaften, wie das nationale Hilfswerk für die Kriegsteilnehmer, Siedlungen zu dem Zwecke durchführen, in den meliorierten Zonen zahlreiche kleine bäuerliche Anwesen zu schaffen, muß unbedingt vermieden werden, daß die neu geschaffenen Betriebseinheiten durch die Erbfolge zertrümmert werden, was große wirtschaftliche und soziale Schäden zur Folge hätte. Es taucht also, wenn auch nicht im Augenblick, so doch in der Zukunft, das Problem der Unteilbarkeit der Besitzeinheiten von der Größe einer Ackernahrung auf. Ich brauche kaum zu betonen, daß es für die Lösung dieses Problems im deutschen Agrarrecht hervorragende Vorbilder gibt, nämlich in den Rechtsinstituten des Anerbenrechts und des Hofrechts, vor allem aber in dem weltbekannten neuen deutschen Reichserbhofgesetz.

Ich habe im vorstehenden versucht, kurz die Entstehungsgründe, das Wesen und die tatsächlichen Erfolge der Bonifica integrale darzulegen, jener gewaltigen Landesplanung, die dem Willen des Duce entsprang und die von ihm dauernd geleitet wird. Wenn einmal — in etwa zehn Jahren — das Programm zum größten Teil vollendet sein wird, dann erst wird man ein endgültiges Urteil über die tiefgehende Umwandlung fällen können, welche der Faschismus an der italienischen Landwirtschaft vollzogen hat. Dann erst wird man die hohen sozialen Werte dieses großartigen Grundverbesserungswerkes und seine Bedeutung für die wirtschaftliche Selbständigkeit Italiens in vollem Umfange würdigen können.

Kurt Holler:

Rassenpflege und Bevölkerungspolitik im Auslande

Wenden wir unsere Blicke über unsere Grenzen hinaus, um festzustellen, wie sich das Ausland zu den Fragen der Rassenpflege und der Bevölkerungspolitik verhält, so beobachten wir bei den verschiedenen Rassengruppen eine grundverschiedene Einstellung. Teilen wir die europäischen Völker nach ihrer Sprache in die üblichen Gruppen der Germanen, der Romanen und der Slawen, so finden wir bei diesen drei Gruppierungen drei grundsätzlich verschiedene Verhaltensweisen diesen Fragen gegenüber. Die germanischen Völker zeigen durchwegs, wenn man ihre biologische Entwicklung betrachtet, sehr starke Geburtenrückgänge und infolgedessen natürlicherweise ein sehr lebhaftes Interesse an bevölkerungspolitischen Problemen und Lösungsversuchen. Zugleich aber zeigen alle diese Völker auch eine starke Anteilnahme an der qualitativen Seite des Geburtenproblems und neigen stark zu rassenpflegerischen Maßnahmen, wobei sich die Rassenpflege zumeist mehr auf die allgemeine Erbgesundheit und weniger auf die Bekämpfung unerwünschter Rassenmischung beschränkt. Die slawischen Völker haben vielfach ein gesundes und starkes Wachstum bei hohen Geburtenzahlen, infolgedessen ist das Interesse für zahlenmäßige Bevölkerungspolitik bei ihnen im allgemeinen gering. Wohl aber besteht, angeregt durch die Rassenhygieniker der germanischen Länder, bei den Slawen ein sehr reges Interesse für wertmäßige Bevölkerungspolitik, d. h. also für rassenpflegerische Maßnahmen. Diese Rassenpflegebestrebungen erstrecken sich nicht nur auf allgemeine Erbgesundheitspflege, sondern zumeist in noch stärkerem Maße auf den Kampf gegen unerwünschte Rassenbestandteile im Staate (z. B. Juden). Die romanischen Völker wiederum zeigen stark rückläufige Wachstumszahlen — allerdings in verschieden starkem Grade — infolgedessen ist das Interesse im allgemeinen für zahlenmäßige Bevölkerungspolitik sehr lebendig.

Uebertragen wir diese Feststellungen auf die Rassen, die jenen Volks- und Sprachgruppen in der Hauptsache zugrunde liegen, so können wir sagen: der Nordische Mensch ist infolge seiner Verstädterung und seiner kulturellen Entwicklung geburtenarm geworden, neigt aber zu volkspolitischem Verantwortungsgefühl und zu rassischer Einsicht. Der ostische und der ostbaltische Mensch sind geburtenreich geblieben und haben einen Blick für rassische Notwendigkeiten. Der westische Mensch ist durch Verstädterung und kulturelle Entwicklung geburtenarm geworden, zeigt ein gewisses Verständnis für bevölkerungspolitische Notwendig-

keiten, hat aber kein Gefühl für Rassenbewußtheit und rassische Aufgaben. — Das mag, in dieser Form gesagt, eine grobe Verallgemeinerung sein, hat aber sicherlich einen wahren Kern. Denn einerseits zeigen die genannten Völkergruppen zweifelsohne eine weitgehende Uebereinstimmung in ihrer Einstellung zu diesen Problemen, andererseits besteht wohl kaum ein ernsthafter Zweifel an dem Vorherrschen der genannten Rassentypen in den betreffenden Volksgruppen. Es ist interessant, unter Berücksichtigung dieser Gruppenzusammenfassung zu beobachten, wie unsere Nachbarn in Europa und andere Völker mit ihren rasse- und bevölkerungspolitischen Sorgen fertig zu werden trachten.

Bevor wir die bevölkerungs- und rassepolitischen Maßnahmen der einzelnen Staaten betrachten, wollen wir einen kurzen Blick auf die bevölkerungspolitische Lage der Völker werfen. Es ist allgemein bekannt, daß der Geburtenschwund eine Erscheinung ist, die keineswegs unser deutsches Volk allein betrifft, sondern bei allen Völkern Europas, ja bei allen Kulturnationen der Welt zu beobachten ist. Ueber die Ursachen ist soviel veröffentlicht worden, daß es sich hier erübrigt, sie besonders anzuführen. Daß Verstädterung und Industrialisierung mit ihren gesinnungswandelnden Folgen eine Hauptursache sind, bedarf keines Beweises mehr. Der Geburtenschwund trifft deshalb auch keineswegs alle Völker gleich stark, sondern er hängt zumeist ab von dem Stande der Verstädterung in den betreffenden Ländern. Abgesehen von Frankreich, das den anderen Völkern schon vor einem halben Jahrhundert mit bösem Beispiel voran ging, zeigt es sich, daß besonders die germanischen Völker — an ihrer Spitze Schweden und Deutschland — von dem Gebärstreik der Frauen erfaßt wurden. Wenn sich darin bei uns Deutschen in den letzten vier Jahren ein Wandel und ein Ansatz zur Besserung vollzogen hat, so verdanken wir dies nicht allein dem wirtschaftlichen Aufschwung seit 1933, sondern auch den geschickten bevölkerungspolitischen Maßnahmen der Regierung und nicht zuletzt der starken weltanschaulichen Erziehung unseres Volkes zu einer nationalsozialistischen Lebensauffassung. Die gefährlichste Seite des Geburtenproblems ist aber nicht die quantitative, sondern seine qualitative Seite: die Erscheinung — die gleichfalls für alle Völker gilt — daß die sozialen Schichten mit wertvollstem Erbgut die geringste Kinderzahl haben, und die Tatsache, daß der Geburtenrückgang in den Nordischsten Gebieten am stärksten ist. Betrachten wir nun kurz die Lage, die sich aus der Buchtabelle ergibt. Es sei vorausgeschickt, daß es sich hier um rohe Geburtenüberschüsse handelt, also ohne Berücksichtigung der notwendigen Bereinigung, die sich ergibt, wenn man die durch die künstlich erniedrigten Sterbezahlen hinausgeschobenen Todesfälle in Rechnung setzt. Bei bereinigten Zahlen würde sich das Gesicht der Tabelle sehr stark zu Ungunsten der germanischen und einiger romanischer Völker verändern, weil dann bei ihnen die Geburtenüberschüsse noch viel geringer wären. Wir müssen jedenfalls in Betracht ziehen, daß sich das in nicht allzu ferner Zukunft praktisch bei uns auswirken wird.

Geburtenüberschüsse roh

	1913	1930	1932	1933	1934	1935	1936	1937
Deutschland	12,1	6,5	4,3	3,5	7,1	7,0	7,2	—
Österreich	5,7	3,3	1,3	1,1	0,8	—0,4	—	—
Schweiz	8,8	5,6	4,5	5,0	4,9	3,6	—	—
Holland	15,9	13,9	13,0	12,0	12,3	11,3	—	—
Norwegen	11,8	6,4	5,4	4,6	5,0	2,3	—	—
Schweden	9,5	3,7	2,9	2,5	2,4	—	—	—
England	9,9	5,1	3,5	2,4	3,3	2,6	2,7	2,5
Frankreich	1,5	2,4	1,4	0,5	1,0	—1,6	—	—
Italien	13,0	12,6	9,2	10,0	10,1	9,2	—	—
Spanien	8,3	11,7	11,8	11,4	10,3	9,8	—	—
Portugal	11,8	12,9	12,8	11,8	11,8	13,2	—	—
Polen	—	16,7	13,7	12,3	12,1	11,0	—	—
Litauen	—	11,5	12,0	12,2	10,2	8,7	—	—
Bulgarien	18,6	15,2	15,1	13,6	16,0	10,7	—	—
Rumänien	16,0	15,6	14,2	13,3	11,7	—	—	—
Ungarn	11,5	9,9	5,5	7,3	7,4	5,6	—	—
Tschechoslowakei	9,6	8,5	5,5	5,5	5,5	3,8	—	—
Estland	—	1,8	2,8	1,5	1,3	—	—	—
Japan	10,7	8,7	12,0	12,9	—	—	—	—

Die Tabelle zeigt, daß unter den germanischen Völkern bisher Oesterreich im Geburtenrückgang an führender Stelle lag. Schon bei unbereinigten Zahlen hatte Oesterreich bereits 1935 einen Ueberschuß an Todesfällen gehabt und das hat sich seither nicht verändert. Als einziges germanisches Volk zeigen die bäuerlichen Holländer eine zwar rückläufige, aber immer noch recht hohe Ueberschußzahl für Geburten. Deutschland hat seit 1933 seinen Ueberschuß erhöhen können, doch ist die zuerst beträchtliche Erhöhung seit 1935 nicht mehr wesentlich angestiegen. Alle übrigen germanischen Staaten schwanken um den Nullpunkt der Wachstumskurve, d. h. die Zahlen der Geburten- und der Sterbefälle gleichen sich etwa aus. Bei Berücksichtigung der verlängerten Lebensdauer und der aufgeschobenen Todesfälle bedeutet das aber allgemein bereits ein Aussterben dieser Völker.

Unter den romanischen Völkern steht Frankreich an der Spitze des Rückgangs; es hatte bereits um die Jahrhundertwende den Ausgleich zwischen Geburten und Todesfällen erreicht und ist seither nicht mehr gewachsen. Seine Jungmannschaft ist infolge der Ueberalterung des Volkes und infolge des Geburtenschwunds beträchtlich zurückgegangen, wie die Musterungszahlen ausweisen. Italien ist heute nicht nur volkreicher als Frankreich, es hat auch bereits eine bei weitem stärkere Jungmannschaft. Von den romanischen Völkern weist das stark bäuerliche Portugal den gesundesten Wachstumsstand auf, ein Rückgang ist kaum zu bemerken. Allgemein betrachtet ist der Geburtenrückgang bei den romanischen Völkern nicht so stark, wie bei den germanischen, obgleich Frankreich das Bild sehr stark zu Ungunsten der Romanen verschiebt.

Wesentlich anders ist das Bild, das uns die slawischen Völker zeigen. Waren es bei Germanen und Romanen gerade führende, volkreiche Nationen, die am stärksten den biologischen Verfall zeigten, so sind es bei den slawischen Völkern eher die kleineren Nationen, die sich von dieser Kulturkrankheit angesteckt zeigen. Von Rußland sind keine Zahlen mehr zu erhalten, doch dürften die Geburtenzahlen auch heute noch weit über diejenigen der Germanen oder Romanen liegen, sofern man nicht die Städte, sondern das Land berücksichtigt. Von der Ukraine werden heute noch Geburtenzahlen von 40 bis 50 auf das Tausend der Bevölkerung genannt, allerdings dürften auch die Sterbezahlen, insbesondere für Säuglinge recht beträchtlich sein. Unter den anderen slawischen Nationen hält Polen, obgleich es rückläufige Zahlen aufweist, die Spitze. Ungarn, Tschechoslowakei, Estland u. a. zeigen dagegen Rückgänge, die den Verhältnissen bei Germanen und Romanen durchaus entsprechen. — Als Vergleich bringt die Tabelle die Geburtenüberschüsse Japans, also das biologische Bild einer mongolischen Kulturnation. Der Vergleich zeigt das nach wie vor gesunde Wachstum dieser gelben Nation. Die asiatischen Völker, welche in geringerem Maße verstädtert und industrialisiert sind als die Japaner, dürften mit ihren Wachstumszahlen beträchtlich darüber liegen.

Betrachten wir nun die einzelnen Nationen und sehen wir, wie sie mit dieser Entwicklung fertig zu werden versuchen:

England, ein zu 93 vH. verstädtertes und industrialisiertes Volk, befindet sich in einer äußerst schwierigen biologischen Lage. Die Möglichkeit einer Umkehr ist für das englische Volk nicht nur durch die fast völlige Vernichtung des Bauerntums, sondern auch durch den stark individualistischen Charakter des Engländers beinahe ausgeschlossen. Ein Geburtenüberschuß ist kaum noch vorhanden. 1937 betrug er für unbereinigte Zahlen 2,5 auf das Tausend. Bereinigt man (nach Burgdörfer) diese Zahlen, so verwandelt sich der scheinbare Ueberschuß in einen beträchtlichen Fehlbetrag, der 1936 in England schon 20 vH. erreichte. Schon heute spürt England die Folgen der Ueberalterung, da sich nur noch 24,4 vH. seiner Bevölkerung im Alter unter 14 Jahren befinden (vergl. Polen mit 35,4 vH.). Da auch die differenzierte Fortpflanzung sich in England sehr stark auswirkt, kann man sagen, daß Englands geringes Wachstum nur noch durch den Nachwuchs aus seinen „proletarischen Schichten" erfolgt. Und das im Geburtslande der Eugenik, im Vaterlande eines Galton! Man hat die Dinge lange treiben lassen und mit Gleichgültigkeit behandelt, aber seitdem man keine Rekruten und keine geeigneten Auswanderer für die Kolonien mehr hat, beginnt das Problem die Oeffentlichkeit zu beunruhigen. Ein gelehrter Ausschuß mit bekannten Eugenikern wie Huxley, Carr-Saunders u. a. wurde, allerdings aus privater Initiative, gegründet. Ein internationales Erbgesundheitsbüro wurde in London eingerichtet. Die Aufgabe des Ausschusses soll nicht etwa sein, Maßnahmen zur Bekämpfung des Geburtenschwundes auszuarbeiten, sondern statistische Erhebungen über die Ursachen des Rückgangs einzuleiten! Zur Er-

möglichung dieser Arbeiten wurde kürzlich ein Gesetz im Unterhause angenommen. Bezeichnenderweise sprach sich die englische Arbeiterpartei dagegen aus, da darin ein Eingriff in die individuelle Freiheit zu sehen sei! Eine Bewegung für die Unfruchtbarmachung von Erbkranken, die Einführung von Eheverboten und Ehegesundheitszeugnissen existiert schon lange und nimmt ständig zu. Der Nationalrat englischer Frauen, der Grafschaftsrat von Middlesex, Prof. Dr. Huxley und die Eugeniker, Lord Dawson of Penn, Leibarzt der Königin, und viele andere forderten staatliche Maßnahmen. Zeitungsabstimmungen ergaben 1935 unter der Leserschaft starke Mehrheiten für die Unfruchtbarmachung Erbkranker. Im April 1933 gab der englische Gesundheitsminister Wood zu, daß die Bewegung für die Sterilisation stark im Zunehmen sei. Immerhin wurde 1932 ein entsprechender Antrag im Unterhaus abgelehnt, desgleichen ein Antrag auf die Einführung von Ehezeugnissen im Oberhaus 1934. 1935 hat dann ein Ausschuß der „Eugenics Society" einen Gesetzentwurf ausgearbeitet, der freiwillige Unfruchtbarmachung vorsieht, und ihn dem Gesundheitsminister überreicht, ohne daß es zu seiner Beratung gekommen wäre. Abgesehen von vereinzelten Bischöfen ist die englische Kirche Gegner erbgesundheitlicher Bestrebungen. Bei der englischen Charakterneigung zum Individualismus und der eigenartigen sozialen Ethik dieses Inselvolkes ist nicht damit zu rechnen, daß die dortigen Bestrebungen in absehbarer Zeit zu Erfolgen führen werden. Damit scheint Englands biologisches Schicksal besiegelt zu sein, wenn ihm nicht ein Führer ersteht! Aehnlich wie mit dem Mutterlande steht es mit den Dominien, soweit es sich um die englische weiße Bevölkerung handelt. Kanada kann heute praktisch als weißes Land angesprochen werden, wobei allerdings Franzosen und Deutsche neben Engländern eine nicht unbeträchtliche Rolle spielen. Da außerdem hier ein weiträumiger und entwicklungsfähiger Bauernstaat mit nicht allzu starken Industrialisierungs- und Verstädterungserscheinungen vorhanden ist, so findet man noch ein relativ gesundes Wachstum, das durch eine im allgemeinen recht gesunde Einwanderungspolitik unterstützt wird. — Von den Nordamerikanern angeregt, finden wir bei den Kanadiern ein weitaus größeres Verständnis für eine gesunde Rassenpflege, als in ihrem englischen Mutterland. Die Provinzen Alberta und Britisch Kolumbia haben schon seit längerer Zeit Gesetze zur Unfruchtbarmachung von Erbkranken, wobei allerdings am Prinzip der Freiwilligkeit festgehalten wird. Darüber hinaus finden wir in Kanada aber auch eine starke Bewegung für eine gesamtstaatliche Regelung dieser Frage. Verschiedene Organisationen außer den Eugenikern setzen sich für die allgemeine Unfruchtbarmachung der Erbkranken ein, u. a. auch die kanadischen Bürgermeister und der oberste Rat der anglikanischen Kirche (im Gegensatz zu England). Bevölkerungspolitische Sorgen sind hier noch ziemlich unbekannt.

Australien zeigt ein wesentlich anderes, stärker englisches Gesicht in seiner biologischen Entwicklung. Trotz seiner außerordentlich geringen Bevölkerungsdichte —

die eingeborene Bevölkerung ist fast ausgestorben — zeigt dieser Staat ausgesprochene Verstädterungserscheinungen und Industrialisierungsanzeichen. Das Wachstum ist sehr gering, dazu kommt eine äußerst ungesunde Einwanderungspolitik, die, eine Entartung des Nordischen Auslesegedankens, durch die einseitige Handhabung zu einer ernsten Gefährdung Australiens führt.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika unterscheiden sich in bevölkerungspolitischer Hinsicht recht wohltuend von England, vor allem durch ihr nüchternes Bekenntnis zu dem Gedanken einer Rassenpflege. Zahlenmäßig weisen die Vereinigten Staaten noch ein ganz gesundes, wenn auch rückläufiges Wachstum auf. Dabei ist aber zu beachten, daß es sich bei diesem Wachstum um ein stark differenziertes Wachstum handelt, bei dem die Neger eine sehr starke Nachkommenschaft haben, während jede dritte weiße Ehe in Nordamerika heute kinderlos bleibt. Während man jedoch dieser Frage noch sehr wenig Aufmerksamkeit widmet und an keine ernsthafteren Maßnahmen denkt, ist andererseits Nordamerika der Vorkämpfer auf dem Gebiete staatlicher Rassenpflege. Gesetze zur Unfruchtbarmachung Erbkranker bestehen in Alabama seit 1919, Arizona 1929, California 1909, Nord-Carolina 1919, Süd-Carolina 1935, Connecticut 1909, Nord-Dakota 1913, Süd-Dakota 1917, Delaware 1923, Georgia 1937, Idaho 1925, Indiana 1907, Iowa 1911, Kansas 1913, Maine 1925, Michigan 1913, Minnesota 1925, Mississippi 1928, Montana 1923, Nebraska 1915, Nevada 1911 bis 1918, New-Hampshire 1917, New-Jersey 1911 bis 1913, New York 1912 bis 1920, Oklahoma 1931, Oregon 1917, Utah 1925, Vermont 1931, Virginia 1924, West-Virginia 1929, Washington 1909, Wiskonsin 1913. Außer zwei Staaten haben alle oben angeführten Staaten auch die Möglichkeit der staatlichen Zwangssterilisation vorgesehen. Angeregt durch das energische deutsche Vorgehen auf eugenischem Gebiet hat sich auch in Nordamerika in den letzten Jahren ein Aufschwung in der Rassenpflege angebahnt. Wurden bis zum 1. 1. 1933 in ganz U.S.A. nur 16 066 Sterilisierungen seit Erlaß dieser Gesetze durchgeführt, so waren es bis zum 1. 1. 1937 schon 25 403. Vor 1933 führte man jährlich etwa 669 Unfruchtbarmachungen aus, seit 1933 aber jährlich 2 668! Das Maximum erreicht hierbei der Staat Kalifornien, der seit 1909 insgesamt 11 484 Sterilisierungen durchführte, also nahezu die Hälfte der amerikanischen Gesamtzahl erreicht. — Eheverbote aus erbgesundheitlichen Gründen sind in den Vereinigten Staaten auch nichts Neues, man kennt sie in 39 Staaten, teilweise schon seit 1887! Elf Staaten haben auch bereits Ehegesundheitszeugnisse bei der Eheschließung eingeführt. Daß daneben in zahlreichen Staaten Verbote von Mischehen mit Negern existieren, ist ja seit langem bekannt. Im allgemeinen ist man allerdings in allen diesen Fragen recht vorsichtig, oft auch keineswegs konsequent vorgegangen. Doch besteht die Möglichkeit, daß, angeregt von der deutschen Entwicklung, auch in Nordamerika eine stärkere Entwicklung einsetzt, wie das aus den Sterilisationszahlen ja schon hervorgeht. Eine neue Auf-

klärungswelle scheint über das Land zu gehen, wobei die Kostenerhebungen für die Erbkranken keine ganz unwichtige Rolle spielen. Die amerikanischen Rassenhygieniker (wie Laughlin, Campbell u. a.) haben sich stets sehr kräftig für die deutsche rassenpflegerische Gesetzgebung eingesetzt und sich stark für unsere Maßnahmen, Aufklärungsarbeit u. dgl. interessiert. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang auch die nordamerikanische Einwanderungsgesetzgebung. Unter dem Eindruck der bekannten Bücher von Madison Grant und Lothrop Stoddard, die die überragende Bedeutung der Nordrasse für die nordamerikanische Union nachgewiesen hatten, gestaltete man sie in der Weise um, daß die Quote der Einwanderer aus Ländern Nordischer Rasse gesteigert, die übrigen dagegen zurückgesetzt wurden. Man erreichte das dadurch, daß man als Stichtag für die Quotenerrechnung einen Termin wählte, zu dem fast nur Einwanderer aus Nordrassigen Ländern in Nordamerika eingewandert waren. Daß die Einwanderungsbehörden auch die Erbgesundheit der Einwandernden sowie ihre soziale Erwünschtheit nachprüfen, ist eine bekannte Tatsache. So kann man sagen, daß die Union eigentlich als einziger angelsächsischer Staat eine gesunde Bevölkerungspolitik und Rassenpflege betreibt.

Wenden wir unseren Blick wieder auf die germanische Bevölkerungsgruppe Europas, so fällt uns die besonders ungünstige biologische Lage der Nordgermanen auf. Das ist um so auffallender, als es sich bei diesen Völkern um vorwiegende Bauernvölker handelt, die weite Räume besiedeln und keineswegs an übermäßiger Verstädterung und Industrialisierung leiden. Vielmehr scheint es sich hier in erster Linie um einen Gesinnungsverfall zu handeln, wobei die Auswirkungen der in den westlichen Demokratien (England und Frankreich) gegebenen Beispiele sich besonders ungünstig bemerkbar machen.

S c h w e d e n ist neben Oesterreich zur Zeit das Land, welches nicht nur das geringste Wachstum in Europa, sondern in der ganzen Welt aufweist. Für 1936 errechnete man einen bereinigten Geburtenfehlbetrag von 36 vH. Schweden ist ein besonders krasses Beispiel für die Tatsache, daß der Geburtenschwund keine wirtschaftliche, sondern eine in erster Linie gesinnungsmäßige Erscheinung ist, denn es dürfte nur wenige Länder in Europa geben, die sich an Wohlstand und wirtschaftlicher Blüte mit Schweden messen können. Schweden zeigt auch, daß die Nordische Rasse, einmal angekränkelt, der Seuche dieses Gesinnungsverfalls offenbar besonders stark anheimfallen kann: den „Ehrentitel", die „unfruchtbarste Stadt der Welt" zu sein, hat im Jahre 1934 die schwedische Stadt Orebro erobert, die einen Geburtentiefstand von 6,39/1000 und damit den Weltrekord erreichte — Orebro liegt aber in Schwedens reinstem Nordrassigem Gebiet! Es besteht auch vorerst keine Hoffnung darauf, daß man ernsthafte Versuche unternimmt, diesem Selbstmord der Nordrasse entgegenzutreten. Die Warnungsrufe einiger verantwortungsbewußter schwedischer Bevölkerungspolitiker führten 1935 zur Einsetzung eines Neunmänner-Ausschusses. Im

gleichen Jahre kam ein bevölkerungspolitischer Werbefilm „Walpurgisnacht" heraus. Einige sehr bescheidene kleine Ansätze zu staatlicher Bevölkerungspolitik wurden gemacht durch die Annahme eines Gesetzentwurfes, durch den Mutterschaftsunterstützungen, kostenlose Entbindung und ärztliche Schwangerschaftsüberwachung, Ehestandsbeihilfen, Kinderbeihilfen u. a. eingeführt wurden. Die Halbheit aller Maßnahmen wird dafür sorgen, daß die Maßnahmen wirkungslos verpuffen. Das gleiche gilt von dem Sterilisierungsgesetz für Erbkranke, das in Schweden am 18. 5. 1934 eingeführt wurde. Da man es nur bei freiwilligem Einverständnis des zu Sterilisierenden anwendet, verliert es fast jede rassenhygienische Bedeutung. In Prof. Lundborg haben die Schweden einen weltberühmten rassenbiologischen Vorkämpfer. Die Erblehre und Rassenhygiene, die unter Lundborg in den Schulen als Lehrfach eingeführt wurden, sind aber wieder abgeschafft worden.

Norwegen zeigt ganz ähnliche Verhältnisse wie Schweden. Seine bevölkerungspolitische Lage ist nur um weniges besser. Irgendwelche energischen bevölkerungspolitischen Maßnahmen zur Bekämpfung des Geburtensturzes sind nicht bekannt geworden. Seit dem 1. 6. 1934 hat Norwegen ein Gesetz zur Unfruchtbarmachung von Erbkranken, das Zwang zwar zuläßt, aber kaum anwendet. Ein Eheverbot für Geisteskranke ergänzt es, wie übrigens auch in Schweden. Auch Norwegen hat in Dr. J. A. Mjöen einen rassebiologischen Vorkämpfer von Weltruf, doch zeigt sich die biologische Gleichgültigkeit der Norweger in der Tatsache, daß man dem Institut Dr. Mjöens sowie seinem Leiter, bis heute jegliche staatliche Anerkennung versagt hat. Bekannt ist ja auch die Tatsache, daß das von Sozialdemokraten beherrschte norwegische Nobelpreiskomité 1936 dem rassenhygienischen Vorkämpfer des Weltfriedens Prof. Dr. Ploetz den Preis verweigerte und ihn an seiner Statt dem kommunistischen Landesverräter Ossietzky zuteilte.

Dänemark unterscheidet sich von den eben genannten Nachbarstaaten durch etwas bessere Geburtenzahlen, doch sind die scheinbaren Geburtenüberschüsse bereits nicht mehr imstande, die Erhaltung der Volkszahl zu gewährleisten. Für 1936 wurde ein bereinigter Unterschuß von 8 vH. errechnet. Der bäuerliche Charakter ist dort stärker betont als bei Schweden und Norwegen, die bevölkerungspolitischen Sorgen sind daher gering. Dänemark hat schon seit 1929 ein Gesetz zur Unfruchtbarmachung Erbkranker, das wegen verschiedener Unzulänglichkeiten 1934 und 1935 ausgebaut wurde. Zwangsweise Sterilisierung ist zugelassen, wird aber praktisch nur in sehr geringem Umfang angewandt. Eheverbote für Erbkranke existieren. Island, das mit Dänemark nur noch durch Personalunion des Königs vereinigt ist, hat ähnliche Gesetzentwürfe erst 1937 auf dem Allthing durchberaten.

Österreich war vor seiner Rückkehr ins Reich Schwedens Konkurrent um die Palme der völkischen Unfruchtbarkeit. Wie aus der Tabelle hervorgeht, stand Oesterreich seit jeher an der Spitze des Geburtenrückgangs der germanischen

Völker. 1934 zeigte es mit 13,5/1000 Geburten (bei unbereinigten Zahlen!) den schwächsten Geburtenüberschuß (0,8) aller Völker und Staaten der Welt. Auch 1936 stand es noch an der Spitze, in bereinigten Zahlen zeigte es einen Unterschuß von 35 vH. Schon damals kamen in Oesterreich im Durchschnitt nur noch 1,8 Kinder auf die Ehe. Diesen Landesrekord unterbot die Hauptstadt Wien noch beträchtlich mit 1,3 Kinder/Ehe. Im Jahre 1936 konnte Wien den „Ehrentitel" der „unfruchtbarsten Stadt der Welt" an sich reißen, es wies eine Geburtenzahl von 5,34/1000 auf. Damals starben in einem Monat in Wien 1147 Menschen mehr als geboren wurden. Und auch heute noch sterben in Wien nahezu dreimal soviel Menschen als geboren werden. 30 vH. aller österreichischen Ehen sind kinderlos, in Wien aber sind 52 vH. aller Ehen unfruchtbar! — Diesen Zuständen gegenüber verharrte man im früheren Oesterreich in derselben Untätigkeit wie in den Nordischen Ländern. Zwar hatte man 1937 Ehestandsdarlehen nach deutschem Muster eingeführt, auch lagen Entwürfe zu Familienlastenausgleichsgesetzen vor. Doch konnte von einer ernsthaften Bevölkerungspolitik, die dem ungeheuren Ernst der Lage in Oesterreich gerecht wurde, keine Rede sein. Von Rassenhygiene war in Oesterreich schon gar nicht die Rede, dafür sorgte die dort allmächtige klerikale Gewalt. Oesterreich und Schweden sind für uns hervorragende Beispiele für die völlige Bedeutungslosigkeit der von katholischer Seite immer wieder gern behaupteten Bedeutung der Religion für die Fruchtbarkeit eines Volkes. Schweden ist ein rein protestantischer, Oesterreich aber war ein vorwiegend katholischer Staat — beide sind unfruchtbar. Daß auch der wirtschaftliche Wohlstand allein keine Rolle spielt, zeigen beide Staaten ebenfalls, da Schweden im Wohlstand lebt, während Oesterreich seit Jahren mit wirtschaftlichen Nöten zu kämpfen hatte.

Auch die Schweiz zeigt nur noch einen geringfügigen Geburtenüberschuß, der jedoch bei Bereinigung z. B. für das Jahr 1936 einen wirklichen Fehlbetrag von 20 vH. ergibt. Auch diese Demokratie hat bisher noch keinerlei Ansätze zur Erhaltung ihres völkischen Bestandes gemacht. Man findet im Gegenteil in einem Teil der schweizerischen Presse über die erfolgreichen bevölkerungspolitischen Anstrengungen Deutschlands und Italiens eine teilweise weitaus ablehnendere Einstellung als etwa in Frankreich. Auch für Rassenhygiene hat man dort — trotz gelegentlicher einsichtiger Aeußerungen deutschblütiger Aerzte und Rassenhygieniker — kaum Verständnis. Das berühmte, im Kanton Waadt seit 1928 bestehende Sterilisationsgesetz — auch im Kanton Bern kennt man seit 1931 eine ähnliche Reglung — erweist sich bei näherer Betrachtung als eine Maßnahme der sozialen Fürsorge, wobei also soziale Gründe viel ausschlaggebender für die Unfruchtbarmachung sind als eugenische. Bei der schweizerischen Einstellung ist kaum zu erwarten, daß die gelegentlich von Schweizer Rassenhygienikern erhobene Forderung auf Einführung der zwangsweisen Unfruchtbarmachung von Erbkranken, an denen die Schweiz besonders reich ist, jemals gesetzlich eingeführt wird.

Holland unterscheidet sich von allen germanischen Staaten durch seine noch recht beträchtliche Fruchtbarkeit. Dieses, vorwiegend von Bauern bewohnte Land zeigt in Europa unter allen Germanen die höchsten Geburtenzahlen und unter allen Völkern die tiefsten Sterbezahlen (besonders geringe Säuglingssterblichkeit). 1936 betrug der bereinigte Geburtenüberschuß 15 vH. Bevölkerungspolitische Sorgen stehen dort infolgedessen nicht im Vordergrunde. Eine rassenhygienische Gesetzgebung hat sich noch nicht durchsetzen können, doch haben sich die holländischen Eugeniker, die Rotterdamer psychiatrisch-juristische Gesellschaft u. a. öffentlich dafür eingesetzt.

Wenden wir uns nunmehr zur Gruppe der romanischen Völker. Vergleichen wir auf der Tabelle die Gruppe der Germanen mit derjenigen der Romanen, so sehen wir, daß die Romanen in der Hauptsache heute etwas besser dastehen als die Germanen. Vor 25 Jahren waren die Nachwuchsverhältnisse bei den germanischen Völkern wesentlich besser als bei den romanischen. Heute aber hat sich das Bild dadurch wesentlich verändert, daß die größten germanischen Völker beträchtliche Überschußrückgänge aufweisen, was in diesem Maße bei den Romanen nicht der Fall ist. Frankreich ist unter den romanischen Nationen ein Einzelfall — es hat sich von seinen biologisch so schwerwiegenden blutigen Revolutionen nie wieder erholt, so daß wir dort schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kaum noch einen Geburtenüberschuß (1882 ist der rohe Überschuß nur 2,6/1000) finden. Seither hat sich Frankreichs Lage dauernd verschlimmert. Auch Italien und Spanien sind vom Geburtenrückgang nicht ganz verschont geblieben, doch hielt er sich in erträglichen Grenzen, während Portugal keinen nennenswerten Rückgang aufzuweisen hat.

Frankreich hat dadurch, daß es schon so früh mit der Geburtenbeschränkung begann, bereits um die Jahrhundertwende das scheinbare Gleichgewicht zwischen Geburts- und Sterbefällen erreicht. Durch die Herabdrückung der Sterblichkeitszahlen, die Frankreich eher als den anderen Nationen gelang, war jedoch damals schon dieses Gleichgewicht nur vorgetäuscht. Infolgedessen zeigt Frankreich heute eine stark stark vorgeschrittene Vergreisung — heute sind nur noch 22,5 vH. von Frankreichs Bevölkerung unter 14 Jahren. Diese Entwicklung erlebt Frankreich, obgleich seine Verstädterung und Industrialisierung nicht soweit vorgeschritten ist wie bei uns (36 vH. der Franzosen wohnen auf dem Lande; in Deutschland nur noch 29 vH., in England 7 vH.) und obgleich Frankreich von jeher ein wohlhabendes Land mit minimalen Erwerbslosenzahlen war. Auch hier sehen wir wieder, daß der Gesinnungsfaktor ausschlaggebender ist als alle sonst so oft angeführten Faktoren. Im Jahre 1935 hatte Frankreich bereits bei unbereinigten Zahlen einen Geburtenfehlbetrag von —1,6 a. Tausend, das waren etwa 20 000 Todesfälle mehr als Geburten. 60 Departements hatten Sterbefallüberschüsse. Auf 670 000 Geburten kamen im Jahre 1934 etwa 1 600 000 Abtreibungen. 1936 betrug der bereinigte Geburtenfehlbetrag 25 vH.

Dieser ganzen Entwicklung steht Frankreich völlig hilf- und fassungslos gegenüber. Da vielen Franzosen jeder Sinn für biologische Gesetzmäßigkeiten abgeht, versucht man dem Problem mit den unsinnigsten Methoden zu Leibe zu gehen. Man propagiert etwa die Mehrehe, ohne zu bedenken, daß Mehrehe keinesfalls Erhöhung der Kinderzahlen bedeutet. Man erhofft den Ausgleich der sinkenden Geburtenzahlen durch weiteres Senken der Sterbezahlen, ohne zu bedenken, daß die Senkung der Sterbezahl eine Grenze hat und der aufgehaltene Volkstod nach Erreichung dieser Grenze mit vervielfachter Schnelligkeit über Frankreich hereinbrechen muß. Man setzt Geburtenprämien aus, die viel zu gering sind, auch nur den mindesten Anreiz auf Familienväter auszuüben und nur den an sich schon kinderreichen Asozialen zugutekommen. Völlig unzulängliche Versuche eines Familienlastenausgleichs hat man in einigen Industriezweigen durchgeführt.

Italien zeigt uns ein wesentlich anderes Bild. Auch hier hat, wie ein Blick auf die Tabelle zeigt, das Wachstum abgenommen — auch hier nahmen die Geburtenzahlen stärker ab als die Todeszahlen. Trotzdem liegt Italiens Geburtenüberschuß noch über dem deutschen und ist als recht gesund zu bezeichnen. Auch bei Bereinigung der Zahlen für 1936 bleibt ein prozentualer Überschuß von 15 vH. Da Italien nur zu 36 vH. verstädtert ist und auch noch keine stärkere Überalterung zeigt — 29,7 vH. der Italiener sind im Alter unter 14 Jahren —, so hat Italien Grund zu der Hoffnung, daß es die Geburtenkrise überstehen wird, zumal da es als „autoritärer" Staat eine ganz andere bevölkerungspolitische Initiative zeigt als sein französischer Nachbar. Daß gerade die Nordische Rasse von der Seuche des Geburtenstreiks besonders stark angekränkelt ist, zeigt sich auch in Italien, wo das stärker nordisch durchsetzte Norditalien sehr viel geburtenärmer ist als Süditalien. 1935 sanken Italiens Geburtenzahlen beträchtlich; das veranlaßte den Führer Italiens, Mussolini, zu einer großen bevölkerungspolitischen Werbeaktion. Seine Reden und Aufsätze erregten die Aufmerksamkeit der ganzen Welt in beträchtlichem Maße. Den Reden folgte die Tat, insbesondere die Jahre 1936 und 1937 brachten wichtige bevölkerungspolitische Gesetze und Maßnahmen: starke Bevorzugung Verheirateter bei Anstellung, hohe Ledigensteuern, Ehe- und Geburtenprämien, Schulgelderlasse für Kinderreiche u. a. mehr. Mit Deutschland arbeitet man eng zusammen, italienische bevölkerungspolitische Kommissionen bereisten Deutschland, um Anregungen zu gewinnen. Eine großzügige Siedlungspolitik erschloß in den pontinischen Sümpfen neues Bauernland.

Von stärkster Bedeutung ist die neuerdings ergangene Stellungnahme des Faschismus zur Rassen- und Judenfrage. (Wir verweisen hier auf unsere Sparte „Randbemerkungen". Die Schriftleitung.)

In den übrigen romanischen Ländern kann von irgendeiner Bevölkerungspolitik kaum die Rede sein. In Spanien war 1932 einmal ein Entwurf einer Gesetzgebung ausgearbeitet worden, die die Einführung von Eheverboten und Ehegesund-

heitszeugnissen vorsah, doch kam sie nicht zur Durchführung. In den südamerikanischen romanischen Staaten, in denen teilweise eine starke Rassenmischung zwischen den vorwiegend westischen Romanen und den mongoliden Indianern stattgefunden hat, findet man gelegentliche bevölkerungspolitische Ansätze, die jedoch meist an der Unzulänglichkeit der Organisation scheitern. So hat Mexiko, das man wohl mehr zum Süden als zum Norden rechnen muß, seit 1928 ein allgemeines Eheverbot für Geisteskranke. Es besteht ein „Amt für Erb- und Geistesgesundheit", und der Staat Verakruz hat sogar seit 1932 ein Gesetz, das Unfruchtbarmachung von Erbkranken, sogar unter staatlichem Zwang, vorsieht. Mexiko fällt damit ganz aus der sonst zu beobachtenden Haltung der romanischen Staaten zur Rassenpflege heraus, was auf die Einwirkung des Vorbildes der benachbarten Union zurückzuführen sein dürfte. Auch Argentinien hat ein Eheverbot für Geisteskranke und seit 1934 Ehegesundheitszeugnisse. In Uruguay kennt man staatliche Eheberatung, den Ausschluß von erblich unerwünschten Einwanderern, neuerdings sind Ehegesundheitsgesetze geplant. Ähnliche Ansätze kennt man aus anderen südamerikanischen Staaten, doch handelt es sich dabei überall um bescheidene Anfänge und Maßnahmen, die ohne großen Nachdruck durchgeführt werden, so daß die Auswirkung geringfügig bleibt.

Damit kämen wir zur Besprechung der slawischen Völker. Polen ist ein gutes Beispiel für die gänzlich andere Lage, welche die slawischen Völker gegenüber Germanen und Romanen auszeichnet. Natürlich ist auch dieses slawische Volk von der Krankheit des Geburtenrückgangs nicht verschont geblieben. Aber da es nur in geringem Umfange (zu 10,5 vH.) verstädtert ist und auch die Industrialisierung noch keine allzu beträchtlichen Ausmaße angenommen hat, so zeigt es das gesunde Wachstum, das für alle bäuerlich gebliebenen slawischen Bezirke bezeichnend ist. Der bereinigte Überschuß für 1936 betrug 40 vH. Für die derzeitige Geburtenträgheit der Germanen charakteristisch ist die Tatsache, daß auch hier wieder die stärker germanisch besiedelten westlichen Gebiete Polens die geburtenärmsten sind! Im allgemeinen ist aber die Gesamtlage so günstig, daß Polen keine akuten volksbiologischen Gefahren und Sorgen kennt. Da sich die Senkung der Sterbezahlen noch nicht in beträchtlichem Maße bemerkbar macht, ist in Polen auch noch keine beginnende Überalterung zu spüren, 35,4 vH. der Bevölkerung sind im Alter unter 14 Jahren.

Während die günstige Lage auf dem Gebiete des quantitativen Wachstums Maßnahmen von zahlenmäßiger Auswirkung vorerst noch nicht als notwendig erscheinen läßt, herrscht in weiten polnischen Kreisen großes Verständnis für die Notwendigkeit einer qualitativen Bevölkerungspolitik. Das Anwachsen der Zahlen von erblich Unerwünschten, der fortschreitende Geburtenschwund in den sozial besonders erwünschten Familien, die wirtschaftliche und kulturelle Herrschsucht des Judentums und sein zersetzender Einfluß haben starke rassenhygienische und rassenpolitische Strömungen hervorgerufen. Schon seit einigen Jahren kämpfen die Organisationen der Ärzte, der Rassenhygieniker u. a. für die Einführung eines Sterilisationsgesetzes nach

deutschem Vorbild, auch für Ehegesundheitsgesetze, Ehegesundheitszeugnisse, Ehestandsbeihilfen u. ä. m. Gesetzentwürfe, die die Unfruchtbarmachung erblich Unerwünschter, Einrichtung staatlicher Eheberatungen und Erbgesundheitskartotheken betreffen, liegen vor. Die polnische Regierung hat sich auch dafür ausgesprochen, doch scheinen noch große Widerstände zu überwinden zu sein.

In gewissem Sinne ist Polen ein charakteristisches Beispiel für die Lage in den slawischen Staaten. So sind die bevölkerungs- und rassenpolitischen Verhältnisse z. B. in Rumänien den polnischen sehr verwandt. Dagegen liegen die Verhältnisse bei den baltischen Staaten wesentlich anders.

Litauen ist vom allgemeinen europäischen Geburtenrückgange nicht verschont worden, verfügt aber noch immer über einen beträchtlichen Geburtenüberschuß, der für 1936 bereinigt etwa 30 vH. ausmacht. Deshalb spielt auch dort rein zahlenmäßige Bevölkerungspolitik keine große Rolle. Dagegen zeigt Litauen lebhaftes Interesse für wertmäßige Rassenpflegebestrebungen. Die litauischen Ärzte führen schon seit einigen Jahren einen lebhaften Kampf mit widerstrebenden Gewalten um die Einführung eines Gesetzes zur Unfruchtbarmachung von Erbkranken, haben auch schon Entwürfe ausgearbeitet und vorgelegt. Estland und Lettland unterscheiden sich von Litauen vor allen Dingen darin, daß sie z. T. schon seit längerer Zeit stark von dem allgemeinen europäischen Geburtenrückgang erfaßt worden sind. So zeigte Estland 1936 einen bereinigten Geburtenunterschuß von —22 vH., Lettland —12 vH. Doch hat man von beiden Staaten noch keine entscheidend wichtigen bevölkerungspolitischen Maßnahmen vernommen. Lediglich auf dem Gebiete der qualitativen Erbgesundheitspflege haben beide Staaten, angeregt durch die Maßnahmen Deutschlands und der nordischen Staaten, Gesetzgebungen erlassen. Eheverbote für Geisteskranke bestehen schon seit längerer Zeit (Estland 1922). Seit dem 1. April 1937 ist in Estland ein nach deutschem Vorbild geschaffenes Gesetz zur Unfruchtbarmachung von Erbkranken in Kraft getreten. In allerneuester Zeit ist Lettland mit einem Medizinalgesetz gefolgt, in dem ebenfalls die Sterilisation von Erbkranken vorgesehen ist.

In Finnland ist die Lage ähnlich, der Geburtenrückgang ist beträchtlich, der Unterschuß für 1936 beträgt (bereinigt) —13 vH. Ein Eheverbot für Geisteskranke besteht. Ein Sterilisationsgesetz, das auch Zwangssterilisation zuläßt, ist seit 23. Juni 1935 in Kraft.

Auch die Tschechoslowakei hat einen nicht unbeträchtlichen Geburtenfehlbetrag, der für 1936 in bereinigten Zahlen —15 vH. betrug. Insbesondere sind es die wirtschaftlich stark bedrückten deutschböhmischen Gebiete, in denen wir eine geradezu katastrophale Geburtenlage feststellen müssen. In den Industriegebieten des tschechischen Siedlungsgebietes sind die Verhältnisse ähnlich, im allgemeinen aber liegen die Geburtenzahlen der Tschechen über den deutschböhmischen Zahlen. Zielbewußte bevölkerungspolitische Maßnahmen von staatlicher Seite fehlen bisher,

sudetendeutsche Hilfsmaßnahmen wurden stark behindert und z. T. ganz unterdrückt. Auf rassenhygienischem Gebiet finden sich Ansätze zu biologisch gesunden Bestrebungen, denen allerdings bislang noch keine Erfolge beschieden waren. Ärzte und Rassenhygieniker kämpfen seit längerer Zeit für die Einführung einer rassenhygienischen Gesetzgebung nach dem Vorbild der anderen europäischen Staaten, es besteht auch ein Ausschuß, der eine Gesetzesvorlage ausarbeitet, doch scheinen die politischen Voraussetzungen für einen Erfolg heute noch nicht gegeben zu sein.

Ungarn konnte sich ebenfalls dem allgemeinen Geburtenrückgang nicht entziehen und weist heute einen Fehlbetrag (bereinigt) von —10 vH. auf. Einige bevölkerungspolitische Ansätze liegen vor, so werden z. B. besondere Steuern für Ehelose, kinderlose und kinderarme Familien erhoben. Ärztliche Bestrebungen zur Einführung von rassenhygienischen gesetzlichen Maßnahmen sind bisher noch ohne Erfolg, doch arbeitet man mit den deutschen Rassenhygienikern zusammen, die mehrfach in letzter Zeit in Ungarn Vorträge gehalten haben. Bemerkenswert ist das starke Streben des ungarischen Staates, die Judenfrage, die auch dort brennend ist, staatlich zu regeln.

Der größte slawische Staat, Sowjetrußland, macht ohne Zweifel auf volksbiologischem Gebiete eine ganz besonders einschneidende Entwicklung durch. Leider verfügen wir seit Jahren über keine statistischen Angaben aus Rußland mehr, da offenbar die Sowjetregierung kein Interesse daran hat, die bevölkerungspolitische Entwicklung in Rußland zur Kenntnis der Umwelt gelangen zu lassen. Man ist deshalb meist auf Schätzungen angewiesen, gelegentlich lassen auch gewisse Einzelzahlen, die aus der Sowjetunion bekannt werden, Rückschlüsse zu. Vor dem Kriege hatte Rußland einen beträchtlichen Geburtenüberschuß, die Geburtenzahl belief sich auf etwa 50 je 1000. Auch nach dem Kriege kennt man noch Geburtenzahlen von 46 je 1000. In den Jahren 1927/29 betrug der (bereinigte) Geburtenüberschuß 45 vH. 1928 gab man die Bevölkerungszunahme mit 3,8 Millionen an, 1935 waren es nur noch 2,5 Millionen, wahrscheinlich ist diese Zahl weiter gesunken. Nach den letzten Zählungen hatte Rußland noch 32,2 vH. der Bevölkerung im Alter unter 14 Jahren. Doch hat sich auch darin manches gewandelt. Die Verstädterung Rußlands ist stärker fortgeschritten als in Polen, 14,6 vH. der Bevölkerung wohnt in Großstädten. Ohne Zweifel ist das bäuerliche Rußland auch heute noch, soweit es nicht durch rigorose Industrialisierung zugrunde gerichtet wurde, sehr geburtenfreudig. Da aber die Säuglingssterblichkeit sehr hoch ist — sie betrug 1926 noch 16—20 vH. und dürfte sich inzwischen kaum verringert haben —, macht sich der Geburtenrückgang stark bemerkbar. In den Städten und Industriebezirken wirkte sich vor allem die kommunistische Ehereform und die Freigabe der Abtreibung in geradezu katastrophalen Zahlen aus. In Moskau kamen jährlich 160 000 Abtreibungen auf nur 60 000 bis 70 000 Geburten. In den ländlichen Industriebezirken war es nicht besser: auf 240 000 Geburten kamen 320 000 Abtreibungen. Diese Entwicklung und die Folgen, die sich bereits bemerkbar machen, veranlaßten die Sowjetregierung im Jahre

1935 zu einer weitgehenden Rückgängigmachung ihrer „Reformen". Die Ehescheidung wurde erschwert, die Propaganda für Schwangerschaftsverhütung und -unterbrechung wurde verboten, die Verhütungsmittelfabriken geschlossen. Inwiefern diese Maßnahmen nach der vorherigen systematischen Verseuchung des Volkes nun noch Erfolg haben werden, bleibt abzuwarten.

Der Rassenhygiene steht man aus doktrinären Gründen ablehnend gegenüber. Die auf dem wissenschaftlichen Lamarckismus aufgebaute Milieutheorie, die den Menschen ausschließlich als Produkt seines Milieus und seiner Erziehung betrachtet, ist Staatslehre. Andere Lehrmeinungen werden nicht geduldet, infolgedessen entfällt auch jede Möglichkeit zu rassenhygienischen Bestrebungen. —

Wenn wir alles überblicken, so sehen wir, daß die meisten Völker über kleine bevölkerungspolitische oder rassenhygienische Ansätze nicht hinausgegangen sind. Es fehlt in allen Ländern nicht an einsichtigen Stimmen, die den Blick der Regierenden und der Öffentlichkeit auf die besorgniserregende volksbiologische Entwicklung zu lenken suchen, sei es nun der zahlenmäßige Geburtenschwund oder sei es die Zunahme der Erbkranken oder der Asozialen oder anderer biologisch unerwünschter Faktoren. Doch sind in den meisten Staaten die Widerstände von seiten bestimmter liberalistisch-demokratischer oder marxistisch-kommunistischer Politiker oder auch von kirchlicher Seite zu stark, als daß man sich zu wirklich erfolgversprechenden Maßnahmen entschließen könnte. Überblickt man die Maßnahmen, zu denen man sich hier und dort aufgeschwungen hat, so finden wir einerseits bevölkerungspolitische Maßnahmen, denen die Ergänzung auf rassenhygienischem Gebiete fehlt oder man sieht rassenhygienische Ansätze ohne eine ausreichende und zielbewußte Bevölkerungspolitik (die nordischen Staaten!). Zumeist sind die tatsächlich durchgeführten Maßnahmen halbe Maßnahmen und dadurch so gut wie unwirksam. Auf keinem Gebiete der Politik rächt sich aber halbe Arbeit so sehr wie auf dem Gebiete der Bevölkerungspolitik. Dafür bietet uns Altrom in seiner Verfallszeit ein vorzügliches geschichtliches Beispiel. Die Maßnahmen, die Kaiser Augustus um die Zeitwende ergriff, um der zunehmenden Ehe- und Kinderlosigkeit in Rom zu steuern, erwiesen sich als völlig wirkungslos, da sie nicht durchgreifend genug waren, auch wohl nicht planvoll genug angewandt wurden. Es fehlte dort, wie auch heute bei fast allen europäischen Staaten, außerdem gerade das, was neben den gesetzlichen Maßnahmen ausschlaggebend für den tatsächlichen Erfolg aller bevölkerungspolitischen Maßnahmen ist: ein Gesinnungswandel des Volkes unter der Führung einer starken Persönlichkeit, der zu völkischer Zukunftshoffnung und zu staatsbürgerlichem Verantwortungsbewußtsein führt.

Bevölkerungspolitik und Rassenpflege sind Staatspolitik auf lange Sicht! Wirtschaftspolitik, Kulturpolitik, Wehrpolitik sind zweifellos von größter Bedeutung für jedes Volk. Aber wehe denjenigen, die über dem Kampfe um ihre wirtschaftliche Entwicklung, neben dem Aufbau ihrer

Wehrmacht, neben ihrer Förderung von Kunst und Wissenschaft die wichtigste Aufgabe vernachlässigen: die Pflege des Menschen, der in der Zukunft der Träger der völkischen Entwicklung sein soll! Der Führer hat einmal gesagt, das Volk, welches bewußte Rassenpflege betreibe, werde vor den übrigen Völkern einen nicht wieder einzuholenden Vorsprung erringen. Dieser Vorsprung wird sich nicht heute und nicht morgen offenbaren, aber die Zeit wird kommen, in der künftige Geschlechter den großen Schöpfer der ersten staatlichen Bevölkerungs- und Rassenpflege segnen werden, weil er an ihre Aufgaben dachte, als er Gesetze erließ, deren Notwendigkeit vielen seiner Zeitgenossen noch keinesfalls einleuchten wollte.

Das deutsche Volk hat unter Adolf Hitler angefangen, sich diesen Vorsprung vor den anderen Völkern Europas zu sichern. Doch seien wir uns dessen bewußt, daß wir erst in den allerersten Anfängen stehen! Zwei große Gefahren wollen wir niederringen: einmal die Drohung des Geburtensieges im weiteren Osten! Durch den wirtschaftlichen Aufschwung im Verein mit dem Glauben an die Zukunft unseres Volkes und einem sich immer stärker durchsetzenden gesunden Gesinnungswandel in der Auffassung von Ehe und Familie ist es Deutschland zum ersten Male in der neueren Geschichte Europas gelungen, den Niedergang der Geburtenkurve aufzuhalten und in einen Aufstieg umzuwandeln. Aber noch ist, trotz des scheinbaren Geburtenüberschusses, nicht die Geburtenzahl erreicht, die zur Erhaltung unserer Volkszahl notwendig wäre, und schon ist die ansteigende Geburtenkurve wieder flacher geworden. Wir dürfen nicht in diesen Anfängen stecken bleiben, wenn wir einmal nicht unterliegen wollen. — Die zweite Gefahr ist die der Gegenauslese. Seit Jahrhunderten hat sie sich bei uns, wie in allen Völkern, ausgewirkt, seit Jahrzehnten in immer schneller sich steigerndem Maße. Ihr fallen die wertvollsten Erbkräfte unseres Volkes immer wieder und immer noch zum Opfer. Unserer vorerst noch vorwiegend quantitativen wird in absehbarer Zeit in immer zunehmendem Maße eine qualitative Bevölkerungspolitik folgen müssen.

Christoph Freiherr von der Ropp:

Polens agrarische Selbstversorgung

Als die Zeitungen meldeten, daß in Polen im Landwirtschaftsministerium eine Abteilung für die nationale Versorgung eingerichtet worden sei, die die besondere Aufgabe haben sollte, die Selbstversorgung Polens auf dem Gebiete der agrarischen Produktion für den Ernstfall zu sichern, da mag es manchem wohl verwunderlich erschienen sein, daß ein Agrarland wie Polen sich mit den Fragen der eigenen Selbstversorgung auseinanderzusetzen habe. Denn Polen gilt im allgemeinen doch als ein Agrarüberschußland, und von akuten Versorgungsschwierigkeiten in diesem Lande kann man sich als Fernstehender keine genaue Vorstellung machen. Und doch ist die Frage nach der bestmöglichen Selbstversorgung bei Polen durchaus berechtigt. Denn erstens handelt es sich bei dem neuen Plan ja nicht allein um die Versorgung mit Lebensmitteln, sondern auch um die Bereitstellung von industriellen Rohstoffen durch die Landwirtschaft. Polen ist ja keineswegs ein reines Agrarland. Im Gegensatz zu den meisten anderen osteuropäischen Ländern hat es eine relativ stark ausgebildete Industrie (in Ostoberschlesien, im Lodzer Gebiet Mittelpolens, im ehemals österreichischen Südpolen und schließlich auch im engeren Bezirk um Warschau). Zweitens weist Polen, das trotz dieser entwickelten Industrie doch immerhin noch überwiegend Agrarland geblieben ist, mindestens eines der Merkmale anderer Agrarländer nicht auf: es ist nämlich gerade in seinen landwirtschaftlichen Gebieten ungewöhnlich dicht besiedelt, ja übervölkert. Das prägt sich zunächst schon in seiner allgemeinen Bevölkerungsdichte aus: in Polen kommen auf den Quadratkilometer 82,7 Einwohner, während z. B. für Lettland, Litauen, Estland, Jugoslawien und Rumänien die entsprechenden (abgerundeten) Zahlen 30, 45, 24, 61 und 66 lauten. Eine agrarische Provinz Deutschlands, wie Pommern, weist eine Bevölkerungsdichte von nur 63,4 auf, in der Grenzmark Posen-Westpreußen wohnen sogar nur 43,8 Menschen auf dem Quadratkilometer. Wenn man dazu noch bedenkt, daß die klimatischen Bedingungen in den östlichen und nördlichen Teilen Polens vielfach ungünstiger sind, als selbst in den von der Natur stiefmütterlich bedachten Teilen im Osten des Deutschen Reiches, so kann man sich vielleicht einen Begriff davon machen, daß eine Bevölkerungsdichte von 82,7 in Polen den Lebensraum nicht allzu weit erscheinen läßt. Tatsächlich ist es denn auch selbst in den ausgesprochen agrarischen Teilen des polnischen Südens nicht selten der Fall gewesen, daß ein gewisser Zuschußbedarf an Agrarprodukten bestand. Das war insbesondere in der Zeit der Zugehörigkeit dieser Teile zum alten russischen Reiche der Fall gewesen

und hatte Gründe, die in der übermächtigen Konkurrenz der südrussischen Getreideprovinzen lagen. Vor dem Kriege waren die damals russischen Gebiete des heutigen Polens, die 67,5 vH. der Gesamtfläche und 59,3 vH. der Gesamtbevölkerung umfassen, dem Stand der agrarischen Selbstgenügsamkeit sehr nahe. Infolge der erwähnten übermächtigen Konkurrenz der südrussischen Gebiete mußte besonders der Getreidebau immer extensiver gestaltet werden. Das mußte schließlich dazu führen, daß diese Gebiete den Brotgetreidebedarf ihrer Bevölkerung aus eigener Erzeugung nicht decken konnten. Selbst heute noch ist daher ihre Bedeutung für den Markt sehr gering, und auch große Betriebe arbeiten so extensiv, daß sie nur außerordentlich geringe Überschüsse auf den Markt bringen. So ist es zu erklären, daß Polen in ausgesprochenen Mißerntejahren einen nicht unerheblichen Einfuhrbedarf an Getreide hat. In guten und normalen Jahren ist Polen allerdings bekanntlich ein wichtiges Getreideexportland.

Ein Zuschußbedarf kann aber vielfach nur dadurch vermieden werden, daß die Bevölkerung in einem Zustand der erstaunlichsten Bedürfnislosigkeit verharrt[1]). Bekannt ist ja das Beispiel mit dem zweimal gespaltenen Streichholz, ein oft zitiertes aber darum nicht minder anschauliches Beispiel für die für unsere Begriffe fast unvorstellbare Armut dieser Gebiete, die unter einer ungeheuren Übervölkerung auf dem Dorfe leiden. Während die gesamte durchschnittliche Bevölkerungsdichte Polens 82,7 beträgt, ist sie z. B. in den keineswegs nur industriell bestimmten Wojewodschaften Krakau und Lemberg im Laufe der Zeit auf 132 bzw. 110 je qkm gestiegen, und sie beträgt selbst in den Landkreisen des westkongreßpolnischen Gebietes noch 80 bis 100 Menschen je qkm, ohne daß bisher die Möglichkeit gegeben war, den Überschuß der — auf dem Lande vielfach hungernden! — Bevölkerung in der Industrie einzusetzen. Vielleicht wird das in Zukunft gelingen, wenn das neue große Industriegebiet im Weichsel-San-Dreieck entstanden ist, wahrscheinlich wird es aber selbst mit Hilfe dieses gewaltigen Projektes nicht möglich sein, den Überschuß der landwirtschaftlichen Bevölkerung unterzubringen, beträgt doch der jährliche Bevölkerungszuwachs Polens nicht weniger als 400 000 bis 500 000 Menschen! Es ist notwendig, sich diese Zusammenhänge zu vergegenwärtigen, weil sich bei ihrer Betrachtung ergibt, daß der „akute" wirtschaftliche Bedarf des Volkes sich keineswegs mit dem Bedarfspotential deckt; eine lehrreiche Erkenntnis besonders im Hinblick auf die Begründung der These, daß die reine Bedarfsbefriedigung als Hauptzweck der wirtschaftlichen Tätigkeit des Menschen zu einer Verarmung des

[1]) Hierzu nur ein Urteil aus polnischen Kreisen: „Unsere Ausfuhr wird vom Hunger diktiert, denn die Bevölkerung entledigt sich ihres Getreides, um Bargeld zu erwerben, während sie sich selbst mit Kartoffeln ernährt." (Oberst Dr. St. Rostworowski und Rittmeister a. D. St. Stablewski in ihrem kürzlich erschienenen Buche „Rolnictwo i Wojna" — Landwirtschaft und Krieg). Die Verfasser meinen, daß, wenn sich die polnische Bevölkerung normal ernähren würde, es im Lande schon heute an Lebensmitteln fehlen würde.



Volkes führen muß. Gewiß ist der Zweck der Wirtschaft die Bedarfsbefriedigung — das lehrt uns schon eine einfache logische Überlegung — aber entscheidend ist immer die Auslegung des Begriffes Bedarf, und hier darf niemals das sog. Existenzminimum, das ja z. B. im Falle Polens gesichert erscheint, sondern die optimale Versorgung zugrunde gelegt werden. Diese Überlegung ist nötig, um den besonderen Verhältnissen Polens gerecht zu werden, wie sie sich nach der Bildung des neuen Ernährungsdepartements im polnischen Landwirtschaftsministerium darstellen, — denn es ergibt sich nun, daß Polen von einer gesicherten Selbstversorgung noch ein gutes Stück entfernt ist. Diese Überzeugung ergibt sich jedenfalls für den außerhalb stehenden Betrachter, wird aber wohl auch den Leitsätzen des neuen Ernährungsplanes zugrunde gelegen haben.

Es ist nun eine interessante Tatsache, daß der Stand der Selbstversorgung Polens in der letzten Zeit sich keineswegs, etwa durch Intensivierung der Erzeugung oder durch größere Vielseitigkeit der Erzeugung, gehoben hat. Das Gegenteil scheint der Fall zu sein, denn aus den amtlichen Zahlen der polnischen Statistik ergibt sich, daß die Bevölkerung stärker gewachsen ist als die landwirtschaftliche Erzeugung. Bezogen auf die Einheit der Bevölkerung zeigt beispielsweise die Entwicklung der Getreideerzeugung folgendes Bild:

	1913	1936	Rückgang (in %)
je Kopf der Gesamtbevölkerung (in dz)	4,5	3,7	19,6
je Kopf der landw. Bevölkerung (in dz)	6,5	5,0	23,4

Wir sehen aus dieser Tabelle, daß seit 1913 ein besonders starker Rückgang der Erzeugung von Getreide je Kopf der landwirtschaftlichen Bevölkerung eingetreten ist. Dieser Rückgang ist freilich nur relativ, denn absolut hat die Erzeugung in den vier wichtigsten Getreidearten in Polen seit 1913 zugenommen, aber nur infolge der Vergrößerung der Anbaufläche, während die Hektarerträge infolge verringerter Kunstdüngeranwendung und sonstiger unzureichender Bodenpflege sogar vielfach einen Rückgang aufweisen. Dieses gilt besonders für die ehemals deutschen Teile Westpolens, die in bezug auf das übrige Polen eine weitgehende Niveauangleichung nach unten haben durchmachen müssen.

Nach dem amtlichen „Kleinen Statistischen Jahrbuch für Polen 1937" (Maly Rocznik Statystyczny) haben sich die Erträge seit 1909—1913 folgendermaßen entwickelt (in dz je ha):

	1909—13	1927—31	1932—36	1932	1933	1934	1935	1936
Weizen . . .	12,4	12,7	11,2	7,8	12,8	11,9	11,5	12,2
Roggen . . .	11,2	11,1	10,9	10,8	12,2	11,5	11,4	10,9

Man hat den relativen Rückgang der Getreideerzeugung in Polen, der sich beim Weizen besonders katastrophal gerade in den Hauptanbaugebieten Lemberg, Stanislau

und Tarnopol sowie in Posen-Pommerellen gezeigt hat, verschiedentlich mit der Agrarreform und mit dem allmählichen Übergang zur bäuerlichen Viehwirtschaft zu erklären versucht. Dem steht aber entgegen, daß auch die Viehwirtschaft, mit Ausnahme der Schweinezucht, in Polen keineswegs entsprechende Fortschritte gemacht hat, wie überhaupt von einer vielseitigeren Gestaltung der agrarischen Produktion auf Kosten der Getreidewirtschaft kaum die Rede sein kann. Die Viehdichte ist im Vergleich mit Deutschland und anderen Ländern ziemlich gering. Man darf nicht vergessen, daß es sich bei Polen doch um ein Volk von 34 Millionen handelt, von denen auf einer Gesamtfläche von 388 635 qkm (Deutschland ohne Österreich 470 714 qkm) nicht weniger als 70 vH. von der Landwirtschaft leben.

	Viehbestand 1936 (in Mill. Stück)				
	Pferde	Rinder	davon Milchkühe	Schweine	Schafe
Deutschland . . (ohne Österreich)	3,4	20,1	10,1	25,9	4,3
Polen	3,8	10,2	5,9	7,1	3,0

Der vielfach noch recht niedrige Stand der Landwirtschaft vermindert außerdem die Bedeutung der bäuerlichen Viehwirtschaft für die Versorgung des Marktes. Es ist geschätzt worden, daß der polnische Bauer durchschnittlich 75 vH. seiner Milcherzeugung in der eigenen Wirtschaft verbraucht und nur 25 vH. auf den Markt liefert. Der Milchertrag der Kühe hält einem Vergleiche mit mittel- und nordeuropäischen Verhältnissen nicht stand. Von den Milchkühen steht nur ein sehr geringer Teil unter Kontrolle; im Jahre 1935/36 waren es 84 964 Stück, die einen durchschnittlichen Ertrag von 3172 Liter im Jahre brachten, während der Fettgehalt der Milch durchschnittlich 3,4 vH. betrug. Indessen geben diese Zahlen ein ganz falsches Bild, denn die Gesamtzahl der Milchkühe betrug im Jahre 1936 rund 6 Millionen Stück und deren durchschnittlicher Milchertrag belief sich schätzungsweise auf nur 1470 Liter, je selbst in den fortschrittlichen Gebieten Westpolens erreichte der Durchschnittsmilchertrag nur 2248 Liter im Jahre, während er beispielsweise im östlichen Polesien 1066 Liter betrug.

Auffallend niedrig ist auch der Schafbestand Polens, er läßt sich aber erklären durch den im Vergleich zu anderen Agrarländern des Ostens geringen Anteil von Wiesen und Weiden an der Gesamtfläche (rd. 17 vH.) und durch den starken Anteil der Klein- und Zwergbetriebe in der Landwirtschaft, der durch die staatliche Parzellierungspolitik noch gefördert worden ist. Das Überwiegen dieser Kleinbetriebe und die geringe Ausdehnung der Wiesen- und Weidenfläche sollte eigentlich zu der Annahme verleiten, daß wenigstens die Schweinewirtschaft auf einem hohen Stand stehen müßte. Aber auch das kann nicht, jedenfalls nicht ohne Einschränkung, behauptet werden. Zwar ist Polen Jahr für Jahr in der Lage, beträchtliche Mengen

von Erzeugnissen der Schweinewirtschaft auszuführen, aber der Schweinebestand, der zwar in den letzten Jahren eine erhebliche Steigerung aufwies, ist trotz alledem, wie wir es aus der Tabelle ersehen können, immer noch vergleichsweise gering. Er beträgt kaum mehr als ein Viertel des Bestandes, den das Zuschußland Deutschland aufweist, und nur der ungewöhnlich niedrige Eigenverbrauch der Bevölkerung an tierischen Kalorien (der Fleischverbrauch je Kopf und Jahr betrug 1936 in Polen 20,2 kg, in Deutschland 43,4 kg, in Frankreich unter ganz anderen klimatischen Verhältnissen 36,3 kg) ermöglicht die beträchtliche Ausfuhr tierischer Erzeugnisse aus Polen.

Als besonders vordringlich hat man in Polen anscheinend zur Zeit die Rohstoffversorgung durch die Landwirtschaft angesehen, denn aus den Verlautbarungen zu der Schaffung des neuen Ernährungsdepartements ergibt sich, daß die Förderung des Anbaues der sog. Industriepflanzen im Vordergrund stehen wird, ebenso wie auch die Schafzucht zum Zwecke der besseren Wollversorgung aus eigener Erzeugung vorwärtsgetrieben werden soll.

Der Schafbestand zeigt in den letzten Jahren einen stetigen, wenn auch langsamen Anstieg (Schafe in 1000 Stück):

1930	1931	1932	1933	1934	1935	1936	1937
2492	2599	2488	2577	2554	2802	3024	3183

Auch auf dem Gebiete der Öl- und Faserpflanzenerzeugung würde die neue Politik nur eine Entwicklung weiter fortführen und vielleicht beschleunigen, die sich bereits seit einer Reihe von Jahren abzuzeichnen beginnt. Die Erzeugung der wichtigsten Öl- und Faserpflanzen ergibt sich aus der folgenden Tabelle:

	Anbaufläche in 1000 ha		Ernte (1000 dz)		Ertrag dz j. ha	
	1932—36	1936	1932—36	1936	1932—36	1936
Faserflachs (F)	110,3	133,4	F: 320,2	372,4	2,9	2,8
u. Leinsaat (L)			L: 569,3	716,3	5,2	5,4
Hanffaser (F)	32,8	33,7	F: 110,5	121,9	3,4	3,6
u. Saat (S)			S: 173,1	194,6	5,3	5,8
Raps	42,5	55,6	361,5	523,0	8,5	9,4

Kein Zweifel, daß auf diesem Gebiete noch gewisse Steigerungen möglich sind. Die Hektarerträge liegen zum Teil unter denen in anderen Ländern. Vom Standpunkte der wehrwirtschaftlichen Unabhängigkeit Polens wäre eine Steigerung der Erträge ein sehr erstrebenswertes Ziel, wenn auch eine hundertprozentige Selbstversorgung auf diesem Gebiete unerreichbar erscheint. Hier hätte die Erzeugung von Kunstfasern als Ergänzung einzusetzen, die in Polen bereits seit einer Reihe von Jahren tatkräftig in Angriff genommen worden ist, u. a. durch den Erwerb der

Lanital-Kunstfaserlizenz, durch die Errichtung einer Zellwollfabrik bei Warschau und durch verschiedene größere Projekte im Rahmen des Industrialisierungsplanes.

Man wird aber wohl nicht fehlgehen in der Annahme, daß der Selbstversorgungsplan Polens über das rein Wehrwirtschaftliche hinaus in einer weiteren Zukunft auch die optimale Bedarfsdeckung der zweifellos unterversorgten polnischen Bevölkerung in seinen Wirkungskreis einbeziehen wird. Das Schwere der ganzen Problematik dieser polnischen Selbstversorgung, die wir zu Beginn unserer Ausführungen angedeutet haben, wird es erforderlich machen, daß sich die ganze polnische Nation auf Jahre hinaus geschlossen für die Bewältigung der großen Aufgabe einsetzt, damit der Wohlstand Polens vermehrt werde, nicht nur zu seinem eigenen Nutzen, sondern zum Nutzen aller Länder, die mit ihm in wirtschaftlichem Austausch stehen.

Gertrud Pesendorfer:

Germanisches Sinnbildgut im alpenländischen Bauerntum

Wir veröffentlichen nachfolgenden Beitrag aus der Feder von Frau Gertrud Pesendorfer, Sachbearbeiterin am Tiroler Volkskunstmuseum in Innsbruck, als eine Arbeit, die schon während der illegalen Kampfzeit in Tirol geschrieben wurde, in einer Zeit, da man der Verfasserin von der Leitung des Volkskunstmuseums verboten hatte, über die altüberlieferten germanischen Sinnbildformen im bäuerlichen Hausrat, Werkzeug und Gebrauchsgerät ihrer Heimat zu sprechen oder zu schreiben. Es durfte ja von einer gewissen Seite um keinen Preis zugegeben werden, daß auch im alpenländischen Raum der Ostmark des Reiches das alteingesessene Bauerntum germanischen Geblütes seine Überlieferungen treu bewahrt hatte. Die Schriftleitung.

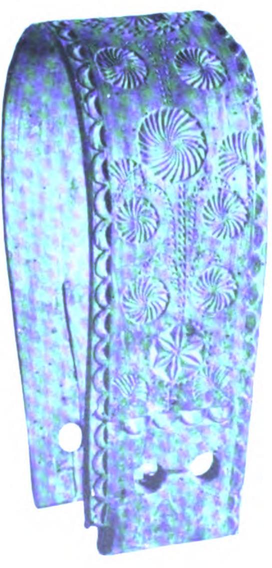
Wer auf Wanderungen durch unsere stillen Bergdörfer in Tirol unsere Bauernhäuser so recht betrachtet, oder wer nur in der Stadt Innsbruck mit offenen Augen die im Tiroler Volkskunstmuseum gesammelten Schätze auf sich wirken läßt, dem spricht aus den für uns Heutige scheinbar überlebten Dingen immer deutlicher die an uralte Geheimnisse mahnende Sprache deutscher Sinnformen. Diese Sprache ist nicht tot. Sie lebt in uns und findet ihren Widerhall, strebt aus der Verschüttung einer materialistischen Zeit empor zu neuer Blüte und segensreicher Frucht. Nicht allein im hohen Norden sind jene urgermanischen Symbole als Segensbringer und lebenspendende Sinnbilder allen Dingen des täglichen Gebrauches beigegeben, nein auch wir im deutschen Süden finden bis in die Zeit unserer Großväter diese sinn-



Balkendecke aus dem Vintschgau (um 1520)

Umseitig: Spätgotische Bauernstube aus Sulzberg (um 1520)

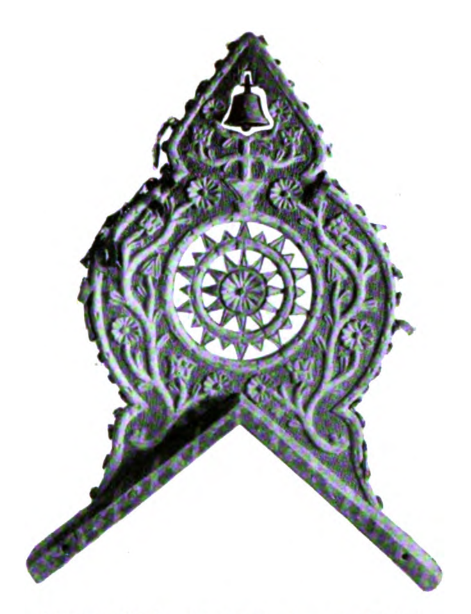




Glockenbögen

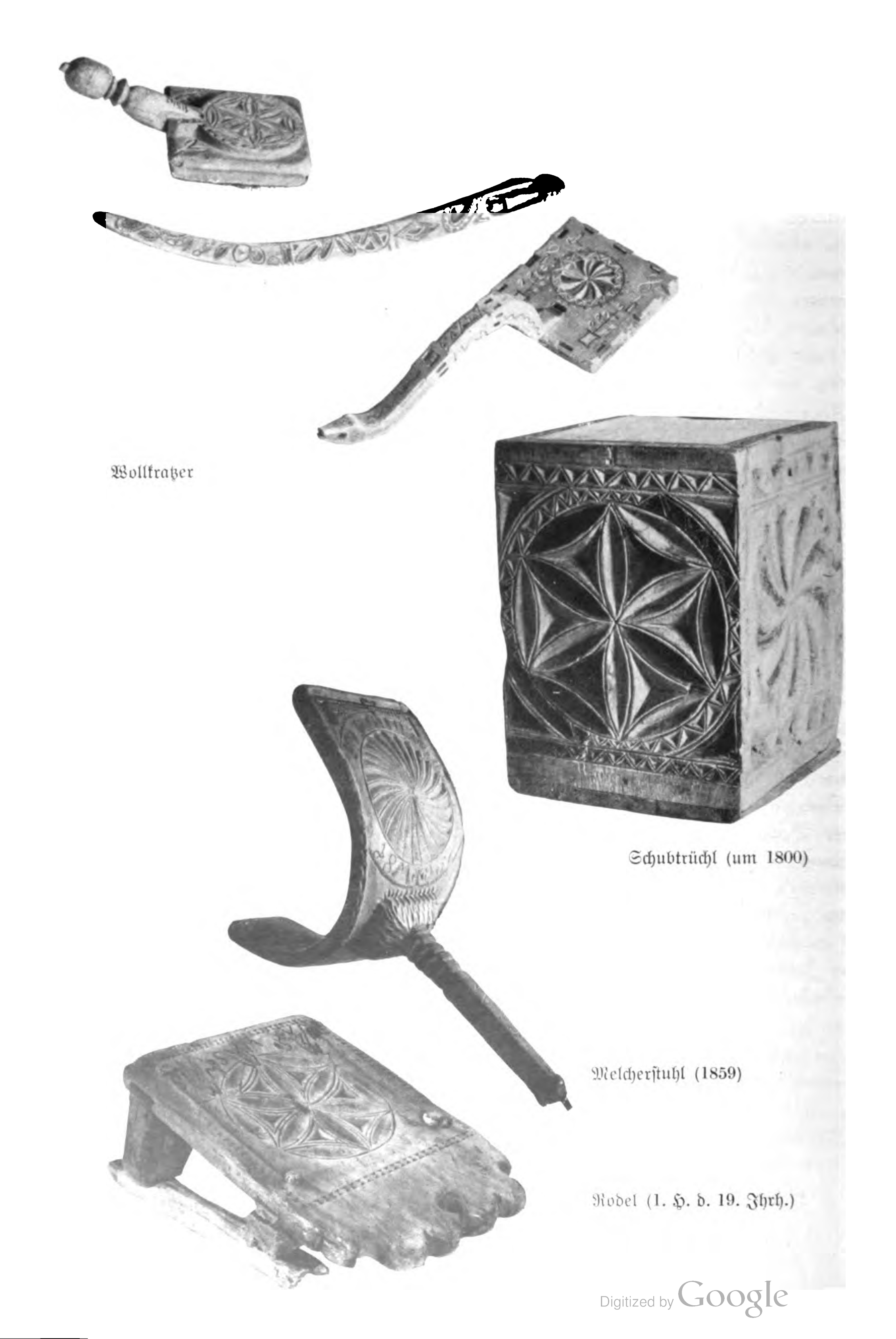


Schafkampen



Kummetschein (2. Hälfte d. 18. Jhrh.)

Stube vom Bauernhof „Johanser“ (2. Hälfte d. 15. Jhrh.)



Wollkratzer

Schubtrüchl (um 1800)

Melcherstuhl (1859)

Rodel (1. H. d. 19. Jhrh.)

vollen Zeichen auf den Giebeln unserer Häuser, in den Decken unserer Stuben, auf den Gegenständen des bäuerlichen Hausrats von liebevoller Hand eingeprägt.

Wie tief verwurzelt der germanische Glaube an die lebenerweckende und lebenerhaltende Kraft des Lichts auch in unserem Bergvolk ist, davon geben diese, in jedes kleine Gerät geschnitzten, gemalten, gestickten Zeichen beredtes Zeugnis. Ein Jahrtausend streng kirchlichen Einflusses im „heiligen Land" Tirol vermochte nicht, den frommen Glauben an die Segenskraft der lichttragenden Symbole unserer germanischen Väter zu vernichten. So wenig, wie altes Brauchtum auszumerzen war, das dann höchstens in andere Deutung gebogen, dennoch aber stets als etwas angesehen wurde, das man lieber ganz zerstörte, wo man es nicht ganz verwandeln konnte.

Aber erst der alles nivellierende Einfluß des maschinellen Zeitalters und seiner ideellen Begleiterscheinungen, die Überflutung mit internationalen Massenerzeugnissen vermochte es, den bäuerlichen Hausrat, die bäuerliche Kleidung und damit auch die Verbindung zu den in das tägliche Leben sinnvoll eingebauten Bräuchen und Sinngebungen zu untergraben.

Da setzte die kirchliche Propaganda ein für die Erhaltung eben der Bräuche, die sie vordem noch als heidnisch bekämpft hatte. Auch diesen Kreisen ist mit der Zeit bewußt geworden, daß mit dem Aussterben bäuerlichen Brauchtums eine Einigungsquelle im Versiegen war, die sie freilich nicht als Kraftquelle für das Volkstum selbst, sondern als Basis ihres Machtwillens ausnützten.

Mit dem Erwachen des deutschen Volkes zum Bewußtsein der eigenen Kraft und dem Willen zur Einheit erhalten alle Erscheinungen eine neue und doch aus den Wurzelgründen unseres Volkes hergeleitete Sinngebung. Was zuerst aus Liebhaberei, und wo es höher herging, aus Verständnis für die vorzügliche Form in Museen oder privaten Sammlungen aufgestapelt wurde, soll jetzt den wahren Zweck seiner Bewahrung erfüllen! Es soll nicht mehr eine interessante Schaustellung der Leistung vergangener Zeiten sein, etwa um eine mehr oder weniger interessante Doktorarbeit zu unterstützen oder um dem Fremden doch auch auf diesem Gebiet etwas bieten zu können, nein, es soll viel m e h r : Es soll uns ein Dokument dafür sein, wie deutlich die A r t sich durch alle Bedrohung, durch die wechselvollen Schicksale eines Jahrtausends erhalten hat, trotz der oft sehr gewalttätig aufgedrungenen fremden Einflüsse.

Es soll uns aber auch deutlich vor Augen führen, wie im Zug der letzten achtzig Jahre nach und nach dem Bauern sein im wahrsten Sinne vornehmes Hausgut entwertet worden ist durch händlerische Propaganda im Dienst des internationalen Erzeugers.

Mit der materiellen Entwertung der Handarbeit ging die ideelle Hand in Hand. Es lohnte sich nicht mehr, selbst zu spinnen, zu weben, man bekam billige Baumwolle ins Haus gebracht und auf den Märkten. Mit dem abendlichen Fleiß in den winter-

lichen Spinnstuben erlosch auch die Geselligkeit, die von tief bedeutsamen Bräuchen erfüllt und geregelt war, immer mehr. Da man Flachs nicht mehr baute, kamen die durch Jahrtausende damit verbundenen Arbeitsbräuche, ihre naturverbundene Bedeutung langsam in Vergessenheit. Auch den in Wintermonaten von geschickten Händen in Heimarbeit erzeugten Hausrat, Holzgeräte usw. stand bald Fabrikware gegenüber, die gegen die altererbten oder selbsterzeugten schönen Schüsseln, Truhen, Kasten und Kästchen eingetauscht wurde. Wieviel der Altertumshändler und der raritätenlüsterne Städter da gesündigt haben, indem serienweise die Bauernhäuser ausgeplündert wurden, zum Teil gegen schlechte, billige Tauschware, zum Teil gegen ein Spottgeld, ist nicht zu sagen. Dies alles hätte nicht vorkommen können, wäre dem Bauern nicht durch jahrhundertelange Knechtung und durch die marxistische Presse der Vorkriegszeit das edle Herrenbewußtsein und der Ahnenstolz so sehr unterdrückt worden.

Mit der erwachenden Erkenntnis, was der Bauer für unser Volk bedeutet, mit der freien und bedeutungsvollen Stellung, die ihm im Rahmen des Wiederaufstieges unseres deutschen Volkes zukommt und zugewiesen ist, werden alle jene Kräfte frei, die in künstlichen Schlaf gebannt waren.

Volkskunst, also Bauernkunst, kommt zu rechten Ehren, nicht aus bloßer Liebhaberei, sondern in deutlicher Erkenntnis der unschätzbaren Kräfte als Nährboden der Volkskraft und der Kunst überhaupt. Denn nicht gesunkenes Kulturgut haben wir in den von Bauernhand geschaffenen und geschmückten Häusern, Möbeln, Trachten usw. vor uns, sondern vom Bauern treu im Wandel der Zeiten bewahrtes urdeutsches Volksgut.

Wenn es nun gilt, dem bäuerlichen Handwerk, der bäuerlichen Heimarbeit, der bäuerlichen Lebensgestaltung ihre alte Kraft, ihren wesentlichen Einfluß im Leben des Gesamtvolkes über die rein wirtschaftliche Bedeutung hinaus zuzuführen und mit neuem Sinn, mit wirklich neuem Leben zu erfüllen, dann müssen wir zu den Quellen zurückkehren, aus denen sie einst entsprang. Diese Quellen sind: Germanisches Brauchtum, urdeutsches Schönheitsempfinden, tief empfundenes Wissen um die Gesetze der innerlichen und äußerlichen menschlichen Natur und der lebenbringenden und hemmenden Gewalten außer ihr.

Vor allem ist es die Jugend, die auch hier wieder am empfänglichsten sein wird für die Erweckung zu unseren uralten und uns heute doch in so gänzlich neuem Gestaltungswillen zu bestätigenden Fähigkeiten. Das erstemal sehen wir dies alles nicht vom Gesichtsfeld einer kleinen ortsgebundenen Gemeinschaft, sondern wir blicken als solche hinaus in unser weites, großes deutsches Vaterland und sehen auch außerhalb seiner Grenzen, überall, wo Deutsche wohnen, dieselbe Art, dasselbe Gedanken- und Gefühlsgut, die überall hinreichende Verwandtschaft ihrer an die Dinge gebundenen Äußerungen. Überall, ob im Norden oder im tiefen deutschen Süden, begegnen wir

derselben Grundhaltung: dieselben Symbole, dieselben schlichten Zweckformen, die gehaltene und doch freudige Art der Farbengebung, dieselbe aus Tiefen und aus arbeitsvollem Leben geschöpfte Lebensweisheit, die sich in Sprüchen auf Haus und Gerät ernst oder launig bekundet. Und dies alles in einem Reichtum der Formen, der Gestaltung, in einem Können, vor dem wir heute staunend als Lernende stehen.

Und um ein Lernen muß es sich zunächst handeln. Um ein mit Auge, Hand und Seele Lernen, nicht um ein Auswendigbüffeln für die Registratur des Gehirns. Wieviel kann zu diesem richtigen Lernen unseres Volkes der Lehrer beitragen! Freilich sind ihm die Hände gebunden, die Marschrichtung ist vorgezeichnet. Aber am Weg läßt sich vieles tun.

Vor allem lassen sich in der Jugend die Werte wieder ins Bewußtsein rufen, die unser Volk im Großen wie im Kleinen zu seinen schöpferischen Taten befähigen. Es läßt sich im Geschichtsunterricht, in der Heimatkunde, beim Zeichnen manches erleuchtende Wort einfügen. Im Werkunterricht kann die Aufmerksamkeit und der praktische Sinn auf die gediegene Art des bäuerlichen Hausrats gelenkt werden, die Erziehung zur eigenen Handarbeit kann überall einsetzen. Da und dort wird sich auch einiges über Symbole und Bräuche, ihren Sinn und ihre Herkunft sagen lassen. Unsere Aufgabe ist vor allem, das Selbstbewußtsein des Bauern, das Bewußtsein seiner Art und der aus ihr geborenen Werte auch im praktischen Leben, in der kleinsten Betätigung wieder zu erwecken. Nichts darf davon unberührt bleiben, die bewußte Ablehnung des Fremden, des Artwidrigen, wie es uns leider auf Schritt und Tritt begegnet, muß durch ständiges Aufmerksammachen überall wachgerufen werden. Nichts ist in diesem Sinne unwichtig. Alle Lebensgebiete sind, wir sehen es an den Erbstücken unserer Väter, dabei umfaßt. Der Sinn für die überlieferungsgebundene Bauweise, für die Schönheit der mit unserer Landschaft verwachsenen Häuser und dem von ihren Maßgerechtigkeiten bedingten Hausrat muß an Hand der uns noch überall umgebenden guten Beispiele wachgerufen werden. Auch an abschreckenden Gegenbeispielen ist — leider — kein Mangel. Wir müssen wieder sehen, unterscheiden lernen. Unsere Kleidung, unser Wohnen, jedes kleinste Gerät kann, wie unsere ganze Lebenshaltung, Ausdruck unserer Gesinnung sein, wird, wenn alle Kräfte und in erster Linie die das Volksganze tragenden Kräfte der bäuerlichen Gemeinschaft wieder in den rechten Bahnen wirken, eine schöpferische Entfaltung zeitigen, die wir heute ahnen können, wenn wir uns an den ersten Wirkungen der Arbeit im Reiche erfreuen. Was wir aber mit ganzem Herzen wollen und mit allem Fleiß und wachen Sinnen erstreben, wird, trotz der Hemmungen, die uns noch im Wege sind, dennoch erreicht werden!

Walter Horn:

Der Dichter Hanns Johst

Hanns Johst ist die ausgeprägteste Dichterpersönlichkeit des Dritten Reiches, ein politischer Kämpfer und leidenschaftlicher Wahrheitssucher, der neue Typ eines geistigen Menschen, der kompromißlos durch die Vergangenheit geschritten ist, das Bild der deutschen Zukunft vor Augen. Die feurige Auseinandersetzung mit dem überwundenen Jahrhundert liberalistischer Bindungslosigkeit und das klare Bekenntnis zu den Werten, die das Wesen des Deutschen im Wandelgang unserer Geschichte ausmachen, bestimmen sein Werk und seinen Charakter. Johsts Waffen für die Befreiung von Volk und Dichtung sind die deutsche Sprache, das Drama, das leidenschaftliche Gedicht, der Zeitroman, die kulturpolitische Rede und Schrift, wobei die politische Zielsetzung und der für Johsts Schaffen bezeichnende Anspruch auf höchste Vollendung der Form einander ergänzen. Er ist ein geistiger Revolutionär, der ein neues deutsches Kulturdenken und eine neue Kulturgesinnung mit vorbereitet hat.

Hanns Johst steht dem bäuerlichen Menschen nahe, weil Leben und Werk bei ihm ohne die Bindung zur Erde, zu dem Bluterbe bäuerlicher Ahnen nicht denkbar sind. Das besagt nicht, daß Johst jemals ein Bauerndichter im engeren Sinne gewesen ist. Sein Wirken ist ein leidenschaftlicher Sturm gegen die morschen Formen der Vergangenheit und ein unablässiges Ringen um das Gestaltwerden einer neuen deutschen Zukunft. Er setzt das Werk der revolutionären Neuerer der deutschen Kultur, Sprache und Dichtung fort, die, wie Meister Ekkehard und Luther, die Jugend vom Sturm und Drang und Heinrich von Kleist, Georg Büchner und Christian Dietrich Grabbe gegen ihre Zeit gekämpft haben, weil sie unvergängliche Werte verteidigten. Bei allem Aufruhr der Gefühle schreitet Johsts Lebenskampf und Lebenswerk in einem unzerstörbaren Kreis fester Bindungen fort. Der Grundzug von Johsts Wesen ist bäuerlich, erdnah, der deutschen Landschaft verbunden. Die bäuerliche Abstammung gibt dem leiblichen und geistigen Gesicht dieses Dichters sein Gepräge, der einmal vom deutschen Bauern gesagt hat: „Der Bauer ist der sinnfälligste Mittler zwischen Schicksal und Volksgemeinschaft. Der Bauer gibt, wie jeder Arbeiter der Faust, alle seine Energieleistung dem Feld seiner Tätigkeit, aber der Segen, der Erntesegen steht nicht bei ihm. Der Bauer grenzt am Horizont seiner Aecker unmittelbar überall an das Himmelreich. Und so verpflichtet gerade der scheinbar erdgebundenste Volksgenosse sein Volk am offensichtlichsten an die ewigen Werte der Religion. Er ist der eindeutigste Garant der Rückbezüglichkeit aller

irdischen Arbeitsleistung auf überirdische Kräfte, allen physischen Wirkens auf metaphysisches Walten!"

Hanns Johst wurde am 8. Juli 1890 in Seerhausen bei Dresden geboren. Sein Vater, der Lehrer war, starb frühzeitig. Bestimmend in der Linie der Ahnen ist auf väterlicher wie mütterlicher Seite gesundes, altgesessenes Bauernblut. Der Großvater ist noch Lehrer. Der Urgroßvater war Bauer im sächsischen Dittersbach. Die Mutter stammt aus der Bauernfamilie Weber, die seit Jahrhunderten im Altenburgischen sitzt. Auf dem bäuerlichen Besitztum seiner Großmutter in Kolka hat Johst die ersten Jahre verlebt. Später siedelt er mit Mutter und Stiefvater nach Leipzig über und besucht hier das Gymnasium. Er studiert zuerst Medizin, will Missionar werden. Im Haus der Epileptiker in Bethel erlebt der junge Mensch als Krankenpfleger ein unverhülltes Grauen, das die mangelnde rassenhygienische Vorsorge der Zeit mit verschuldet hat. „Ich ließ die Mission", schreibt Johst. „Wozu Menschen für anderen Glauben gewinnen wollen, wenn es dem Leben gilt?"

Wanderjahre führen Johst später nach Berlin, München und ins Ausland. Er heiratet die Tochter einer alten Nürnberger Patrizierfamilie und findet in Oberallmannshausen am Starnberger See, unter dem leuchtenden Himmel der südbayerischen Landschaft, die von fernen Schneegipfeln eingekettet ist, in innerlicher Lebensnähe zum Landvolk die Heimat seines Herzens.

Zu den ererbten Blutkräften, die Charakter und Persönlichkeit in ihren Grundwerten unabänderlich bestimmen, tritt als ein wesentliches Formelement der Dichterpersönlichkeit das Volkstum. Wir wissen, daß unser Volk dem obersächsischen Stammesgebiet im weitesten Sinne einen Typus des geistigen Menschen verdankt, der das Kulturbild seiner Zeit kämpferisch und revolutionierend gestaltet, um dabei in die Schicksalslandschaft der Zukunft vorzustoßen und vorahnend jene Werte und Formen zu erobern. Martin Luther, Friedrich Nietzsche und Richard Wagner sind in dieser stammesmäßigen Bindung typische Obersachsen, die vor der Geschichte eine im besten Sinne deutsche Haltung verteidigen.

Johsts dichterische Persönlichkeit wurzelt in der mütterlichen Erde. Er liebt die Tiere. Wenn die Stunden der Wehen in seinem kleinen Stall ein Muttertier berühren, ist er von Anfang an dabei und sucht der gequälten Kreatur zu helfen. „Die Stunde der Gnade und des Schmerzes, die aller mütterlichen Kreatur als Lebensgesetz gegeben wurde, sie erscheint mir das letzte Gleichnis, das uns alle zur Bejahung einer großen und wunderbaren Mythe zu zwingen vermag." Diese alltägliche schmerzliche Schöpfung des Lebens führt den Dichter an das göttliche Mysterium des Weltalls heran. Alles Leben ist ihm stille Ehrfurcht vor Schöpfung und Schöpfer. Bei keinem deutschen Dichter begegnen wir einer so schlichten Verehrung der Mutter, der sorgenden selbstlosen Mutterliebe, die wie ein heller Spiegel Lichtstrahlen in sich auffängt und sie gesammelt weitergibt. Sein Gedichtband

„Mutter", seine zarte innige Novelle „Mutter ohne Tod", die leuchtenden stillen oder fröhlichen Frauengestalten, die wir in allen seinen Werken finden, singen das Hohelied der Mutterschaft, die das menschliche Einzeldasein von der Geburt her mit dem Ewigen verknüpft.

Der Sinn des mütterlichen Lebens ist Geburt, Liebe, Sorge. Das männliche Leben bewährt sich im Kampf, im Einsatz für die gemeinschaftsformende Idee, im lutherischen „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!" Aus einer tiefen religiösen und deutschen Sehnsucht findet Johst in der Begrenzung des Glaubens auf seine völkischen Wurzeln die Bestätigung unserer geistigen Existenz. „Alle Religionsphänomene, wo wir ihnen immer nachspüren, sind durchsäftet von rassemäßigen Zügen, von völkischer Eigenart," so bekennt Johst im Jahre 1924 in seiner Kampfschrift „Wissen und Gewissen". Er findet im Glauben keine Problematik, sondern nur eine Gnade, keine Ueberhebung des Geistes, sondern die Liebe. In der Tiefe und Inbrunst dieses Glaubens sieht Johst das Schicksal unseres Volkes umschlossen. „In euch, ihr Deutschen, ruht das Schicksal Deutschlands, nicht in der Welt!" so endet sein bedeutsames Kapitel „Vom Glauben" in der gleichen Schrift. „Der Leibhaftigkeit eurer Liebe ist es anvertraut. Wenn ihr es mehr liebt wie euch selbst, so wird es mehr sein als ihr selbst! So wird es größer sein als eure Liebe, so wird es so groß, daß ihr dieses Wunder nur noch mit den Flügeln des Glaubens berührt!"

Die schöpferische Leistung Johsts, die in den angedeuteten Grundzügen seiner geistigen Persönlichkeit wurzelt, erhält durch das Temperament des Dichters ihre äußerliche Prägung. Dieses Temperament ist in einem leidenschaftlichen Jungsein begründet, das sich verschenken will, das die Erfüllung der Sehnsucht in den Sternen findet und die Kraft der Erde als mütterlichen Urgrund des Schicksals beschwört. Der Dichter Hanns Johst ist in den Marschkolonnen der neuen Jugend marschiert. Der Anruf seiner kulturpolitischen Reden, das Bekenntnis seiner Dramen und Gedichte richteten sich an die geistige Jugend Deutschlands und wurden von der jungen Generation gehört und verstanden. In der Bewegung Adolf Hitlers fand dieser Appell Johsts seine Bestätigung und politische Ausdrucksform.

Der kompromißlose Anspruch an das Schicksal, der sich nicht scheut, nach dem Vorbild des Faust zum Ursprung aller Dinge, zu den Erdmüttern herabzusteigen, bestimmt Johsts ganzes Schaffen. Der Klang seiner Lyrik, die schimmernde Architektur seiner kulturpolitischen Reden, die schöpferische Spannung seiner Dramen knüpfen an Ursprünge und Untergründe an, die im Verlauf des liberalistischen Jahrhunderts verlorengegangen waren. Die Kriegsgeneration von 1914 hat mit einer doppelten Frontstellung kämpfen müssen, gegen den äußeren Feind und gegen die überkommenen zermürbten und wurmstichigen Ideale des letzten wilhelminischen Zeitalters. Ihr fehlte das geistige Hinterland mit den festen gesicherten Werten der Gemeinschaft. So schloß die Bejahung des Vaterlandes bis zur letzten Opferbereitschaft folgerichtig

die ebenso bedingungslose Ablehnung des Gewesenen in sich. Das frühe Werk Hanns Johsts, seine ersten Dramen und Zeitromane stehen unter der Qual dieses Kampfes, der mit der Erbitterung, dem Haß und der Lust aller echt revolutionären Entscheidungen ausgetragen wird. So schreibt Johst rückblickend später in „Tragödie und Gestalt": „Das vergangene Jahrhundert müssen wir verstoßen, weil es Erweiterungen des Lebens auf dem Erwerbswege der Bildung annahm. Wir müssen uns restlos freimachen von den Schlagworten und Gemeinplätzen, den Resultaten und Anschauungen jener Geistigkeit, um unbehindert und unbelastet den Kampf aufnehmen zu können, den durchzukämpfen unsere Not fordert, den Kampf um das Gesicht unseres Lebens, das Ringen um die Offenbarung unserer Sinne, um die Sinnfälligkeit unserer Existenz, um Maß und Form unserer Bedeutung, um Wesen und Charakter unserer Gestalt."

Das Bekenntnis dieser Jugend von 1913/14 ist Aufruhr, Aufbegehren, vernichtender Spott, aber auch schäumende sieghafte Freude am Jungsein, ein toller Ausbruch aus dem festen Pflichtenkreis gesicherter bürgerlicher Bindungen, der schon unbewußt unter dem Schatten der kommenden weltgeschichtlichen Ereignisse steht. Hanns Johsts dichterischer Aufbruch geschieht im Spannungsfeld dieser großen geistigen Auseinandersetzung. Er erlebt mit blutendem Herzen den Schicksalsweg seines Volkes und findet den inneren Abstand, um die Wirklichkeit durch das dichterische Gleichnis zu überwinden und zu besiegen. Johsts erster Roman „Der Anfang" ist noch ganz durchtränkt von einer stolzen Heftigkeit, die jede Bindung zur bürgerlichen Welt tief verabscheut. Die geistige Situation einer Jugend wird geschildert, deren verzweifelte Ausbrüche aus dem Käfig des wohlbehüteten Bildungsphilisteriums bis in unsere Tage nachklingt.

In den Tagen der Novemberrevolte dichtet Johst seinen Rolandsruf an das deutsche Volk:

In der Stunde der Scham,
Der Schande — mein Volk —
Will ich deiner Monstranz
Dienender Diener sein . . .

Ich bekenne frohlockend:
Deiner Jahrhunderte Blut,
Deiner Wandlungen Wesen
Hat mich zum Jünger bestimmt!

Die Stimme des jungen Dichters tönt in die Verwirrung der Umsturztage von 1918. Sie kündet mit gläubiger Sehnsucht die Freiheit und weist mit priesterlicher Gebärde den Weg zur Vollendung des großen Deutschen Reiches. Johsts glühende

Liebe zu dem blutenden deutschen Land zeichnet Bilder um Bilder: die zitternde Saat der Felder, den Rain, der die fröstelnde, sanfte Buschwindrose trägt, die silberne Buche, den Weg, der durch die Dörfer führt. Die Sprache des jungen Dichters wetteifert mit dem Licht der Landschaft. Ihre Rhythmen umschreiten sorgend das deutsche Schicksal. Im Schoße der mütterlichen Erde findet er wieder den Halt und die ruhige Gewißheit: „Deutschland wird leben!"

Brüder der kreischenden Städte,
Besinnt euch der Wurzeln,
Der Erde!
Preßt die unendliche Schwermut
Tief zur Scholle,
Der Mutter!
Daß die blutende Brust
Eure Trauer stille . . .

Die Haltung dieser jungen Menschen bleibt radikal im Verneinen und leidenschaftlich in der Bejahung. Die scheinbare Zügellosigkeit mancher Bekenntnisse der Kriegsgeneration ist ein rastloses Schweifen ins Grenzenlose. Der Glaube, der verlorenging, wird aus den Wolken herbeigezwungen. Da die Offenbarungen vor dem apokalyptischen Aufruhr der Zeit schweigen und die Dogmen brüchig werden, kämpft sich die Jugend auf ihren eigenen Wegen zu Gott.

Die „Stunde der Sterbenden", der erste dramatische Versuch Hanns Johsts, zeigt bereits im Keim jene Wesensmerkmale, die die Begegnung mit dem Schaffen des Dichters zu einem unmittelbaren Erlebnis machen. Die Klarheit, Dichte und Konzentration der Sprache ist so wirklichkeitsnah und zugleich aus der Wirklichkeit in die traumnahe Vision gehoben, daß alle ähnlichen dramatischen Kriegsdichtungen daneben zurücktreten. Eine gehobene und innerlich gespannte dramatische Aussage, die in der leidvollen Zwiesprache versprengter, tödlich verwundeter Krieger wiederklingt, verklärt den soldatischen Tod auf dem Schlachtfeld zu einem unpathetischen Opfergang von tragischer Härte.

Noch vor dem Roman „Der Anfang" schreibt Johst das Drama „Der junge Mensch. Ein ekstatisches Szenarium", ein Bekenntnis sehnsüchtiger Kraft, die sich in das Leben wie in einen tollen Strudel wirft und aus dem Mut einer jungen Begeisterung bereit ist, das Leben fortzuwerfen, um in die Unendlichkeit einzugehen. Das „ekstatische Szenarium" klingt aus in das hoffnungsfrohe, männliche Bekenntnis: „Jetzt bin ich der junge Mensch gewesen!", und endet mit einer Geste faustischer Sehnsucht.

An diesem Schluß wird ein ausgeprägter Wesenszug der Dramatik Johsts offenbar, der aus der unruhvoll erlebten Gegenwart in die leidenschaftlich ersehnte Zukunft

weist. Durch die Erregungen und Erschütterungen der Zeit, die der Dichter in tiefer innerer Ergriffenheit erlebt und immer wieder in seinem Werk durchkämpfen muß, klingt die sichere Vorahnung der kommenden Wandlung. Mit diesem prophetischen Zug läßt Johsts Dichtung alle zeitgebundene Dramatik hinter sich, die als ein Symbol ihrer Jahre zum Spiegelbild der Hoffnungslosigkeit, der Entartung und der sinnlosen Verzweiflung wird.

Johst wandelt entgegengesetzte Bahnen. Er strebt aus dem leidenschaftlichen Überschäumen des Gefühls zu fester klarer Form. Er reißt den Menschen aus dem Alltag seiner Not, nicht um ihn in den Abgrund der Gefühlsverwirrung zu schleudern, sondern um den festen Kreis der ewigen Bindungen von Mythos, Glauben, Volk und Sprache zu beschwören und den Deutschen in seine natürliche Begrenzung zurückzuführen.

Noch in den ersten Kriegsjahren erscheint der schmale Gedichtband „Wegwärts", eine flammende Landschaftsvision, die das Erlebnis der Technik in das Weltbild des Dichters einbezieht, ein klingender Rhythmus, der Bilder von leuchtender Schönheit formt, ein lyrischer Reigen von zärtlicher Ausdruckskraft.

Der Dichter zwingt die Fülle seiner Visionen in eine Sprache von schimmerndem Glanz und metallener Festigkeit. Diese außerordentliche Prägnanz der Aussage lebt auch in seinen Zeitkomödien, dem bürgerlichen Lustspiel „Der Ausländer", den beiden Lustspielen „Stroh" und „Marmelade" und führt in dem Drama „Der Einsame" zum Gipfelpunkt der dramatischen Dichtung Johsts.

Die Komödie „Der Ausländer" zeichnet mit scharfen Schnitten ein spießbürgerliches Kleinstadtidyll. Die Charakterisierungskunst dieser Komödie ist treffsicher. Die heiteren und boshaften Pointen flitzen wie Scheinwerfer durch ein Panoptikum falscher Töne und verbogener Gefühle. Dabei ist die Auseinandersetzung nicht bösartig, sondern voll lustiger Ironie, die für alles Menschliche ein verzeihendes Verständnis hat. So ist auch seine köstliche Bauernkomödie „Stroh" ein unverfälschtes Dokument ihrer Zeit. Die Bauern in „Stroh" sind keine blutleeren Bühnentiroler, sondern erdfeste Männer und Frauen aus einer ländlichen Wirklichkeit, die mit den Farben des Pieter Breughel gemalt sind. So gesund, derb und bodenfest wie ihre Mundart — sie sprechen das dörfliche Sächsisch der Heimat Johsts — ist auch ihr Menschentum geblieben. Eine köstliche Till-Eugenspiegel-Gestalt geistert durch das Stück wie ein verschlagener Alp der deutschen Sage und führt die derbe Wirklichkeit an die Grenze der mimischen Verzauberung.

Als die Literaten des Umsturzes die Grenzen des Deutschen Reiches einer eingebildeten Menschheitsverbrüderung öffnen wollen und der Geist zum elenden Knecht politischer Tagesgeschäfte erniedrigt wird, fordert Johst in einem öffentlichen Vortrag vom Deutschen das „Ethos der Begrenzung". Dieses kühne und klare Manifest ist

ein entscheidender Beitrag zur Sinndeutung des Nationalsozialismus geworden und bereitet im innerlichsten Seelenbezirk der kommenden Volkswerdung den Weg. Das Ethos der Begrenzung bedeutet die endgültige Überwindung des Individualismus im deutschen Menschen aus einer freiwilligen und bewußten Einordnung in das geistige Kraftfeld der Nation.

Aus der Verantwortung des geistigen Menschen fordert Johst den Weg des Gewissens, der Gesinnung und der Wiederbesinnung auf die naturgegebenen Bindungen von Volk, Blut und Boden, die in der mütterlichen Sprache ihr kostbares Gefäß und zugleich die äußerliche sichtbare Begrenzung finden. Als einzelner tritt Johst einem ganzen Heer von intellektuellen Schwarmgeistern der Weltverbrüderung und Massenvergötzung entgegen. Die Masse ist für ihn nur „Rohstoff an Menschheit", ohne Bindung und Form. Erst das Volk ist geschichtliche Realität, ist die Einheit der Menschen, denen ein Stück Erde, ein Land gemeinsam gehört. Den Ausdruck dieser Bindung des Menschen an eine höhere Gemeinschaft findet Johst in unserer Muttersprache: „Wir haben den Respekt vor dem Wort, vor der Muttersprache verlernt . . . Hier dünkt mich die Stelle, von der aus wir Deutschland neu gewinnen müssen. Wir bedürfen einer neuen Liebe zur Sprache . . . Die Arbeit an dieser Sprache stelle ich als sittliches Gebot auf. Eine gemeinsame Liebe zur Muttersprache wird auch eine gemeinsame Liebe zum Vaterland erwecken."

Und Johst erkennt über seine Zeit hinaus den Anbruch einer neuen politischen und geistigen Lebensform des Deutschen, wenn er Persönlichkeit und Führertum fordert, „das aus dem nachtwandlerischen Instinkt für das wesentliche Wort Träger eines Gefühles wird, das durch seine reine Kraft alle namenlosen Volksteile zu seiner Gefolgschaft schlägt".

Dieser geistige Aktivismus, der dem Unglauben der Zeit eine neue Haltung und einen neuen Glauben entgegenstellt, durchtränkt das Nachkriegswerk des Dichters bis in seine entlegensten Ausstrahlungen. Stufe um Stufe führt es die deutsche Lebenswelt aus der Verstrickung erdfremder Kräfte in die natürlichen Bindungen zurück. Johsts Roman „Kreuzweg" zählt zu den bedeutendsten politischen Romanen der vergangenen zwei Jahrzehnte, er ist ein entscheidender Beitrag zur Klärung des Problems Mensch — Volk — Gemeinschaft. Das Schicksal eines jungen Arztes wird in ihm zum Sinnbild der gärenden Auseinandersetzung.

Johst will sein dramatisches Werk als Begegnung mit dem Geist der Demut und der Verklärung und nicht mit dem Hochmut der Aufklärung aufgefaßt wissen, nicht als eine Stätte, in der Weltanschauung demonstriert, sittliche Forderungen bewiesen werden, sondern als die „Kultstätte eines heroischen Gefühls, das sich gezwungen sieht, sich mit dem phantastischen Spiel aller Begegnungen auseinanderzusetzen".

In der Stufenfolge seiner Dramen vom Menschenuntergang des „Einsamen", über den „König" und die „Propheten" bis zum symbolischen Aufbruch des „Thomas Paine" und zum Opfergang des „Schlageter" gibt Johst dieser dramaturgischen Einsicht dichterische Gestalt. Der visionäre Stil seiner Schauspiele entspringt einer inneren Bewegung, der die eigentümlich gestraffte äußere Dynamik entspricht. Sprache, Szenenführung, Handlungsablauf sind so stark dieser Bewegungsspannung unterworfen, daß die Zuschauer unmittelbaren Zugang zur innerlichsten Erlebnissphäre des Dichters gewinnen. Das Drama dieser symbolischen Prägung wird zum persönlichen Anspruch an den Theaterbesucher. Es ist Aufruf, Appell und Alarm. Das Einzelschicksal auf der Bühne lebt aus einer von aller Gegenwart gelösten dichterischen Wirklichkeit von so überwältigender Kraft, daß wir gezwungen werden, es in uns selbst auszutragen. Die mythische Kraft des Dramas reicht über den Abend der Aufführung hinaus in den kommenden Alltag. Die Tragödie ist als kultisches Theater an ihren gemeinschaftsbildenden Ursprung zurückgeführt.

Eine leidenschaftliche Liebe zum deutschen Volke singt und ruft in Johsts Reformationsdrama „Propheten". Sie schlägt im „Thomas Paine" die Brücke der völkischen Gemeinschaft, indem sie den Anruf „Wir, Kameraden, wir" der kleinmütigen Vereinzelung entgegenstellt, sie erhöht im „Schlageter" den ersten Soldaten des Dritten Reiches zum soldatischen Heros der Nation.

In den „Propheten" hat Johst ein echtes, geistiges und deutsches Revolutionsdrama geschaffen, ein leidenschaftliches Bekenntnis zur deutschen Selbstbestimmung im Reich des Glaubens, eine Bresche für den Durchbruch aus blutsgebundener Seelenhaltung zu Gott. Wieder ist wie im „Einsamen" das historische Geschehen nur eine schimmernde Folie, unter der sich der notvolle Sturm der großen Seelenkämpfe abzeichnet. Um D e u t s c h l a n d wird gerungen . . . „es will seinen Glauben sehen . . . Dieses rätselhafte Volk. Es schlägt die Wahrheit mit der Wahrheit tot und vermag um einer Lüge willen wahrhaftig zu werden . . . Man darf über dies Volk nicht nachdenken. E s w i l l g e l i e b t s e i n !" Frundsberg spricht in Johsts „Propheten" das tiefste Wort, mit dem sich eine mystische Liebe zu Deutschland bekennen kann:

„Deutschland? Keiner weiß, wo es anfängt,
Keiner, wo es aufhört. Es hat keine Grenzen,
Herr, in dieser Welt. Man hat es im Herzen . . .
Oder man findet es nirgends und nie!"

Das Drama „Thomas Paine", das im Jahre 1927 erscheint, trägt Johst den wütenden Boykott des Weimarer Zwischenreiches ein. In diesem Schauspiel des Trommlers und Freiheitskämpfers der amerikanischen Unabhängigkeitskriege gibt der Dichter nicht nur seiner dramaturgischen Einsicht Gestalt, er trägt den geistigen

Angriff im kulturellen Bereich als einzelner weiter vor. Thomas Paine, der Journalist und geistige Soldat des erwachenden jungen Amerikanertums, ist das glühende Gewissen seines Volkes, ein flammender Fanatiker und Fackelträger der nationalen Idee. Das Lied der Kameradschaft, der nationale Mythos, das Bewußtsein einer größeren Gemeinschaft werden in einer Szene dieses Dramas geboren, die von aufrührendem Rhythmus erfüllt ist.

Johsts Drama „Schlageter" führt die neue geschichtliche Erscheinung des politischen Soldaten auf dem Weg des freiwilligen Opfers zur Vollendung und Läuterung. Diese bekannteste dramatische Dichtung Johsts, die seit dem nationalsozialistischen Umbruch über mehr als tausend Bühnen gegangen ist, schließt den Kreislauf der inneren Entwicklung des Dichters und gibt der politischen Wende das aus dem Erlebnis geborene geistige Sinnbild. In der „Stunde der Sterbenden" rang ein junger Mensch mit sich und der Zeit um den Sinn des Opfers für die Gemeinschaft. Im „Schlageter" ist dieses Opfer bewußter Einsatz, mitreißende Selbsthingabe, Fanal der Freiheit geworden. Schlageter ist die Winkelriedgestalt der deutschen Geschichte. Er lebt in dem Drama Johsts ein gültiges Leben von letzter Schlichtheit und Opferwilligkeit. Erst die Erbärmlichkeit der regierenden Schieber und Parlamentarier reißt den unbekannten Soldaten empor und läßt seine Tat und sein Opfer zum Gewissen der Nation werden. In der Szene der Aussprache Schlageters mit dem Reichswehrgeneral, Exzellenz X., gewinnt das Schauspiel einen Gipfel politischer, menschlicher und dramatischer Aussage, weil es die ungeheure Spannung einer Entscheidung von geschichtlicher Tragweite als geistige Substanz eines kurzen Dialogs wiedergibt.

Der Untergang Schlageters vollzieht sich mit der unaufhaltsamen Gewalt eines Sturmlaufs. Auf dem Sandhaufen, gegenüber dem französischen Hinrichtungskommando, ruft Schlageter seinen letzten Appell an das Gewissen der Nation:

„Deutschland!
Ein letztes Wort! Ein Wunsch! Befehl!
Deutschland!!!
Erwache! Entflamme!!
Entbrenne! Brenn ungeheuer!!"

Und die Feuergarbe setzt „wie greller Blitz" durch Schlageters Herz in das Dunkel des Zuschauerraums, in die Brust jedes Deutschen.

In allen Dichtungen und kulturpolitischen Bekenntnissen Johsts ist eine sprachschöpferische Begabung und Bemühung von eindringlicher Formkraft am Werk. Die Muttersprache ist dem Dichter nicht nur eine Bindung an den fruchtbaren Ursprung unseres Daseins als Volk, sie führt uns zur reinen und klaren Luft einer fernen geschichtlichen Frühzeit zurück. Im Wort, das ein achtloser und ehrfurchtloser Alltag

tausendfach als scheinbar abgegriffene Münze weitergibt, liegt das edle schimmernde Metall verborgen, das immer wieder die letzte Wehr und Zuflucht unseres Volkes auf dem Dornenweg seiner Geschichte war.

Johsts Gedichtband „Mutter" ist eine jubelnde, verzückte Hymne an das Wunder des Lebens, das vor unseren Augen immer wieder neuen Anfang nimmt, und die Hüterin dieses Wunders, die mütterliche Frau. Der Mutter ist hier der zarteste Blumenkranz unserer Sprache geflochten worden.

„Es hat sich Morgenrot
In dir verfangen.
Dein Leib ist hochgegangen
Wie gutes Brot.

Geburt bricht dir den Leib
Und segnet Fleisch und Lust.
Und wandelt Blut der Brust
Zu süßer Milch, mein Weib."

Das gleiche schlicht innige Gefühl der Verehrung klingt in der Novelle „Mutter ohne Tod" wieder, einer Dichtung von höchster sprachlicher Vollendung. Johst formt dieses Hohelied der deutschen Mutter mit jener scheuen Behutsamkeit und Sorge der sprachlichen Bemühung, die zum innerlichsten Kern seiner geistigen Persönlichkeit gehört.

Dienender Liebe entspringen die subtile schwingende Sprachmelodie der Prosawerke Hanns Johsts, das feinnervige Empfinden für die Wandlungen und Verwandlungen des Wortes, die klaren Konturen und der farbensatte Schmelz seiner Bilder, die Präzision der Aussage, die sich nie im Gegenständlichen erschöpft, sondern mit den Gründen auch die Hintergründe erhellt.

Wir denken an die heitere Impression seiner lichten Novelle „Ave Eva", an den großen politischen Zeitroman „So gehen sie hin", in dem Johst das Profil einer sterbenden Führerschicht mit gütiger Ironie zeichnet, oder an die farbensatte und von der Schönheit süddeutscher Landschaft durchleuchtete Erzählung „Torheit einer Liebe". Aus der schöpferischen Begnadung seiner Sprachmelodie erwachsen Johst die herrlichen Landschaftsimpressionen seiner Novelle „Consuela", der zärtlichen, unvergleichlichen Reisebeschreibung.

„Consuela" ist die Begleitmusik in Prosa zu den „Liedern der Sehnsucht", die auf dem Gipfel der Johstschen Sprachkunst gewachsen sind. Ein nordisches Allgefühl umarmt in Versen Landschaft, Menschen und Schicksal. Noch schattet über diesen Gedichten, die im Jahre 1924 veröffentlicht wurden, die Not des Vaterlandes, das

Zwielicht der Geschichte, in dem der Dichter die erste ferne Morgenröte dämmern sieht. Eine pantheistische Sehnsucht drängt zu Gott und lauscht dem Atemzug der Schöpfung. Es ist der freudvoll ruhelose Schritt der großen Wanderung zum fernen unbekannten Ziel.

Das reiche kulturpolitische Schrifttum Johsts verdichtet die Sehnsuchtssprache der Lyrik und die visionäre Schau der Dramen zu äußerster gedanklicher Klarheit. Hier bleibt neben der Sinndeutung des neuen Dramas, der Grenzsetzung des Deutschen in seiner Welt im „Ethos der Begrenzung", dem Ringen um eine neue deutsche Form der Gläubigkeit, den Bekenntnissen zum geistigen Schicksal der deutschen Kunst und des deutschen Volkstums in allen Erscheinungsformen die Studie über Heinrich von Kleist in dem Bekenntnisbuch „Ich glaube" für alle Zukunft vorbildlich. Sie bindet das Menschentum des tragischen Dichters im völkischen Bezirk, wie das Reisetagebuch „Maske und Gesicht" das künstlerische Erlebnis des Deutschen endgültig einer neuen staatspolitischen Ordnung einfügt.

Der politische Dichter Hanns Johst, der in der Kampfzeit als geistiger Soldat in den Reihen der Armee Adolf Hitlers stand, hat mit dem Umbruch die Verpflichtung zur unmittelbaren kulturpolitischen Wirksamkeit übernommen. Sein geistiges und dramaturgisches Mittleramt am Preußischen Staatstheater wird für die Weiterentwicklung der Bühne im Dritten Reich zu einer volksnahen und dem Volkstum verpflichteten dramatischen Kunst beispielhaft bleiben.

Als Mitglied des Reichsbauernrats und SS.-Führer steht der Dichter Hanns Johst, der mit dem Reichsbauernführer R. Walther Darré in geistiger Kameradschaft verbunden ist, mitten im deutschen Bauerntum. Sein Wirken als kulturpolitischer Mittler einer bodengebundenen Weltanschauung gehört der Geschichte des Dritten Reiches an. Die gesunde Kraft des deutschen Bauerntums hat dem Werk dieses Dichters seine unabänderliche Richtung auf die Grundwerte des deutschen Volkes gegeben. Der schöpferische Reichtum dieses Werkes will von jedem Deutschen erlebt sein.

Die Umschau

Weltpolitischer Bericht

„Wenn die Tschechoslowakei den Deutschen ein Statut gibt, so ist dies ein Beitrag zum Frieden Europas, der nicht mit Prämien für Erpressungen ohne jedes Verdienst und ohne Opfer belohnt werden darf. Das bedeutet, daß unsere Deutschen erst nach dem Sieg im nächsten Krieg Anspruch auf Erfüllung ihres Maximalprogramms haben werden", so schreibt die tschechische Zeitung „Narodny Politika".

Welchen Krieg sie meint, sagt sie nicht, aber daß kaum ein Feldzug gegen Liberia gemeint sein kann, darf man wohl annehmen. Die tschechische Oeffentlichkeit hat sich, übrigens aus einem sehr starken Volksbewußtsein heraus, seit langem angewöhnt, ganz naiv alles in der Tschechoslowakei mit dem besitzanzeigenden Fürwort: „naše" (unser) zu bezeichnen: unser Staat, unser Heer, unsere Slowaken, unsere Deutschen — das geht wie auf einem alten Gutshof: Wenzel ist der Herr, und alle anderen sind eben „unsere" Leute! Die Tschechen haben das immer so gemacht; unter sich halten sie vorbildlich zusammen: Wo immer sie in eine deutsche Ortschaft schon vor dem Kriege eindrangen, da war der einzige tschechische Kaufmann „unser" Kaufmann, da bauten sie, ob Regierungsrat oder Schuhmacher, sich ihr Volkshaus, ihre „Beseda" — und das war „unsere" Beseda; und wo sie einen Deutschen hinausgegrault hatten, da war das „unser" Erfolg. Es gibt wenig Völker in der Welt, die ein so rücksichtsloses kollektives Besitzstreben haben, wie die Tschechen.

Hier liegt die Schwierigkeit für sämtliche nichttschechischen Teile. Die Tschechen selber lieben den Staat nur als *ihren* Nationalstaat; die Tschechoslowakei ist für sie ein tschechischer Staat, nichts anderes! Und dennoch verlangen sie, daß die anderen Volkstümer, die Magyaren, Deutschen, Slowaken, Polen, sich dazu bekennen sollen. Ein Staat aber, zu dem diese sich wirklich herzlich bekennen können, besteht in Wirklichkeit nicht. Der Staat ist „naše" — weiter nichts.

Hier liegt die eigentliche Schwierigkeit auch der *Sendung Lord Runcimans*. Die britische Regierung hat wohl erkannt, daß die *Verschleppungsmanöver Prags* große Schwierigkeiten, ja Gefahren mit sich bringen können. England will sich nicht durch die tschechoslowakische Frage in einen europäischen Konflikt hineinreißen lassen; das scheint auch Lord Halifax beim englischen Königsbesuch in Paris den Franzosen klargemacht zu haben. Die Folge davon ist die Entsendung des ehemaligen Wirtschaftsministers Lord Runciman. Chamberlain hat im Unterhause dazu erklärt: „Hier sind wir uns wiederum nur zu sehr bewußt, daß alles Material vorhanden ist, das zu einem Bruch des Friedens führen kann, mit allen unberechenbaren Folgen — falls diese Angelegenheit nicht kühn und mit einem vernünftigen Maß von Beschleunigung behandelt wird." Leicht ist Lord Runcimans Stellung nicht — es liegen Berge von psychologischen Schwierigkeiten und sachlichen Gegensätzen in Prag. Der radikale Flügel der Tschechen schreit dem Lord geradezu ins Gesicht, daß er die Verdrängungspolitik gegen die Deutschen, die Kampfstellung der Tschechoslowakei gegen das Deutsche Reich als den Daseinszweck des Staates ansieht. „Unsere Republik ist . . . als ein Staat mit großer politischer Sendung entstanden: an Stelle des zertrümmerten Österreich-Ungarn einen widerstandsfähigen und gesunden Nationalstaat als natürlichen Wall gegen die Durchdringung der germanischen Populationskraft und den weiteren Machteinfluß im Osten zu errichten. Und nur darin liegt ihr Lebenssinn. Die Preisgabe des Nationalstaatscharakters bedeutet ihre Grundlage zu ändern, ihren politischen Sinn und ihre geschichtliche Aufgabe, . . . bedeutet unstreitig den Verfall der internationalen Bedeutung und in der weiteren Entwicklung das sinkende Interesse Europas und der bisherigen Verbündeten an ihrer Entwicklung und Existenz," sagt „Národny Noviny" — man spürt, wie deutlich die Sowjets sich hier im Hintergrunde eingeschaltet haben.

Lord Runciman hat erst die Vertreter aller Gruppen zu hören, hat sie zum Teil schon gehört. Eines ist sicher: der Lord hat eine bitter schwere Aufgabe, denn man wird von der Regelung dieser Frage ja nicht nur die Lösung der inneren Verhältnisse der Tschechoslowakei erwarten —

die Frage ist vielmehr heute eine deutsch-englische. Es wird darauf ankommen, ob es gelingt, Prag die Stellung als Ausgangspunkt aller Intrigen gegen das Deutsche Reich zu nehmen, die Tschechoslowakei ihres Charakters als eines Flugzeugmutterschiffs bolschewistischer Kriegshetze zu entkleiden, zugleich zwischen Deutschen und Tschechen eine psychologische Beruhigung zu schaffen, gewissermaßen eine „Generalbereinigung". Eine Voraussetzung dazu ist unzweifelhaft eine anständige und großzügige Lösung der sudetendeutschen Frage ... Das Auffällige nämlich an der ganzen Frage ist, daß im tschechischen Volke seit Jahrzehnten eine von Ressentiment, Furcht und Haß gezüchtete Stimmung gegen die Deutschen besteht — während eigentlich unser Volk in seinen Millionenmassen vor dem Weltkrieg überhaupt keinen rechten Begriff von den Tschechen hatte — höchstens wußte man, daß sie schöne Musik machten und Pflaumenkuchen aßen. Erst die tschechischen Legionen während des Krieges, das Überlaufen tschechischer Regimenter zu den Russen ließ uns mit Verwunderung entdecken — jedenfalls den Durchschnittsdeutschen fernab von der deutsch-tschechischen Volkstumsgrenze —, daß wir dort einen Feind hatten; die jahrelangen, menschlich so außerordentlich nichtswürdigen Unterdrückungen der Deutschen innerhalb der Tschechoslowakei aber können langsam dazu führen, daß im deutschen Volke über die Erbitterung wegen der jetzigen Unbill hinaus eine wirklich tiefgehende Feindschaft gegen das Tschechentum entsteht, den sich in den großen, breiten deutschen Volksmassen die Überzeugung einnistet, daß das Tschechentum uns schadet, wo es kann. Das wäre aber ganz allgemein ein schwerer Schaden — jede Feindschaft arischer Völker nützt dem Judentum und dem Bolschewismus; die Tschechen haben sich schon viel zu weit mit den

Moskauer Brandstiftern

eingelassen — um so notwendiger ist es, daß sie selber sachlich und vernünftig ihre Lage endlich überprüfen.

Ein zweiter Brandherd war plötzlich im Fernen Osten aufgeflammt. Übergriffe von Sowjetrussen an der Grenze von Mandschukuo haben wir häufiger gehabt; schon 1936 schlug Japan eine neutrale Zone von 50 km beiderseits der Grenze vor; leider wurde dies von der Sowjetregierung abgelehnt. Dann setzten im Juni 1937 sich Sowjettruppen auf einigen Inseln im Amur fest; als die Japaner energisch wurden, verschwanden sie dort wieder. Nun ragt spitz von Wladiwostok an der Drei-Länder-Ecke Sowjet-Union — Mandschukuo — Korea ein schmaler Landzipfel des Sowjetgebiets nach Süden vor. Diese Landzunge fand ihr Ende an der bereits zu Mandschukuo gehörigen Höhe von Schanfeng. Diese Höhe ist niemals russisch gewesen — auf einmal, am 11. Juli, wurde sie von Sowjettruppen besetzt. Es handelt sich dabei um einen höchst empfindlichen Punkt, denn der Höhenzug von Schanfeng beherrscht den großen Hafenplatz Raschin in Korea, von dem wiederum eine direkte Bahnverbindung nach Hsinking, der Hauptstadt von Mandschukuo, geht. Der Platz ist also für die Japaner lebenswichtig. Sie leiteten sogleich Verhandlungen ein, stießen aber auf höhnische Ablehnung, und darauf erstürmten am 31. Juli ihre Truppen die Höhen von Schanfeng wieder und wiesen Angriffe der Sowjettruppen ab, die mit Tanks und Flugzeugen vorgingen. Am 11. August kam es dann zu einem Verständigungsabkommen in dieser Frage zwischen dem japanischen Botschafter in Moskau, Shigemitsu, und der Sowjetregierung. Man wird abwarten müssen, ob eine dauernde Beruhigung daraus wird; es scheint vielmehr, als ob die Sowjets, zu schwach, um einen wirklichen Krieg zu führen, es jedenfalls darauf anlegen, möglichst viel japanische Kräfte zu binden, die für den Kampf in China nicht verwandt werden können.

Sehr strahlend war das Bild, das die Sowjettruppen geboten haben, nicht; zwischen der Moskauer Zentrale und dem Marschall Blücher scheint durchaus nicht alles nach Wunsch gegangen zu sein. Die vorgehenden Truppen waren technisch erstklassig ausgerüstet, aber ohne große Kampfbegeisterung; gleich die ersten Tage brachten

zahlreiche Überläufer.

Die Flucht des General Luschkow scheint auf die Fernost-Armee einen schlechten Eindruck gemacht zu haben; die Überläufer gaben als Grund vielfach an, daß sie der politischen Gesinnungsschnüffelei und Spitzelei der GPU. übersatt seien.

Der japanische Chinafeldzug ist offenbar durch diese Störung nicht wesentlich aufgehalten worden; die japanischen Truppen schieben sich erfolgreich auf Hankau vor. Die chinesische Armee ist zwar immer noch so stark, daß sie sogar eine

kleine Gegenoffensive wagen konnte, doch zeigt die Verlegung zahlreicher Behörden nach Tschungking tief im Innern der westlichen Provinz Szetschuan, daß die chinesische Heeresleitung offenbar mit einem Verlust auch von Hankau rechnet.

Für uns ist die wesentliche Frage in der ganzen Angelegenheit: wann werden die Japaner aus dieser Unternehmung wieder frei? Ihr Schwergewicht beginnt in der Weltpolitik an anderen Orten zu fehlen.

Sie könnten einmal frei werden durch eine friedliche Beilegung des Konfliktes. Bisher sieht es kaum danach aus; Marschall Tschiangkaischek hat am 7. Juli in Hankau auf der Sitzung des Chinesischen Politischen Volksrates wieder erklärt: „Das chinesische Wiederaufbauprogramm, das bei ungestörter Durchführung das chinesische Volk zu einer starken Nation gemacht hätte, ist von den Japanern absichtlich durch die Herbeiführung des Konfliktes gestört worden mit dem Ziel, China um so leichter kontrollieren zu können. Das chinesische Volk, das bewußt einen Krieg der Unabhängigkeit führt, hat jedoch die japanische Herausforderung gebührend beantwortet. Der Widerstand gegen Japan, der bis jetzt hauptsächlich von den Soldaten geleitet worden ist, wird jetzt mehr und mehr vom ganzen Volke getragen, wodurch der Tag der nationalen Freiheit und Unabhängigkeit bald herbeigeführt werden wird."

Jedenfalls erscheint er als ein unbeugsamer Gegner Japans; größere Abfallversuche im chinesischen Lager haben nicht stattgefunden, das Menschenreservoir Chinas ist immer noch groß.

Umgekehrt schreiten die Japaner von einem Teilerfolg zum andern. Im Herbst spätestens können sie Hankau erobert haben. Das aber würde bedeuten, daß die Verbindung Tschiangkaischeks, falls er wirklich nach Szetschuan ausweicht, mit Kanton und den südchinesischen Provinzen, die gerade die entscheidenden Träger des Kampfes sind, zwar noch nicht abgeschnitten, aber aufs äußerste gefährdet ist. Hinter Hankau wird China arm, beginnen kulturell doch schon recht rückständige Landschaften; inzwischen organisieren trotz aller Bandenkriege die Japaner die eroberten Landschaften — und man weiß nicht, ob sie nicht doch damit auf die Dauer einen gewissen Erfolg haben werden. Mandschukuo, das einst auch von chinesischen Freischaren wimmelte, haben sie schließlich auch organisiert.

Es ist also eine Frage, ob der Kampf nach der Eroberung von Hankau noch lange dauern wird; die japanische Heeresleitung mindestens ist voll Sicherheit und Zuvertrauen.

Der Palästina-Konflikt hat sich aufs äußerste verschärft. Seitdem die Juden mit Terrorbanden vorgehen, sich im ganzen Lande arabische Freischaren und jüdische Banden raufen, ist die Stellung der Mandatsverwaltung immer aussichtsloser geworden. Der plötzliche Besuch des britischen Kolonialministers Mac Donald in Palästina ist nur ein Zeichen für die außerordentlich verschärfte Lage; die britischen Frauen und Kinder werden auf Grund eines Geheimbefehles abtransportiert, auch der britischen Zivilbevölkerung ist geraten worden, das Land zu räumen. Bereits stehen den 15 000 britischen Truppen — überwiegend Europäer — etwa 6000 organisierte arabische Freikorpsmänner gegenüber, ungerechnet die Unterstützung, die die Araber bei ihren Volksgenossen im ganzen Lande finden. An die Stelle der Fünfer- und Zehner-Abteilungen sind wieder größere arabische Formationen getreten, die mit schweren Maschinengewehren und mit Scheinwerfern gegen die Flugzeuge ausgerüstet sind; die militärische Schulung der Araber ist immerhin so gut, daß eine ihrer Abteilungen regelrecht mit aufgepflanztem Bajonett die „Black Watch", eines der ersten englischen Regimenter, im offenen Feld angegriffen hat. Die Araber sind in ihren militärischen Leistungen leicht unterschätzt worden, weil man in den letzten Jahrhunderten auf diesem Gebiet so wenig von ihnen gehört hat; man wird sich daran erinnern müssen, daß unsere eigenen Vorfahren 732 mit einem relativ kleinen arabischen Heer aus Spanien auf dem Felde von Tours volle acht Tage gerungen haben, daß es wesentlich die Palästina-Araber waren, an deren Kampfkraft die besten europäischen Kreuzheere schließlich erlagen. Der wüstenländische Mensch hat immer sehr erhebliche kriegerische Fähigkeiten gehabt; von einer Idee begeistert, war er zu allen Zeiten ein schwungvoller Angreifer; in einer Lage, bei der ihm gar kein Ausweg mehr bleibt als zu fechten, kann er ungeahnte Seelenkräfte entwickeln. Es ist in diesem Falle ganz verkehrt, von „orientalischer Verweichlichung" zu reden; die Bauern aus Palästina, die Be-

buinen und die durchaus sportlichen arabischen Studenten, die dies Freikorps füllen, sind wirklich nicht „weichlich“.

Jedes Volk hat einmal in seiner Geschichte Perioden der Erschlaffung, des politischen und militärischen Rückganges — solange aber der rassische Bestand noch gesund ist, wird darauf immer wieder ein neuer Aufschwung folgen, sobald eine Idee die Menschen befeuert. Der Gedanke, der Welt den einen wahren Gott zu bringen, hat unter Mohammed aus den sehr gemächlichen und bequemen Kaufleuten und Dattelbauern von Medina und Mekka Helden gemacht, die von den Grenzen Turkestans bis nach Spanien sich die Welt zu Füßen legten; es ist durchaus möglich, daß der moderne Nationalismus, der Gedanke, ein arabisches Volksreich zu schaffen, das alle arabisch sprechenden Gebiete umfaßt und der einstigen Größe und Macht dieser Nation würdig ist, ähnliche Kräfte entfesselten. Es ist sehr bezeichnend, daß ein neuer

Allarabischer Kongreß

nach Kairo einberufen ist, dessen Vorbereitung der Ministerpräsident des Irak in die Hand genommen hat; das alles erinnert manchmal auffällig an die Lage Deutschlands 1848: was für unser Volk damals der Kampf um Schleswig-Holstein war, ist für die Araber heute der Kampf um Palästina — der Brennpunkt, an dem die nationalrevolutionären Kräfte sich immer wieder entzünden; daneben liefen damals bei uns die Verhandlungen der einzelnen deutschen Staaten, deren Ziel schließlich ein einiges Deutschland war; die gemeinsamen Aktionen der arabischen Staaten liegen auf ganz ähnlicher Ebene. Schließlich kam bei uns Bismarck. Wird bei den Arabern Abd el-Asis Ibn Saud kommen? — Jedenfalls entsteht dort eine Nation; wer klug ist, stellt sich darauf ein, daß es in absehbaren Jahren eine arabische Macht von achtenswerter, wenn auch gewiß noch nicht überwältigender Größe geben wird.

Die spanischen Kämpfe brachten ein schrittweises Vordringen der Truppen des Generals Franco, Erfolge vor allem in Estremadura.

Bemerkenswert ist auf dem Balkan der Vertrag von Saloniki. Bulgarien hat durch das Diktat von Neuilly nicht nur schwere Landverluste erlitten, sondern ist auch wirklich in rachsüchtigster Weise von den Siegern mißhandelt worden; auch ihm wurde das Recht, eine genügende Wehrmacht zu halten, entzogen. 1934 fanden sich Jugoslawien, Rumänien, Griechenland und die Türkei zu einem Balkanbund zusammen, der sich in erster Linie gegen Bulgarien richtete. In Bulgarien wie in Jugoslawien gab es daneben immer Stimmen, die auf die große und alte Verwandtschaft der beiden slawischen Völker des Balkans hinwiesen; so kam es am 31. Dezember 1936 zwischen Bulgarien und Jugoslawien zu einem Vertrag, in dem beide sich zu „ewiger Freundschaft“ verbanden — damit war an sich der Weg für eine Verständigung zwischen Bulgarien und den Staaten des Balkanbundes geebnet, der Vertrag von Saloniki am 31. Juli 1938 hat nun für Bulgarien die Aufhebung der Militärklauseln gebracht; Bulgarien und die Staaten des Balkanbundes haben sich verpflichtet, einander nicht anzugreifen; die Entmilitarisierung des türkischen Grenzgürtels gegen Bulgarien und Griechenland ebenso wie des entsprechenden Gürtels auf der griechischen und bulgarischen Seite ist aufgehoben.

Bulgarien hatte schon eine Zeitlang aufgerüstet; nun ist diese Aufrüstung legalisiert. Bulgarien hat auch nicht auf Revisionswünsche Verzicht leisten brauchen, sich lediglich verpflichtet, diese nicht mit Gewalt durchzusetzen.

Wir können eine solche

Versöhnung auf dem Balkan

grundsätzlich nur begrüßen. Wir haben nicht das geringste Interesse daran, den Gegensatz etwa der Bulgaren gegen die Jugoslawen oder die Griechen zu schüren. Wir müssen nur wünschen, daß diese Staaten alle das große Gewicht ihrer politischen Einheit und Zusammenarbeit nicht etwa einseitig bestimmen lassen. In Bulgarien wird man nicht vergessen, daß es wesentlich auch das Gewicht der Rückgliederung Österreichs war, wodurch die Nachbarn und die Großmächte England und Frankreich zu einem Entgegenkommen für Bulgarien veranlaßt wurden; wenn heute gewisse französische und englische Zeitungen so tun, als ob der Vertrag von Saloniki gewissermaßen eine Fortsetzung der englischen Anleihen für die Türkei, der Versuche Englands und Frankreichs, Südosteuropa ohne, ja gegen die Deutschen zu organisieren, sei, so wird man gleichfalls daran erinnern dürfen, daß eine solche Rechnung eine Unterschätzung der eigenwüchsigen Kräfte dieses Raumes bedeutet.

Ein besonders interessantes Intermezzo in

der Politik lieferte der Heilige Vater. Das Bekenntnis des italienischen Staates zur Bedeutung der Rasse, das in den Worten gipfelte: „Die Hebräer gehören nicht zur italienischen Rasse", hat den Papst veranlaßt, in Castell Gandolfo vor den Schülern des Instituts de Propaganda Fide sich höchst feindselig über die Rassenlehre auszusprechen und Italien vorzuwerfen, es habe die Deutschen hierin kopiert. Frühere Päpste schoben Ketzereien auf die „Einflüsterung des Teufels", der jetzige sieht in ihnen nur Einflüsterungen der Deutschen — das ist immerhin mindestens ein Schritt näher zu einem naturwissenschaftlichen Weltbilde. Im übrigen hat es in Italien stets eine große Anzahl von Persönlichkeiten gegeben, die auf dem Gebiet der Rasseforschung sachverständig, wenn nicht geradezu bahnbrechend waren. Bei Manzoni, vor allem in seiner Tragödie „Adelchi", selbst bei dem vom päpstlichen Standpunkt unverdächtigen Gioberti, dann, wenn auch mit durchaus anderer Betonung, bei dem Vertreter des Wertes der mittelländischen Rasse Sergi, vor allem aber bei dem Geistesriesen Italiens Giordano Bruno finden sich so viel Bekenntnisse zur Rasse, daß die Italiener hier wirklich eigene Ahnen haben. Im übrigen ist die Rassentatsache eben eine Tatsache — man kann niemand vorwerfen, daß er ihre Richtigkeit anerkennt.

Im übrigen verlautete, daß wesentlich wieder der Kardinal-Staatssekretär Pacelli ihm geraten hatte, diese Rede zu halten, der das Studium eines leichten Leitfadens der Biologie nicht vorangegangen war.

Prof. Dr. Johann von Leers
(Abgeschlossen am 15. August 1938)

Weltwirtschaftlicher und weltagrarpolitischer Bericht

Die Wirtschaft der Außenwelt ist in den letzten Wochen wieder derart von spekulativen Momenten beeinflußt gewesen, daß uns die Besonderheit unserer Lage in einem konjunkturunbeeinflußten Raume ganz besonders stark zum Bewußtsein kommen müßte. Der Zustand „draußen" muß uns in mancher Beziehung fremdartig, ja fast gespenstisch anmuten, und die Sprache, die man dort spricht, enthält eine ganze Reihe von Elementen, die uns fremd und fast unverständlich geworden sind. Dabei zeigt aber die Entwicklung auch in den anderen, den sog. demokratischen Ländern manche Wesenszüge, die der Entwicklung bei uns sehr nahe verwandt sind. Die Vorzeichen und der Geist, aus dem die Wirtschaft dort betrieben wird, sind ganz andere, aber die Tatsache, daß die Entwicklung trotz der verschiedenen Vorzeichen überall zu gemeinsamen Zielen strebt, ist doch ein Beweis dafür, daß eine elementare Strömung — unter der Oberfläche mit ihrem verwirrenden Vielerlei der Methoden und Einzelmaßnahmen — ihren Weg sucht.

Wie wäre es auch anders zu erklären, daß der konjunkturelle Niedergang in der Welt sich in seiner jetzigen Phase immer wieder fängt, ja, daß

die sonst gewohnten Anzeichen der wirtschaftlichen Krisen,

die großen finanziellen Niederbrüche, fast überall ausgeblieben sind? Eine bekannte deutsche Wirtschaftszeitschrift hat kürzlich von den „Störkreisen der Weltkonjunktur" geschrieben. Der Ausdruck ist vielleicht nicht sehr glücklich, denn er soll ja im Grunde etwas Positives besagen, unter Störung verstehen wir aber im allgemeinen doch nur etwas rein Negatives. Gemeint ist, daß sich durch die zunehmende „Nationalisierung" und Politisierung der einzelnen weltwirtschaftlichen Beziehungen, die den wirtschaftlichen Austausch unabhängig von den konjunkturellen Bedingungen ermöglicht, sowie durch die immer stärkere Herausbildung des nationalwirtschaftlichen Prinzips in fast allen Ländern, das gleichbedeutend ist mit einer absoluten Vorherrschaft der Politik über die Wirtschaft, daß also hierdurch die depressiven Tendenzen unserer heutigen Wirtschaftsepoche immer wieder aufgehoben oder zumindest abgemildert werden. Mag auch der Ausdruck „Störkreis", der der Technik entstammt, bildhaft richtig sein, uns gefällt er rein sprachlich nicht recht, eben wegen der Negation, die er enthält. Wir möchten lieber von Konjunkturwehren oder Dämmen sprechen, durch die der Strom der Konjunktur aufgestaut und reguliert oder umgeleitet wird. Diese Regulierung geschieht freilich nicht nach einem großen und einheitlichen Plane in der Welt, sondern nach vielen kleinen Plänen, die vielfach gegeneinander gerichtet sind, und so ist auch das Bild, das sich uns in der letzten Zeit geboten hat, von einer verwirrenden Uneinheitlichkeit. Die Weltwirtschaft ist noch weit entfernt davon, eine neue beständige Form

gefunden zu haben. Hierzu kommt, daß seit mehreren Jahren, und ganz besonders bekanntlich in der allerletzten Zeit, die politische Lage ein gewisses Unruhemoment in die Wirtschaft bringt. Es ist dies die gleiche politische Unruhe, die ja teilweise wiederum auch in der stärkeren Rationalisierung der Wirtschaft und damit in einer Stabilisierung der Konjunkturen sich auswirkt. — Wenn wir schon von Störungsmomenten in der „Weltkonjunktur" sprechen wollen, dann könnten wir dieses mit Bezug auf die Elemente und Kräfte tun, die — noch in der zügellosen Wirtschaftsauffassung früherer Zeiten wurzelnd — mit ihren spekulativen Manövern, die für die Außenstehenden stets etwas Hysterisches an sich haben, die Unruhe der Welt vergrößern. — Schon in dem weltwirtschaftlichen Bericht des Vormonats wurde die plötzliche stürmische Nachfrage nach Gold behandelt, die ihren Ursprung in einer ganzen Reihe verschiedener Gerüchte hatte und die als ein typisches Symptom unserer unruhigen und widerspruchsvollen Zeit gewertet werden kann. Die Kräfte, von denen diese Bewegung ausging, sind zumeist in den Kreisen von kapitalistischen Spekulanten in Frankreich zu suchen, die über Pfundguthaben verfügten und nunmehr eine

panische Flucht ins Gold

antraten. Es lohnt nicht, an dieser Stelle näher auf alle die Gerüchte einzugehen, die der neuesten Flucht ins Gold zugrunde gelegen haben; neben der allgemeinen politischen Unruhe, die im Gold den einzig sicheren Hort sehen mochte, waren es vage Kombinationen über eine bevorstehende gemeinsame Abwertung von Dollar, Pfund und Franc — unsinnig vor allem schon deshalb, weil ja z. B. der 1933 geschaffene Abwertungsspielraum für den USA.-Dollar noch keineswegs verbraucht ist. Eher schon wäre es denkbar, daß England, dessen Goldausgleichsfond in diesen Wochen ja erst sehr spät und zögernd eingegriffen hatte, die Entwicklung auf dem Goldmarkt nicht ungern gesehen hat und hierin eine Möglichkeit erblickte, die alte Parität zwischen Pfund und Dollar durch ein Absinken des Pfundkurses wiederherzustellen — ein Gesichtspunkt, der übrigens bereits in unserer letzten Monatsübersicht hervorgehoben wurde. Man muß sich nun freilich hüten, Vorgänge, wie sie sich in den letzten Wochen am Londoner Goldmarkt abgespielt haben, allzusehr zu überschätzen. In liberalistischen Ländern, auch im Deutschland vor 1933, ist allzuleicht immer wieder der Fehler gemacht worden, Bewegungen an der Börse als primäre Erscheinungen des Wirtschaftslebens zu betrachten. Das ist grundfalsch, denn die Börse und alles, was mit ihr wesensverwandt ist, kann nur ein Abglanz, im besten Falle ein Spiegel der Wirtschaft sein; aber nur selten gibt dieser Spiegel ein unverzerrtes Bild der wirklichen Vorgänge wieder, und auch das beste Spiegelbild ist immer nur ein „sekundäres" Bild. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß auch im Sommer 1937 besonders hohe Umsätze am Londoner Goldmarkt zu verzeichnen waren, und daß die damalige Flucht **aus** dem Golde, die nicht minder panische Formen annahm, als in diesem Jahre die Flucht **ins** Gold, auf der absolut irrigen und zudem geistlosen Annahme beruhte, Roosevelt werde den Dollar aufwerten, um der damaligen Hausse auf dem Weltmarkte zu steuern, dann haben wir ungefähr einen Anhaltspunkt dafür, wie wir mit nüchternen Sinnen auch den letzten Londoner Tanz um das goldene Kalb bewerten müssen. Die Mischung aus Abstoßendem und Lächerlichem, die diesen Spekulationsmanövern anhaftet, das ist das, was wir am Anfang unserer Betrachtung als gespenstisch bezeichnet haben. — Es mutet eigenartig an, wenn gerade von den Ländern aus, in denen sich — bei allem Einfluß, den die Politik auch hier auf die Gestaltung der Wirtschaft ausübt — die Spekulation auf dem Rücken der Nationen so ungehemmt austoben kann, wenn von diesen Ländern aus mit einer gewissen mitleidsvollen Überlegenheit die Verhältnisse in den nicht-„demokratischen" Ländern unter die Lupe genommen werden. Zur Zeit beschäftigt man sich in Frankreich wie in England gern mit Italien. So haben sich kürzlich wieder französische Zeitungen in längeren Ausführungen über

die angeblich bevorstehende Hungersnot in Italien

ausgelassen. Da alle Nationen seit 1914 von der Substanz gelebt hätten, so etwa schreiben sie, könne man sich ausrechnen, wann die einzelnen Nationen würden anfangen müssen zu hungern. Die reichen Nationen würden natürlich die zahlreichen Belastungsproben durch Weltkrieg, Wiederaufrüstung, politische und soziale Experimente, Subventionen an Industrie, Handel und Landwirtschaft eine längere Zeit ertragen

können als die von Natur armen Staaten und Völker. Italien habe schon seit jeher bescheidenere natürliche Reichtumsquellen gehabt als andere große Nationen. Schon 1922, beim Machtantritt des Faschismus, seien daher Italiens Reserven erschöpft gewesen. Nach 1922 aber habe sich Italien trotzdem blindlings in maßlose militärische und Repräsentationsausgaben gestürzt. Zwei sehr kostspielige kriegerische Unternehmungen — in Abessinien und in Spanien — hätten diese Ausgaben ins Ungemessene anschwellen lassen. Man könne sich fragen, ohne in den Verdacht der Übertreibung zu kommen (!), ob Italien nicht bereits sein gesamtes Kapital, von dem doch mehr als 40 Millionen Menschen leben müssen, in unfruchtbaren kriegerischen Unternehmungen, in Waffen und in Ausgaben der Prunksucht investiert habe. In solchen und ähnlichen Reflexionen ergehen sich die Schreiber über ganze Spalten. Und dann wird vom Hunger in diesem Lande gesprochen, und das ganze falsche Mitleid, das im Grunde ja nur tiefer blinder Haß gegen den Faschismus ist, ergießt sich über Italien. Der Schreiber — wir benutzen als Quelle den Artikel eines italienischen Emigranten in einer Pariser Zeitung —, der in komischer Selbstverkennung — oder ist es einfach Unverfrorenheit? — den Verdacht der Übertreibung weit von sich weist, müßte sich eigentlich vor jedem denkenden Menschen lächerlich machen. Aber man scheint in Paris doch geneigt zu sein, solchen Darstellungen Glauben zu schenken. Etwas geschickter geht schon der englische „Economist“ vor. Er spricht von den drei Nachteilen, der in Italien angeblich betriebenen Kreditinflation und nennt als solche: Senkung des Lebensstandards, ständiges Defizit im Staatshaushalt und gestörtes Gleichgewicht der Zahlungsbilanz. Dem englischen Blatt hat in Italien zunächst die Wirtschaftszeitschrift „Il Sole“ geantwortet und dabei vor allem die beiden letzten Punkte widerlegt. Das Defizit im italienischen Haushalt, so etwa schreibt die italienische Zeitung, sei von Italien nie verheimlicht worden. Aber habe England etwa vergessen, daß in der Zeit der Entstehung des Defizits Italien einen afrikanischen Krieg gewonnen und die wirtschaftlichen Grundlagen zum Aufbau seines Kolonialreiches gelegt hat? Die Zahlen des Defizits im Staatshaushalt könnten nicht isoliert werden von dem Zuwachs an Wirtschaftsmacht, der selbstverständlich nur unter Opfern erreicht werden konnte. Auch die Passivität der Zahlungsbilanz wird in Italien nicht bestritten. Tatsächlich ist sie seit 1926 eine chronische Erscheinung, mit einer einzigen Unterbrechung in den Jahren 1931—1933. Man ist in Italien aber der Meinung, daß das Passivum durch verschiedene Mittel immer mehr verkleinert werden könne, z. B. durch Einfuhrdrosselung und Exportstützung sowie vor allem durch den weiteren Ausbau der autarken Wirtschaft. Daß auch hier in den letzten Jahren der abessinische Krieg zunächst ungünstig eingewirkt hat, ist ja eine Selbstverständlichkeit, aber gerade der Ausgang dieses Krieges mit seinem Gebiets- und Reichtumszuwachs wird sich auf die Dauer zugunsten Italiens auswirken und auch die Zahlungsbilanz günstig beeinflussen. Was den

Lebensstandard Italiens

anbetrifft, so ist es keine Frage, daß dieser an sich nicht hoch liegt. Jedoch das ist schon immer so gewesen; Italien ist dicht bevölkert und verfügt über wenig Rohstoffe und mineralische Schätze. Wenn der „Economist“ behauptet, der Lebensstandard sei unter der Herrschaft des Faschismus gegenüber der früheren Zeit gesunken, so ist das zweifellos unrichtig. In Italien gibt es keine Arbeitslosigkeit und keine Streiks mehr, und was diese Tatsache für ein Volk bedeutet, das kann am besten am Beispiel Deutschlands demonstriert werden, wo ein durch den Weltkrieg und durch Reparationen fast ausgeblutetes Volk sich in wenigen Jahren imstande gezeigt hat, die ungeheure wirtschaftliche Leistung seiner Wiederaufrüstung aus eigener Kraft zu vollbringen. Nach den Zahlen der amtlichen italienischen Statistik ist im übrigen der Lebensstandard der breiten Massen nach einem vorübergehenden Rückgang während des Abessinienkrieges und während der Sanktionen wieder deutlich im Steigen. — Gewiß ist Italien auch heute noch in einer schwierigen Lage. Die Aufrichtung der Autarkie kann nicht in wenigen Jahren gelingen, und so mangelt es naturgemäß an diesen oder jenen Rohstoffen. Auch die Versorgung mit Nahrungsmitteln aus eigener Scholle ist in schlechteren Erntejahren nicht immer im vollen Umfange und in voller Wahlfreiheit für den Verbraucher möglich. Die Steuerbelastung ist, gemessen an der durchschnittlichen Einkommenshöhe in dieser Zeit des Aufbaues immer noch verhältnismäßig hoch. Alle diese Tatsachen wirken sich in einem

gewissen Zurückbleiben der Versorgungsgüterindustrien innerhalb des allgemeinen, zweifellos vorhandenen stetigen Aufstieges aus. Der Produktionsindex hat sich gegenüber dem Vorjahre weiter um etwa 11 vH. erhöht (Mai 1937 bis Mai 1938), wobei der Löwenanteil auf die Investitionsgüterindustrien entfällt. Daß die Ernte in diesem Jahre bedeutend besser ausfiel, als nach den ersten Schätzungen zu erwarten war, konnten wir bereits berichten. Dieser noch relativ gute Ausfall der Ernte muß als eine glückliche Fügung für Italien betrachtet werden. Freilich wird ein gewisser Einfuhrbedarf für Brotgetreide bestehen bleiben. Vor allem ist eine Verknappung von Futtermitteln und damit eine vermehrte Abschlachtung von Vieh zu erwarten. Darauf deutet auch schon das in diesen Tagen erlassene

Einfuhrverbot für Tiere,

durch das offenbar ein Übergewicht von Schlachtvieh und damit ein Sinken der Preise verhindert werden soll. — Wenn nach allem Gesagten die wirtschaftliche Lage Italiens als angespannt betrachtet werden kann, so muß aber doch gesagt werden, daß für einen autoritär regierten Staat und ein diszipliniertes Volk wie das heutige italienische, eine solche Lage keine Gefahren in sich bergen kann. Im Gegenteil: die durch die wirtschaftliche Enge erzwungene Anspannung aller Kräfte schmiedet das Volk in allen seinen Ständen immer enger zusammen, und jeder Erfolg, den Italien auf dem Wege zur Autarkie und zur wirtschaftlichen Machtbefestigung erringt, wiegt doppelt schwer. — Ein leuchtendes Beispiel für den gesammelten Einsatz eines ganzen Volkes im Kampf um die Größe der Nation bietet uns in diesen Tagen auch Japan. Wie in Italien, so kann auch in Japan nicht davon die Rede sein, daß das Volk Hunger leidet. Ja, Japan ist in bezug auf seine Nahrungsmittelversorgung in der besonders glücklichen Lage, vom Auslande völlig unabhängig zu sein. Lediglich Düngemittel muß seine Landwirtschaft in einem gewissen Umfange einführen. Die Hauptnahrungsmittel dieses Volkes sind bekanntlich Reis und Fische; Japans Erde und seine Gewässer liefern sie jederzeit in ausreichender Menge. Auch der Gemüse-, Weizen- und Früchtebedarf sowie die geringen Mengen von Fleisch, die der Japaner verzehrt, werden auf der eigenen japanischen Scholle, in den japanischen Besitzungen und in Mandschukuo erzeugt. Wesentlich anders stehen die Dinge in der

Rohstoffversorgung der japanischen Wirtschaft.

Hier ist die Abhängigkeit noch sehr groß. Nach einer Zusammenstellung in der „Frankfurter Zeitung" beträgt die Einfuhrabhängigkeit bei Rohgummi 100 vH. des Gesamtverbrauches, bei Öl 90 vH., bei Nichteisenmetallen zwischen 53 und 98 vH., bei Eisenerzen 52 vH. Diese Zahlen gelten für normale Zeiten, während bei einer auf hohen Touren laufenden Kriegsproduktion, wie heute, der Rohstoffbedarf noch erheblich höher sein dürfte. Auch die wichtigste Exportindustrie Japans, die Textilindustrie, ist in starkem Maße auf die Einfuhr angewiesen, denn nur Rohseide ist ein Erzeugnis der japanischen Scholle, während Baumwolle und Wolle zu 100 vH. aus dem Auslande stammen, und auch die Rohstoffe für die Kunstfaserproduktion, Holzmasse und Zellstoff, zu einem erheblichen Teil eingeführt werden müssen. Bekanntlich hat gerade die Kunstfaserproduktion in Japan im letzten Jahrzehnt einen ungeheuren Aufschwung genommen, nicht zuletzt auf Kosten der Seidenraupenzüchter, die ihr Produkt nur zu äußerst gedrückten Preisen absetzen konnten. Vielleicht wird nun, durch den Zwang zur Autarkisierung, der japanische Seidenbau eine neue Blüte erleben. Im übrigen ist es gerade die Lage der Textilindustrie, die dem heutigen Japan ein schwieriges Problem zu lösen aufgibt. Bei der Einfuhr von Rohstoffen haben heute die unmittelbar kriegswichtigen Industrien den Vorrang, die Textilindustrie aber ist als nur mittelbar kriegswichtig anzusehen. Die Einfuhr von Textilrohstoffen muß also zugunsten der Rohstoffe für die Rüstungsindustrie gedrosselt werden. Andererseits braucht Japan den Export von Textilerzeugnissen zur Bezahlung seiner Einfuhren. Auf weitere Sicht gesehen, führen nur zwei Wege aus dieser Zwangslage: die Erhöhung der Eigenproduktion von kriegswichtigen Rohstoffen und die Drosselung des inländischen Verbrauches von Textilien. In dem zweiten Punkte sind bisher noch keine größeren Erfolge zu verzeichnen gewesen; zwar ist die Einfuhr von Baumwolle und Wolle erheblich zurückgegangen, aber der inländische Verbrauch hat sich — wegen ungenügender Kontrolle des Marktes — nur unwesentlich verringert, so daß der Textilindustrie nicht mehr genügend Rohstoffe für die Aufrechterhaltung der Ausfuhr zur Verfügung standen. So ist denn zunächst ein erheblicher Rückgang der

Ausfuhr von Textil-Fertigwaren eingetreten (Januar bis Mai 1938 gegenüber 1937 um rund 25 vH.). Seit einigen Monaten ist man daher zu direkten

Verbrauchsbeschränkungen

übergegangen, und der inländische Verbrauch von 32 Einfuhrwaren, darunter Eisen, Baumwolle, Wolle, Papier, Leder usw., wurde teils erheblich eingeschränkt, teils sogar verboten. Größer sind die Erfolge Japans vielleicht bisher auf dem Gebiete der Produktion von kriegswichtigen Rohstoffen gewesen, aber auch hier war noch keine entscheidende Wendung zur Selbstgenügsamkeit eingetreten, als der chinesische Krieg ausbrach. Zwar hatte sich die Produktion von Fertigwaren, also gewissermaßen von Waffen, Munition und Fahrzeugen für den Kriegsfall, ganz erheblich gehoben, aber die heimische Rohstoffversorgung war doch annähernd auf dem bisherigen Stande geblieben. Dagegen sind in Mandschukuo und in den von Japan besetzten Teilen Chinas in größerem Umfange neue Rohstoffquellen für Japan erschlossen worden. Für Mandschukuo ist der Fünfjahresplan im Herbst 1937 erheblich erweitert worden, und in China sind die „Gesellschaft für die Entwicklung Nordchinas" sowie die „Gesellschaft für die Entwicklung Zentralchinas" seit dem März dieses Jahres im Sinne einer Hebung der Rohstoffproduktion, besonders im Bergbau, tätig.

Italien und Japan geben der Welt ein Beispiel, wie Völker unter einer verantwortungsbewußten und weitschauenden Führung einen Grad von Opferfreudigkeit und Einsatzbereitschaft für die Größe und Zukunft der Nation erreichen können, der in „liberal" regierten Ländern niemals möglich wäre. Die Ausgaben Japans und Italiens für ihre Machterweiterung und die damit für die Bevölkerung verbundenen Opfer sind nicht nutzlos und unfruchtbar, wie sie jener italienische Emigrant, den wir oben zitierten, zu nennen beliebte. Sie sind

in einem viel höheren Sinne produktiv,

als beispielsweise so manche Maßnahmen einer liberalistischen Wirtschaftspolitik, die gerade heute wieder mit Subventionen, Produktionsbeschränkungen usw. zu manövrieren pflegt. Wir erinnern daran, daß — um das alte, aber stets aktuelle Thema der Kaffeebewirtschaftung zu zitieren — in Brasilien in den Jahren 1936 und 1937 etwa 140 Millionen Kaffeesträucher ausgerodet worden sind, also mehr, als z. B. in Niederländisch-Indien und doppelt so viel, wie in Salvador wachsen! In diesem Jahre will man weitere 60 Millionen Sträucher vernichten — ebensoviele, wie im gesamten Gebiete von Venezuela vorhanden sind. Dieses alles geschieht, wie man weiß, nur als Ergänzung zu der grandiosen Verbrennung eines Teiles der Ernten. Die „statistische Lage" am Kaffeemarkte hat sich in diesem Jahre durch die fortgesetzten Gewaltkuren gebessert, es werden schätzungsweise aus der neuen Ernte „nur" 2,9 Millionen Sack unverkäuflich sein, also wohl wieder der Vernichtung anheimfallen. Während also die Besserung der „statistischen Lage" beim Kaffee nur als relativ anzusehen ist, ist bei einem anderen Produkt, das für den menschlichen Verbrauch eine bedeutend wichtigere Rolle spielt, durch internationale Vereinbarungen und durch die allgemeine Verbrauchs- und Produktionsentwicklung annähernd eine tatsächliche Gleichgewichtslage erreicht worden.

Der Internationale Zuckerrat

hat es durch eine allgemeine fünfprozentige Quotenkürzung sowie durch den freiwilligen Verzicht einer Reihe von Erzeugerländern auf ihre Exportquoten erreicht, daß aller Voraussicht nach im kommenden Jahre Angebot und Bedarf auf dem Weltzuckermarkt sich annähernd die Waage halten werden. Beim Zucker liegen an sich die Voraussetzungen günstiger für eine derartige Regelung, als sie es etwa beim Kaffee wären. Der Zucker spielt in der menschlichen Ernährung eine bedeutend wichtigere Rolle als der Kaffee, der ja in vielen Ländern auch heute noch als ausgesprochenes Luxusgetränk gilt. Der Zuckerverbrauch ist infolgedessen auch weniger den konjunkturellen Konsumschwankungen ausgesetzt. Ein wichtiger Unterschied besteht auch darin, daß die Erzeugung von Zucker (Rohr- und Rübenzucker) sich ziemlich gleichmäßig über die ganze Welt verteilt. Zahlreiche Länder sind Selbstversorger ohne Exportbedeutung. Kaffee hingegen wird, vor allem in Brasilien, auch heute noch — trotz aller Bemühungen um vielseitigere Gestaltung der Agrarproduktion — in der Form der Monokultur und nicht mit dem Blick auf die Eigenversorgung, sondern für den Weltmarkt erzeugt. Indessen sehen wir gerade bei diesem Vergleich zwischen Kaffee und Zucker den Vorteil einer nationalwirtschaftlich bestimmten Weltwirtschaft, wie wir

sie als erstrebenswert halten. Das schließt ganz gewiß nicht aus, daß einzelne Länder auch in Zukunft stark für den Export arbeiten; wie ja beim Zucker bekanntlich Java, Kuba und einige andere Überseeländer sowie in Europa die Tschecho-Slowakei bedeutende Exportländer sind. Es wird niemals in aller Vollkommenheit eine Selbstgenügsamkeit aller Länder erreicht werden, und gerade zum Zwecke der Stabilisierung der Marktlage ist es von großem Vorteil, wenn auf den jeweiligen Produktionsgebieten den Ländern mit annähernder Selbstgenügsamkeit solche Länder gegenüberstehen, die die Zuschußländer versorgen und außerdem mit ihren Überschußmengen einen gewissen „Weltmarkt" bilden können, der bei etwaigen Versorgungsspannungen Angebot und Preise ausgleichen und stabilisieren kann.

Christoph Freiherr von der Ropp
(Abgeschlossen am 16. August 1938)

Kulturpolitischer Bericht

Die Hundstagshitze der vergangenen Sommerwochen hat in den Kreisen der Emigration eine seltsame Seeschlange aufsteigen lassen, die für die jüdischen Winkelblättchen von Prag bis New York Anlaß zu eifernder Erregung war: Die Ausstellung in der Neuen Burlington-Galerie in London, die unter dem Titel „Deutsche Kunst des 20. Jahrhunderts" der erstaunten englischen Öffentlichkeit präsentiert wurde. Man könnte über diesen neuen Bluff der

intellektuellen Sendboten Moskaus

zur Tagesordnung übergehen — die Lautstärke solcher Veranstaltungen pflegt im umgekehrten Verhältnis zur Bedeutungslosigkeit ihrer Urheber zu stehen —, wenn nicht in diesem Sonderfall die gewissenlos fälschenden Hetzmethoden der Emigration mit blitzartiger Deutlichkeit offenbar würden. Die Propaganda für die Londoner Ausstellung hat bewußt die Vorstellung erweckt, als ob es sich durchweg um deutsche Künstler handle, deren Schaffen in der Münchener Ausstellung „Entartete Kunst" zur Schau gestellt und dadurch vom nationalsozialistischen Deutschland abgelehnt worden sei. Ein Blick in den Ausstellungskatalog belehrt, daß von den 64 in London ausgestellten Malern und Bildhauern überhaupt nur 32 auf der Ausstellung „Entartete Kunst" gezeigt worden sind. Die Hintermänner der Londoner Hetzkampagne haben sich nicht gescheut, als Aushängeschild Werke von Künstlern zu mißbrauchen, die zu den angesehensten des nationalsozialistischen Deutschland gehören. Das gilt vor allem von dem Bildhauer Georg Kolbe, den die Londoner Ausstellung fälschlich zu einem in Deutschland verfemten Künstler stempelt, während sein Schaffen in Wirklichkeit im Dritten Reich mit an der ersten und repräsentativsten Stelle steht. Kolbes Plastiken waren nicht nur auf den beiden Ausstellungen im Münchener „Haus der Deutschen Kunst" wie auf jeder anderen bedeutenden Schau der Bildhauerkunst der letzten Jahre vertreten, der Künstler ist auch durch Staatsaufträge ausgezeichnet worden. Ebenso ist Max Slevogt, der Meister des deutschen Spätimpressionismus, aus keinem deutschen Museum und keiner Kunstgalerie entfernt worden, während die Urheber des Londoner Kunstschwindels ihn ausdrücklich zu den in Deutschland „ausgemerzten" Künstlern zählen. Es wird auch in London der Anschein erweckt, als ob das ganze Schaffen des Malers Lovis Corinth aus den deutschen Sammlungen entfernt worden sei, während in Wirklichkeit nur einige Werke seiner spätesten Arbeitsepoche von dieser kulturpolitischen Maßnahme betroffen wurden.

Unter dem Deckmantel dieser groben Fälschung werden dem Londoner Publikum eine Anzahl überwiegend jüdischer Maler und Bildhauer von ausgeprägter Verfallstendenz als „Märtyrer der deutschen Kunst" aufgeschwatzt.

Wer sind die Hintermänner dieses groben Betrugsmanövers der marxistischen Internationale? Man begegnet bei näherem Hinsehen einigen „Größen" der bolschewistischen Kulturzersetzung, die im Systemdeutschland als Halbgötter einer neuen europäischen Geistigkeit gefeiert wurden. Der Katalog der Ausstellung, die angeblich unpolitisch ist und nur der im „Nazideutschland unterdrückten Kunst" dienen will, nennt eine Anzahl Schirmherren der Veranstaltung, von denen der tschechische Hetzliterat Karel Capek, der jüdische Maler und Bildhauer Pablo Picasso und der Architekt Le Corbusier eine nähere Betrachtung verdienen. Karel Capek, einer der übelsten und gewissenlosesten Deutschenhetzer, ist durch seine deutschfeindlichen Schriften in die Unterwelt der Literaturgeschichte eingegangen. Der Kubist Pablo Picasso, Führer einer extremen kulturbolschewistischen Sondergruppe, von der jüdischen Weltpresse aus verständlichem Stammesbewußtsein zu einem „Rubens des 20. Jahrhunderts" hochgelobt, hat

als künstlerischer Beauftragter der Machthaber Rotspaniens den Pavillon der Valencia-Bolschewisten auf der Pariser Weltausstellung mit seinen negroiden Plastiken würdig ausgestattet. Am interessantesten ist in diesem Kreis die Persönlichkeit des französischen Architekten Le Corbusier, der als Vorkämpfer des reinen Baubolschewismus den Begriff der „machine à habiter", der Wohnmaschine, geprägt hat. Die radikale Lösung der Architektur von jeder ästhetischen oder ideellen Bindung und die Beschränkung des Bauens auf eine rein konstruktive Zweckhaftigkeit, dieser Einbruch materialistischer Gedankengänge in die Architektur, zu deren radikalsten Verfechtern Le Corbusier gehört, hat im Deutschland der Systemzeit dem öden Beton-Bolschewismus des Weimarer Bauhauses den Weg gebahnt.

Wir wundern uns nicht, daß diese „Künstler", die das wahre Gesicht der deutschen Kunst des 20. Jahrhunderts repräsentieren sollen, nach der Mitteilung des „Völkischen Beobachters" zu einem Viertel reinrassige, zum Teil nicht einmal in Deutschland geborene Juden sind. Auch die von Nichtjuden stammenden Bilder und Plastiken sind überwiegend aus jüdischem Besitz zur Verfügung gestellt. Neben dem emigrierten jüdischen Architekten Erich Mendelssohn tauchen im Ausstellungskatalog Namen aus dem internationalen jüdischen Kunsthandel wie der des Kunsthändlers Hugo Moser (früher Moses) und andere undurchsichtige „Mäzene" mit eindeutigen Namen wie Pollag, Finkelstein, Nelkenstock usw. auf. Bezeichnend ist, daß viele Maler dieser seltsamen „Kunstschau" selbst im Systemdeutschland unbekannt waren, was die Vermutung bestärkt, daß in London ein raffiniert aufgezogenes und durch eine gewissenlose Fälschung getarntes Manöver des

internationalen jüdischen Kunsthandels

in Szene gesetzt worden ist, um einen Restbestand an unverkäuflichen „Ladenhütern" an gutgläubige Engländer zu veräußern. Wie auch in England trotz der Reklametrommel der marxistischen Presse nicht die Einsicht in die wahren Zusammenhänge fehlt, zeigt die Äußerung der linksstehenden Zeitung „News Statesman and Nation", deren Ausstellungskritiker zu folgendem Urteil kommt: „Ich muß nun sagen, daß soweit die deutsche Kunstausstellung Propaganda ist, sie meiner Meinung nach äußerst schlechte Propaganda ist. Leute, die hingehen und sich die Ausstellung ansehen, werden nur allzu wahrscheinlich sagen: Wenn Hitler diese Bilder nicht leiden mag, so ist das das Beste, was ich je von Hitler gehört habe. Denn der allgemeine Eindruck, den diese Schaustellung auf das gewöhnliche Publikum machen muß, ist der außerordentlicher Häßlichkeit". Zu welchem Ergebnis wäre die englische Zeitung erst gekommen, wenn die Scheußlichkeiten gezeigt worden wären, die in der Ausstellung „Entartete Kunst" angeprangert worden sind, die wilden Exzesse eines George Grosz oder der Dirnenkult eines Otto Dix, die man wohlweislich von der Londoner Ausstellung ferngehalten hat.

Während so die neueste Hetzkampagne der Sendboten Moskaus trotz ihrer kulturellen Tarnung zum Scheitern verurteilt ist, hat Deutschland in mehreren befreundeten Ländern eindrucksvolle Beweise seiner kulturellen Arbeit ablegen können. Das Hamlet-Gastspiel des Preußischen Staatstheaters auf Schloß Kronberg bei Kopenhagen war ein

Triumph deutscher Schauspielkunst

und zugleich eine ehrenvolle Auszeichnung des Ensembles dieser Bühne, die unter der Leitung von Staatsrat Gründgens sich durch strenge Arbeitsdisziplin und leidenschaftlichen Einsatz einen neuen Stil der Darstellung erobert hat. Der Hauptvorstellung wohnte neben dem dänischen Königspaar auch der Schirmherr der Berliner Staatlichen Schauspiele, Ministerpräsident Hermann Göring bei. Die Deutung der Hamlet-Gestalt aus dem schicksalsbereiten Lebensgefühl des Nordens und die außerordentliche Leistungshöhe der deutschen Schauspielergemeinschaft begeisterte die dänischen Zuhörer, die Shakespeares unsterbliches Werk auf dem historischen Schauplatz erleben durften, den der Dichter seiner dramatischen Vision zugewiesen hat. Die Vorstellung schloß mit einer Huldigung für den Genius des Dichters und die überragende Leistung der deutschen Schauspieler.

In Stockholm ist Leni Riefenstahl für ihre beiden Olympia-Filme mit dem schwedischen Porla-Preis ausgezeichnet worden, einer hohen Auszeichnung für Verdienste um den Sport, die bisher nur an Schweden vergeben worden ist. Es ist erfreulich, daß diese Spitzenleistung deutschen Filmschaffens bei dem verwandten nordischen Volk wegen ihres ethischen und weltanschaulichen Gehalts Anerkennung gefunden hat. Schweden, das für seine hohe

Filmkultur und seine kritische Einstellung gegenüber dem Lichtbild bekannt ist, hat an Leni Riefenstahls Arbeit besonders die leidenschaftliche Schönheitssuche, den genialen Schnitt, die temperamentvoll untermalende Musik gelobt und im Film die Berliner Olympischen Spiele 1937 „intensiver, reicher und schöner" erlebt, wie ein maßgebendes Mitglied des Vorla-Preiskomitees äußerte. Der deutsche Olympia-Film, so hieß es in den Zeitungen, sei in diesem Jahr das größte und schönste Erlebnis auf dem Gebiete der Kunst und des Sportes gewesen.

Der lebhafte kulturelle Austausch mit unserem Nachbarn Polen hat in diesem Sommer eine Ausstellung „Deutsche Bildhauer der Gegenwart" in Warschau gebracht, die als Gegenstück zu der in Berlin gezeigten Schau polnischer Kunst dem polnischen Volk einen Begriff von der Haltung des Kunstschaffens im Dritten Reich geben soll. In einer strengen und beachten Auslese sind 117 Werke von 37 Bildhauern gezeigt worden. Neben dem Schaffen der bekannten deutschen Bildhauer wie Thorak, Kolbe, Klimsch, Breker, Scheibe kam auch der junge Nachwuchs gebührend zur Geltung. Das Gesamtbild der Ausstellung ließ den Impuls unseres bildnerischen Schaffens klar erkennen: eine von neuen Ideen beseelte und vor große Aufgaben gestellte schöpferische Entwicklungslinie. Die Plastik hat wieder zur Architektur jenes lebendige Verhältnis gewonnen, das in den Jahrzehnten des Verfalls verlorengegangen war. Das Werk des Bildhauers ist wieder durch die Harmonie der Naturformen bestimmt und setzt sich die

Verkörperung artgebundener Schönheit

und den Ausdruck eines klaren und maßvollen Formwillens zum Ziel. Der Gesamtcharakter der Schau war von so ungewöhnlicher künstlerischer Ausdruckskraft, daß die Ausstellung in Warschau für das neue schöpferische Wollen der deutschen Kunst das eindrucksvollste Zeugnis abgelegt hat. Die polnische Presse hat die Ausstellung „Deutsche Bildhauer der Gegenwart" zu den bedeutendsten künstlerischen Veranstaltungen gezählt, die Polen in den letzten Jahren gesehen hat. Walter Horn

(Abgeschlossen am 20. August 1938)

Randbemerkungen

Die Verteidigung der Rasse in Italien

Das Bekenntnis des faschistischen Italiens zum Rassegedanken, das zunächst in den von faschistischen Hochschullehrern aufgestellten zehn Thesen zur Rassenfrage niedergelegt wurde, ist ein geistiges und politisches Ereignis von europäischer, ja weltweiter Bedeutung. Es zeigte sich, daß völlig aus eigenen Erfahrungen und Notwendigkeiten und auf der Grundlage eigener Prüfungen der Faschismus eine Reihe von rassenpolitischen Grundsätzen aufgestellt hat. Die italienischen Wissenschaftler, die unter der Schirmherrschaft des Ministeriums für Volksbildung die Leitsätze der italienischen Rassenpolitik ausarbeiteten, wurden von dem Sekretär der Faschistischen Partei, Minister Starace, empfangen. Bei diesem Empfang betonte der Parteisekretär, daß der Faschismus seit 16 Jahren bereits praktisch eine Rassenpolitik verfolge, die die quantitative und qualitative Hebung der Rasse zum Ziel habe. Auch der Duce habe seit 1917 stets die Idee der Rassenpflege als Bestandteil der faschistischen Lehre bezeichnet und mehrfach darauf hingewiesen, daß das italienische Volk der indogermanischen Völkergruppe zugehöre.

Die 10 Punkte, die die Einstellung des Faschismus zur Rassenfrage belegen, seien ihrer grundsätzlichen Bedeutung halber aus der Flüchtigkeit der Tagesmeldungen hier festgehalten:

„1. Die Existenz menschlicher Rassen ist eine Tatsache. Sie ist keine Abstraktion unseres Denkens, sondern eine an Millionen Menschen erkennbare Wirklichkeit.

2. Es gibt Rassen im weiteren und im engeren Sinne. Als Rasse im weiteren Sinne sind z. B. die Weißen anzusehen, als eigentliche Rassen jedoch die Nordische, mediterrane, dinarische usw. Rasse.

3. Der Rassebegriff ist ein rein biologischer Begriff.

4. Die gegenwärtige Bevölkerung Italiens ist in ihrer Mehrheit arischen Ursprungs und von arischer Kultur.



5. Seit dem Langobardenzug ist kein Element mehr nach Italien geflossen, welches das rassische Erscheinungsbild der Nation wesentlich zu beeinflussen vermochte. Die 44 Millionen Italiener von heute gehen daher in überwältigender Mehrheit auf Geschlechter zurück, die schon vor 1000 Jahren in Italien lebten.
6. Es gibt somit eine ‚reine italienische Rasse' (im italienischen Original steht dieser Ausdruck ebenfalls in Anführungszeichen. D. Verf.). Sie beruht auf der Blutsverwandtschaft, welche die Italiener untereinander verbindet.
7. Es ist Zeit, daß sich die Italiener offen als Anhänger des Rassegedankens bekennen. Die Rassenfrage darf in Italien nur von einem rein biologischen Standpunkt aus behandelt werden, ohne philosophische und religiöse Absichten. Der Rassenbegriff in Italien muß wesensmäßig italienisch, und zwar arisch-Nordisch ausgerichtet sein. Damit soll den Italienern ein körperlicher und seelischer Idealtypus aufgezeigt werden, der sich von allen nichteuropäischen Rassen unterscheidet.
8. Es ist notwendig, eine genaue Scheidung zwischen den europäischen Mittelmeervölkern einerseits und den Orientalen und Afrikanern andererseits vorzunehmen.
9. Die Juden gehören nicht zur italienischen Rasse. Die Juden stellen die einzige Bevölkerungsgruppe dar, die sich in Italien nie assimiliert hat, da sie aus nichtarischen Rassenelementen zusammengesetzt ist, die absolut von jenen Elementen verschieden sind, welche dem italienischen Volke zugrunde liegen.
10. Die körperlichen und seelischen rein italienischen Wesenszüge der Italiener dürfen in keiner Weise verändert werden. Nur eine Vereinigung mit den europäischen Rassen ist zulässig. Der rein europäische Charakter der Italiener wird durch die Vermischung mit jeder außereuropäischen Rasse, die eine von der tausendjährigen arischen Kultur verschiedene Kultur trägt, verändert."

Die Formulierung dieser Grundsätze einer faschistischen Rassepolitik ist, wie man sieht, aus italienischem Geiste erwachsen. Bemerkenswert ist dabei die Anerkennung der arisch-Nordischen Richtung, die für den italienischen Rassegedanken zugrunde gelegt wird.

An Hand dieser 10 Leitsätze erkennt man auch die Gründe, die Italien zu der jetzt immer mehr in den Vordergrund tretenden Rassenpolitik geführt haben: Es ist einmal die unmittelbare Berührung Hunderttausender von Italienern mit den Bewohnern des von Mussolini eroberten Imperiums Abessinien, also die unmittelbar praktische Erfahrung, die zur Festlegung des Grundsätzlichen führte, wie es besonders in den Punkten 8. und 10. zum Ausdruck kommt.

Vor allem aber bildet das Judenproblem eine der Haupttriebkräfte für die italienische Rassenpolitik. Die scharfe Abgrenzung des italienischen Volkes gegen das Judentum, wie sie besonders die Punkte 8, 9 und 10 zeigen, ist nicht zuletzt eine Folge jener Erfahrung, die der Parteisekretär Starace in die Worte kleidete: „Juden haben in jeder Nation den Generalstab des Antifaschismus gebildet." Innerhalb des italienischen Volkes selbst spielten die Juden eine weit geringere Rolle als etwa in Deutschland, zumal auch ihr zahlenmäßiger Anteil an der Gesamtbevölkerung dort weit niedriger ist als bei uns. Gibt es doch in Italien nur etwa 50 000 Juden.

Das italienische Rassenmanifest hat in der ganzen Welt beträchtliches Aufsehen und bei den Feinden jeder völkischen Weltanschauung heftige Gegnerschaft hervorgerufen. Aber auch in den sogenannten demokratischen Ländern waren die Angriffe nicht weniger massiv. Hier vor allem aus politischen Gründen: Hatte man doch gehofft, das wachsende Einverständnis zwischen den beiden großen Nationen dadurch zu unterbinden, daß man eine „tiefe weltanschauliche Kluft" zwischen dem nationalsozialistischen Rassengedanken und der faschistischen Idee konstruierte. Nun sah man seine Felle davonschwimmen und sich um eine politische Hoffnung betrogen.

Das Geschrei der Gegner in aller Welt hat das italienische Volk nicht im geringsten erschüttert. „Wisset — und jeder soll es wissen —, daß wir auch in der Rassenfrage unbeirrt vorwärtsschreiten werden!" Mit diesen Worten ging der Duce, ohne die Angriffe der Gegner zu beachten, an die praktische Durchführung der italienischen Rassengrundsätze. Waren schon kurz vorher von der faschistischen Regierung Gesetze erlassen worden, um die Vermischung der weißen mit der farbigen Bevölkerung des

Imperiums zu verhindern, so wurden diese Maßnahmen jetzt noch schärfer gefaßt. Gleichzeitig nahm das faschistische Kolonialinstitut in Rom zahlreiche Untersuchungen über die rassen- und bevölkerungskundlichen Verhältnisse der Eingeborenen in Italienisch-Ostafrika in Angriff. In Dschimma (Ostafrika) wurde ein „Ambulatorium für die Überwachung und Aufrechterhaltung der Rassenhygiene" eröffnet. In Italien selbst traf man die ersten Maßnahmen gegen die Juden. Die italienische Ärzteschaft wurde von Juden gesäubert. Juden werden zum medizinischen Staatsexamen überhaupt nicht mehr zugelassen. Die Aufnahme ausländischer jüdischer Studierender und Schüler an italienischen Schulen aller Art wurde verboten. Eine weitere Säuberung der italienischen Hochschulen von Juden steht bevor. Fortan werden Juden im öffentlichen Leben des Staates nur in ihrem Verhältnis zur Gesamtstärke, d. h. im Verhältnis 1 : 1000 zugelassen werden. In der italienischen Öffentlichkeit wird bereits das Verbot italienisch-jüdischer Mischehen gefordert. Jüdischen Emigranten, die in letzter Zeit in hellen Scharen aus Österreich kamen, verweigert man den Aufenthalt in Italien. Zur Durchführung und Propagierung der rassenpolitischen Maßnahmen wurde eine Abteilung des Ministeriums des Inneren in eine „Generaldirektion für Demographie und Rasse" umgewandelt. Der Ministerrat beschloß ferner, die Errichtung eines Instituts für Rassenpflege. Vom Generalsekretär der faschisti-Partei wurden fünf ausführliche Richtlinien erlassen, nach denen das „Istituto Nazionale di Cultura Fascista" seine rassenpolitischen Studien aufbauen wird. Am 1. August erschien unter dem Schutze der Partei und des Ministeriums für Volkskultur die erste italienische Rassenzeitschrift unter dem Titel „Die Verteidigung der Rasse". Der Direktor dieser Wochenzeitschrift ist Telesio Interlandi, ein Faschist der ersten Stunde, der schon seit jeher in Italien als Vorkämpfer des Rassengedankens gilt. Parteisekretär Starace ordnete gleichzeitig in einem Tagesbefehl die Verbreitung der Zeitschrift durch die Parteiorganisation an.

Durch alle diese gesetzlichen und propagandistischen Maßnahmen wird das faschistische Italien bald auch jenes in einer amtlichen Verlautbarung aufgezeigte Ziel erreichen, nämlich „das Rassebewußtsein zum geistigen Gut des gesamten italienischen Volkes zu machen".

Paul Erich Buettner

Die erste Ostmarkschau hat ihre Tore geöffnet

In der Zeit vom 27. August bis 4. September findet das Welser Volksfest statt. Durch seine Verbindung mit der Landesschau Ostmark des Reichsnährstandes hat es nunmehr ganz neuartige Bedeutung.

Erstmalig bringt der Reichsnährstand in der Ostmark auf der Landesschau die Probleme der nationalsozialistischen Agrarpolitik zur Darstellung. Im Mittelpunkt steht die Behandlung der weltanschaulichen Fragen, die die Agrarpolitik des Dritten Reiches bestimmen, wobei vor allem ihre Zielsetzung zum Ausdruck kommt.

Entsprechend dieser weltanschaulichen Ausrichtung der Landesschau hat der Reichsnährstand ein eigenes Haus auf dem Ausstellungsgelände errichtet, in dem die Lehrschauen untergebracht sind, die die großen volkspolitischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge in leicht verständlicher Form darstellen.

In einer historisch-kulturellen Lehrschau „Der deutsche Bauer in der Ostmark" wird zunächst die wechselvolle Geschichte des ostmärkischen Bauerntums vor Augen geführt, das immer das feste Bollwerk war gegen von außen heranstürmende, das Volkstum zersetzende Kräfte. — Die sich anschließende Darstellung des Bauerntums als Blutsquell des Volkes stellt den bevölkerungspolitischen Wert eines gesunden Landvolkes heraus, das durch das Reichserbhofgesetz und die Neubildung deutschen Bauerntums in Verbindung mit der Schaffung einer bodenverwurzelten Landarbeiterschaft im nationalsozialistischen Staat eine weitgehende Förderung erfährt. — Die Gegensätzlichkeit des liberalistischen Marktgeschehens und der Marktordnung des Reichsnährstandes kommt in einer weiteren Schau zum Ausdruck. Hier zeigt sich, daß ein übersichtlicher und geordneter Markt dem Bauern seine Existenz sichert, während der Verbraucher vor Übervorteilungen eines auf dem liberalistischen Markt tätigen Spekulantentums bewahrt und somit die Ernährung des gesamten deutschen Volkes auf eine sichere Grundlage gestellt wird. — Die abschließende Darstellung der Erzeugungsschlacht faßt nochmals die Aufgaben des deutschen Bauerntums für die Nahrungssicherheit des Volkes zusammen, wobei die sich insonderheit für den ostmärkischen Bauern ergebenden Aufgaben gezeigt werden.

Werden in dem Haus des Reichsnährstandes die grundlegenden weltanschaulichen Fragen herausgestellt, so machen verschiedene Sonderschauen den Besucher mit den technischen Aufgaben und Möglichkeiten des Landbaus, der Pflege und Behandlung der Pflanzen und dem Einsatz landwirtschaftlicher Maschinen vertraut, wobei sie gleichzeitig vielseitige Anregungen für eine Leistungssteigerung im einzelnen Betrieb geben.

So beweisen die Landesschau dem ostmärkischen Bauern, daß er durch die nationalsozialistische Agrarpolitik wieder bedeutsame Aufgaben im Leben seines Volkes zu erfüllen hat. Diese Gewißheit wird ihn aber zur äußersten Kraftenfaltung anspannen, zu seinem Teil den Kampf um die Nahrungsfreiheit aufzunehmen und mitzumarschieren in der großen Gemeinschaft des gesamten deutschen Volkes.

Schwarz

Buchbesprechungen

Alfred Rapp: „Die Habsburger." Franck'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1936, 282 S., 6,50 RM.

Als vor wenigen Monaten mit der Heimkehr Deutsch-Österreichs in das Reich die unnatürliche Zerreißung des deutschen Volkes in zwei Reichsteile ihr Ende fand, da tauchte bei ungezählten Volksgenossen auch die Frage nach dem Grund für diese durch den Führer endlich beseitigte Spaltung des deutschen Volkskörpers auf. Denn das Eine war einem jeden rasch ersichtlich: Weder die deutschen Menschen des Altreichs noch die Deutsch-Österreichs konnten Schuld an diesem verhängnisvollen Zustand gehabt haben. War doch im Volke selbst, in Nord und Süd, in Ost und West, der Reichsgedanke von jeher lebendig und die Einheit Jahrhunderte hindurch der Wunschtraum jedes wahrhaft deutschen Menschen. Der Karlsruher Historiker Alfred Rapp hat die wahren Schuldigen an dieser „Tragödie eines halben Jahrtausends deutscher Geschichte" — so lautet der Untertitel seines bereits vor dem Anschluß erschienenen Buches — geschildert. Jenes Fürstengeschlecht, das jahrhundertelang die Geschicke Deutschlands bestimmt und nicht weniger als 20 Kaiser und Könige auf den deutschen Thron entsendet hat, hat nach R. die Bildung eines deutschen Nationalstaates und eines deutschen Nationalbewußtseins vereitelt. Weil dieses Haus Habsburg, das Reich allzu oft nur als Mittel für sein Streben nach Welt-Kaisertum und Hausmacht-Politik benutzend, eine Dynastie ohne Volk und nur eine Dynastie war, litt das deutsche Volk unter der Spannung, die sich von Kaiser Maximilian bis Bismarck, ja bis in unsere Tage hinzog. Die Geschichte dieser volksgelösten Dynastie, die sich als Ganzes genommen, nicht als Deutsche und nicht als Spanier, nicht als Ungarn und nicht als Italiener fühlte, rollt in der mit meisterhafter Sprache und spannend geschriebenen Veröffentlichung Rapps vor uns ab. Nation oder Dynastie, Habsburg oder Deutschland, das ist für R., auf eine kurze Formel gebracht, das große Problem unserer Geschichte, die große historische Frage von Jahrhunderten. Habsburg, das bedeutet ihm in seinem Emporsteigen nicht nur den „Zufall in der Weltgeschichte", sondern vielmehr sogar das Verhängnis der deutschen Geschichte, das dem Volk seine Reichsidee und sein Reichsgefühl kostete, das den Zwittercharakter des alten Reiches schuf und es mit Auseinandersetzungen belastete, die wohl immer im Interesse des Erzhauses, nur allzu selten aber im Interesse des deutschen Menschen gelegen waren.

An der habsburgischen Schlüsselstellung krankte das deutsche Reich: Eine verspätete Reichsbildung, der Verlust ehemals urdeutscher Gebiete (Schweiz, Holland), ja selbst der Ausgang des Weltkrieges zeigen schlagwortartig nach dem Verfasser den über Deutschland lagernden Schatten des Hauses Habsburg, aus dem sich allerdings eine Maria Theresia und ein Joseph II. abhoben. So rollt vor uns eine düstere Tragödie ab, der der Verfasser eine fast atemberaubende Spannung verlieh. Von diesem Buch kann man wirklich sagen, was nur allzuoft gedankenlos über Neuerscheinungen geschrieben wird, daß es in die Hand weitester Kreise des Volkes gehört und in keiner öffentlichen Bücherei fehlen dürfte. Insbesondere jeder Leser von „Odal" sollte es kennen.

Dr. Sommerlad

Rudolf Jung: **„Die Tschechen“.** Volk und Reich Verlag, Berlin, 1938. 3. Auflage. 247 Seiten. Pr. kart. 4,80 RM.

In Jahresfrist ist Rudolf Jungs Tschechen-Buch bereits in der 3. Auflage erschienen. Daß der Verfasser trotz der gewaltigen politischen Geschehnisse, die während dieses Zeitraumes sich ereignet haben, diese 3. Auflage fast unverändert hat herausgehen lassen können, ist ein Beweis für den Wert seiner Arbeit. Es wird durch seinen Untertitel „Tausend Jahre deutsch-tschechischer Kampf“ charakterisiert. Es will keine Schilderung der Tschechen geben, sondern die Ursachen, die Form und den Stand des alten Kampfes gegen die deutschen Siedler darstellen. Es weist darauf hin, daß dieser Kampf auch in einem rassischen Gegensatz zwischen einem Nordisch bestimmten und einem ostischen Volke mit mongolischem Einschlag begründet ist. Jung gibt eine geschlossene, lückenlose Darstellung, sondern reiht einzelne Abschnitte aneinander, die in zwei Teilen: 1. Die Tschechen und 2. Das deutsch-tschechische Problem zusammengefaßt sind. Der Verfasser hat bereits in der Zeit der habsburgischen Monarchie in dem Abwehrkampf gestanden und bekanntlich nach der Entstehung des tschechischen Staates als nationalsozialistischer Abgeordneter und Politiker für das Selbstbestimmungsrecht der Sudetendeutschen gekämpft. So hat er genaue Kenntnisse von dem Charakter des tschechischen Volkes, von ihren führenden Politikern und ihren Einrichtungen (Presse, Banken und Vereinen) gewonnen und hat die einzelnen Ereignisse des Kampfes miterlebt. Wenn auch nicht immer ausführlich, so bringt er doch kurz und treffend alles dies zur Sprache. Gerade in unseren Tagen, in denen das sudetendeutsche Problem nicht nur das deutsche Volk, sondern die ganze Welt in Spannung hält, kann dieses Buch auch als Handbuch und Nachschlagewerk mit großem Nutzen zu Rate gezogen werden.

Bemmann

Georg Niemeier: **Die deutschen Kolonien in Südspanien.** Hamburg 1937. Verlag Conrad Behre. 126 Seiten.

Es handelt sich um eine kulturgeographische Darstellung eines ehemals deutschen Lebensraumes in Südspanien, in dem in den Jahren 1767 bis 1770 zum Wiederaufbau des verödeten Landes 6000 deutsche und flämische Bauern und Handwerker angesetzt wurden. Die Siedler stammten aus den verschiedensten deutschen Landschaften, so daß sie nicht durch ein Gefühl der Stammesverbundenheit zusammengehalten wurden. Bei dem Mangel eines nationalen Bewußtseins und infolge der bewußten Hispanisierungspolitik der Regierung (Zuzug spanischer Kolonisten, Begünstigung von Mischehen usw.), sind die deutschen Siedler in einem reichlichen Jahrzehnt vor allem sprachlich Spanier geworden. Nur geringe Spuren des Deutschtums sind noch zu finden, besonders in den Familiennamen, in einigen Volkstypen und einigen volkskundlichen Überlieferungen. Dadurch war es auch ausgeschlossen, daß sich in diesen Gegenden ein eigener, völkisch bedingter Kulturlandschaftsstil gegen die fremde physischgeographische und völkische Umwelt durchgesetzt hat. Die Untersuchung ist zugleich ein gutes Beispiel für die durchdachte spanische Kolonisierung des 18. Jahrhunderts. Besonders das Recht, nach dem die Siedler angesetzt wurden, verdient unsere Aufmerksamkeit, denn es bezweckte die Aufrechterhaltung gesunder, lebenskräftiger Siedlungen. Deshalb war die Teilung und Belastung verboten und das Landlos wurde ungeteilt vom Vater auf den Sohn oder den nächsten Verwandten oder an eine Tochter, die mit einem landlosen Bauern verheiratet war, vererbt. Bis zum Jahre 1835 sind diese Bestimmungen in Kraft geblieben und haben noch heute in der Landschaft sichtbare Spuren hinterlassen.

Bemmann

Dr. Helmut Vollweiler: **„Der Staats- und Wirtschaftsaufbau im faschistischen Italien“.** Verlag Konrad Triltsch, Würzburg, 1938, 321 S. Pr. geb. 15,— RM., br. 12,— RM.

Deutschland und Italien sind mit ihrer Neugestaltung des völkischen, staatlichen und wirtschaftlichen Lebens die beiden großen Vorbilder, die die Welt für eine Überwindung des Liberalismus mit seiner parlamentarischen Demokratie und kapitalistischen Wirtschaft kennt. Beide, Gemeinsamkeiten und Unterschiede, zu kennen, ist für alle, die politisch-weltanschaulich zu arbeiten haben, oder die sonst um der Wissenschaft halber interessiert sein müssen, überaus wichtig. So ist jeder Versuch zu begrüßen, der es unternimmt, uns die faschistische Neugestaltung vor Augen zu führen. Zu diesen Versuchen gehört das vorliegende Buch, das sich bemüht, das gesetzgeberische und organisatorische Werk, in dem der Staats- und Wirtschafts-

aufbau seinen Ausdruck findet, umfassend und genauestens darzustellen.

Die Arbeit gliedert sich in vier Teile. Der erste ist eine kurze Darstellung über die geschichtliche Entwicklung vom Risorgimento hin zum Faschismus. Sie ist ein guter Auftakt für die beiden Hauptteile über die Verfassung des Königreichs Italien und die faschistische Sozial- und Wirtschaftsverfassung.

In einem Anhang (von 125 Seiten) werden die wichtigsten Grundgesetze in italienischem Wortlaut und in deutscher Übersetzung abgedruckt.

Dieses Buch gibt jedem Leser das Material an die Hand, um den faschistischen Aufbau eingehend kennenzulernen. Es ist in seiner Art eins der besten einschlägigen Bücher, die es in Deutschland gibt.

Karl Kleeberg

Erich Keyser: **„Bevölkerungsgeschichte Deutschlands."** Verlag S. Hirzel, Leipzig 1938, 360 S. Preis br. 10,— RM., geb. 11,80 RM.

Der Verfasser, der in der Erforschung der Bevölkerungsgeschichte Deutschlands schon seit langem bestens bekannt ist, hat den Versuch gewagt, in einem zusammenfassenden Überblick die Frage nach dem Werden des deutschen Volkskörpers zu beantworten. Wohl ist er sich selbst darüber klar, daß zur Beantwortung dieser Frage noch viele Vorarbeiten fehlen. Allein trotzdem muß diese Neuerscheinung begrüßt werden, weil wir auf dem Standpunkt stehen, daß ein neues Forschungsgebiet — nachdem wenigstens gewisse Unterlagen geschaffen worden sind — zu einem bestimmten Zeitpunkt einen Mann erfordert, der erst einmal die Grundlinien dieses Forschungszweiges umreißt, der aufzeigt, welche Aufgaben sich ergeben und der die Zusammenfassung der bisherigen Arbeitsergebnisse unternimmt. Daß Keyser der richtige Mann gewesen ist, lehrt dieses neue Buch, wie es zugleich beweist, daß der geeignete Augenblick für einen solchen kühnen Wurf gekommen war. Zu leicht hätte sich sonst die junge bevölkerungsgeschichtliche Wissenschaft in eine kaum wiedergutzumachende spezialistische Einzelgängerei aufgelöst. Es wäre auf Grund dieser einmal notwendigen Überlegungen bitteres Unrecht an dem Verfasser, wollten wir sein mutiges Buch in Einzelheiten einer nörgelnden Kritik unterziehen. Ergänzungen und Berichtigungen, die K. selbst in seinem Vorwort erbittet, sind nicht Aufgabe einer Anzeige seiner Veröffentlichung, der wir uns hier mit Freude unterziehen konnten. Von der Urzeit bis zur Gegenwart ist jedenfalls das Wichtigste über die Bevölkerungsentwicklung Deutschlands zusammengetragen, wobei insbesondere die Veränderung des Bevölkerungsraumes und der Wechsel der ständischen Gliederung herausgearbeitet werden. Aber auch der Zustrom fremden, vor allem des jüdischen Blutes in den deutschen Volkskörper ebenso wie die Verstädterung, die Aus- und Binnenwanderung, der Geburtenrückgang und vieles andere, werden in einzelnen Abschnitten eingehend geschildert. Kurz: Eine hier nicht einmal stichwortartig zu umreißende Fülle von außerordentlich interessanten Vorgängen der deutschen Bevölkerungsgeschichte aller Epochen wird vor dem Leser ausgebreitet. Umfangreiche Literaturangaben offenbaren die wissenschaftliche Gründlichkeit der auch stilistisch wohl abgewogenen Betrachtung, die ihren Zweck, die Einsicht in die ewige Gemeinschaft aller Deutschen zu fördern, voll und ganz erreicht. Mit einem Satz: Die Bevölkerungsgeschichte Deutschlands von Erich Keyser ist eine außerordentliche Bereicherung unserer geschichtlichen Literatur, wie sie für nicht abzusehende Zeit das Standardwerk einer neuen, unendlich wichtigen Forschungsrichtung bleiben wird.

Dr. Bernhard Sommerlad

Dr. rer. pol. P. J. Deneffe: **Die Berechnungen über die künftige deutsche Bevölkerungsentwicklung.** Eine vergleichende Darstellung. Hans Buske-Verlag, Leipzig. Frankfurter Wirtschaftswissenschaftliche Studien. Br. 7 RM.

Das vorliegende Werk ist zuerst einmal von einem Statistiker für Statistiker geschrieben, stellt die Aufgaben der Berechnungen über die voraussichtliche künftige Bevölkerungsentwicklung dar, untersucht das Idealprogramm, das sich solche Berechnungen stellen können, und das Realprogramm, das solche Berechnungen sich aufstellen müssen, wenn sie für die Praxis von Wert sein sollen. Eingehend untersucht der Verfasser die verschiedenen Methoden der Berechnungen über die voraussichtliche künftige Entwicklung der deutschen Bevölkerung, lehnt dabei die angelsächsische Methode der Extrapolation ab und prüft die Methode der jahrgangsweisen Fortschreibung.

Während der Statistiker sich mehr mit der sehr eingehenden Darstellung der verschiedenen Berechnungsmethoden und Formeln beschäftigen wird, sind ganz allgemein von Bedeutung die

sehr genauen Vergleiche der Ergebnisse der Berechnungen über die voraussichtliche künftige Bevölkerungsentwicklung, die hier zum ersten Male zusammengestellt sind. Das Bild ist ein ernstes — bis zum Jahre 1950 wird die Bevölkerungszahl sich zwar noch vergrößern, aber mehr durch Rückgang der Sterblichkeit als durch Geburtenzunahme —, wenn nicht, was wir hoffen müssen, sich die Zahl der Geburten weiter steigern läßt, denn solche willensmäßigen Eingriffe in die Bevölkerungsentwicklung, wie sie etwa ein noch weiter gesteigerter Wille zum Kind darstellen würden, lassen sich erfreulicherweise ja nicht in der Wirkung vorausberechnen. Hier ist die Möglichkeit gegeben, das bis heute noch durchaus nicht befriedigende Ergebnis der Berechnungen über die künftige deutsche Bevölkerungsentwicklung zu korrigieren. Das fleißige Buch verdient Interesse und Aufmerksamkeit. Prof. Dr. Johann v. Leers

Horst v. Katte: **„Niedersachsenadel".** Soziologische und bevölkerungspolitische Untersuchungen der niedersächsischen Geschlechter mit adliger Tradition. Jena 1938. Verlag Gustav Fischer. Pr. br. 8,— RM

Wie der Untertitel der Arbeit angibt, geht der Verfasser von einer sozial- und bevölkerungsbiologischen Fragestellung aus. Zur Beantwortung der Frage, wie sich der Adel in einem geschlossenen Gebiet im 19. und 20. Jahrhundert biologisch und seiner Lebensleistung nach entwickelt und bewährt hat, wurden 268 Geschlechter untersucht. Die Auswahl der Familien erfolgte danach, ob Veröffentlichungen über die Sippen vorlagen. Da diese für einen Teil fehlten, konnte nicht der gesamte niedersächsische Adel berücksichtigt werden, doch soll der Ausfall nur gering sein. Von den 268 Geschlechtern waren 224 oder 84 v. H. durch Landbesitz an Niedersachsen gebunden, nur 44 waren „nichtlandgesessene" Geschlechter. Der hohe Anteil des bodenverbundenen Adels mag das Untersuchungsergebnis ebenso mitbestimmt haben, wie die Auswahl eines Kerngebietes der nordischen Rasse. Es wäre wichtig, zu erfahren, wieweit sich die Erfahrungen der Untersuchung für den gesamten Adel verallgemeinern lassen, oder ob nicht, was wahrscheinlicher ist, der „Niedersachsenadel", besonders durch die hier untersuchte stark ländliche Gruppe, eine Sonderstellung einnimmt.

Auffallend ist bei einer Bearbeitung der Ehen, wie hoch der Prozentsatz der Heiraten mit nichtadligen Frauen war (41,3 v. H.). Schon hiernach ist wohl anzunehmen, daß die untersuchte Adelsgruppe nicht für den gesamten deutschen Adel „repräsentativ" ist. Das Heiratsalter von Männern und Frauen ist im Durchschnitt höher als in den meisten anderen Volksgruppen, dürfte aber etwa dem in beruflich gleichen Schichten entsprechen. — Die Kinderzahl betrug in allen Generationen im Durchschnitt 2,66 je geschlossene Ehe oder 3,35 je fruchtbare Ehe. Zur Gegenwart hin sinkt sie, infolge des Geburtenrückganges (von 4,74 auf 2,26 je fruchtbare Ehe) beträchtlich ab. Sie ist bei Grundbesitzern am höchsten, bei Soldaten am niedrigsten. Neben dem Beruf des Mannes ist auch die Herkunft der Frau von Bedeutung. In den Ehen, in denen die Frau vom Lande stammte, kamen durchschnittlich 3,12 Kinder auf eine geschlossene oder 3,72 auf eine fruchtbare Ehe, während Frauen städtischer Herkunft im Durchschnitt nur 2,36 bzw. 3,10 Kinder hatten. Auch hierin zeigt sich die allgemeine Erfahrung, daß Familien städtischer Herkunft oder in der Stadt lebende Ehepaare wenigstens in der Anfangszeit des Geburtenrückganges gegenüber den Tendenzen der Geburtenbeschränkung anfälliger waren. —

Die Arbeit von v. Katte ist ein sachlich geschriebener Beitrag zur Wertung des Adels in seiner biologischen Bedeutung und seinen völkischen Leistungen und ist gerade unter dem Gesichtspunkt einer Neuschaffung eines Adels zu begrüßen. Wenn der Verfasser aber die politische Bedeutung des Adels aus seiner Betätigung im Staatsdienst ableitet und die größere Ausstattung mit Landsitz damit rechtfertigt, daß der Adel nur so seine politischen und militärischen Aufgaben erfüllen konnte, so ist diese These zwar vielleicht für die niedersächsische Geschichte überzeugend, läßt aber für die Gegenwart manche politische Frage aufwerfen.

Wülker

Fritz Martiny: **Die Adelsfrage in Preußen vor 1806 als politisches und soziales Problem.** Beiheft 35 zur Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1938, 118 Seiten. Preis br. 5,80 RM.

An dem Beispiel des kurmärkischen Adels will der Verfasser in der Entwicklung des Adels den Abschnitt klären, „in dem der Adelsstand sein selbstverständliches Dasein verlor und zu einem

Problem wurde für sich selbst, für seine Mitstände und für den Staat". Der Ausgangspunkt seiner Untersuchung ist die starke Bodenentfremdung des Adels am Ende des 18. Jahrhunderts durch den Verfall des Lehnsverbandes, der starke Verschuldung und häufigen Verkauf der Güter bewirkte und zu einem immer stärkeren Überwiegen des ungebundenen Besitzes führte, eine Entwicklung, welche die Mobilisierung des adligen Grundbesitzes wiederum steigerte. Den zweiten Hauptgrund sieht der Verfasser in der erlahmenden ständischen Energie des Adels und kommt zu dem Ergebnis, daß der Adel innerhalb seines ständischen Wirkungskreises seiner Standespflicht, sich in öffentlichen Ämtern auszuzeichnen, nicht mehr genügte. „Sein Wille zur politischen Auszeichnung war zwar nicht erloschen, aber ermüdet." Das beigebrachte Tatsachenmaterial ist an sich überzeugend; doch bringt es wohl die örtliche Beschränkung der Untersuchung mit sich, daß in ihr das geistige Ringen um eine zeitgemäße Adelsreform so gut wie gar keine Berücksichtigung findet. Immerhin bietet die Kurmark auch in dieser Beziehung ein beachtliches Beispiel. Der Umstand, der mit die stärkste Beachtung der zeitgenössischen Reformbestrebungen fand, war die Überfüllung der öffentlichen Ämter durch den nicht-landbesitzenden Adel, die Entstehung eines „Adelsproletariats". Auch in dieser Beziehung ist das Tatsachenmaterial, das der Verfasser beibringt, recht aufschlußreich. Die zeitliche Begrenzung der Untersuchung läßt naturgemäß eine Reihe wichtiger Fragen offen. Der Verfasser übersieht sie nicht, sondern überläßt sie bewußt späterer Forschungsarbeit. Trotzdem darf er beanspruchen, einen wichtigen Beitrag zur Gesamtgeschichte des Adels und damit des deutschen Volkes geliefert zu haben.

Günther Pachna

Handbuch der Deutschen Volkskunde. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Peßler, Direktor des Vaterländischen Museums Hannover. 324 S. 305 Kunstdruck-Textbilder, Bilderbeilagen und zahlreiche Vierfarbentafeln. Preis pro Lieferung 1,80 RM. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam.

Das vorliegende Handbuch der Deutschen Volkskunde, das noch nicht abgeschlossen ist, hat sich die Aufgabe gestellt, den gesamten Rahmen der volkskundlichen Dinge zu untersuchen.

Die erste Lieferung bringt eine Darstellung der volkskundlichen Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande, der Wasserstraßen, Stege, Brücken, der verschiedenen Wagenformen, Zug- und Traggeräte, Schlitten u. a. Volkskunst und Volksindustrie wird eingehend dargestellt, und zwar an der Hand der Werkstoffe, also Holzschnitzerei, Ton und Keramik, Flechtkunst, Metallbearbeitung und Schmuck. In der zweiten Lieferung wird dies Thema fortgesetzt und außerdem die sehr merkwürdige Erscheinung der Tatauierung, in der der Bearbeiter mit Recht wohl einen fremden Import sieht, dargestellt. In der sechsten und siebenten Lieferung finden wir die Volkstracht mit sehr guter Bebilderung behandelt; besonders erfreulich ist, daß in der zehnten Lieferung dann auch die Volkstrachten des Deutschtums jenseits der Grenzen dargestellt werden. In der gleichen Lieferung finden wir die deutsche Volksnahrung behandelt. Hier darf vor allem auf die Gebildbrote und ähnliche Formen des Brauchtums in der Nahrung verwiesen werden. Knapp, aber erschöpfend ist die Darstellung der Siedlungsformen (Lieferung 10 und 13); erfreulich auch die Behandlung von „Bauerngarten" und „Bauernhaus"; hier hätte man wünschen sollen, daß auf die Frage des Fortlebens von Runen im Bauwerk Bezug genommen wäre. Volkssprache, deutsche Eigennamen in volkskundlicher Betrachtung (mancher wird dabei zu einer Deutung seines Namens kommen) werden geschildert.

Bei der Darstellung des Brauchtums erscheint mir allerdings das Jahreslaufbrauchtum ein wenig zu stark durch die Auffassung der dämonologischen Schule überdeckt zu sein; immerhin bringt auch dieser Abschnitt viel Wertvolles und Gutes, wenn auch unverständlich bleibt, warum dort immer von der Abwehr der Dämonen die Rede ist, wo wir in Wirklichkeit von solchen gar nicht soviel aus der germanischen Überlieferung wissen. Die zahlreichen Drachenkämpfe als Feiern des Sieges der Kirche über den alten Glauben darzustellen, erscheint mir geradezu unrichtig. Sachlich bieten diese Abschnitte über Sitte und Brauch sehr viel — die Meinung des Bearbeiters aber, daß es sich hier überall um Zauber und Geisterabwehr handeln müsse, statt hierin eine Jahressymbolik zu erkennen, erscheint mir nicht einleuchtend. Christliches und heimisches Brauchtum hätten wohl stärker getrennt werden sollen. Das gilt auch von der Behandlung des Brauchtums im Lebenslauf, die manches Gute bringt. Bei der Darstellung des Brauchtums der Gemeinschaften

hätte vielleicht auf das Brauchtum der alten Zünfte noch näher eingegangen werden sollen. Viel Schönes bietet der Abschnitt über Kinderspielzeug, Volksspiele, Volksmusik und über den Tanz. Das Märchen in seiner Entwicklung, auch in seinem Zusammenhang mit dem Märchen der anderen europäischen Völker, die Sage — hier hätte wohl die gewaltige Sagensammlung Wossidlos näher herangezogen werden sollen! — sind gut und lebendig behandelt. Vielleicht hätte man wünschen sollen, daß das Märchen und die Sage als Geschichtsquelle — und es ist ja eine Menge „alten Wissens" in ihnen verborgen — näher behandelt worden wären.

Es ist schwer, die einzelnen Lieferungen erschöpfend zu behandeln; wir finden eine gute Darstellung nicht nur der Geschichte der Volkskunde, des deutschen Lebensraumes, der Natur und Kulturlandschaft, der Frühgeschichte, wie auch eine knappe Geschichte des deutschen Volkstums, bei der die Auseinandersetzung zwischen heimischem Wesen und Christianisierung übrigens recht gut getroffen ist.

Alles in allem wird diese Arbeit, sowohl, wo man im einzelnen gern zustimmt, wie dort, wo man anderer Meinung ist, allein schon durch ihre außerordentliche Reichhaltigkeit mit Recht zu begrüßen sein. Dieses Handbuch der Deutschen Volkskunde wird sich viele Freunde und hoffentlich auch viele Leser erwerben.

Prof. Dr. Johann v. Leers

Das Dorf, seine Pflege und Gestaltung. Herausgegeben vom Reichsorganisationsleiter der NSDAP. durch die Arbeitsgemeinschaft „Heimat und Haus". Bearbeitet von W. Lindner, E. Kulke, F. Gutsmiedl u. a. Verlag Georg D. W. Callwey, München, 1938. 235 S. mit 515 Abb. Preis kart. 7,80, gebunden 9,50 RM.

Es ist eine wahre Freude, dieses ausgezeichnete Buch in die Hand zu nehmen, um daraus Nutzen zu ziehen. Denn Nutzen wird jeder, der, angeleitet durch die sehr eindrucksvollen Beispiele, seine Augen aufmacht, um seine eigene Umgebung nun einmal kritisch zu betrachten, von diesem Buch haben. Es ist ja nicht nur für den Baufachmann oder Handwerker geschrieben, sondern soll und kann jedem eine Quelle der Belehrung, der Bereicherung und Schulung seines Geschmacks und sicheren Urteils sein. Es ist erstaunlich, mit welcher Umsicht und Sorgfalt der umfangreiche Bilderteil zusammengetragen ist. Einer Fülle von Beispielen verantwortungsbewußter und artgemäßer bodenständiger Bauernkultur sind die Entgleisungen und Geschmacklosigkeiten gegenübergestellt, die heute leider auch nur zu häufig schon in den deutschen Dörfern zu finden sind.

Das Buch will ein richtungweisender Helfer zur Festigung und Wiedererweckung bäuerlicher Baugesinnung sein, und gibt eigentlich auf alle vorkommenden Fragen Antwort. Dorfbild und Siedlungsform, Haus- und Hofbauten, Zäune und technische Zweckbauten, Friedhof und Grabkreuz, Baum- und Heckenschmuck, Wegweiser, Bauerngärten, Hauszeichen, Hausrat und Tracht, Flurbereinigung und Flußbegradigung, kurz alles das, was irgendwie zum Dorf oder dem dörflichen Leben und seinem Ausdruckswillen gehört, hat hier seine Behandlung gefunden. Dabei ist bewußt darauf verzichtet worden, etwa eine Art fachliche Baulehre zu geben, trotzdem auch eine Fülle praktischer Bauanleitungen sowie technischer Fingerzeige usw. nicht fehlen.

Besonders wertvoll für die Praxis ist es auch, daß brauchbare Vorschläge für die rücksichtsvolle Eingliederung notwendiger technischer Anlagen in das Dorf- und Landschaftsbild gemacht werden. Sie werden sicherlich dazu beitragen, daß manche Fehler der Vergangenheit in Zukunft vermieden werden. Seite um Seite, Bild für Bild dieses vorzüglich ausgestatteten Buches sollten alle die, die es angeht, eingehend studieren. Ihr Urteil wird sich schärfen, und ein jeder wird aus innerster Überzeugung dazu beitragen, daß das deutsche Dorf Heimstätte echter bäuerlicher Gesittung bleibt.

Rolf Helm

Heinrich Hunke: **„Grundzüge der deutschen Volks- und Wehrwirtschaft."** Verlag Haude u. Spenersche Buchhandlg. Max Paschke, Berlin, 1938. Pr. geb. 4,— RM., kart. 2,80 RM. 2. Auflage.

In der Wirtschaftspolitik des Nationalsozialismus ist die entscheidende Erkenntnis verankert, daß die Wirtschaft ein Teilgebiet des gesamten völkischen Lebens ist. Hunke gibt einleitend in seinem 100 Seiten starken Buch diesen grundsätzlichen Gedanken wieder. Dabei weist er vor allem auf die Bedeutung hin, die der Wandel der Wirtschaftsgesinnung für die Ausrichtung des gesamten Wirtschaftsgeschehens hat. In den folgenden Abschnitten stellt er in einer einfachen und klaren Form dar, auf welchen wesentlichen Grundpfeilern die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik aufbaut. Ob es sich dabei um das Recht auf Arbeit, die Be-

deutung des Leistungswettbewerbes, um die Aufgaben des Unternehmers oder um das Verhältnis von Leistung und Eigentum handelt, alle diese Fragen findet der Leser in dem Buch beantwortet. Das Schlußkapitel zeigt in seiner Dreiteilung Friedenswirtschaft, Kriegswirtschaft und Wehrwirtschaft, daß die völkischen Lebensnotwendigkeiten es erforderlich machen, jede Volkswirtschaft auch in Friedenszeiten für jede Möglichkeit bereitzumachen. Dem Verfasser kommt es dabei weniger darauf an, zu zeigen, welche Methoden und Mittel zur Verwirklichung dieser neuen Wirtschaftspolitik eingesetzt worden sind, sondern sein Streben geht dahin, ihr Wesen aufzuzeigen. Die Tatsache, daß die erste Auflage bereits nach kurzer Zeit vergriffen war, läßt erwarten, daß dem Buch auch in Zukunft ein großer Leserkreis sicher ist.

Dr. Albers

Dr. H. L. Fensch und Dr. K. Padberg: **„Eigenverbrauch und Marktleistung der deutschen Landwirtschaft."** Reichsnährstand-Verlags-Ges. m. b. H., Berlin N 4. 185 Seiten, kart. 3,— RM.

Das Buch gibt einen umfassenden Überblick über den Eigenverbrauch und die Marktleistung der deutschen Landwirtschaft für die Jahre 1934/35 und 1936/37. Nach einer Einführung in die angewandte Methodik werden die einzelnen zur Untersuchung herangezogenen Erzeugnisse auf ihre Verwendung für den Eigenverbrauch und die Marktleistung dargestellt. Daran schließt sich eine Zusammenfassung der gefundenen Ergebnisse der Marktleistung an, aufgeteilt in Betriebsgrößenklassen und Wirtschaftsgebiete. Der nächste Abschnitt dient der Wiedergabe der Erzeugungsleistung der deutschen Landwirtschaft, unter der die Verfasser die Marktleistung und den Anteil der Selbstversorgung verstehen, der der Ernährung des Erzeugers dient. Auch die Verteilung der Futtermengen auf die verschiedenen Tierarten wird dargelegt. Im Anhang gibt ein umfangreiches Tabellenwerk Aufschluß über die Untersuchungen in den einzelnen Landesbauernschaften.

Die vorliegende Arbeit fußt nicht nur auf der amtlichen Agrarstatistik, sondern in ihr sind alle bisher vorliegenden Ergebnisse der Buchführung und der Marktstatistik des Reichsnährstandes verwertet. Dadurch war es vor allem möglich, die Betriebszusammenhänge in weit größerem Ausmaß statistisch zu erfassen, als es früher mit der amtlichen Statistik möglich war. Aus Mangel an verläßlichen Unterlagen erstreckt sich die Untersuchung nicht auf die gesamte landwirtschaftliche Erzeugung, sondern sie erfaßt rund 86 vH. der Marktleistung. Trotzdem erfüllt sie ihren Zweck; denn sie vermittelt neben der gesamten Leistung der einzelnen Landesbauernschaften auch Unterlagen über die Erzeugung und ihre Verwendung in den einzelnen Betriebsgrößenklassen.

Um zu verhindern, daß aus den gefundenen Erkenntnissen falsche Schlußfolgerungen über die Marktleistung von Groß- und Kleinbetrieben gezogen werden, wäre es jedoch zweckmäßig gewesen, die Gründe, die einem solchen Vergleich im Wege stehen, in der Einleitung unter Bezugnahme auf die im Text folgenden Erläuterungen scharf herauszustellen.

Dr. K.-H. Althoff

„Der Kampf ums Brot." Von Dr. Wolfgang Clauß, Oberregierungsrat und Pressereferent im Reichsernährungsministerium. Reichsnährstand Verlags-Ges. m. b. H., Berlin N 4. 198 S. Preis kart. RM. 1,50.

Es entspricht zweifellos einem Bedürfnis, die deutsche Ernährungswirtschaft in ihrer geschichtlichen Entwicklung, ihrem Aufbau, ihrer Zielsetzung und in ihren Erfolgen in allgemein verständlicher Weise darzustellen, zumal eine Ergänzung, Erweiterung und Neugestaltung des bisher über dieses Wirtschaftsgebiet erschienenen Materials, wie es letztmalig etwa in der Schrift von Korte-Herrmann „Deines Volkes Nahrungssorgen" Verwendung fand, notwendig erscheint.

Man muß dem Herausgeber der Schrift dafür dankbar sein, daß es ihm unter Hinzuziehung von Fachkennern aus dem Reichsnährstand und dem Ernährungsministerium gelungen ist, nicht nur die sich aus dem Ringen um Deutschlands Nahrungsfreiheit ergebenden allgemein interessierenden Probleme klar aufzuzeichnen, sondern darüber hinaus ein wichtiges Nachschlage- und Informationsmaterial auch über Einzelgebiete für denjenigen zu schaffen, der sich laufend mit agrarpolitischen und ernährungswirtschaftlichen Fragen befassen muß.

Althoff

Wilhelm Saure: **Das Reichserbhofgesetz.** Ein Leitfaden zum Reichserbhofgesetz. 5. (neubearbeitete) Auflage. Reichsnährstand-Verlags-G. m. b. H., Berlin, 1938. 252 Seiten. Preis kart. 3,50, Leinen 4,50 RM.

Es ist sicher nicht zuviel gesagt, wenn man von dem bekannten Leitfaden zum Erbhofrecht

von Saure behauptet, daß er eine wichtige agrarpolitische Mission erfüllt hat und noch täglich erfüllt. Wie keine andere Veröffentlichung auf dem Gebiet des Erbhofrechts hat dieses Erläuterungsbuch, das nun das 160. Tausend überschritten hat, weit über den Bereich der Rechtswahrer und juristischen Fachwelt hinaus den Weg in breiteste Volkskreise gefunden und mit großem Erfolge für das Verständnis des neuen Bauernrechts geworben, seine schicksalhafte Bedeutung und Notwendigkeit für die Erhaltung eines gesunden Bauerntums klargemacht und unzähligen Ratsuchenden die richtige Einstellung für die Beurteilung ihres eigenen „Falles" vermittelt.

Diesen beispiellosen Erfolg innerhalb des erbhofrechtlichen Schrifttums verdankt das Buch in erster Linie der Tatsache, daß es jede Anlehnung an die bisherige juristische Kommentierungsweise, die von jeher ein nicht unwesentliches Hemmnis für die Volksnähe des Rechts war, vermieden hat und in klarer, einprägsamer Sprache zum Verständnis auch des juristisch nicht geschulten Lesers vordringt.

Wer um die Klippen und Schwierigkeiten bei der Lektüre eines „Kommentars" weiß, wird froh darüber sein, daß der Bauer, wenn er sich über sein Recht unterrichten will, in dem Leitfaden von Saure ein seinem schlichten und natürlichen Denken so nahestehendes, zuverlässiges Erläuterungsbuch zur Seite hat.

Als weiterer Vorzug des Büchleins sticht seine kompromißlose Klarheit in der Aufzeigung der politischen und agrarpolitischen Zielsetzung des neuen Bauernrechts und die unbeirrbare Konsequenz in der Behandlung der grundsätzlichen und entscheidenden Fragen des Erbhofrechts hervor. Dazu kommt eine geschickte, aber maßvolle Verwendung gut gewählter Beispiele, an denen alle schwierigeren Fragen leicht verständlich erläutert werden.

Es ist deshalb nicht überraschend, daß dieses Buch zu dem einfach unentbehrlichen Berater und Freund nicht nur der beruflich am Erbhofrecht Interessierten, sondern vor allem auch der Bauern selbst geworden ist.

Die vorliegende fünfte Auflage, die ebenso wie die voraufgegangenen von dem grundsätzlichen Geleitwort des Reichsbauernführers R. Walther Darré eingeleitet wird, weist zahlreiche Verbesserungen und Ergänzungen auf. Die Neubearbeitung des Leitfadens wurde notwendig durch den Erlaß der beiden erbhofrechtlichen Verordnungen vom 21. Dezember 1936, durch die die früheren drei Durchführungsverordnungen zum REG. aufgehoben wurden und in denen neben einer Zusammenfassung und Vereinfachung des Erbhofrechts auch die gesetzliche Klarstellung mancher Zweifelsfragen und die Niederlegung in der Zwischenzeit gesammelter Erfahrungen vorgenommen wurde. Das Buch unterrichtet auch über die dadurch bedingten Neuerungen in eben der vorbildlichen Weise, die wir aus den früheren Auflagen kennen, und berücksichtigt außerdem für das gesamte Gebiet sorgsam die Ergebnisse der bisherigen Rechtsprechung der Anerbenbehörden.

G. Martens

Dr. Ludwig Häberlein: **„Das Verhältnis von Staat und Wirtschaft mit besonderer Hervorhebung der Selbstverwaltung des Reichsnährstandes und der landwirtschaftlichen Marktordnung." Band 1 Staat und Wirtschaft.** Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte, Berlin. 1938. 264 Seiten. Preis brosch. 7,20 RM.

Den Verfasser hat „Die steigende Bedeutung der öffentlichen Wirtschaftsorganisation für die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik sowie für das Arbeits- und Wirtschaftsleben im Dritten Reich" zu der vorliegenden Arbeit veranlaßt. Sie zerfällt in zwei Teile. Der erste bringt eine allgemeine theoretische Fundierung. Er ist eine Mischung aus programmatischen Aeußerungen unserer politischen Führer und den Bemühungen hauptsächlich juristischen (staats- und wirtschaftsrechtlichen) Denkens, die von der Politik gestellten Gestaltungsziele und -grundsätze in den theoretischen Zusammenhang einzuordnen.

Auf diese Grundlegung gestützt, folgt der zweite Teil: „Die Verwirklichung der organischen Wirtschaftsordnung". Er ist eine Darstellung des heute bestehenden Aufbaues der gewerblichen Wirtschaft. Besonderer Wert wurde dabei auf die Herausarbeitung des rechtlichen Charakters dieser Wirtschaftsorganisationen gelegt. Der Reichsnährstand und die landwirtschaftliche Marktordnung sind allerdings in der vorliegenden Arbeit noch nicht behandelt. Der Verfasser mißt ihnen eine solche Bedeutung als Verwirklichung nationalsozialistischer Gedanken bei, daß ihre Darstellung einem weiteren Bande vorbehalten worden ist.

Bemerkenswert an der Arbeit ist ein sehr

reicher Literaturhinweis und die ausführliche Verwendung von Zitaten, besonders Äußerungen von berufener politischer Seite. Damit wird einmal ein guter Überblick über die vorhandene Literatur gegeben und zum anderen eine enge Fühlung mit dem politischen Wollen gewahrt. Verschiedentlich hätte man gewünscht, daß der Verfasser neben der Anordnung des Stoffes und der Auswahl von Zitaten noch stärker, als es geschehen ist, mit eigener Meinung und Kritik in Erscheinung getreten wäre. Wichtig für die Beurteilung des Buches ist, daß der Verfasser versucht hat, nicht nur „eine rein juristische und wirtschaftsrechtliche Betrachtungsweise anzuwenden, sondern .... auch politische und volkswirtschaftliche .... Gesichtspunkte herangezogen" hat. Es sollen hier keine wissenschaftlich-systematischen Gesichtspunkte angelegt und auch nicht in eine Diskussion eingetreten werden, ob juristisches Denken befähigt ist, eine wirtschaftliche und politische Neugestaltung in ihrem ganzen Wesen erkennen zu lassen, und wieweit es mit einer bloßen Heranziehung von anderen Gesichtspunkten getan ist. Es muß jedoch bei aller, vielleicht verdienten Anerkennung für die Arbeit festgestellt werden, daß der Verfasser diese seine Absicht leider in nicht genügendem Maße durchgeführt hat. Der Stoff erfährt nicht die theoretische Durchdringung, die nach dem heutigen Stand der Forschung möglich wäre.

Kleeberg

Brückner — Rock: „Judentum und Musik mit dem ABC jüdischer und nichtarischer Musikbeflissener". 3. Auflage, bearbeitet und erweitert von Hans Brückner, München, Hans-Brückner-Verlag 1938, 304 S.

Eine umfangreiche, alphabetisch geordnete Namensliste aller Juden aus Vergangenheit und Gegenwart, die irgend etwas mit der Musik zu tun hatten und haben. Damit ist gesagt, daß dieses Buch einen lebendigen Blick in die Geschichte des kulturellen Sektors vermittelt. Es ist nicht irgendeine Zusammenstellung irgendwelcher Namen, sondern ein Dokument, ein Beweismittel für den ungeheuren Einfluß, den das Judentum bei uns und überhaupt in der gesamten Kulturwelt ausgeübt hat bzw. ausübt. Von Abeles und Abraham bis Zuckmayer und Zweig marschieren sie alle auf, alle die jüdischen Musikproduzenten und -reproduzenten, Librettisten und Lehrer, Intendanten und Verleger. Von vielen weiß die Allgemeinheit, daß es Juden oder Mischlinge sind. Von sehr vielen weiß man es nicht und deshalb ist das Buch nicht nur zum Nachschlagen von ungemeinem Wert, sondern auch zu genauer Lektüre.

In der Systemzeit schrieb einmal ein Jude einen Roman: „Berlin ohne Juden" und wollte damit nachweisen, daß das Kulturleben tot wäre, wenn die Juden beseitigt würden. Dieser Roman war ein Stück jener widerlichen Überheblichkeit, die der Jude immer dann zum Ausdruck bringt, wenn er an der Macht ist. Das vorliegende Werk zeigt für das Gebiet der Musik, warum dieser Jude (es war Arthur Landsberger) seinen Roman schrieb. Es war die jüdische Vorherrschaft im Kulturleben, auf die er hinweisen konnte und die in Namen wie Mendelssohn und Gustav Mahler, Kalman und Leon Jessel, Waldteufel und Translateur, Jeßner und Bruno Walter, Tauber und Gitta Alpar, Schanzer und Bernauer, Ralph Erwin und Hugo Hirsch, Dajos Bela und Marek Weber und zahlloser anderer zum Ausdruck kam. Wir finden sie alle in dem jüdischen ABC vor. Auch Enoch Kirschensaft und Ephraim Kanalplunder waren einmal Vertreter „deutscher Kultur" und nehmen in dem „ABC" ihren gebührenden Platz ein.

Daß das Buch seit 1935 bereits in der 3. Auflage erschienen ist, beweist seine Notwendigkeit und seinen Wert. Es kann als Nachschlagewerk und als Beweismittel für die ungeheure Macht, die das Judentum bei uns hatte und anderswo noch hat, nur bestens empfohlen werden.

Staudinger

Lothar Stengel von Rutkowski: **„Das Reich dieser Welt."** Wölund Verlag, Erfurt. 71 Seiten. Preis kart. 1,60 RM., geb. 2,75 RM.

Wir haben wenig gute Gedichte aus dem Erlebnis unserer Zeit, wenig Lieder zur Gestaltung unserer Feiern. Hier nun haben wir aus der wirklichen Kampfzeit, die noch lange nicht zu Ende ist, aus dem Ringen um die völkische Neugestaltung eine Anzahl von Gedichten, balladenhaften Stücken und Liedern, die einmal ausdrücken, was die beste Jugend unseres Volkes empfindet. Manches gemahnt an Löns in diesen Gedichten, manches ist in seinem verhaltenen Ernst — und gerade die stillsten Gedichte sind die schönsten — manchen Gedichten von Storm verwandt, das Tiefste und Schönste in diesen Gedichten aber ist doch eigene Gestaltung. Sie sind Bekenntnisse zu

einem arteigenen Seelentum — und schön und klar klingt dieses Bekenntnis aus in dem Vers:

„Unser sind alle, die dem gesunden Leben dienen,
Denn sie danken damit dem Gott,
Der sie schuf
Und in ihnen wirkt,
Und erfüllen den ewigen Sinn der Erde."

Wir suchen oft nach Gedichten und Liedern, die man bei Feierstunden sprechen oder singen könnte — hier sind welche!

Johann von Leers

Die Ahnen deutscher Bauernführer, Band 8: **Karl Vetter.** Bearbeitet von Dr. Hans Heinrich Scheffler, Berlin, Reichsnährstand-Verlags-G. m. b. H., Berlin 1938. 74 Seiten. Preis 3,— RM.

Wieder liegt ein neuer Band der Ahnen deutscher Bauernführer vor. Das Geschlecht des Präsidenten des Reichsverbandes deutscher Kleintierzüchter, Karl Vetter, entstammt dem südlichen Schwarzwald. 353 bekannte Ahnen sind genannt, die überwiegend dem Bauerntum oder der Landarbeiterschaft angehörten. Neben der Bodenständigkeit der bäuerlichen Ahnen ist sehr deutlich auch die starke Zuwanderung in die Städte zu erkennen. So treten z. B. in Breisach sogar zweimal italienische Einwanderer in der Ahnenliste auf. Auch dieser Ahnenreihe ist wiederum eine sorgfältig ausgeführte, allerdings nicht sehr umfangreiche Sippschaftsliste beigefügt.

R. Helm

„Ödlandkultur." Vorträge der 1. Arbeitstagung des Arbeitsausschusses für Ödlandkultur im Forschungsdienst. Sonderdruck aus: Der Forschungsdienst. Herausgegeben von den Reichsarbeitsgemeinschaften der Landbauwissenschaft. Verlag J. Neumann-Neudamm und Berlin 1937. Preis brosch. 2,— RM.

Die gewaltige Erzeugungsschlacht der deutschen Landwirtschaft verlangt den restlosen Einsatz aller Kräfte, um aus dem begrenzten deutschen Raum herauszuholen, was menschenmöglich ist.

Daraus ergibt sich die Doppelaufgabe: Umwandlung des Öd- und Unlandes in landwirtschaftliches Kulturland und Überführung des schon landwirtschaftlich genutzten Bodens in seinen höchstmöglichen Kulturzustand. Dieses große Werk kann nur gelingen, wenn sich Wissenschaft und Praxis zur Gemeinschaftsarbeit im Dienste des Volksganzen zusammenfinden. Aus dieser Erkenntnis heraus ist auch der Forschungsdienst entstanden, der es sich zum Ziel gesetzt hat, „die gesamte landwirtschaftliche Forschung in den Dienst des Volkes zu stellen, um die gegenwartsnahen Probleme der nationalsozialistischen Agrarpolitik und Ernährungswirtschaft anzufassen und zu lösen."

In der eingangs dieser Besprechung genannten Schrift ist das Ergebnis der ersten Arbeitstagung des Arbeitsausschusses für Ödlandkultur im Forschungsdienst zusammengestellt.

Aus dem reichhaltigen Inhalt des Sonderdruckes sind die Vorträge über die verschiedenen Forschungsgebiete aus der Feder erster Fachleute, wie Prof. W. Freckmann, Berlin, über „Die deutsche Niederungsmoorkultur" und der Vortrag von F. Brüne „Der gegenwärtige Stand der Hochmoor- und Heidekultur" zu erwähnen. In einem anderen Kapitel behandelt W. Baden „Die Moorkultur im Reichsnährstand" und berührt dabei die überaus wichtige Frage der Ausbildung des fehlenden Nachwuchses auf dem Gebiete der Ödlandkultur. In den Ausführungen von Dr. W. Schmitz „Ödland in der Reichs- und Landesplanung" nimmt dieser Stellung zum Begriff „Ödland" und zum Umfange der Ödlandflächen und kommt dabei zu der Folgerung, daß es notwendig sei, als Unterlage einer zweckvollen Planung in den nächsten Jahren die kartenmäßige Erfassung der Ödlandflächen anzustreben. Diese Notwendigkeit einer genauen Definition des Begriffes „Ödland" und seiner kartenmäßigen Erfassung wird durch ein Beispiel aus der Praxis bewiesen in dem Vortrag „Das Ödland im Gau Mainfranken" von Gauleiter O. Hellmuth. Der Beitrag von Könekamp, Landsberg a. d. W., über „Die Ertragsreserven aus dem Grünland und Ödland im mittleren Osten" zeigt uns an Hand von Forschungsergebnissen der landwirtschaftlichen Versuche der Forschungsanstalt in Landsberg a. d. W. die Möglichkeiten auf, die durch entsprechende landwirtschaftliche Maßnahmen auf dem Gebiete des Futterbaues und der Grünlandwirtschaft auf Ödländereien gegeben sind, um aus diesen Gebieten noch befriedigende Leistungen herauszuholen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Vortragstagung durch ihre Gemeinschaftsarbeit ans Werk geht, „um dem Führer auch aus dem Ödland eine neue Waffe schmieden zu helfen in seinem Kampfe um den Frieden und um Deutschlands Größe".

Hans Beer

Stickstoff schon im Herbst!

Kalkstickstoff
und
Schwefelsaures Ammoniak

sind die altbewährten Herbstdünger für die Winterhalm- und Winterölfrüchte, für die überwinternden Zwischenfrüchte und das Grünland

Die Stickstoffdüngung im Herbst

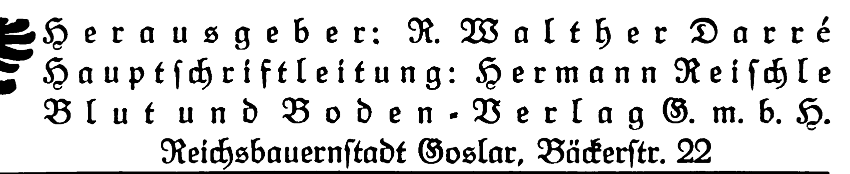
ist neben der üblichen Kaliphosphatgabe eine der wichtigsten Voraussetzungen

für eine gute Ernte im kommenden Jahr!

Wer sich eingehender über die Düngung mit Kalkstickstoff, Perlkalkstickstoff, Kalkstickstoff gekörnt (Kornkalkstickstoff) und Schwefelsaurem Ammoniak sowie über die richtige Anwendung des ungeölten Kalkstickstoffs zur Düngung und gleichzeitigen Unkrautbekämpfung unterrichten will, fordere Sonderschriften an, die von den bekannten Düngerbezugsquellen kostenlos zu beziehen sind




Odal
Monatsschrift für Blut und Boden
Herausgeber R. Walther Darré
Postvertrieb Berlin
Oktober 1938

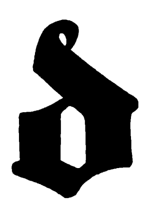
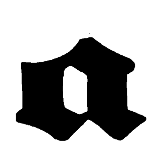


Herausgeber: R. Walther Darré
Hauptschriftleitung: Hermann Reischle
Blut und Boden-Verlag G. m. b. H.
Reichsbauernstadt Goslar, Bäckerstr. 22

Inhaltsverzeichnis

Seite

Das Titelbild des Heftes wurde nach einer Aufnahme des Sportverlags Spudich, Berlin NO 55, gefertigt. — Das Urheberrecht der Bildbeilage zum Aufsatz Bode liegt bei S. Enkelmann, Berlin W 15, für Bild Nr. 1; Riebicke, Berlin-Wilmersdorf, Bild Nr. 2; Curt Bieling, Berlin NW 40, Bilder Nr. 3, 4, 5, 6; Spudich, Berlin NO 55, Bild Nr. 8. Die Bilder Nr. 7, 9, 10 stellte der Verfasser zur Verfügung. — Das Bildnis von Waßmuß ist eine Federzeichnung von Erich Heermann, Berlin-Charlottenburg.



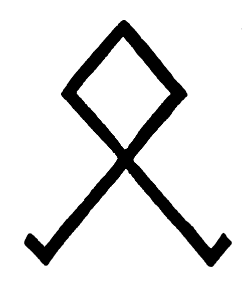
Monatsschrift für Blut und Boden

Heft 10 7. Jahrgang Oktober 1938

Vorspruch

„Unser sind, die in der Heimat wurzeln,
Denn sie erkennen das Walten Gottes
Im Werden des Lebens und Lauf des Jahres,
Und Blut und Boden sind ihre Kraft."

Lothar Stengel von Rutkowski



Gustav Hagemann:

Der Erbhofgedanke bei Ernst Moritz Arndt

Vor fünf Jahren hat die nationalsozialistische Agrarpolitik im Reichserbhofgesetz vom 1. Oktober 1933 ihren sichtbarsten Ausdruck gefunden. Wie sehr dieses revolutionäre Werk R. Walther Darrés germanischem Denken entspringt, zeigt uns neben anderem ein Vergleich mit den Anschauungen und Forderungen Ernst Moritz Arndts, worüber nachstehender Aufsatz Zeugnis ablegt. Bei dieser Gelegenheit verweisen wir unsere Leser auf das demnächst im Blut und Boden Verlag GmbH., Reichsbauernstadt Goslar, erscheinende Buch „Ernst Moritz Arndt, Agrarpolitische Schriften", herausgegeben von Dr. W. O. W. Terstegen. In diesem Werk ist von fachkundiger Hand eine umfassende Schau über das literarische Lebenswerk Arndts gegeben, die alle angeht, die sich heute zum deutschen Bauerntum bekennen. Die Schriftleitung.

Ernst Moritz Arndt stand im Widerstreit mit allem fremden Wesen, mit allem blutleeren Weltbürgertum, mit aller westlichen Libertät und jedem nivellierenden Sozialismus. Sein volksorganisches Denken, sein staats- und sozialpolitisches Verantwortungsgefühl, das ihn drängte, Vorkämpfer eines nationalen Volksstaates zu sein, in dem jeder Stand bei gleicher Verteilung der politischen Rechte die Verantwortung seiner gliedhaften Funktion im Gesamtorganismus trage, trieb ihn auch zu eindringlicher und leidenschaftlicher Fürsprache für ein gesundes und kräftiges Bauerntum im Gefüge der Nation. Daß daher gar der Gedanke einer staatlichen Regelung des bäuerlichen Erbrechts und der bäuerlichen Erbsitte zum Zwecke der Erhaltung eines gesunden Bauernstandes in seinem literarischen Werk zu finden ist, kann nicht groß wundernehmen, wenn es auch überraschen muß, welch greifbare Gestalt seine Vorschläge für eine solche gesetzliche Ordnung des bäuerlichen Erbganges bereits annehmen: fast alle wesentlichen Forderungen des heutigen bäuerlichen Erbrechts sind in seinem Vorschlag vorgezeichnet. Seine Geißelung der „französischen Freiheit", die Verurteilung der bäuerlichen Erbteilung und der Verschacherung bäuerlichen Guts durch Juden und Krämer, der lobende Hinweis auf die in alten deutschen Bauerschaften übliche Anerbensitte, der beschwörende Anruf des Staatsmanns, festen Besitz der Bauern zu schaffen, sind einem von wahrhaft politischer Sorge bewegten Herzen entsprungen. Arndt findet für das alles ganz treffliche Worte, die uns oft anmuten, als seien sie aus unserer und für unsere Zeit geschrieben, und die es wohl verdienen, als das Vermächtnis dieses aufrechten Deutschen des vorigen Jahrhunderts ans Licht gehoben zu werden. Ja, diese Worte gewinnen in dem größeren Zusammenhang der Deutschen Revolution, die der Nationalsozialismus in unseren Tagen zum Durchbruch führte, eine nicht geringe Bedeutung, wenn man bedenkt, daß eine der ersten

großen sozialpolitischen Gesetzestaten des Dritten Reiches das Reichserbhofgesetz war. Sie gehören mit in die Vorgeschichte des „ersten und größten anti-liberalistischen Gesetzes"[1]).

*

Arndt brachte das Interesse und Verständnis für den Bauern wie auch den Blick für seine Nöte von Haus aus mit. Der Vater und die Oheime waren rügensche Bauern und die Mutter war eines Ackerbesitzers und Landkrügers Tochter. Wohl war der Vater, wie dessen Bruder Hinrich, zu einem ziemlich unabhängigen Gutspächter aufgestiegen, doch wußte Arndt auch, daß sein Vater der Sohn eines untertänigen Schäfers und der Freigelassene eines Grafen war. Im Hinblick auf seine erste politische Schrift „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen", die ihm von Junkern und Großpächtern den Titel eines „Leuteverderbers und Bauernaufhetzers" eintrug, und nach deren Veröffentlichung ihm vorgeworfen wurde, man merke es seiner Schrift wohl an, daß er „Bauern angehöre", hat Arndt zwar, und sehr mit Nachdruck, darauf hingewiesen, daß er selbst „von Kind auf nichts von diesen Verhältnissen gefühlt" habe. Es soll auch nicht gesagt werden — wogegen Arndt sich entschieden verwahrt —, daß das Bewußtsein seiner Herkunft ihn in dieser Schrift zu einseitiger und parteiischer Betrachtung und Darstellung verleitet habe, zweifellos aber hat es in ihm von vornherein ein größeres Verständnis für die bäuerlichen Verhältnisse seiner Heimat aufkommen lassen. Diese waren damals außerordentlich schlecht und haben auf Arndt — wie wir aus seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" wissen — einen nachhaltigen Eindruck gemacht. Während noch bis zum Dreißigjährigen Kriege die Bauern Rügens und Pommerns in ziemlicher Selbständigkeit und Achtbarkeit lebten, gerieten sie in den folgenden Jahrhunderten immer mehr in Abhängigkeit und Knechtschaft: das „Bauernlegen" war an der Tagesordnung. „Diese Greulichkeit", so schreibt Arndt in seinen „Erinnerungen", „hatte ich mit angesehen, und sie hatte mich empört. In Rügen war noch in meinen Tagen eine Menge Dörfer verschwunden, und die Bewohner der Höfe waren als arme, heimatlose Leute davongetrieben, so daß die, die früher Knechte gehalten hatten, nun selbst auf den großen Höfen wieder als Knechte und Mägde dienen mußten." Dieses heimatliche Erlebnis, der Anblick „schimmernder adliger Herrensitze, die aus zerstörten Bauerndörfern aufgeführt sind", hat Arndt tief berührt, so daß er ausruft: „O schönes Land meiner Heimat, wer wird die zerstörten Bauern dir wieder erschaffen? Woher soll dir ein Wiederhersteller kommen? Es ist daher kein Zufall,

[1]) W. Saure, Das Reichserbfolgegesetz als Grundpfeiler des deutschen Rechts (Archiv des Reichsnährstandes, Bd. 2, S. 111).

wenn am Anfang von Arndts Wirken eine politische Kampfschrift für die Bauern steht, eben jene Schrift über die „Geschichte der Leibeigenschaft“, die ihm fast „einen Majestätsprozeß“ eingebracht hätte, die aber letzten Endes mit dazu beitrug, daß der schwedische König Gustav Adolf IV. die Leibeigenschaft nach einigen Jahren aufhob und die Patrimonialgerichtsbarkeit durch Königliche Kreisgerichte ersetzte. Arndt gibt in seinen „Erinnerungen“ seiner darüber empfundenen Genugtuung freudig Ausdruck, ebenso wie über den Erfolg seines Bruders Fritz, der auf sein Antreiben als Tribunalsadvokat „durch ordentliche Prozesse einige Edelleute zugunsten der Bauern zu Paaren“ trieb.

Dies heimatliche Bild bäuerlicher Not erhielt für Arndt auf dem Hintergrunde einer größeren germanischen Welt, wie sie sich ihm auf seinen mannigfachen Reisen erschloß, immer mehr die Züge eines mahnenden gesamtvölkischen Uebelstandes. Reiseeindrücke von der hier und dort noch erhaltenen Kraft germanischen Bauerntums und Beobachtungen, wie er sie in der Heimat machen konnte, verdichteten sich bei Arndt sehr bald zu der volks- und sozialpolitischen Einsicht, daß das Wohl und Wehe des Bauern wesentlich sei für Wohl und Wehe der Nation. Eine der wichtigsten Erkenntnisse, die Arndt von seiner schwedischen Reise mitbringt, ist die, daß dort noch ein ahnen- und bodenverbundenes Geschlecht wohnt, daß es dort noch das gibt, was er im Sinne der Alten das „Autochthonische“ nennt: „Hier ist mein Heim, hier bin ich geboren, hier haben meine Ahnen ihren eigenen Adam gehabt; aus dieser Erde bin ich hervorgegangen, ein echtes, ältestes Naturkind des Nordens, und ich möchte aus keiner anderen Erde entsprungen sein.“ „Schweden und Norwegen“, so preist er, „gehören zu den glücklichsten Ländern Europas, wo die uralten germanischen Bauern, die freien Männer, welche sich nicht schlechter hielten als die Edlen und, weil sie frei waren, Edle waren und blieben, noch in zahlreicher Menge in glücklicher und zufriedener Mittelmäßigkeit nebeneinander auf mäßigen Gütern wohnen und die menschlichen Tugenden in ihrer Einfalt und Echtheit pflegen und erhalten.“ Reisen durch die deutschen Lande vervollständigen das Bild. Wie erzählt er gern von Westfalen, dem „Lande der alten Sachsen“, und von der Liebe des Freiherrn von Stein zu diesem Lande, weil es dort noch feste Bauernsitze gebe: „Er (Stein) war mit diesem Lande der Roten Erde in innigster Liebe verwachsen, vor allem lobte er das westfälische Bauernwesen mit den fest geschlossenen Höfen, eine Art eigentümlichen Majorats, wodurch des ältesten Urgroßvaters Hof immer sicher auf einen seiner Urenkel hinabkam“, und setzt hinzu: „Auch ich bin in dergleichen verliebt.“ So sah Arndt das Bauernschicksal keineswegs nur aus seinem pommersch-rügenschen Winkel, sein Urteil über die Frage Bauer—Volk erwuchs ihm aus eigener Einsicht in bäuerliche Verhältnisse vieler Gaue Deutschlands und darüber hinaus: „Ich habe Länder gelobt und werde sie je und je loben, wo über die Hälfte, ja wo oft Zweidrittel aller Grundstücke unter mittelmäßige Besitzer verteilt sind, wo viele freie Bauern wohnen. Wer Schweden, Norwegen, Ditmarsen, Ostfriesland,

die Grafschaft Mark, das Havelland und das Herzogtum Magdeburg gesehen hat, fühlt und weiß, warum ich sie lobe."

Durch Herkunft und Wanderungen mit bäuerlichen Verhältnissen vertraut und ausgestattet mit einem tiefen volkspolitischen Verantwortungsgefühl ist Arndt so den Bauern ein treuer Fürsprecher geworden. Am Anfang seines Wirkens steht eine Schrift für den Bauern, und noch der Siebzigjährige schreibt: „Für die Bauern hatte ich meinen ersten Auslauf getan, für sie meine ersten Sträuße ausgeteilt und zurückempfangen. Sie sind auch bis auf den heutigen Tag ein immer ernsterer Gegenstand meines Nachdenkens geworden und werden es von Tag zu Tag mehr, je weiter die Zeit in der Offenbarung ihrer Richtungen und in der Entwicklung ihrer Bildungen und Veränderungen vorschreitet."

In seinen früheren Schriften „Ueber künftige ständische Verfassungen" (1814), „Ueber den Bauernstand und seine Stellvertretung im Staat" (1815), „Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forsten und der Bauern im Sinne einer höheren, d. h. menschlichen Gesetzgebung" (1820) wie auch in seinen späteren „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" (1840) hat Arndt immer wieder mit eindringlichen Worten auf die volks- und staatspolitische Bedeutung des Bauern hingewiesen. Die beiden Stände, die die „Kernkraft eines Volkes am einfältigsten und innigsten bewahren", sind ihm „auf dem Lande die Bauern und in der Stadt die Handwerker". Er sieht im Bauernstand „den größten irdischen Schwerpunkt im Staate", der diesem „als Ballast so notwendig ist, damit er in Gefahr nicht von jedem kleinsten Winde umgeworfen werde". Der Bauernstand ist ihm das große Reservoir volklicher Lebenskraft, „die Forst, woraus zum Staatsbau die stärksten und tüchtigsten Stämme und woraus die Masten und Balken der Kraft gehauen werden müssen". Wer Einblick in die Geschichte der Völker und in Staaten mit freier Bauernschaft hat, so meint Arndt, „der wird nicht geblendet durch den vergänglichen Glanz und Reichtum, welchen Fabriken geben, die auf gewisse Weise immer einen Teil des Menschengeschlechts leiblich und geistig verderben. Ihn kann allein das Bleibende freuen, das durch die Zeit dauert, die bleibende Tugend und das bleibende Glück. Diese sieht er nirgends so befestigt als bei dem freien Bauer, der mit mittelmäßigem Vermögen seinen eigenen Acker pflügt."

Arndt tritt für einen freien Bauern ein —: frei von der Leibeigenschaft, aber nicht frei im Sinne einer liberalistischen „französischen Freiheit", wo man nicht allein die Personen freiläßt und von ungebührlichen Zwängen und Banden löset — was recht ist —, sondern wo man Land und Häuser und Güter und Gewerbe, gleichsam als wäre die ganze Welt ein liederliches Spielhaus, dem Würfelspiele des Zufalls preisgibt, was dumm ist". Den „Liberalen des Tages", den „Posaunenbläsern einer tollen Freiheit" hält Arndt entgegen: „Man kann einem im verblendeten Freiheitsschwindel hintaumelnden Zeitalter nicht genug sagen, daß nicht alles Freiheit ist, was

den Schein und den Namen davon hat." „Denn das ist das Geheimnis der wahren Freiheit, daß der Mensch durch viele sächliche Bande, durch Einrichtungen, die sich zunächst auf Dinge außer ihm und erst in der dritten, vierten Instanz auf ihn beziehen, gehalten, getragen und zur Zucht und Ordnung und zu dem heiligen Gefühle des Stetigen und Bleibenden, ohne welches keine guten Bürger sein können, angehalten werde." „Es gibt gewisse natürliche Verhältnisse in der Verwaltung und Einrichtung der Erde und des Staates und unter den verschiedenen Klassen der Staatsgesellschaft, welche nimmer hätten gestört und gebrochen werden sollen, und für deren Erhaltung und Wiederbelebung der Staat sorgen muß, wenn er selbst sicher und lebendig bleiben will." „Die Personen müssen frei sein, aber wenn Stöcke und Steine und Wälder und Berge aus einer Hand in die andere hin und her fliegen wie Federn im Winde, wenn selbst das Festeste beweglich und flüchtig wird, dann bleibt bei dem Menschen auch in dem nichts mehr fest, was die Gesetze unerschütterlich machen sollten, wie die ewigen Berge Gottes, in der Gesinnung und in der Liebe." Der Bauernstand verliert „alle festhaltende Gediegenheit und alle sittliche Haltung, wenn man auf dem Lande die Hufen und Höfe des Bauers leicht veräußerlich, wechslich und teilbar macht."

Mit einem Hinweis auf die wachsende Verproletarisierung der fabrikbeherrschten Städte warnt Arndt: „Wenn wir auch auf dem Lande mit der allgemeinen zerstückelnden Freiheit so fortgehen, wie es sich jetzt anläßt, so wird bei der durch die Zerstückelung in Gütchen und Höfchen bis auf zwei, ja bis auf einen Morgen Land und noch tiefer vermehrten Zeugung und bei der Unmöglichkeit, den Menschen Arbeit und Gewinn zu verschaffen, in einigen Menschenaltern auch der Landpöbel vollendet dastehen, ein hungriges, unruhiges, sittenloses Gesindel." Mit scharfen Worten wendet er sich dagegen, „daß jetzt Krämer und Juden und Judengenossen zum Besitz von Hufen und Höfen gelangen, oder diese Höfe auch unter drei oder sechs Teilhaber und Erben zerteilt und zerstückelt werden können. Also daß durch eine übel verstandene Freiheit das Verhältnis des Grundbesitzes, welches ein festes und ehrbares Verhältnis sein sollte, ein krämerliches und jüdisches und fast vagabundisches Verhältnis wird".

So sieht denn Arndt die ganze aus der „französischen Freiheit" herauswachsende unheilvolle Entwicklung des Bauernstandes, wenn er in einer Gegenüberstellung der alten lehnrechtlichen und der neuen „freiheitlichen" Verhältnisse den Lobrednern des Lehnswesens die Worte in den Mund legt (die er aber — abgesehen von dem Fehlschluß, es müsse beim alten bleiben — zu seinen eigenen macht): „Das schon ist sehr schlimm für die Sitte und für den Charakter des Landmanns, daß die Güter nun ungehindert von einer Hand in die andere gehen können; schlimmer ist das, daß kein Aufseher, Hüter und Schirmer da ist. Juden und Judengenossen geben Anleihen darauf und setzen sich in den ganzen oder halben Besitz."

Arndt folgert nun nicht wie die Lobredner des Lehnwesens, daß es, wenn man diese Entwicklung nicht wolle, bei der alten Hörigkeit des Bauern bleiben müsse. Für ihn gibt es nur einen Ausweg, der aber auch, wie ihm ein Blick in die Geschichte namentlich der alten Völker zeigt, ein alterprobter ist: „Der Staat kann einen Weg gehen, den die Zeit ihm sehr gebahnt hat ..., er kann sich zum Oberlehnsherrn und ein festes Gesetz zum Lehnrichter machen." „Die weisesten Völkerstifter und Gesetzgeber des Altertums haben ihre Staaten auf Ackergesetze gegründet." Sie haben „allgemein den Grundsatz angenommen, daß der Staat, der wohl und gerecht geordnet und sicher gebaut heißen solle, gute Acker- und Feldgesetze haben müsse, d. h. solche, wo nicht zu große Grundstücke von einem einzigen besessen und mäßige Güter nicht in zu kleine Teile unter mehrere zerstückelt werden dürften". „Das Land und der Landbesitz", das ist Arndts Meinung, „dürfen nicht freigelassen werden wie die Personen. Das haben alle Gesetzgeber gefühlt, die sich auf ihr großes Werk verstanden."

*

So ist denn Arndts feste Ueberzeugung, „daß zum rechten Bestand und Wohlsein auch der neuen Staaten Ackergesetze notwendig sind". Zweimal nun erreichen die beschwörenden Rufe an den Staatsmann die Form eines regelrechten Entwurfs zu einem Gesetz zur Schaffung von „Bauernmajoraten", zu einem Erbhofgesetz: zuerst in seiner 1814 erschienenen Schrift „Ueber künftige ständische Verfassungen in Deutschland", sodann in der erwähnten Abhandlung „Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forsten und Bauern", die er in seiner 1815—1817 herausgegebenen Zeitschrift „Der Wächter" veröffentlichte und 1820 dann als besondere Schrift drucken ließ. Den letzteren Entwurf hat er 1840 in seinen „Erinnerungen" als die Ueberzeugung eines erfahrenen und gereiften Mannes nachdrücklich wiederholt. Arndts Vorschläge gehen dahin,

1. „durch verständige Gesetze" ein gesundes bäuerliches Besitzverhältnis dort, wo es noch erhalten ist, zu befestigen,
2. es dort, wo es „durch Sorglosigkeit oder durch Mißbrauch einer zügellosen Freiheit verrückt oder gar zerstört ist", wieder herzustellen.

Für diese Wiederherstellung ordentlicher bäuerlicher Verhältnisse verlangt er die Aufteilung der staatlichen Domänen. Die Landnehmer sollen jedoch nicht etwa Pächter werden, sondern regelrechte besitzende Bauern, die dann ebenfalls dem zu schaffenden Erbfolgegesetz unterliegen.

Eine vom Aufbau des nationalsozialistischen Reichserbhofgesetzes her gesehene Aufreihung und Ordnung der von Arndt in seiner „Bauernordnung" vorgeschlagenen Gesetzesbestimmungen überrascht durch die Uebereinstimmung dieses Entwurfs mit dem heutigen Gesetz in den wesentlichsten Gedanken.

1. Gesunde Verteilung des bäuerlichen Grundbesitzes ist Gewähr für Gesunderhaltung von Volk und Staat.

Reichserbhofgesetz[1]).

„Es soll auf eine gesunde Verteilung der landwirtschaftlichen Besitzgrößen hingewirkt werden, da eine große Anzahl lebensfähiger kleinerer und mittlerer Bauernhöfe, möglichst gleichmäßig über das ganze Land verteilt, die beste Gewähr für die Gesunderhaltung von Volk und Staat bilden." (Einleitung des REG.)

Arndts Bauernordnung[1]).

„Die weisesten Völkerstifter und Gesetzgeber des Altertums haben ihre Staaten auf Ackergesetze gegründet ... Dafür haben sie gestrebt, und das haben sie zum Teil erreicht, daß wenigstens ein großer Kern ihres Volkes durch die Verfassung selbst in einem gewissen tüchtigen und mittelmäßigen Zustande des ungefähr gleichen Wohlstandes erhalten wurde." (B)

„Die Freiheit der kleineren und mittleren Grundbesitzer, die man, wie man will, freie Bauern oder kleine Edelleute nennen kann, und worauf Germaniens alte Freiheit und Wehrhaftigkeit gegründet gestanden hatte", (wurde durch das fränkische Lehnswesen) „mehr und mehr unterdrückt und gebunden." (B)

„Ich kehre immer mit einer frohen Erinnerung nach dem Norden zurück, wenn ich über die künftigen Schicksale der Völker und über das Glück oder Unglück der Länder nachdenke, welche durch die verschiedenen Verhältnisse der Stände und Klassen zueinander und, wie mir deucht, recht sehr durch die gehörige Verteilung des Grund und Bodens bestimmt werden ... Wenn weise Gesetze ... einmal befestigen, was Glück und Tugend des Volkes Jahrtausende erhalten haben, eine Verteilung des Grundbesitzes in den meisten Landschaften, worauf Familien sich in Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit behaupten können, so mögen diese Länder kommenden Zeiten getrost entgegensehen." (B)

2. Der Erbhof.

Reichserbhofgesetz.

„Land- oder forstwirtschaftlich genutztes Grundeigentum ist Erbhof, wenn es

1. hinsichtlich seiner Größe den Erfordernissen der §§ 2, 3 entspricht und
2. sich im Alleineigentum einer bauernfähigen Person befindet."

Arndts Bauernordnung.

„In den Landschaften, wo der Bauern mit eigentümlichem Besitz unverhältnismäßig wenig sind, ließen sie sich erschaffen durch Zerstückelung der Staatsgüter ..., welche die Regierungen in Teile von einer bis drei Hufen Landes zerschneiden und als Bauernlehen des Staates den Meistbietenden verkaufen könnten" (St). Aber ich würde sie nicht auf Zeitpacht oder Erbpacht weggeben, sondern sie ordentlich verkaufen, aber unter folgenden Bedingungen:

---

[1]) Sperrungen von mir. — B = „Über die Bauern" in: „Erinnerungen aus dem äußeren Leben", St = „Über künftige ständische Verfassungen in Deutschland".

1. Diese Güter würden gleichsam Lehen des Staates. Sie gehörten freilich dem Käufer und seinen Erben eigentümlich, aber folgende Bedingungen und Verpflichtungen hafteten darauf:
2. Sie gingen für alle künftigen Zeiten zu Bauernrecht. Bauern und Bauerngenossen könnten sie nur besitzen und bewohnen, kein Edelmann, kein Kaufmann, kein Fabrikant usw.; auch könnte kein Pächter oder Zinsgeber darauf wohnen oder gehalten werden (es sei denn während einer Minderjährigkeit), sondern der Eigner müßte selbst darauf sitzen oder sonst, wenn er ein anderes Geschäft ergreifen wollte, sie an seine Verwandten oder Bauerngenossen überlassen." (B)

„Höfe, die ständig durch Verpachtung genutzt werden, sind nicht Erbhöfe."
(§ 1 [1] [2])

„Diese also geschaffenen Bauernhöfe und die übrigen freien Bauerngüter im Lande würden zu einer Art Bauernmajorate erklärt." (St)

„Der Erbhof muß mindestens die Größe einer Ackernahrung haben. Als Ackernahrung ist diejenige Menge Landes anzusehen, welche notwendig ist, um eine Familie unabhängig vom Markt und der allgemeinen Wirtschaftslage zu ernähren und zu bekleiden sowie den Wirtschaftsablauf des Erbhofs zu erhalten."
(§ 2 [1] [2])

„Wie groß ein Bauerngut sein müsse, damit eine Familie in bescheidener Mittelmäßigkeit des Daseins davon leben könne, läßt sich nicht von vornherein bestimmen. Das hängt von dem Himmelsstriche, von der Fruchtbarkeit des Bodens und von den Gewerben der Gegend ab, wo die Güter liegen. Aber da die zu kleine Ackerwirtschaft durchaus nichts taugt, da die zu große Zerstückelung der Grundstücke den Bauernstand in allerlei treibendes, luftiges und vagabundisches Gesindel verwandelt, so muß ein Kleinstes gesetzt werden, bis zu welchem man hinabsteigen darf." (B)

Reichserbhofgesetz.

„Der Erbhof darf nicht größer sein als einhundertfünfundzwanzig Hektar."
(§ 3 [1])

Arndts Bauernordnung.

„Auch müßte nach den Verhältnissen eines jeden Landes das Minimum und das Maximum von dem Güterumschluß eines Majorats gesetzt werden. Denn es ist wohl kein Zweifel, daß zu große und mächtige Majorate selbst der Regierung als etwas Mißliches und Gefährliches dastehen könnten, zu geschweigen, daß bei großem Reichtum auf der einen und großer Armut auf der anderen Seite die Großgüterei die schlimmsten Mißverhältnisse und Übelstände mit sich führt[2])." (B)

„Zum Erbhof gehören alle im Eigentum des Bauern stehenden Grundstücke, die regelmäßig von der Hofstelle aus

[2]) Arndt bezieht diese Stelle zwar auf die Adelsmajorate. (A. will nur einen begüterten Adel in beschränkter Zahl!) Doch auch vor „zu großen" Bauernmajoraten warnt er. (Vgl. seinen Teilungsplan der Domänen: „in Teile von einer bis drei Hufen" sollen die Staatsgüter aufgeteilt werden.)

bewirtschaftet werden, und das im Eigentum des Bauern stehende Zubehör.
Das Hofzubehör umfaßt insbesondere das auf dem Hofe für die Bewirtschaftung vorhandene Vieh, Wirtschafts- und Hausgerät einschließlich des Leinenzeugs und der Betten, den vorhandenen Dünger und die für die Bewirtschaftung dienenden Vorräte an landwirtschaftlichen Erzeugnissen."
(§ 7 [1], 8 [1])

„... die bewegliche Habe aber, außer dem durch das Gesetz bestimmten notwendigen Gerät und Vieh, würde unter alle gleich verteilt." (B)

3. Der Bauer.

Reichserbhofgesetz.

„Nur der Eigentümer eines Erbhofes heißt Bauer."
(§ 11 [1])

„Der Bauer muß ehrbar sein. Er muß fähig sein, den Hof ordnungsmäßig zu bewirtschaften."
(§ 15 [1])

Arndts Bauernordnung.

„Sie (die geschaffenen Bauernmajorate) gingen für alle künftigen Zeiten zu Bauernrecht. Bauern und Bauerngenossen könnten sie nur besitzen und bewohnen ... der Eigner müßte selbst darauf sitzen oder sonst, wenn er ein anderes Geschäft ergreifen wollte, sie an seine Verwandten oder Bauerngenossen überlassen." (B)

4. Die Erbfolge.

Reichserbhofgesetz.

„Der Erbhof geht kraft des Gesetzes ungeteilt auf den Anerben über."
(§ 19 [2])
„Zum Anerben sind in folgender Ordnung berufen:
1. Die Söhne des Erblassers; an die Stelle eines verstorbenen Sohnes treten dessen Söhne und Sohnessöhne;
2. der Vater des Erblassers;
3. die Brüder des Erblassers; an die Stelle eines verstorbenen Bruders treten dessen Söhne oder Sohnessöhne;
4. die Töchter des Erblassers; an die Stelle einer verstorbenen Tochter treten deren Söhne und Sohnessöhne;
5. die Schwestern des Erblassers; an die Stelle einer verstorbenen Schwester treten deren Söhne und Sohnessöhne;

Arndts Bauernordnung.

„Sie (die Bauernmajorate) wären unteilbar. (St) „Sie würden immer nur von einem aus der Familie besessen." (St)

„In der Nachfolge gingen die Söhne den Töchtern vor ... Ein einziger Sohn wäre immer der Erbe; unter mehreren Söhnen bestimmte vielleicht das Los über die Nachfolge; hinterließe der Lehnbauer nur Töchter, losten diese ebenfalls. (B)



6. die weiblichen Abkömmlinge des Erblassers und die Nachkommen von solchen, soweit sie nicht bereits zu Nr. 4 gehören. Der dem Mannesstamme des Erblassers Näherstehende schließt den Fernerstehenden aus. Im übrigen entscheidet der Vorzug des männlichen Geschlechts."
(§ 20)

„Innerhalb der gleichen Ordnung entscheidet je nach dem in der Gegend geltenden Brauch Ältesten- oder Jüngstenrecht. Besteht kein besonderer Brauch, so gilt Jüngstenrecht."
(§ 21 [3])

Reichserbhofgesetz.

„Hat der Anerbe bereits einen Erbhof, so scheidet er als Anerbe aus."
(§ 22 [1])

„Hinterläßt der Bauer mehrere Erbhöfe, so können die als Anerben Berufenen in der Reihenfolge ihrer Berufung je einen Erbhof wählen, so daß niemand mehr als einen Erbhof bekommt."
(§ 23 [1])

„Die Abkömmlinge des Erblassers werden, soweit sie Miterben oder pflichtteilsberechtigt sind, bis zu ihrer Volljährigkeit auf dem Hofe angemessen unterhalten und erzogen."

„Sie sollen auch für einen dem Stande des Hofes entsprechenden Beruf ausgebildet und bei ihrer Verselbständigung, weibliche Abkömmlinge auch bei ihrer Verheiratung, ausgestattet werden, soweit die Mittel des Hofs dies gestatten; die Ausstattung kann insbesondere auch in der Gewährung von Mitteln für die Beschaffung einer Siedlerstelle bestehen."
(§ 30 [1] [2])

Arndts Bauernordnung.

„Wie ein Bauer nicht mehrere solcher Güter besitzen dürfte, so dürften auch die Felder mehrerer solcher Güter nicht zu einem Gute zusammengezogen werden." (B)

„Niemand mag zu gleicher Zeit mehr als einen dieser Höfe besitzen. Wer durch Erbschaft oder Heirat zu dem seinigen noch einen oder mehrere derselben erwirbt, der hat den überzähligen zu veräußern (!). Denn es war die Absicht des Staates bei dieser Einrichtung, daß viele freie und unabhängige kleine Grundbesitzer und Bauern als rechte Nährer und Erhalter der Tüchtigkeit und Tapferkeit des Volkes da sein sollten. Wenn aber mehrere dieser Höfe vereinigt oder nur zugleich von einem Besitzer besessen werden könnten, so ginge die Absicht verloren und aus dem Bauer würde ein Herr." (St)

„Sie (die Bauernmajorate) würden nur von einem aus der Familie besessen, welcher seinen übrigen Geschwistern nur eine leidliche bestimmte Abfindung und Ausstattung gäbe, er selbst aber das Haupterbe behielte und besäße." (St)

„Damit des Gut in Wehr bliebe und der Besitzer nicht durch Schulden an tüchtiger Wirtschaft gehindert würde, hätte der Antreter, wenn das Gut schuldenfrei wäre, seine Geschwister und Miterben nur mit einem Sechstel des Wertes der Grundstücke abzufinden; die bewegliche Habe aber, außer dem durch das Gesetz bestimmten notwendigen Gerät und Vieh, würde unter alle geteilt. Unmündige Geschwister hätte der Nachfolger bis zum achtzehnten Jahre zu verpflegen und zu erziehen, Mütter

„Der überlebende Ehegatte des Erblassers kann, wenn er Miterbe oder pflichtteilsberechtigt ist und er auf alle ihm gegen den Nachlaß zustehenden Ansprüche verzichtet, von dem Anerben lebenslänglich den in solchen Verhältnissen üblichen Unterhalt auf dem Hofe verlangen, soweit er sich nicht aus eigenem Vermögen unterhalten kann."
(§ 31)

und Großmütter ehrlich zu erhalten und zu verpflegen bis an den Tod. Die Art und das Maß würde das Gesetz bestimmen." (B)

5. Veräußerung und Belastung des Erbhofes.

Reichserbhofgesetz.

„Der Erbhof ist grundsätzlich unveräußerlich und unbelastbar."
„Das Anerbengericht kann die Veräußerung oder Belastung genehmigen, wenn ein wichtiger Grund vorliegt."
(§ 37 [1] [2])

Arndts Bauernordnung.

„Solche Güter möchten auch, z. B. wenn eine Familie durch schlechte Wirtschaft oder Unglück sie so heruntergewohnt oder verschuldet hatte, daß sie sich nicht behaupten konnte, auf andere Art immer veräußert werden, aber nur mit Einstimmung der Berechtigten und mit der Bedingung, daß sie wieder an Bauerngenossen kämen." (B)

Arndt beschließt seine „Bauernordnung" mit folgenden mutigen Worten, die auch für alle eigensüchtigen und liberalistischen Stimmen, die in der Gegenwart gegen das Erbhofgesetz laut wurden, eine treffliche Lektion bedeuten:

„Ich weiß", schreibt er, „sowohl gegen die angedeutete Art Nachfolge in meinem Bauernlehen ... werden sich viele entrüsten, die einen, weil es ihnen eine Unfreiheit, die andern, weil es ihnen eine Grausamkeit deucht. Diese letzten sprechen aus einem einzelnen Familiengefühl; der Staat aber muß aus einem allgemeinen Familiengefühl handeln. Er hat Millionen Kinder, er hat sie nicht bloß heute und morgen oder dreißig und fünfzig Jahre, sondern auf dreißig und fünfzig Jahrhunderte muß er seine Rechnung machen, ja auf alle Zeiten ohne Grenze und Ziel, wie der Gedanke, wenn er wahr und richtig ist, als Kind der Ewigkeit geboren wird. Wenigstens müssen die Gesetze des Staats die allgemeine Liebe und Gerechtigkeit in sich tragen, daß sie durch ihre Gesinnung und Weisheit würdig wären, ewig zu dauern."

So kommen Arndts Anregungen und Vorschläge den Bestimmungen des Reichserbhofgesetzes in erstaunlicher Weise nahe. Sieht man von der von ihm zugelassenen Möglichkeit einer Veräußerung des Hofbesitzes unter der Bedingung, daß er wieder in Bauernhände komme, ab, so fehlt seinem Entwurf an wesentlichen Grundgedanken, ja an wesentlichen Einzelbestimmungen nichts als die ausdrückliche Forderung der Deutschblütigkeit des Bauern. Sie erscheint einem als selbstverständlich, wenn man sich an die Worte der Klage über den krämerlichen Zugriff der Juden und Judengenossen erinnert; wenn man die unzweideutigen Worte findet: „So glaube ich nimmer, daß, wenn man Juden, so viele ihrer sind, aus allen Teilen zusammenbrächte und ihnen ein bestimmtes Land eingäbe und zu ihnen sagte: ‚Nun frisch! Richtet

euch ein und macht euch wieder zu einem freien Volke und Staate!', aus ihnen je noch ein tüchtiges und ordentliches Volk würde"; wenn man liest, wie Arndt sich gegen die Bastardierung des Volkes wendet und mahnend darauf aufmerksam macht, daß die alten Gesetzgeber „mehr auf reines und gleiches Blut gesehen als wir"; wenn man endlich Arndts Ansicht beachtet, daß in einem reinen und nicht verbastardierten Volke „der Adel der Leiber und Gemüter" „am meisten in denen" zu finden sei, „die einfach und natürlich in Feldern und Wäldern leben": bei den Bauern.

Erich Hilgenfeldt:

Die NS.-Volkswohlfahrt hilft dem Bauerntum der bayerischen Ostmark

Von Hof bis Passau, in einer Länge von 340 km und einer Tiefe von 30—40 km liegt ein Grenzstreifen deutschen Landes, der nach dem Schandvertrag von Versailles die Tschecho-Slowakei als Nachbarn bekommen hat. Dadurch wurde dieser Raum an der Grenze im wahrsten Sinne des Wortes zu einem Grenzland, was den Führer bereits am 19. Januar 1933, also zwölf Tage vor der Machtübernahme, veranlaßte, die Bildung des nationalsozialistischen Gaues Bayerische Ostmark zu verfügen. Damit wurden die drei Kreise Oberfranken, Oberpfalz und Niederbayern zu einem Grenzgau zusammengefaßt, dessen erster Gauleiter der leider zu früh von uns gerissene Staatsminister Hans Schemm wurde.

Von 1919 bis 1933, also 14 Jahre lang, war es den Regierungen und Parlamenten der Systemzeit nicht klar geworden, daß dieses Grenzland wieder Schild und Brücke des Reiches geworden war, wie es von frühester geschichtlicher Zeit an der Fall gewesen ist. Zerbrachen in der Vergangenheit die von Osten kommenden Völkerstürme an dem harten Wehrwillen der Ostmark und gingen aus ihrem Raum jahrhundertlang gewaltige Kulturströme donauabwärts, so ist sie heute der Schild des Reiches gegen Osten.

In unendlich schwerem Kampfe gegen die Naturgewalten des ehemals riesigen Bergwaldgebietes hatten diese deutschen Menschen trotz aller Rückschläge und aller Not mit Rodehacke und Pflug seit 12 Jahrhunderten ihre Grenzmark erschlossen. Handwerksfleiß und Industrie brachten eine gewisse, aber leider nur zeitweilige Blüte. Das Jahr 1919 mit seinen schweren Grenzschäden brach jegliche Weiterentwicklung ab; die Lebenshaltung, die für den größten Teil der Bevölkerung schon vor dem Kriege knapp über der Existenzgrenze lag, wurde auf ein Viertel herabgedrückt. Das bedeutete aber nichts anderes als Hunger und Elend, gegen die die Systemzeit keine wirksamen Hilfsmaßnahmen fand.

Der Nationalsozialismus übernahm ein völlig niedergebrochenes, wirtschaftlich entkräftetes, politisch zersplittertes und kulturell vernachlässigtes Land, das trotz der Berücksichtigung der beschränkten Lebensmöglichkeit im Verhältnis zu dünn besiedelt ist, denn die durchschnittliche Bevölkerungsdichte beträgt nur 52—60 Menschen auf einem Quadratkilometer; d. h. in diesem Grenzraum erreicht die Dichte nur 40 bis 48 vH der Bevölkerungsdichte des gesamten Reichsdurchschnittes, der bis zur Wiedervereinigung mit Österreich 136 betrug. Östlich der Reichsgrenze liegt aber ein gut besiedeltes Gebiet, der sudetendeutsche Volksraum.

Diesem deutschen Lande, dessen Widerstandskraft durch Jahre des Hungers und der Entbehrungen, wenn auch noch nicht gebrochen, so doch zermürbt war, drohte die Gefahr des Absterbens, die Gefahr des langsamen Todes durch Entvölkerung, durch Abwanderung vom Heimatboden. Gerade daraus, daß die Menschen die seit Generationen mit ihrem Heimatboden verwachsen sind, ihre Scholle im Stich ließen, ist die schwerste Anklage gegen die Vergangenheit herzuleiten, die es zuließ, daß die Not so ungeheure Ausmaße annahm. Zahlen reden da eine erschütternde Sprache:

Bezirksamt	Bevölkerungszahl 1913	Bevölkerungszahl Geburtenüberschuß 1913—1933	Bevölkerungszahl 1933	Wanderungsverlust
Wegscheid	17 886	21 351	18 495	2 856
Wolfstein	31 419	39 419	33 655	5 764
Grafenau	20 344	25 854	22 750	3 104
Regen	29 511	38 339	34 549	3 790
Viechtach	23 915	30 293	26 190	4 103
Kötzting	27 167	34 237	29 292	4 954
Cham	30 916	36 600	30 913	5 687
Waldmünchen	16 114	18 495	15 008	3 487
Oberviechtach	15 366	17 973	14 481	3 492
Vohenstrauß	23 749	28 358	23 177	5 181
Neustadt	51 214	61 641	59 924	1 717
Tirschenreuth	42 811	50 139	45 161	4 978
Wunsiedel	52 134	58 279	56 592	1 687
Rehau	32 364	36 233	34 523	1 710
	414 910	497 710	444 710	52 510

In dem bedrohtesten Grenzstreifen, den 14 unmittelbar oder fast unmittelbar an der tschechischen Grenze gelegenen Bezirksämtern, sind demnach nicht weniger als 52 510 Einwohner abgewandert. Das sind 12 vH der ortsansässigen Bevölkerung.

Katastrophal waren die bevölkerungspolitischen und gesundheitlichen Verhältnisse. Werfen wir einen Blick auf die Bewegung der Bevölkerung, so sind zwar in diesem Grenzgau immer mehr Menschen geboren worden als gestorben. Und diese Zahlen liegen erheblich über den Zahlen Bayerns und des gesamten Reiches, wie aus der nachfolgenden Gegenüberstellung der entsprechenden Zahlen des Reiches, Bayerns und der Oberpfalz von 1899—1933 ersichtlich ist:

Bewegung der Bevölkerung auf 10000 Einwohner

Jahr	Eheschließungen			Geborene ohne Totgeborene			Gestorbene			Mehr geboren als gestorben		
	Dt. Reich [1]	Bayern [2]	Oberpfalz [2]	Dt. Reich [1]	Bayern [2]	Oberpfalz [2]	Dt. Reich [1]	Bayern [2]	Oberpfalz [2]	Dt. Reich [1]	Bayern [2]	Oberpfalz [2]
1899	85	82	71	358	362	395	215	238	291	144	164	104
1910	77	72	66	298	312	359	162	191	229	136	121	130
1913	77	69	59	275	286	336	150	171	207	124	115	129
1924	71	64	57	206	227	292	122	135	168	84	92	124
1925	77	72	66	208	227	285	119	135	157	88	92	128
1926	77	71	64	196	215	273	117	130	156	79	86	118
1927	85	78	71	184	202	260	120	130	154	65	72	105
1928	92	86	77	186	206	263	116	127	142	70	79	121
1929	92	85	73	180	200	252	126	134	160	54	66	92
1930	88	81	72	176	197	253	110	122	138	65	75	115
1931	80	73	66	160	180	231	112	123	136	48	57	95
1932	79	70	62	151	173	219	108	118	130	43	55	89
1933	97	85	81	147	166	213	112	118	134	35	48	80

[1]) Nach Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1937.
[2]) Nach Dr. Eyer: Gesundheitspflege und Bevölkerungspolitik in der Ostmark. Erlangen 1937.

Aber bei der Beurteilung des sogenannten Geburtenüberschusses als Differenz zwischen den Lebendgeborenen und den im gleichen Jahr insgesamt Gestorbenen ist die Kenntnis der Säuglingssterblichkeit von außerordentlicher Bedeutung.

Wie aus der nachfolgenden Übersicht zu erkennen ist, hat die Säuglingssterblichkeit seit dem Jahre 1910 auch in der Grenzmark ziemlich stetig abgenommen, aber sowohl in Bayern als auch in der Oberpfalz liegen die Zahlen stets weit über dem Reichsdurchschnitt.

Säuglingssterblichkeit
Von 1000 Lebendgeborenen starben im 1. Lebensjahr:

Jahr	Deutsches Reich a)	Bayern b)	Oberpfalz b)	Jahr	Deutsches Reich a)	Bayern b)	Oberpfalz b)
1875/85	227[1])	300	327	1923	131	165	241
1886/88	224[2])	285	322	1924	108	144	206
1899	213[3])	250	313	1925	105	140	195
1902	183	232	273	1926	102	133	194
1903	204	248	313	1927	97	122	175
1910	162	202	249	1928	89	112	149
1913	151	182	231	1929	97	117	171
1919	145	178	228	1930	85	109	145
1920	131	171	222	1931	83	103	137
1921	134	173	243	1932	79	98	126
1922	130	162	230	1933	77	98	134

[1]) 1876/80 [2]) 1886/90 [3]) 1896/1900
a) Nach Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reiches.
b) Nach Dr. Eyer: Gesundheitspflege und Bevölkerungspolitik in der Ostmark. Erlangen 1937.

Noch im Jahre 1935 starben im Gaugebiet von 42 495 geborenen Kindern bei einer Einwohnerzahl von 2,2 Millionen Menschen durchschnittlich 12 vH im Säuglingsalter gegen 6,8 vH im Reichsdurchschnitt. Die höchsten Zahlen und damit zugleich den höchsten Anteil im ganzen Reichsgebiet wiesen die Kreise Parsberg mit 16,6 vH, Regensburg mit 16,1 vH, Landau mit 16,4 vH, Deggendorf mit 15,3 vH und Dingolfing mit 15 vH auf.

Hingewiesen werden muß noch auf den hohen Anteil der unehelichen Geburten. Eine Gegenüberstellung der ehelichen und unehelichen Geburtlichkeit auf 1000 der überhaupt Geborenen in Bayern und der Oberpfalz zeigt, daß der Anteil der unehelichen Geburten seit dem Jahre 1899 sogar gestiegen ist.

Eheliche und uneheliche Geburtlichkeit*)
auf 1000 der überhaupt Geborenen.

Jahr	Bayern				Oberpfalz			
	Lebendgeborene		Totgeborene		Lebendgeborene		Totgeborene	
	ehelich	unehelich	ehelich	unehelich	ehelich	unehelich	ehelich	unehelich
1899	840	130	25	5	866	107	23	4
1913	850	124	22	4	885	89	23	3
1925	831	142	22	5	854	121	21	4
1927	826	149	21	4	853	123	21	3
1931	828	148	20	4	850	126	20	4
1933	833	144	19	4	855	124	18	3

*) Nach Dr. Eyer: Gesundheitspflege und Bevölkerungspolitik in der Ostmark. Erlangen 1937.

Nach den Feststellungen von Dr. H. Eyer als Ergebnis einer vierwöchigen Studienwanderung sehen sich die Waldler durch die späte Hofübernahme schon vor der Heirat gezwungen, für Nachkommenschaft zu sorgen, um zur gegebenen Zeit Hilfskräfte in Wald und Feld zu haben. Daher ist die voreheliche Geburt fast überall Sitte und hat den sehr realen Grund der Feststellung der Fruchtbarkeit, denn ohne sie ist die Existenz eines Hofes gefährdet, weil sich der Waldler keine bezahlten Hilfskräfte leisten kann.

Die Gesundheit der Bevölkerung ist noch besonders gefährdet durch die Tuberkulose, durch den hohen Anteil der Gebrechlichen und durch die weitverbreiteten Zahnschäden. Nach dem Generalbericht der Bayerischen Sanitätsverwaltung starben an Lungentuberkulose auf 100 000 Einwohner in Bayern im Jahre 1933 noch 62, in der Oberpfalz sogar 71 Personen. Der Anteil der Gebrechlichen, wie er aus der nachfolgenden Übersicht zu ersehen ist, ist besonders hoch bei den körperlich schwer Gebrechlichen und bei den Geistesgebrechlichen.

Gebrechliche (1925/26) auf 100 000 Einwohner

	Bayern		Reg.-Bez. Oberbayern		Reg.-Bez. Oberpfalz		Bez.-Amt Tirschenreuth		Bez.-Amt Waldmünchen		Bez.-Amt Oberviechtach		Bez.-Amt Vohenstrauß	
	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.
Blinde	69	46	76	43	47	40	19	31	41	25	28	77	45	59
Taubstumme	81	71	64	66	78	68	19	18	41	13	28	90	27	50
Ertaubte	19	17	20	23	18	15	14	—	—	13	56	12	10	—
Körperlich schwer Gebrechliche	723	246	806	258	247	625	680	178	630	178	900	250	560	168
Körperl. leicht Gebrechliche	283	128	304	107	237	170	106	89	110	152	100	240	210	252
Geistesgebrechliche	460	429	433	433	394	430	125	94	220	290	380	340	150	126
Gebrechliche überhaupt	1230		1260		1140		690		830		1380		790	

Ein trauriges Kapitel sind die Zahnschäden. Von den durch Dr. Eyer befragten 676 Schulkindern der Grenzämter Waldmünchen, Oberviechtach und Vohenstrauß besaßen:

überhaupt keine Zahnbürste . . . . 26 vH,
gemeinsam m. d. Familie eine Zahnbürste . . . . . 45 vH,
eine eigene Zahnbürste . . . . 29 vH,

pflegten ihre Zähne:

täglich . . . . 6 vH,
wöchentlich . . . . 42 vH,
gelegentlich . . . . 15 vH,
überhaupt nicht . . . . 37 vH.

Diesen Ergebnissen entspricht die Zahnbeschaffenheit. Es wurde festgestellt, daß eine tiefe, nicht mehr sanierungsfähige Zerstörung der Zähne bei den Mädchen um 10—20 vH häufiger eingetreten ist als bei den Knaben. Ein völlig gesundes oder gänzlich saniertes Gebiß wurde in keinem einzigen Fall beobachtet.

Alles das sind Folgen einer jahrzehnte- — ja vielleicht jahrhundertelangen Vernachlässigung der Bevölkerung dieses Grenzgebietes, bei der zur Armut noch die Unwissenheit in allen den Haushalt betreffenden Dingen hinzukommt. Die Schlafräume, die häufig genug besser als Schlafhöhlen bezeichnet werden müssen, die Bekleidungsverhältnisse und die damit eng zusammenhängende Haut- und Körperpflege legen Zeugnis dafür ab, daß die Vergangenheit die entscheidende Bedeutung einer von Jugend auf richtig geleiteten Erziehung auf dem Gebiete der Hygiene nicht erkannt hat oder zum mindesten ihre Erkenntnisse für diese Grenzmark nicht anwandte.

Ergebnisse der Zahnuntersuchungen*)

Bezirksamt	Von 100 mit kariösen Zähnen behafteten Kindern besaßen ein: Völlig erhaltungsfähiges Gebiß		infolge tiefer Zerstörung nicht völlig erhaltungsfähiges Gebiß		durchschnittliche Zahl der zerstörten Zähne	
	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen
Waldmünchen . . .	44,6	24,6	55.4	75,4	1,90	2,13
Oberviechtach . . .	50,6	49,0	49,4	51,0	1,94	1,91
Vohenstrauß	51,2	42,0	48,8	58,0	1,60	1,62
im Durchschnitt bei 400 Untersuchungen	48,2	40,0	51,8	60,0	1,86	2,02

*) Nach Dr. Eyer: Gesundheitspflege und Bevölkerungspolitik in der Ostmark. Erlangen 1937.

Mit allem, was zur gesundheitlichen Betreuung eiues Landes unumgänglich erforderlich ist, mit Personal und Einrichtungeu des öffentlichen Gesundheitswesens war die Grenzmark schlecht versorgt. Ein Bild davon gibt die nachstehende Übersicht:

Personal und Einrichtungen des öffentlichen Gesundheitswesens auf 100 000 Einwohner*)

	Bayern		Oberbayern		Oberpfalz		Waldmüncheu		Oberviechtach		Vohenstrauß	
	1929	1934	1929	1934	1929	1934	1933	abs	1933	abs	1933	abs
Approb. Aerzte	73	70	125	116	41	41	20	3	21	3	26	6
„ Zahnärzte . .	11	16	18	26	6	9	7	1	—	—	—	—
„ Dentisten . . .	14	19	18	29	10	11	7	1	21	3	18	4
„ Apotheker . .	19	18	23	24	13	14	7	1	21	1	4	1
„ Hebammen . .	50	43	36	31	56	52	67	10	63	9	69	16
„ Bader, Heilgehilfen, Masseure	20	20	15	21	36	36	27	4	14	2	30	7
Approb. Desinfektoren	9	10	6	8	9	11	7	1	7	1	9	2
Nichtapprob. Heilkundige	17	17	32	42	4	3	—	—	—	—	—	—
„ Bader usw.	6	1	14	21	4	2	—	—	—	—	—	—
Krankenpflegepersonal .	153	185	205	275	110	132	27	4	21	3	39	9
Säuglingspflegerinnen	11	12	13	13	4	13	—	—	—	—	—	—
Krankenanstalten . . .	9[1])	10[2])	9[1])	12[2])	8[1])	9[2])	13	2	7	1	4	1
in diesen:												
Betten	602[1])	758[2])	935[1])	979[2])	377[1])	585[2])	270	40	112	16	174	40
Pfleger	20[1])	24[2])	26[1])	28[2])	12[1])	17[2])	—	—	—	—	—	—
Pflegerinnen	70[1])	87[2])	115[1])	128[2])	43[1])	61[2])	42	6	14	2	—	—

*) Nach Dr. Eyer: Gesundheitspflege und Bevölkerungspolitik in der Ostmark. Erlangen 1937.
[1]) 1925 [2]) 1932

Grenzlandnot ist aber deutsche Not! Sie kann nur beseitigt werden durch den Einsatz der Hilfsbereitschaft des ganzen Volkes. Flickarbeit, die hier Löcher stopft, um sie an anderer Stelle wieder entstehen zu lassen, durfte vom Nationalsozialismus nicht angewandt werden, sondern es mußten vollkommen neue Wege gefunden werden, um die jahrhundertealten Mißstände von der Wurzel her auszurotten. Dabei konnte es sich nicht darum handeln, gesundheitspflegerische Einrichtungen zu schaffen, sondern vor allem mußte auch in mühevoller erzieherischer Kleinarbeit die Ostmarkbevölkerung seelisch und weltanschaulich umgewandelt werden. Wir wissen, daß Grenzen nur aus einem einheitlichen biologischen Wehrwillen heraus gehalten werden können, der aber nur leben kann in einem gesunden, mit guten Nerven versehenen Körper.

Nach der Machtübernahme setzte daher ein zäher, schwerer Kampf gegen die wirtschaftlichen, kulturellen, gesundheitlichen und politischen Nöte des bedrohten Grenzlandes ein. Der Staat räumte die Hindernisse beiseite, die dem wirtschaftlichen Aufstieg entgegenstanden. In fünf Aufbaujahren wurde die Arbeitslosigkeit nahezu vollständig beseitigt. Durch den Neubau bzw. durch die völlige Erneuerung von rund 3000 km Straßen fand eine umfassende Verkehrserschließung statt. An der Grenze entlang von Passau bis Hof wurde der Bau der Ostmarkstraße in Angriff genommen, die mit der Reichsautobahn ein leistungsfähiges Verkehrsdreieck Hof—Bayreuth—Regensburg—Passau bilden wird. Von diesen Reichsstraßen aus werden gute Straßen auch das entfernteste Dorf erreichen lassen. Alte, in Not geratene Industriezweige werden belebt, die Leistung des Handwerks, insbesondere der Heimarbeit, wird gesteigert. Die Lebensgrundlage des Grenzvolkes wird verbreitert durch die Aufnahme der Fabrikation von Zellwolle, Holzverzuckerungserzeugnissen, bauwirtschaftlichen Porzellanen; eine vermehrte Förderung von Rohstoffen setzt ein mit der zugleich erfolgreichen systematischen Erschließung der Bodenschätze der Ostmark.

Dem Wohnungselend ging man zu Leibe; rund 30 000 Volksgenossen konnten bereits neue Siedlungshäuser beziehen. Auch die landwirtschaftliche Existenzgrundlage wurde verbreitert; 6000 in der Systemzeit nahe am völligen Zusammenbruch stehende Bauernhöfe wurden entschuldet. Dazu kommen die großen Bodenkulturunternehmungen, wie sie beispielsweise in der Eindeichung des Straubinger und Pleintinger Donaubeckens wirksam wurden. 20 000 Tagewerke besten Weizenbodens wurden gewonnen und stehen der Begründung von neuen Bauernhöfen zur Verfügung. Für die Deckung des Textilrohstoffbedarfes vermehrte man die Anbauflächen für Flachs und sorgte für erweiterte Schafhaltung.

Wirksam wurde selbstverständlich auch die Sorge um Arbeitsbedingungen und Freizeit, um politische Führung und Schulung. Alle diese vielseitigen Maßnahmen stehen unter der einheitlichen Ausrichtung auf die grenzpolitische Aufgabe, die Ost-

mark zu einer starken, lebensfähigen Einheit zu gestalten und ihre Bevölkerung zum Grenzbewußtsein zu erziehen.

Sofort nach der Machtübernahme begann auch die NS.-Volkswohlfahrt in diesem Grenzland mit ihrer wohlfahrtspflegerischen und gesundheitsfürsorgerischen Arbeit. Aus eigenen Kräften setzte die Bayerische Ostmark für die Betreuung der Bevölkerung 86 Schwestern ein, errichtete 52 Dauerkindergärten, 4 Kindererholungsheime und 4 Müttererholungsheime. 1600 Referentinnen für Mutter und Kind arbeiten unablässig an der Lösung der volksgesundheitlichen Aufgaben. Aber die Folgen jahrzehntelanger Mißwirtschaft lassen sich einmal nicht in wenigen Jahren überwinden, zum andern sind die Schäden so groß, daß zur Selbsthilfe die Kameradschaftshilfe des ganzen deutschen Volkes treten mußte. Nach einer Besichtigung, die ich im Oktober 1937 mit dem Reichsärzteführer Dr. Wagner unter Führung des Gauleiters Wächtler in der Bayerischen Ostmark durchführte, mußten wir 18 Kreise des Gaues nach Maßgabe ihrer Bedürftigkeit als Notstandsgebiet im Rahmen des Hilfswerkes Bayerische Ostmark erklären. Dieses Hilfswerk wird in Zusammenarbeit zwischen dem Hauptamt für Volkswohlfahrt, dem Hauptamt für Volksgesundheit und der Gauleitung unter Führung der Reichsleitung der NSDAP., Hauptamt für Volkswohlfahrt, in einem Dreijahresplan — Beginn 1. Januar 1937 — eine Riesenaufgabe lösen.

Zweck und Ziel des Hilfswerks Bayerische Ostmark sind in erster Linie der Kampf für Mutter und Kind gegen die Säuglingssterblichkeit. In diesem Kampfe bilden die vorgesehenen zwölf Gesundheitshäuser, längs der Grenze verteilt, die festen Stützpunkte. Der Name Gesundheitshaus steht in bewußtem Gegensatz zum Krankenhaus, denn es ist nicht dazu bestimmt, Kranke aufzunehmen und zu heilen, sondern es soll dem gefährdeten, aber noch gesunden Volksgenossen dienen, indem es dazu beiträgt, Krankheiten bei ihm vorzubeugen und Schädigungen von ihm fernzuhalten. Dem Leiter jedes Gesundheitshauses stehen alle Hilfsmittel für eine frühzeitige Diagnose zur Verfügung, er behandelt aber selbst nicht Krankheiten.

In jedem Gesundheitshaus befinden sich außer der Arztwohnung und den ärztlichen Diensträumen Wohnräume und Dienstzimmer für die NS.-Gemeindeschwester und die Fürsorgerin. Angegliedert ist stets ein Kindergarten, und in den Fällen, wo es nötig ist, auch ein Tagesraum für Krabbelkinder, Säuglingskrippe und dgl. Für den Reichsmütterdienst im Deutschen Frauenwerk stehen Schulungsräume und Lehrküchen zur Verfügung; denn das Gesundheitshaus soll nicht nur gesundheitlichen und wohlfahrtspflegerischen Zwecken dienen, sondern soll gleichzeitig der Mittelpunkt bevölkerungspolitischer, rassenhygienischer und weltanschaulicher Erziehungsarbeit sein.

Jedes Gesundheitshaus wird mit Schwesternstationen umgeben. Für das Gaugebiet sind 80—100 solcher Stationen vorgesehen, die die eigentliche Wirkungstätte

die NS.-Gemeindeschwestern sind. Ihr Mittelpunkt ist der Kindergarten, der je nach den örtlichen Bedürfnissen ausgestaltet wird. Daneben finden sich Zimmer für den NSV.-Arzt, Unterrichtsräume, häufig auch ein Heim für die HJ. Die Zahl der auf ein Gesundheitshaus entfallenden Schwesternstationen, ihre Größe und Ausstattung hängt von den örtlichen Verhältnissen ab.

In diesem Jahre werden die beiden ersten Gesundheitshäuser in Parsberg und Landau mit einem Kostenaufwand von je 700 000 Reichsmark fertiggestellt. Im zweiten Bauabschnitt werden 5 weitere Gesundheitshäuser in Angriff genommen, und zwar in Regen, Waldkirchen, Windischeschenbach, Schwandorf und im Kreis Cham-Kötzting. Schwesternstationen mit einem durchschnittlichen Kostenaufwand von je 200 000 Reichsmark entstehen zur Zeit in Hohenfels, Painten, Weißenbrunn, Waidhaus, Ränkam, Neukirchen-Heiligenblut, Arrach und Bischofsreut. Weitere Schwesternstationen sind vorgesehen in Mamming, Tittling, Plattling, Mitterteich, Pullenreuth, Konnersreuth, Amberg, Breitenberg und Schaibling.

Gesundheitshäuser und Schwesternstationen werden in erster Linie Erziehungsstätten sein, in denen angehende Mütter aufgeklärt, sachgemäß betreut und zur Pflege der Gesundheit erzogen werden. Der Arzt und seine Hilfskräfte können mit ihren Fahrzeugen bis in die kleinsten Landgemeinden, ja bis in die letzten Einödhöfe vordringen und die Bevölkerung betreuen.

Die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit würde aber bis zu einem gewissen Grade wirkungslos bleiben, wenn nicht gleichzeitig der Kampf gegen alle die Volksgesundheit gefährdenden Krankheiten aufgenommen wird. Es handelt sich dabei in erster Linie um die Verbesserung und den Ausbau der Einrichtungen auf dem Gebiete der Tuberkulosefürsorge, der Gebrechlichenfürsorge und der Zahnschädenbekämpfung.

Die von der NS.-Volkswohlfahrt bisher eingesetzten und noch einzusetzenden Ärzte werden mit fahrbaren Röntgeneinrichtungen ausgerüstet, so daß sie die Möglichkeit haben, den Kampf gegen die Tuberkulose in verstärktem Maße aufzunehmen. Von höchster Wichtigkeit ist hier auch die nachgehende Betreuung, die dem Tuberkulösen nach seiner Gesundung wieder zu geregelten Lebensverhältnissen verhilft.

Auf dem Gebiete der Gebrechlichenfürsorge wird in Zusammenarbeit mit den staatlichen Trägern der Krüppelfürsorge eine möglichst vollständige Erfassung der Gebrechlichen dadurch angestrengt, daß die Sprechstunden der Krüppelfürsorgeärzte vermehrt und das Netz der Orte, an denen Krüppelsprechtage abgehalten werden, so eng wie möglich gezogen wird.

Im Kampf gegen die Zahnschäden werden in erster Linie motorisierte Zahnstationen eingesetzt. Im Rahmen des Hilfswerkes werden insgesamt etwa 50 solcher Stationen in Tätigkeit treten mit je zwei Zahnärzten und einer Helferin. Bisher

sind bereits 16 Zahnstationen eingesetzt worden, von denen die Gebisse von rund 20 000 Kindern saniert wurden.

Aufgabe der nachgehenden Betreuung ist es, sich davon zu überzeugen, ob die Mütter bei der Kinderpflege auch praktisch alles das anwenden, was sie im Gesundheitshaus durch den Reichsmütterdienst des Deutschen Frauenwerkes gelernt haben. Eine weitgehende Familienhilfe festigt den Erfolg der Gesundheitshäuser und der Zahnstationen. Neben diesen Maßnahmen und Einrichtungen des Hilfswerks Bayerische Ostmark sind von der Gauamtsleitung der NS.-Volkswohlfahrt für das Jahr 1938 vorgesehen: die Belegung eines weiteren Müttererholungsheimes in Gundelsdorf bei Kronach im Frankenwald, die Verschickung von über 5000 Schulkindern im Rahmen der Kinderlandverschickung auf 6 bis 8 Wochen, eine umfangreiche Kinderheimverschickung, die 13 000 Kleinkindern, 4500 Schulkindern und 1100 Jugendlichen einen mehrwöchigen Erholungsaufenthalt ermöglicht und die Erhöhung der Zahl der im vergangenen Erntejahr bestehenden 120 Erntekindergärten auf 200.

Der Sitz der Leitung der NS.-Volkswohlfahrt für die Bayerische Ostmark wird das in Bayreuth befindliche Haus für Mutter und Kind werden, das einmal der Ausbildung und Schulung der NS.-Gemeinschaftsschwestern und Säuglingsschwestern dienen, kranke und gefährdete Säuglinge und Kleinkinder aufnehmen und in einer Entbindungsstation schwangere Mütter betreuen soll. Darüber hinaus soll es das Mutterhaus der NS.-Schwestern werden, in dem sie Ausrichtung und Rückhalt finden.

Dieser kleine Ausschnitt aus dem in Angriff genommenen Aufgaben in der Bayerischen Ostmark zeigt, daß der Nationalsozialismus entschlossen ist, die Lebensgrundlagen der Bevölkerung zu festigen, die inneren Lebenskräfte dieses Grenzlandes zu vermehren, so daß es in Wahrheit wird der Schild der Reichseinheit gegen die Gefahren von Osten.

Günther Franz:

Deutsche Freibauern im Böhmerwald

Die Freiheitskämpfe der Stedinger und Dithmarscher wie der Schweizer und Tiroler leben im Bewußtsein unseres Volkes. Doch neben diesen Stämmen, die in jahrhundertelangen Kämpfen ihre Freiheit zu behaupten oder für sie zu sterben wußten, gab es auch anderorts in Deutschland kleinere Gemeinschaften freier Bauern, die ebenfalls ihre Freiheit zu bewahren oder gar zu erstreiten verstanden. Vor allem im Volkstum an der Grenze weist die deutsche Geschichte manches fast vergessene Kapitel heldenmütigen Bauernkampfes auf.

Wer weiß im Deutschen Reich etwas von den *Künischen Bauern*, den *königlichen Freibauern im Böhmerwald*, deren Geschichte uns vor wenigen Jahren ein Einheimischer, Josef Blau, in einem umfänglichen Buche anschaulich geschildert hat*). Und doch liest sich das Buch gleich einem Heldenlied, und in der Geschichte dieser acht Gemeinden an der böhmisch-bayerischen Grenze bei Eisenstraß spiegelt sich nicht nur deutsches Bauerntum, sondern auch der deutsche Volkstumskampf, den gerade das Bauerntum zu allen Zeiten zu führen wußte.

Es ist ein düsteres Land, in dem diese Bauern wohnen, voller Seen, Schluchten und Moore und großer dichter Wälder. Die beiden geheimnisvollsten Berge des Böhmerwaldes, der Rachel und der Lusen, überschatten es. Doch es ist deutsches Land von der Wurzel her. Nie hat in dieser Bergeinsamkeit ein Tscheche gesiedelt. Deutsche Bauern haben diesen Boden urbar gemacht und ihn seitdem zu wahren gewußt. Der älteste deutsche Ortsname Böhmens, den wir überhaupt kennen, ist aus diesem Gebiete überliefert. 1198 wird hier schon ein Ort Albrechtsried, Rodung des Albrecht, erwähnt.

In der Zeit Friedrich Barbarossas kamen im Jahre 1184 die *bayerischen Grafen von Bogen* in den Besitz des böhmisch-bayrischen Grenzwaldes. Dies angesehene Geschlecht, das mit dem böhmischen Königshaus verwandt war, erwarb das Gebiet, das dem Böhmerwald zwischen Osser, Rachel und Lusen, um Schüttenhofen und Winterberg vorgelagert war. Nur einige wenige Klausen, Kirchen und Höfe fanden sich bisher in dem weiten Wald verstreut. Die Grafen *holten jetzt aus ihrer bayrischen Heimat Siedler ins Land*. Burgen und Dörfer entstanden. Auch der Eisenbau wurde damals schon betrieben. Binnen weniger Jahre war *mitten im Urwald eine Stätte deutschen Bauerntums und deutschen Gewerbefleißes entstanden*.

*) J. Blau, Geschichte der Künischen Freibauern im Böhmerwalde (1933).



Nach dem Aussterben der Bogener erbten das Land die Herzöge von Bayern. Sie tauschten es gegen Ende des 13. Jahrhunderts, in der Zeit, in der Rudolf von Habsburg mit Ottokar von Böhmen um den Vorrang im deutschen Osten stritt, mit der böhmischen Krone aus. Seitdem siedelten die Bauern auf königlichem Grunde und nannten sich, weil sie keinem Herrn als dem König untertan waren, die königlichen Freibauern im Walde Howzd, dem Grenzwald. Und da sie Bayern waren und ihre Mundart bewahrten, formten sie das königlich zu „kunisch" um. So sprechen wir noch heute von den Kunischen Bauern.

Das einst beträchtliche Gebiet wurde in der Folge durch Übergriffe des Adels und mancherlei königliche Vergabungen immer stärker verkleinert, so daß zuletzt nur noch acht Gerichte übrig blieben, die alle gut deutsche Namen tragen: St. Katharinen, Hammern, Eißenstraß, Seewiesen, Heidl, Kochet, Stadln und Stachau. Diese acht Gerichte schlossen sich um so inniger zusammen und bildeten seit dem ausgehenden Mittelalter eine feste Gemeinschaft.

Die böhmischen Könige aber verpfändeten das Gebiet in ihren Geldnöten seit dem 15. Jahrhundert an die großen Adelsgeschlechter des Landes. Die Herren von Riesenberg, die Grafen von Guttenstein, von Lobkowitz und Kolowrat erscheinen in rascher Folge als Pfandherren des Landes. Gewiß wurde auch von ihnen der Landesausbau weiter betrieben. Neue Dörfer entstanden in den alten Gerichten, selbst eine Stadt, Neumark, wurde gegründet. Zu den Eisenhämmern traten, wie anderwärts im Böhmisch-bayrischen Wald, auch die Glashütten, als erwünschter Nebenerwerb für manch armen Gebirgsbauern. Doch die Herren hatten das Land nur pfandweise inne. Sie mußten darauf sehen, daß sich die Pfandsumme verzinste, und waren verständlicherweise darauf bedacht, in der Pfandzeit möglichst viel aus dem Gebiet an Steuern und Abgaben herauszuziehen. Schon am Ende des 15. Jahrhunderts, in den gleichen Jahren, in denen sich auch anderwärts die deutschen Bauern erhoben, wird ein erster Aufstand gegen die unerträglichen neuen Fronen erwähnt. Genauere Nachrichten besitzen wir jedoch erst über einen zweiten Aufstand unmittelbar vor dem Dreißigjährigen Krieg. Damals hatte Herr Zdenko von Kolowrat das Land pfandweise inne. Er hatte lange als kaiserlicher Gesandter in Spanien gelebt und war mit einer Spanierin verheiratet. Deutschem Wesen war er feind. Er haßte die freien deutschen Bauern, die ihm selbstbewußt gegenübertraten und die er in seinen ewigen Geldnöten nicht so ausbeuten und knechten konnte wie seine tschechischen Leibeigenen. Er wollte die Kunischen entgegen ihren Freiheiten zwingen, ihm als Leibeigene zu schwören, und er verdächtigte schon damals diese deutschen Grenzbauern in ihrer politischen Zuverlässigkeit. Er stellte der Prager Hofkammer vor, daß es besser sei, diese Grenzwälder mit „natürlichen Böhmen", also Tschechen zu besiedeln, die die Grenzen gegen die Nachbarn besser zu sichern vermöchten. Um dies zu erreichen, suchte er wider Recht und Gesetz den reichen Hof einer Witwe an sich zu bringen, um auf ihm eine Anzahl tschechischer Forstknechte ansiedeln zu können. Sie sollten fortan den

Bauern aufpassen und die geschlossene Siedlungsgemeinschaft sprengen. Die Führer der Bauern, die sich dagegen verwehrten, wurden in den Kerker geworfen. Solcher Gewalttat gegenüber erhoben sich 1613 die Bauern. Als die Gefangenen ins Innere Böhmens in die verrufenen Kerker von Schlüsselburg gebracht werden sollten, rotteten sich die Kunischen zusammen und befreiten ihre Brüder. Sie nahmen sogar für einige Wochen bayrische Landsknechte in Sold, um ihr Land gegen weitere Übergriffe zu wahren. Boten trugen ihre Klagen der Regierung in Prag wie in Wien vor und baten um Recht. Doch die Bedrückungen dauerten an, da die adligen Räte der Hofkammer in Prag sich offen auf die Seite ihres Standesgenossen stellten und alle Befehle der kaiserlichen Hofkammer in Wien sabotierten. In Prag gab es für die deutschen Bauern kein Recht. Lange mußten ihre Führer in Prag im Gefängnis liegen, ehe Wien endlich die Freilassung durchsetzte. Und wenn die Kolowrats auch nicht erreichen konnten, daß die Bauern den Leibeigenschaftseid schwuren, so suchten sie doch durch allerlei Rechtsmittel die Freiheiten der Bauern zu beschränken und ihnen vor allem die Verbindung mit ihren deutschen Stammesbrüdern jenseits der Grenze abzuschneiden. Die Bauern sollten kein Vieh aus Deutschland einführen, ihre Söhne und Töchter durften nicht ohne herrschaftliche Genehmigung in das Reich gehen oder gar dorthin heiraten, auch Geld sollten sie nicht nach Deutschland hin ausleihen, sondern ihr in Böhmen erworbenes Geld, wie es in den seltsam gegenwärtig anmutenden Bestimmungen heißt, auch in Böhmen verzehren.

Für die Bauern gab es nur einen, allerdings teuren Weg zur Freiheit. Sie brachten aus eigenen Mitteln die 5000 Taler auf, um die sie der Kaiser an die Kolowrats verpfändet hatte, und sie ermöglichten es damit dem Kaiser, die Pfandschaft zu enden und sie auszulösen. Nach vierjährigem Kampf kamen die Bauern 1617 so wieder unmittelbar in des Kaisers Hand. Zugleich sicherte ihnen ein feierlicher Majestätsbrief Kaiser Matthias I. zu, daß sie nicht erneut versetzt und daß sie bei ihren jetzigen Freiheiten gesichert werden sollten. Hatte den Bauern die Auslösung selbst schon 5000 Taler gekostet, so kostete ihnen dieser Freiheitsbrief noch einmal 11 000 Gulden an Sporteln und Trinkgelder und Reisespesen für die vielfachen Reisen nach Wien und Prag, die nötig wurden. Wenn man bedenkt, daß damals in den acht freien Gerichten nur 138 Bauern wohnten, so sprechen diese Summen ebenso von der Wohlhabenheit der Kunischen wie von ihrem Opfersinn. Sie waren wirklich bereit, für ihre Freiheit auch den letzten Pfennig einzusetzen.

Doch sie sollten sich der Freiheit nicht lange erfreuen. Als im Jahre nach dem Loskauf Kaiser Matthias starb und die böhmischen Stände sich in dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz einen eigenen König wählten, schlossen sich dem neuen Herrn auch die kunischen Bauern an. Denn auch sie waren protestantisch gesonnen, zudem saß ihnen trotz aller Freiheitsbriefe der kaiserliche Hauptmann, wie es in einem Schreiben heißt, gleich einer ungarischen Mücke auf, die ihnen täglich den Steuer-

schweiß aussaugt. Doch da das Unternehmen des Winterkönigs scheiterte und die habsburgische Herrschaft bald wiederhergestellt wurde, galten die Kunischen nunmehr als Aufständische. Sie hatten damit alle ihre Freiheiten verwirkt. Zur Strafe ließ der Kaiser die Pfandsumme, die die Bauern eben aufgebracht hatten, verfallen und verpfändete das Land von neuem. Der neue Herr war ein spanischer Abenteurer, Don Martin de Hoeff Huerta, der überdies ein Schwager des Herrn von Kolowrat war, dessen Schwester er einst entführt hatte. Don Martin war binnen weniger Jahre vom einfachen Soldaten oder, wie der Volksmund gar behauptete, vom Schneidergesellen zum kaiserlichen Obersten aufgestiegen und geadelt worden. Ein gefühlloser Söldner und Räuber, der die Zeitumstände nutzte, um sich auf Kosten des vertriebenen böhmischen Adels rasch einen reichen Besitz zu schaffen. Zudem ein treuer Sohn der katholischen Kirche, ein leidenschaftlicher und grausamer Vorkämpfer der Gegenreformation, der vor allem den Jesuiten um seines Seelenheiles willen reiche Stiftungen machte. Doch mochten ihn diese auch nach seinem Tode in Gedenktafeln als edlen Glaubenshelden und Heerführer verherrlichen, das Volk urteilte wohl richtiger, wenn es ausrief: „Huerta, den Nimmersatt, jetzt der Teufel hat!"

Huerta zwang die kunischen Bauern nicht nur zum katholischen Glauben zurück, sondern suchte auch erneut sie zu Leibeigenen zu machen und zu ungewöhnlichen Frondiensten zu zwingen. Aber selbst seinen Drohungen und Gewalttaten gegenüber verstanden es die Kunischen, sich einen neuen Freiheitsbrief zu erkämpfen. Kaiser Ferdinand II. erkannte 1631 in einem Rezeß an, daß die Kunischen „bei allen ihren uralten guten und löblichen Gewohnheiten, Rechten und Privilegien ohne Verkürzung belassen und geschützt werden sollten". So hatten die Bauern mit ungeheurer Zähigkeit und letztem Einsatz selbst in den Notzeiten des großen Krieges es fertiggebracht, nicht nur ihre Freiheit zu behaupten, sondern sie immer stärker zu sichern und auszubauen. Statt eines bloßen Gewohnheitsrechtes hatten sie jetzt ein durch kaiserliche Freiheitsbriefe und Entscheide bestätigtes Recht erhalten, auf das sie sich immer erneut berufen konnten.

Trotzdem konnten sie sich niemals ihrer Freiheit als sicheren Besitzes erfreuen, sie mußten alle Jahrzehnte um sie streiten. 1638, dem Jahr, das dem Freiheitsbrief folgte, war Don Martin erbenlos gestorben. Der Grenzwald fiel an den Kaiser zurück. Aber schon zwei Jahre darauf wurden sie von dem immer in Geldnöten befindlichen Herrscher erneut veräußert. Und waren sie bisher nur verpfändet gewesen, so wurden sie jetzt verkauft und damit für alle Zeit aus des Königs Hand gegeben und überdies unter zwei Herren, die Grafen von Lobkowitz und Kolowrat, aufgeteilt. Vergeblich suchten die Bauern auch späterhin durch erneute Aufbringung des Kaufpreises aus eigener Tasche an den Kaiser zurückzugelangen und der adligen Herrschaft zu entgehen. Die Krone hatte kein Recht mehr, die Bauern einzulösen.

Doch auch die Teilung nutzten die Grenzler zu einer neuen Erweiterung ihrer Rechte. Sie erreichten, daß sie auch fürderhin als geschlossener politischer Verband

zusammenverwaltet wurden und keinem anderen Gebiet einverleibt werden durften. Der Oberrichter, der den Howzd für die beiden verwaltete, mußte überdies aus ihrer Mitte bestellt werden, war selbst ein Freibauer, der mit dem heimischen Rechte vertraut war und es zu schützen wußte. Überdies sicherte auch der Kaiser den Kunischen zu, daß sich durch den Verkauf nichts an den alten Rechten und Gewohnheiten des Landes geändert habe und daß das Land für alle Zeiten dabei geschützt werden sollte. Jeder neue Herrscher bestätigte dies Privileg. Und noch heute künden die sorgsam im Dorfarchiv bewahrten, zum Teil in roten Plüsch prächtig gebundenen Freiheitsbriefe mit den kaiserlichen Siegeln von den alten Freiheiten und Rechten. Erst als in der Revolution von 1848 alle alten Privilegien in Österreich fielen, verloren auch die kunischen Freiheitsbriefe ihre Kraft. Bis dahin bildeten die acht Gerichte im Grenzwald allen Wandlungen zum Trotz einen eigenen Verwaltungskörper und eine festgeschlossene Gemeinschaft. Auch die neuen Siedler, die im 18. Jahrhundert aus dem Altreich hinzugewandert waren, gerodet und neue Dörfer angelegt hatten, schmolzen in diese Gemeinschaft mit ein und genossen der Freiheiten. Und mochten auch die Freiheitsbriefe selbst fallen, so lebt doch bis heute hier im Grenzwald ein kräftiger, sich seiner Rechte bewußter Bauernstand, der sich stolz zu dem Wahr- und Wappenspruch der Vorfahren bekennt:

Niemands Herr und Niemands Knecht,
das ist künisch' Bauernrecht!

Peter-Heinz Seraphim:

Judentum und Landwirtschaft in Osteuropa

Es ist fast allgemein üblich anzunehmen, daß die Juden nach ihrer Emigration aus Palästina sich, von Ausnahmen abgesehen, gar nicht landwirtschaftlich betätigt hätten und ihnen daher anders als in der gewerblichen Wirtschaft, im Handel und Kreditwesen ein Einfluß auf die Landwirtschaft nicht zugesprochen werden könnte. Diese Ansicht ist irrig und richtig zugleich. Sie trifft zu, wenn man unter landwirtschaftlicher Betätigung die Arbeit des Bauern oder Siedlers faßt, für die in der Tat der Jude allgemein eine überaus geringe Neigung und Hinwendung gezeigt hat. Es wäre aber falsch anzunehmen, daß die Juden in Vergangenheit und Gegenwart sich von jeder landwirtschaftlichen Betätigung ferngehalten hätten, sofern man unter landwirtschaftlicher Betätigung einen mit der landwirtschaftlichen Tätigkeit zusammenhängenden Erwerb versteht. Das Gebiet Osteuropas, im weiteren Sinne also der breite Raum zwischen den deutschen Reichsgrenzen und dem Schwarzen Meer, der

Düna und dem Dnjepr, ist vielmehr ein Beispiel für eine jüdische Tätigkeit in der Landwirtschaft, wenn auch ausgesprochen nicht in der Form einer jüdischen Bauernkolonisation, so doch in der Form der jüdischen Pachtung und des jüdischen Großgrundbesitzes.

Nur ein kurzer, aber notwendiger historischer Exkurs sei gegeben. Die ersten Juden, die das Gebiet Osteuropas schon vor dem 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung betraten, haben zweifellos ausschließlich als Händler, insbesondere als Sklavenhändler als Münzwechsler und Kreditgeber oder, wie sie der jüdische Historiker Eisenstein[1]) nennt, als „Wucherer" gewirkt. Wenn einige jüdische Historiker[2]) die Behauptung aussprechen, daß die jüdischen Früheinwanderer einen landwirtschaftlich seßhaften Charakter gehabt hätten und das aus dem Vorkommen einiger angeblich aus dem Hebräischen herzuleitenden Ortsnamen begründen, so haben diese Annahmen einen rein hypothetischen und durch nichts gestützten Charakter. Auch die in der Zeit vom 13. bis zum 17. Jahrhundert einwandernden Juden haben wohl durchweg einen städtischen und händlerischen Charakter gehabt. Im Hauptsiedlungsgebiet dieser Juden im polnisch-litauischen Reich haben sie allerdings schon früh als Pächter der Magnatengüter und der Kronländereien Liegenschaften an sich gebracht, ohne daß allerdings von einer eigentlichen Ausbeutung dieser gepachteten oder verpfändeten Besitzungen durch die Juden selbst gesprochen werden kann. Ueberwiegend war es die Sicherung des Kreditgeschäftes durch Landübernahme, die die Juden mit der Landwirtschaft in Berührung brachte. Erst im 15. und 16. Jahrhundert, als sich infolge der anhaltenden Judeneinwanderung und der starken Vermehrung der jüdischen Bevölkerung ein Überdruck des städtischen Judentums geltend macht, beginnt sich das Bild zu verändern. Der Jude, der allmählich den Königsschutz einbüßte und rechtlich in die Abhängigkeit des Adels geriet, war gleichzeitig im weiteren Umfange Kreditor des Adligen. Um eine Rückzahlung des dem Adligen, „Pan", geliehenen Geldes zu überwachen, zugleich auch um dem Druck der inneren Uebersetzung des jüdischen Handelsberufes in der Stadt zu entgehen, wandern immer größere Massen von Juden aus den Städten auf das Land ab, wo sie als Schankwirte, Administratoren, Pächter und Zolleinnehmer, und zwar insbesondere in den östlichen und südöstlichen Grenzmarken des polnisch-litauischen Reiches, sich betätigen. Zwischen den halbhörigen Bauern und dem häufig abwesenden, nur an einer Ertragssteigerung interessierten Pan schob sich als Verwalter oder Pächter der Jude. Er erhob in obrigkeitlichem Auftrag die Natural- und Geldabgaben, aber er wirtschaftete, da er ja seinerseits alleiniger Kreditgeber des Adligen war, praktisch in seine eigene Tasche. Die Auspressung der bäuerlichen Bevölkerung in Polen und der polnischen Ukraine

[1]) A. Eisenstein: Die Gestaltung der Juden in Polen im 13. und 14. Jahrhundert. Teschen 1934.

[2]) So S. Meisl: Geschichte der Juden in Rußland und Polen, Band I.



durch die Juden führte im 17. Jahrhundert zu den Heidamaken- und Kosakenaufständen, die große Teile des polnischen Reiches verheerten und schließlich die Ablösung der linksdnjeprischen Ukraine von Polen zur Folge hatten.

Auch im 18. Jahrhundert blieb trotz des allgemeinen Wirtschaftsniederganges des zerfallenden polnisch-litauischen Reiches die Wirtschaftsposition der Juden nicht nur im Handel und Kredit, sondern auch in der Pachtung und Verwaltung der landwirtschaftlichen Besitzungen des Adels unverändert. Der „Leibjude" des Pan, der sein Kreditgeber, gleichzeitig der Vermittler für jede Art von Bedürfnissen, der Verkäufer seiner landwirtschaftlichen Produkte war, hatte eine schlechthin beherrschende Stellung, die sich gerade in der Zeit des moralischen Verfalls des polnischen Adels und der inneren Auseinandersetzungen und Wirren nur vertiefte.

Wie nachteilig diese Stellung der Juden als Pächter auf adligen Gutsländereien, gleichzeitig auch als Schankpächter, Handelsvermittler und Wucherer auf die Lage der breiten Masse der Bauernbevölkerung sich auswirkte, wurde besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts klar. Rußland, das bei den Teilungen des polnisch-litauischen Reiches die umfangreichsten, mit Juden durchsetzten Gebiete an sich brachte, hatte schon in der Regierungszeit Katharinas II., Stanislaus Augusts und zu Beginn der Regierung Alexanders I. Versuche gemacht, die Pachtstellung der Juden zu beschränken und ihre Aussiedlung aus den Dörfern in die Städte durchzusetzen, eine Maßnahme, die in der Hauptsache dem Bauernschutz diente und eine Isolierung der bäuerlichen Bevölkerung von den Juden herbeiführen sollte. Diese Maßnahme ist aber gar nicht durchgeführt worden, zumal der zumeist proletarisierte und deklassierte Dorfjude auch in den Städten, in denen die Handels- und Vermittlungsberufe zu fast 100 vH. in jüdischen Händen waren, keine Betätigung finden konnte. Dieser Verelendungsprozeß der Juden in größeren Teilen Osteuropas hat im vergangenen Jahrhundert den Gedanken einer jüdischen bäuerlichen Kolonisation aufkommen lassen, ein Plan, der von der russischen und österreichischen Regierung in der kurzen Zeit der sog. Zweiten Teilung Polens, als bedeutende Teile des heutigen Kongreßpolens in Form des sog. Neuostpreußen zum Preußischen Staat gehörten, und auch von Preußen in Angriff genommen wurde. Eine zahlenmäßig allerdings ganz geringfügige Gruppe der jüdischen Intelligenz, die dem Mendelsohn-Kreise nahestand, unterstützte diesen Plan, eine Landansetzung der Juden herbeizuführen. Bei den breiten Massen der jüdischen Bevölkerung fanden aber diese Gedanken eine nahezu geschlossene Ablehnung.

Den Anfang dieser bäuerlichen Kolonisationspolitik der Juden machte die josephinische Judengesetzgebung, deren Ziel es war, „der Unbildung der Juden zu steuern und sie den gehobenen Handwerker- und produktiven Berufen zuzuführen". Im Josephinischen Patent vom Jahre 1783 für Ungarn wird den Juden das Eigentumsrecht der Ländereien, die sie persönlich bearbeiten, ausdrücklich

zugestanden. Im galizischen Toleranzedikt vom Jahre 1789 wird den Juden der Erwerb von Immobilienbesitz auf dem Lande freigestellt, jedoch nur zum Zweck eigener bäuerlicher Bewirtschaftung. Güterpacht wurde den Juden untersagt, eine Bestimmung, die nie von praktischer Bedeutung geworden ist. In der erst damals Oesterreich angegliederten Bukowina wurde durch kaiserlichen Erlaß vom 13. Mai 1785 die Abschaffung der „Betteljuden" beschlossen und die Berufsumgliederung der „für den Ackerbau tauglichen Juden" eingeleitet. Land sollte den jüdischen Kolonisten umsonst oder gegen geringe Anzahlung zur Verfügung gestellt werden. Der Erfolg der Maßnahmen war gering. In ganz Galizien wurden 1822 840 jüdische Bauern angesiedelt, die in den folgenden Jahrzehnten spurlos verschwunden sind. In der Bukowina, wo bei der „Musterung" 392 für den Ackerbau taugliche Juden festgestellt worden waren, erklärten diese, „sie wollten lieber aus der Bukowina auswandern, als zum ungewöhnlichen Ackerbau sich zu verhalten"[3]). Die im Jahre 1807 gezählten 150 jüdischen Ackerbauern verschwanden in den folgenden Jahren vollständig[4]). Mit einem Wort: die für die landwirtschaftliche Kolonisation bestimmten Juden gingen weder auf die Angebote der Regierung ein und wußten die angedrohten Zwangsmaßnahmen unwirksam zu machen. Daß das Versagen der jüdischen Kolonisation nicht auf die österreichische Verwaltung zurückzuführen, sondern lediglich den Juden selbst zuzuschreiben ist, wird deutlich, wenn wir daran denken, daß die gleichzeitig eingeleitete Siedlungspolitik Josephs II. in Galizien, der Bukowina und den südkarpatischen Gebieten mit deutschen Siedlern zum großen Teil nachhaltige Erfolge gehabt hat, und ein erheblicher Teil des Deutschtums dieser Gebiete auf die josephinische Siedlungspolitik zurückzuführen ist.

Stellen die josephinischen Siedlungsversuche nur einen kurzen Abschnitt bäuerlichen Kolonisationsexperiments für die Juden dar, so ist die ganze erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Rußland von solchen Versuchen durchzogen. Es handelt sich im ganzen gesehen um ein einer gewissen Großzügigkeit nicht entbehrendes Reformprojekt, eine innere Umgliederung der jüdischen Bevölkerung in diesem damals weitaus größten und geschlossensten Siedlungsgebiet der Welt, um eine große Chance, die der russischen Judenheit geboten — und von ihr ausgeschlagen wurde.

Bereits unmittelbar vor der Teilung des polnisch-litauischen Reiches (1791) wurden Projekte einer jüdischen bäuerlichen Kolonisation erwogen, die auch die Billigung König Stanislaus August Poniatowskis fanden, der eine besondere Fürsorge für die jüdischen Landwirte vorsah. In einer 1802 erlassenen Denkschrift, die auf den litauischen Gouverneur Friesel und den Justizminister Derschawin, der das weißrussische Judengebiet bereist und einen äußerst nachhaltigen Eindruck von der Rolle der Juden für die bäuerliche Bevölkerung gewonnen hatte, wird

[3]) L. Schulsohn: Die Geschichte der Juden in der Bukowina. Berlin 1928.

[4]) Kasner: Die Juden in der Bukowina. Berlin 1917. S. 32.

die Uebersiedlung der Juden in fruchtbares Steppengebiet angeregt, damit sie dort Schafzucht und Ackerbau treiben könnten. Aehnliche Pläne werden auch von einzelnen jüdischen Aufklärern wie dem reichen Armeelieferanten Notkin in Denkschriften an den Zaren entwickelt. Die erste gesetzliche Regelung der Judenfrage in Rußland, die sog. „Polozenije" von 1802, sieht die Teilung der Juden in vier Klassen vor: Landwirte, Handwerker, Kaufleute und Bürger, zu der sich jeder Jude einschreiben lassen mußte. Besonders privilegiert waren die Landwirte. Den Juden wurde freigestellt, Land zum Eigentum oder Pacht in allen Westgouvernements und im Süden, ferner in Astrachan und im Kaukasus zu besitzen. Man erwartete eine starke Landansiedlung der Juden schon deshalb, weil die jüdischen Gemeindeorganisationen, die die Judensteuern einhoben, gerade die ärmeren jüdischen Kreise stark benachteiligten, und weil die Einführung der 25jährigen Militärdienstpflicht auch auf die Juden ausgedehnt wurde, wobei wiederum die jüdischen Gemeinden (Kahale) die Gestellung der Dienstpflichtigen zu überwachen hatten. Um dem Druck der jüdischen Gemeindenoligarchien zu entgehen, würde, so nahm man an, eine Anzahl von Juden auf das Land hinausziehen, zumal ihnen fünfjährige Abgabenfreiheit, Befreiung von allen Gemeindeabgaben und Befreiung von der Militärdienstpflicht zugestanden wurden. Außerdem wurde ihnen die Möglichkeit einer Kreditausnutzung in Aussicht gestellt[5]). Um dem vorzubeugen, daß sich ungeeignete Elemente, um in den Genuß dieser weitgehenden Rechte zu kommen, als „Scheinkolonisten" eintrugen, wurden eine Art polizeiliches Führungszeugnis und ein Attest, daß die Kolonisten die physischen Kräfte besaßen, um den Ackerbau zu betreiben, gefordert. Jede Art von händlerischer und gewerblicher Tätigkeit wurde den jüdischen Landkolonisten verboten. In einer Verordnung vom Jahre 1806 hieß es ausdrücklich: „Sämtliche mit den jüdischen Kolonien in direkte Beziehungen tretenden kaiserlichen Behörden werden angewiesen, dieselben in jeder Weise soulagieren und protegieren zu wollen, um hierdurch ein rasches befriedigendes Prosperieren des allerhöchsten Projektes bewirken zu helfen."[6])

Im Jahre 1807 wurden 300 000 Rubel für die Landansetzung der Juden und im Gouvernement Cherson Staatsländereien zur Verfügung gestellt. Die erwarteten Erfolge blieben aber fast ganz aus. In der ganzen alexandrinischen Epoche gelang es nur etwa 600 Familien auf Siedlungsstellen anzusetzen. „Trotz der Aufmerksamkeit," so heißt es in einem Bericht[7]), „die die Beamten den Kolonien gewidmet hatten, hatten die erzielten Erfolge den aufgewandten Bemühungen wenig entsprochen." Die männlichen Kolonisten hätten alle möglichen unerlaubten Mittel benutzt, um, statt sich fleißig mit dem Ackerbau zu beschäftigen, heimlich Handels- und Schachergeschäfte

[5]) Vergl. Mitzjuk: Agrarisazija zidiwstwa (ukrainisch). Prag 1933.
[6]) Zit. nach Elk: Die jüdischen Kolonien in Rußland. Frankfurt 1886.
[7]) Nach Elk a. a. O.

zu betreiben. Der Ackerbau wäre vernachlässigt und den Weibern überlassen worden. Die Juden seien in Schulden geraten und die Kolonien in sehr schlechtem Zustand.

Trotz dieses Mißerfolges wurde nach der Thronbesteigung Nikolaus' I. das jüdische Siedlungsvorhaben in verstärktem Umfange wieder aufgenommen. Durch eine Verordnung vom 13. April 1835 erhielten die Juden das Recht, freiwillig in den Bauernstand von Neurußland überzutreten, d. h. in die unter Katharina II. gebildeten südrussischen Gouvernements. Den Juden werden Kauf und Pacht von Land gestattet oder Kronsland (Staatsländereien) zugeteilt. Von der Kopfsteuer sind sie auf die Dauer von 25 Jahren, von den Dorfabgaben auf 10 Jahre, von der Militärdienstpflicht auf 50 Jahre befreit. Jeder Siedler erhält eine Beihilfe von 175 Rubel. Die jüdischen Kolonisten erhielten das Recht, christliche Arbeiter zu verwenden. In ihren Dörfern durften sie Gewerbe und Handwerk betreiben. Sie konnten ihre Kinder in jede öffentliche Schule, jedes Gymnasium und jede Universität schicken.

Auch diesmal glaubte man wieder, gerade durch die Erlassung der Militärdienstpflicht, die unter Nikolaus I. besonders hart und streng durchgeführt wurde, eine Hinwendung der Juden zur Landwirtschaft zu erreichen. Zur Ueberraschung der Regierung blieb die Judenheit trotz dieser lockenden Zusicherungen dem Projekt gegenüber völlig apathisch. Kaum einige Dutzend Siedlungslustiger meldeten sich. Die leitenden Männer der russischen Verwaltung, vor allem der Finanzminister Kankrin, glaubten diese Ablehnung des Siedlungsvorhabens in den klimatischen Bedingungen Südrußlands zu sehen. Sie schlugen daher eine jüdische Massenkolonisation in Westsibirien vor und ließen im Gouvernement Omsk Land zur Verfügung stellen. Dieser Plan, der anfangs bei den Juden auf stärkere Resonanz stieß, wurde vom Kaiser sistiert, da er den schlechten Einfluß der Juden auf die sibirische Bevölkerung, die zum Teil aus Verbannten besteht, fürchtete. In den Jahren 1839—1841 wurden 9000 jüdische Siedlerfamilien aus Kurland, Mohilew, Witebsk, Podolien, Litauen und Kijew nach Neurußland überführt, wo sie zum Teil in den Resten der alten alexandrinischen Judenkolonie, zum Teil in vier neugegründeten jüdischen Kolonistendörfern untergebracht wurden. Bei diesen Siedlungsvorhaben machte sich das schlechte Funktionieren des russischen Beamtenapparates sehr nachteilig bemerkbar. Andererseits war das jüdische Siedlermaterial sehr schlecht, die Uebersiedler nicht eigentlich bauernlustige Personen, sondern der Abschaum des jüdischen städtischen Elements, das sich der Wehrpflicht oder den Gemeindesteuern entziehen wollte. Der Gedanke einer Seßhaftwerdung war bei den Siedlern selbst gar nicht vorhanden. So blieben von den 9000 Zuzüglern höchstens 2000 in den Siedlungen, während die anderen schon in wenigen Jahren verschwanden. Ueber den Zustand der Kolonien selbst heißt es in einem Geheimbericht an den Minister für Krondomänen: „Es ist ein so frappanter Unterschied zwischen den jüdischen Kolonisten und ihren Nachbarn, den christlichen Ackerbauern, daß man eher alles andere glauben

möchte, als daß jemals ein Jude ein gediegener tüchtiger Landwirt werden könnte. Die Kolonien befinden sich im äußersten Verfall, und es hat den Anschein, daß die jüdischen Kolonisten sich lieber mit allem anderen als mit Pflug und Sichel beschäftigen."[8]) Die 1852 erlassene Verordnung, daß auch in anderen Landesteilen der sog. „jüdischen Siedlungsgemarkung", also des Raumes, der im Westen mit den Grenzen des alten litauischen Reiches zusammenfällt und in der den Juden der ständige Aufenthalt gestattet war, die Schaffung von Siedlerstellen erlaubt wurde, hat gleichfalls nur geringe Erfolge gehabt.

Zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts endet die jüdische Siedlungspolitik Rußlands. Das Ergebnis ist kläglich: In über 60 Jahren wurden durch Aufwand erheblicher Mittel rund 4000 jüdische Siedlerstellen geschaffen, auf denen höchstens 25 000—28 000 Menschen lebten, das ist noch nicht 1 vH. der gesamten jüdischen Bevölkerung. Eine 1866 eingesetzte Untersuchungskommission mußte feststellen, daß die Landansetzung der Juden ein Fehlschlag gewesen war, daß die Juden ihr Land schlecht bebauten und zum Teil völlig vernachlässigten. Der Bericht forderte, „das Land so schnell wir möglich von diesen sog. Landwirten zu säubern"[9]). So wurde nach der Thronbesteigung Alexanders II. mit der Liquidierung der jüdischen Kolonisationspläne begonnen, die in einem Zuge im Laufe des nächsten Jahrzehnts durchgeführt wurde. Ein humanitär und sozial gedachtes Werk fand damit ein unrühmliches Ende.

Es läßt sich nicht verschweigen, daß der Fehlschlag **auch** zu Lasten des unzureichenden russischen Beamtenapparates geht. Aber auch hier ist daran zu denken, daß die unter Katharina II., Paul I. und Alexander I. in Rußland angesiedelten Deutschen sich, trotzdem sie ebenso sehr von der russischen Regierung im Stich gelassen wurden, an der Wolga und im Kaukasus, in der südrussischen Steppe, in der Krim und Bessarabien festsetzten und in zwei bis drei Generationen zu Wohlstand, ja Reichtum gelangten. Die Juden waren nicht weniger, sondern vielleicht mehr von den Behörden „soulagiert und protegiert" worden. Trotzdem sind die jüdischen Siedlungen zusammengebrochen, die deutschen aber nicht, und zwar, weil es sich bei den Deutschen **um richtige Bauern** handelte, die sich in den neuen Boden gewissermaßen verbissen hatten, bei den Juden **um eine deklassierte und proletarisierte städtische Schicht**, die nicht nur der landwirtschaftlichen Arbeit ungewohnt war, sondern diese physische Arbeit ablehnte, die sich für die Siedlung nur deshalb entschieden hatte, um der Militärpflicht und der Gemeindebesteuerung zu entgehen.

Ueberblicken wir den **Stand der jüdischen bäuerlichen Kolonisation in Osteuropa um die Wende vom 19. zum**

---

[8]) Elk a. a. O.

[9]) Borowoj: Die jüdische landwirtschaftliche Kolonisation in Rußland (russ.). Moskau 1928.

20. Jahrhundert, so ergibt sich, daß in Rußland im Jahre 1898 nach Erhebungen der Jewish Colonisation Association rund 13 000 jüdische Wirtschaften bestanden, auf denen etwa 76 000 Menschen, und zwar auf einer Landfläche von rund 113 000 Deßjatinen, lebten. Nur ein geringfügiger Teil dieser Siedlungen, deren Wesen noch näher zur charakterisieren sein wird, entfällt auf Kongreßpolen (2500 Wirtschaften mit 12 500 Menschen auf 13 300 Deßjatinen), der weitaus größte Teil auf das west- und südwestrussische Gebiet. Hier ist der Stand der jüdischen Kolonistensiedlungen äußerst unbefriedigend, sowohl im Vergleich zu den umwohnenden russischen oder ukrainischen Bauern als auch zu den deutschen Kolonisten in Rußland. Die Erhaltung und teilweise Erweiterung der Wirtschaften, deren Durchschnittsgröße auf 6—7 Deßjatinen angegeben wird, ist in der Hauptsache auf die überaus günstigen natürlichen Bodenbedingungen (reine Schwarzerde) zurückzuführen.

Bereits in der Vorkriegszeit sind die bäuerlichen oder halbbäuerlichen Kolonistenstellen in der Mehrzahl der Fälle eigentlich nicht als Vollbauernstellen zu bezeichnen, sondern haben eher den Charakter von landwirtschaftlichen Nebenbetrieben, die in sehr vielen Fällen von gemieteten, nichtjüdischen Arbeitern bearbeitet werden. In anderen Fällen, wie in Bessarabien, wenden sich die jüdischen Kolonisten Spezialkulturen zu, dem Tabak- und Weinbau, in Westrußland der Imkerei. Eigentliche Feldwirtschaft wurde von den jüdischen Kolonisten in sehr seltenen Fällen betrieben, infolgedessen war das Inventar gering, besonders fehlten Pferde, und wenn solche vorhanden waren, wurden sie weniger für die Feldbestellung, als für Fuhrleistungen gegen Barlohn verwendet.

Insgesamt darf man feststellen, daß die jüdische Kolonisationsbewegung im vergangenen Jahrhundert auf dem Gebiet Osteuropas irgendwelche nennenswerten Erfolge nicht gehabt hat, insbesondere eine berufliche Umschichtung der jüdischen Bevölkerung nicht erreicht hat.

Ganz anders ist die Rolle der Juden beim größeren Gutsbesitz, insbesondere beim Pachtbesitz zu bewerten. Zwar war in Rußland und Rumänien der Erwerb von ländlichen Immobilien durch gesetzliche Bestimmungen für die Juden erschwert, teilweise sogar verboten. Trotzdem fehlen die Juden hier als Pächter in der Landwirtschaft nicht, wo sie sich gelegentlich auch der Einschaltung nichtjüdischer Strohmänner bedienen.

In Rumänien vor allem, wo die Bojaren größtenteils gutsbesitzliche Absentisten waren, die ihre Einkünfte in Bukarest oder im Auslande verzehrten, hatten jüdische Pächter trotz aller entgegenstehenden gesetzlichen Bestimmungen einen großen Teil des Gutslandes inne. Die äußerst seltsame und nur vor dem Kriege in Rumänien vorkommende Bewirtschaftung der Bojarengüter durch anonyme Gesellschaften hat ihren Grund zweifellos darin, daß diese Unternehmungsform für die jüdischen Geldgeber die günstigste Möglichkeit der Besitzsicherung und land-

wirtschaftlichen Ausnutzung der Latifundien darstellte. Auch in Südrußland, vor allem in Beßarabien, Cherson und Jekaterinoslaw, haben vor dem Kriege ähnliche Verhältnisse bestanden. Wie der ukrainische Wissenschaftler Mitzjuk[10]) nachweist, haben einzelne Juden Riesenlatifundien auf dem Pachtwege übernommen, und der (übrigens sehr judenfreundliche) Gouverneur von Beßarabien Urusow stellt in seinen Memoiren[11]) fest, „daß die meisten Besitzungen in Beßarabien, die verpachtet werden, in jüdische Hand fallen". „Wenn es möglich wäre," so fährt Urusow fort, „von Petersburg aus eine spezielle Enquete unter den Gutsbesitzern im Südwesten zu veranstalten, so würde man noch interessantere Resultate erhalten. Mitglieder des Reichsrats, Senatoren, sogar Minister verschmähten Verpachtungen unter fremdem Namen, d. h. mit jüdischen Zwischenpächtern, nicht."

Auch in Nordungarn haben die Juden vor dem Kriege einen recht bedeutenden Anteil am Großgrundbesitz innegehabt, und zwar im fideikommissarisch gebundenen Besitz, durch den relativ hohen jüdischen Blutseinschlag im Hochadel, bei dem im freien Verkehr befindlichen Großgrundbesitz durch freihändige und Konkurskäufe. Insgesamt dürften 1,5 Mill. Kat. Joch oder 17 vH. des freihändig käuflichen nordungarischen Großgrundbesitzes in jüdischer Hand gewesen sein. Die amtliche ungarische Statistik vom Jahre 1910 stellt in den Provinzen links der Donau und rechts und links der Theiß 132 erwerbstätige jüdische Landwirte mit mehr als 1000 Kat. Joch (22 vH. aller), 1231 jüdische landwirtschaftliche Besitzer mit Besitzungen zwischen 100 und 1000 Kat. Joch (20 vH. aller) und 1628 jüdische Pächter mit Besitzungen von über 100 Kat. Joch, d. h. 71 vH. aller größeren Pächter. Außerdem stellten die Juden 1886 leitende landwirtschaftliche Beamte, d. h. 45 vH. aller.

Wohl am meisten jüdischen Besitz hat der Großgrundbesitz in Galizien, auch hier zum großen Teile eine Folge des Gutsabsentismus des deutschen, aber auch polnischen Hochadels. Da seit 1862 keinerlei Rechtsbeschränkungen für die Juden zum Erwerb landwirtschaftlichen Besitzes bestanden, während andererseits die Industrialisierung in Galizien nur langsame Fortschritte machte und das jüdische Kapital — wie das in Kongreßpolen der Fall war — nicht in diese Richtung gelenkt wurde, war die Betätigung der Juden hier im Großgrundbesitz besonders stark. Der Erwerb größerer Güter, zumal wenn sie als Not- oder Konkurskäufe zu sehr niedrigen Preisen angekauft wurden, stellte eine nicht ungünstige Kapitalsanlage dar. Die Juden konnten ihren landwirtschaftlichen Besitz in Galizien aber auch auf die mit Oeffentlichkeitsrechten ausgestatteten sog. Herrengüter, den landtäfligen Besitz, ausdehnen. Dieser landtäflige Besitz ist ausgesprochen Latifundien- und Großgrundbesitz. Er nahm im Jahre 1902 eine Fläche von 2,92 Mill. Hektar ein und bildete damit 37,2 vH. der

[10]) Mitzjuk: Agrarisazija zidiwstwa (ukrainisch). Prag 1933.

[11]) Urusow: Memoiren eines russischen Gouverneurs. Stuttgart 1907. S. 263.

gesamten Bodenfläche Galiziens. Von diesem landtäfligen Besitz waren 301 600 Hektar, d. h. 10,3 vH., in jüdischer Hand. In den ostgalizischen Kreisen Alt-Sambor, Lisko, Drohobycz, Stryj, Dolina, Borczów und in den westgalizischen Pilzno und Reczezow betrug der Anteil des jüdischen Besitzes über 20 vH. des gesamten landtäfligen Besitzes. Nach Angaben jüdischer Statistiker[12]) befanden sich 18 vH. des galizischen Großgrundbesitzes in den Händen von 158 jüdischen Großgrundbesitzern. Vier Juden hatten insgesamt einen Besitz von 53900 Hektar inne.

Noch bedeutsamer wird die Stellung der Juden als Pächter großer Besitzungen. Gerade die großen polnischen Magnaten der Poniatowski, Zamoyski usw. vergaben ihre Latifundien im ganzen oder geteilt überaus häufig an jüdische Pächter, Unternehmer und Administratoren (Offizialisten). 1902 gab es von 16 000 Pächtern rund 8000 Juden, von 4000 Administratoren etwa 1200 Juden. Man wird nicht zu hoch greifen, wenn man behauptet, daß etwa ein Fünftel Galiziens sich unmittelbar in jüdischer Hand befand, ungerechnet die Besitzungen, auf denen jüdisches Kapital hypothekarisch eingetragen war, die sich aber nicht unmittelbar in jüdischer Hand befanden.

In der Kriegs- und Nachkriegszeit sind sehr wesentliche und interessante Verschiebungen des jüdischen landwirtschaftlichen Besitzstandes und ebenso beachtliche Versuche einer neuen bäuerlichen Kolonisation der Juden in Osteuropa zu verzeichnen. Betrachten wir die jüdische Kleinlandwirtschaft, so ist zunächst zu konstatieren, daß im ganzen Gebiet Osteuropas die Kriegsereignisse eine Verringerung der landwirtschaftlichen Betätigung und ein Verlassen des Bodens durch die jüdischen Kolonisten zur Folge gehabt haben. Der Vieh- und Maschinenbesitz, die landwirtschaftlichen Erträge der jüdischen Kolonisten gingen zurück. Die jüdischen Landwirte wanderten teils in die Städte, teils in das Innere Rußlands ab. In der Zeit der deutschen Besatzungsverwaltung in Polen ist dagegen ein typischer und recht fesselnder Vorgang festzustellen: Zahlreiche Juden übernahmen in stadtnahen Gebieten kleine Stadtrandsiedlungen und erzeugten teils selbst die in den Städten fehlenden Nahrungsmittel wie Milch, Butter, Eier, teils kauften sie derartige Erzeugnisse von den umwohnenden Bauern auf, um gegen einen entsprechenden Preiszuschlag die städtische Bevölkerung damit zu versorgen. Diese jüdischen Stadtrandbetriebe mit stark gärtnerisch-händlerischem Grundzug oder kleinen Viehzuchtbetrieben (sog. jüdische „Milchiger") verschwanden aber unmittelbar nach dem Kriege, als die Konjunktur sich änderte, die Agrarverhältnisse sich konsolidierten und die bisherige halb-landwirtschaftliche, halb-händlerische Betätigung keinen Profitanreiz mehr bot.

Eine ähnliche Entwicklung ist auch in den ersten Jahren der bolschewistischen Herrschaft in Rußland zu erkennen. Auch hier breitete sich die jüdische Vorstadt-

[12]) A. Ruppin: Die Zahl der Juden in Österreich. Schriften des Büros für Statistik der Juden, Heft 4, und derselbe: Soziologie der Juden. Berlin 1930/31.



siedlung stark aus. Sie diente teils dem Eigenverbrauch der aus ihrem Beruf durch die Sozialisierung des Handels teilweise verdrängten Juden, teils dem legalen oder illegalen Verkauf an die hungernde Stadtbevölkerung. Selbstverständlich handelt es sich hierbei nicht um eine ländliche Siedlung, sondern nur um ein Ausweichen der deklassierten jüdischen Bevölkerung in eine landwirtschaftlich-nebengewerbliche und handelsnahe Betätigung. Das Fehlen von Lebensmitteln in den Städten bot für die Juden eine günstige Konjunktur, zumal die landwirtschaftlichen Produkte nicht gegen Geld abgegeben wurden, sondern in der Regel im Austausch gegen Edelmetalle oder andere wertbeständige Waren von den Juden verhandelt wurden. Ein jüdisch-bolschewistischer Autor[18]) gibt an, daß bis 1931 in der Ukraine und Weißrußland 131 300 Hektar Land von Juden in Form solcher wilder Vorstadtsiedlungen übernommen worden seien, von denen angeblich 20 000 Familien gelebt hätten. Es ist wahrscheinlich, daß infolge der inzwischen restlos durchgeführten Kollektivierung ein Teil dieser Wirtschaften wieder verschwunden ist, zumal wenn sich dem Betriebsleiter die Möglichkeit bot, eine bessere und ertragreichere Stelle im Dienst der staatlichen Kooperative, in der Staatsverwaltung oder in der Industrie zu übernehmen. In vielen Fällen dürfte aber die Kleinheit der Parzellen sie vor der Kollektivierung bewahrt haben, so daß wir auch heute noch damit rechnen können, daß mehrere 10 000 weißrussisch-ukrainischer Juden in solchen Betrieben leben.

Neben diesen jüdischen landwirtschaftlich-nebengewerblichen und stark händlerischen Stadtrandsiedlungen spielt die eigentliche jüdische Bauernsiedlung in Osteuropa nach dem Kriege eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle. Das gilt besonders vom zwischeneuropäischen Raum, also dem Gebiet zwischen der deutschen Reichsgrenze und der Sowjetunion. Zwar haben die beiden jüdischen Organisationen, die Jewish Colonisation Association und die ORT (russische Abkürzung für „Gesellschaft für Landansetzung der Juden"), durch Kredithergabe, Umschulung und Inventarisierung vorhandener kleiner Wirtschaften versucht, eine gewisse Bodenverwurzelung der Juden in ihrem zwischeneuropäischen Siedlungsgebiet herbeizuführen. Tatsächlich betrug nach einer jüdischen Zählung aus dem Jahre 1931 die Zahl der jüdischen bäuerlichen Parzellenwirtschaften auf dem Staatsgebiet des heutigen Polens, rund 17 000 mit einer Fläche von nur 15 000 Hektar, auf denen 76 800 Personen lebten. Die Durchschnittsgröße der jüdischen Siedlungen in Polen betrug noch nicht 1 Hektar. Wir haben es also auch nur mit ausgesprochenem Kleinparzellenbesitz zu tun, der nur landwirtschaftlichem Nebenerwerb dienen kann. Die weitaus größte Zahl der jüdischen Siedlungsbetriebe entfällt auf die beiden ostgalizischen Wojewodschaften Stanislau und Lemberg mit zusammen 7800 Betrieben auf einer Landfläche von rund 7000 Hektar. Von diesen Betrieben gehörten in der Wojewodschaft Lemberg 82 vH., in der Wojewodschaft Stanislau 79 vH. der Größenklasse unter

[18]) O. Heller: Der Untergang des Judentums. Berlin 1931.

5 Hektar an. Ungefähr ein Fünftel der jüdischen Siedlungsbetriebe in diesen beiden Wojewodschaften arbeitet mit Lohnarbeitern. In den Gebieten Mittel- und Nordostpolens liegen die Verhältnisse teilweise noch ungünstiger[14]). Das überaus geringe Interesse der Juden an einer landwirtschaftlich-bäuerlichen Betätigung ergibt sich auch aus der unverhältnismäßig geringen Beteiligung der Juden an der polnischen Agrarreform. Von 527 000 Landerwerbern im Rahmen der polnischen Agrarreform waren nur 2882 oder 0,5 vH. Juden, und zwar vorwiegend in den drei ostgalizischen Wojewodschaften Lemberg, Stanislau und Tarnopol, auf die 1444 jüdische Landerwerber entfallen[15]).

Einige geschlossene jüdische Landsiedlungen finden wir in der Nähe von Pinsk in der Polesie, die Kolonie Izaaka in Nowogrodek und die Karaimensiedlung Troiki bei Wilna. In Litauen haben sich nur ganz vereinzelt jüdische halbbäuerliche Betriebe erhalten. Eine gewisse Vergrößerung zeigt das jüdische Kleinkolonisationsgebiet in Beßarabien, wo die Juden ein etwas stärkeres Interesse an der Agrarreform gezeigt haben. Zu den etwa 3500 Hektar jüdisch-kleinbäuerlichen Landbesitzes, die schon vor dem Kriege bestanden, sind rund 3000 Hektar hinzugekauft worden, so daß der jüdische Landbesitz insgesamt 6500 Hektar betragen soll. Allerdings hat der Rückgang der Tabakerzeugung, der heute nur noch 4,4 vH. der Landfläche der jüdischen Kolonie Beßarabiens einnimmt, zu einer Extensivierung der jüdischen Siedlerbetriebe geführt. In Karpatorußland hatte sich bereits vor dem Kriege eine Tendenz der Abwanderung der Juden, die vielfach zu sehr billigem Preise kleine Bauernwirtschaften in den Karpatendörfern gekauft hatten, sich daneben aber weitgehend mit Lohnfuhrwesen beschäftigten, durchgesetzt. In der Nachkriegszeit hat eine große Zahl jüdischer Kleinparzellenbesitzer Land an die ukrainischen Bauern verkauft oder verpachtet und sich ausschließlich dem Handel oder Vermittlerberuf zugewandt.

So kann man für das Gebiet Zwischeneuropas ein Steckenbleiben aller jüdischen Siedlungsvorhaben feststellen, ein Scheitern der sozialen Umschichtungsversuche des Judentums und einen Rückfluß der wenigen jüdischen Altsiedler aus der bäuerlichen oder halbbäuerlichen Betätigung ins städtische oder Handelsproletariat. Der unbäuerliche Charakter der jüdischen Siedler in Zwischeneuropa hat sich im Laufe des letzten Menschenalters noch vertieft. Richtige jüdische Landwirte, die den Boden mit den gleichen Betriebsmethoden bebauen, wie die umwohnenden Bauern, gehören zu ausgesprochenen Seltenheiten. Wohl findet man jüdische Gemüsebauer, Imker usw. — nicht etwa, wie der jüdische Soziologe Ruppin[16]) sagt, weil die Juden sich durch Intelligenz besonders für intensivere Kulturen eignen, sondern lediglich deshalb, weil diesen landwirtschaftlichen Nebenerwerbszweigen eine

[14]) Angaben nach Sprawy narodowoscowy 1936, Nr. 6, und das Sammelwerk: Die Juden im wiedererstandenen Polen (poln.), Band I, S. 424—431.

[15]) Angaben nach der Zeitschrift „Menorah" (jidd.). 1931. S. 451—456.

[16]) A. Ruppin: Soziologie des Judentums, a. a. O.

viel stärkere Marktbindung, ein gewisses händlerisches Moment innewohnt. Ebenso begegnet man jüdischen Fuhrhaltern usw., die kleine Parzellen besitzen. Einen Zug zur Landwirtschaft, ein wirklicher Wille zur Seßhaftwerdung ist bei den Juden Osteuropas nicht zu erkennen; sofern solche Gedanken in jungzionistischen Kreisen auftauchen, sehen sie das Ziel nicht in einer Seßhaftwerdung im fremden Lande, sondern in der jüdischen „Heimstatt" Palästina.

Anders als in diesem Gebiet Zwischeneuropas ist in der UdSSR. ein verhältnismäßig groß angelegter Versuch einer Massenverpflanzung von Juden auf das Land und einer bäuerlichen Kolonisation der Juden gemacht worden. Diese Versuche fallen in die Jahre 1925—1930. Bereits am 29. August 1924 wird ein Komitee zur Landansetzung der Juden (Komzet) eingesetzt und die Tätigkeit einer Gesellschaft für Landansetzung der Juden (Ozet) genehmigt, hinter der die Jewish Joint Agricultural Corporation und die ORT, also im wesentlichen das amerikanisch-jüdische Kapital standen. Diese Landansetzung der Juden fällt in die Zeit der sog. „Neuen Wirtschaftspolitik". Sie war zweifellos in der Hauptsache vom Bestreben diktiert, auslandsjüdisches Kapital für den Wirtschaftsaufbau der Sowjetunion hereinzubekommen, zugleich auch nach außen und nach innen einen günstigen propagandistischen Eindruck zu machen: ein Ergebnis, das bei jüdischen Philanthropen regelmäßig durch Aufzeigen einer Seßhaftmachung jüdischer Massen zu erreichen ist. Darüber hinaus mochte die Sowjetregierung vielleicht auch tatsächlich von der Notwendigkeit einer Umschichtung eines Teiles der Juden im alten jüdischen Siedlungsgebiet überzeugt sein, zumal der private Handel, der ungefähr drei Fünftel der Judenheit dieser Gebiete vor dem Kriege ernährt hatte, in der Sowjetwirtschaft nicht mehr existiert und eine weitgehende Deklassierung des jüdischen städtischen Proletariats erfolgt war.

Die von der Sowjetregierung begünstigten Projekte nahmen sich zunächst sehr großzügig aus. 100 000 Juden sollten im Zeitraum von 1924—1934 in Weißrußland, der Ukraine und der Krim angesetzt werden, und zwar in Einzelhöfen von einem Umfang zwischen 15—30 Hektar. Diese Siedlungen sollten zum Teil im Anschluß an die noch aus der Vorkriegszeit bestehenden jüdischen landwirtschaftlichen Siedlungen errichtet werden. Autonome jüdische Rayons mit Selbstverwaltung, jiddischer Amts- und Schulsprache, sollten geschaffen werden.

Tatsächlich gelang es, eine weitgehende Kapitalbeteiligung auslandsjüdischer, insbesondere amerikanisch-jüdischer Interessenten durchzusetzen: Von den 10 Millionen Rubel, die in den beiden ersten Jahren für jüdische Landansetzungszwecke ausgeworfen wurden, trug die Sowjetregierung selbst nur 17 vH., während die übrigen Mittel teils direkt von jüdischen Auslandsorganisationen, teils über die Ozet flüssig gemacht wurden[17]).

[17]) Sprawy narodowoscowy. 1921. S. 117.



Die ersten beiden Jahre jüdischer Landansetzungspolitik schienen in der Tat gewisse Erfolge zu bringen. Etwa 10 000 jüdische Familien sollen auf rund 200 000 Hektar Land angesetzt worden sein, davon ungefähr sieben Zehntel in der Ukraine[18]). Gleichzeitig wurde auch die Erweiterung und Neuinventarisierung der alten jüdischen Kolonien durchgeführt, die Zahl der Milchkühe, der Arbeitspferde, der Bestand an Acker- und Saatgeräten in diesen Gebieten fast verdoppelt. Es zeigte sich aber jetzt bereits, daß das Tempo der jüdischen Landansetzung gegenüber den Programmen und Erwartungen zurückblieb, und zwar vor allem deshalb, weil ausreichende Landmengen im Süden und Südwesten Rußlands gar nicht vorhanden waren. Gehört doch dieses Gebiet teilweise zu den dichtesten und übervölkertsten Gebieten Rußlands, und 2 Millionen Hektar, die für Ansetzung von 100 000 jüdischen Siedlern erforderlich gewesen wären, gab es in diesem Raum nicht, es sei denn, das Land hätte den weißrussischen oder ukrainischen Bauern fortgenommen werden sollen. Es zeigt sich aber noch eine andere überaus interessante Tendenz: die Juden selbst strömten keineswegs in dem Maße zur Landwirtschaft, wie erwartet worden war. Sie ließen sich die Wirtschaften häufig zuteilen, übernahmen sie aber nicht. „Es ist charakteristisch," bemerkt durchaus richtig der jüdische Soziologe Ruppin[19]), „daß der Uebergang der Juden zur Landwirtschaft in Sowjetrußland weit weniger in neuerwachter Neigung zu diesem Berufe als in der Unmöglichkeit, sich in der Stadt eine Existenz zu schaffen, seinen Grund hat. Im allgemeinen wenden sich nur die der Landwirtschaft zu, die sich in der Stadt absolut nicht halten können. Sobald die Wirtschaftspolitik der Sowjetregierung dem Privathandel und Handwerk etwas mehr Spielraum läßt, sinkt die Zahl der Ansiedlungslustigen rapide." Gerade in der Zeit der Inangriffnahme der Landansetzung in West- und Südwestrußland aber ermöglicht die etwas „liberalere" sog. neue Wirtschaftspolitik mehr als vorher oder auch als in den späteren Zeiträumen der Fünfjahrpläne eine privathändlerische Betätigung der Juden und band diese dadurch erneut an die Stadt. Mangelhafte Auslese, Vor- und Umschulung, vor allem das an sich sehr ungeeignete und physisch wie seelisch dem Bauerntum fremde jüdische Siedlermaterial führte überdies zu Enttäuschungen und zu einem schnellen Wiederabströmen der ersten Siedlungslustigen. Schon 1927 ist in der Ukraine das jüdische Siedlungswerk zum Stillstand gekommen. In Weißrußland hat es größeren Umfang überhaupt nie angenommen. Das Scheitern des Siedlungsplanes konnte nicht mehr verborgen bleiben.

Dagegen wurde jetzt ein neuer Plan von der Sowjetregierung in den Vordergrund gerückt, der wiederum eine deutliche propagandistische Note hatte: die Schaffung eines geschlossenen jüdischen Siedlungsgebietes auf der Halbinsel Krim.

---

[18]) Nach O. Heller: Untergang des Judentums, a. a. O.

[19]) A. Ruppin: Soziologie der Juden, a. a. O.

Der jüdisch-bolschewistische Wirtschaftspolitiker Larin, der eine maßgebliche Rolle im Komzet und in der jüdischen Sektion bei der 3. Internationale spielte, stellte das Projekt auf, in der Krim auf 540 000 Hektar Land etwa 220 000 Juden anzusetzen. Die Mitwirkung der auslandsjüdischen Kreise, auf deren Geldhergabe die Sowjetregierung rechnete, erhoffte man aus dem Grunde, weil man eine geschlossene jüdische Siedlung in Aussicht stellte, auf die das geldgebende Auslandsjudentum einen entscheidenden Wert legte. In der Krim lebten etwa 40 000 Juden und Krimtschaken (türkischsprechende Juden), die rund 5,6 vH. der Gesamtbevölkerung ausmachten, sowie eine verhältnismäßig große Gruppe von Karaimen. Man konnte also annehmen, hier eine gewisse nationale Konzentration der Juden zu erreichen. Auch dieser Plan ging von falschen Voraussetzungen aus: von der Siedlungslust der jüdischen Bevölkerung, die gar nicht vorhanden war, und von einem Landvorrat für die Siedlung, der gleichfalls nicht existierte. Die überaus fruchtbaren und reichen Küstengebiete der Krim waren bereits dicht besiedelt und durchweg schon in eine Intensivkultur genommen. Der niederschlagsarme Steppenboden der inneren Krim stellte von vornherein ein äußerst ungünstiges Siedlungsobjekt dar; die Möglichkeit, sich hier festzusetzen, wäre nur unter Inangriffnahme sehr kostspieliger Bewässerungsanlagen möglich gewesen und unter Einsatz eines bis an die Grenze des Möglichen gehenden, entbehrungsfähigen Pioniersiedlermaterials. Zudem tauchte in diesem Jahre (1929/30) ein neues Kolonisationsprojekt für die jüdische Siedlung in der UdSSR. auf, der Plan, ein geschlossenes jüdisches Siedlungsgebiet im Fernen Osten an der Grenze gegen die Mandschurei am Amurstrom zu schaffen, der sog. Birobidschan-Plan. Im Streit um das Wo der Landansetzung der Juden siegte dann das fernöstliche Projekt, zumal die Erfahrungen der jüdischen Krimkolonisten den Beweis der ungewöhnlichen Schwere der Pionierkolonisation in der Steppe erbracht und mehr als ein Drittel der neuen Siedler ihre Farmen verlassen hatten.

Gegen Ende des Jahres 1930 erreichte das jüdische Siedlungswerk im europäischen Teil der UdSSR. ihren Abschluß: Von den versprochenen großen Erfolgen war nur ein äußerst bescheidener Teil erreicht. Nach jüdischen Angaben[20]) sind damals noch nicht 20 000 jüdische Familien auf 550 000 Hektar angesiedelt worden, davon in der Ukraine 11 000 auf 184 000 Hektar, in Weißrußland 3500 auf 28 500 Hektar, in der Krim 5100 auf 314 200 Hektar (extensive Farmwirtschaften). Das Ergebnis der Siedlung, die etwa 30 Mill. Rubel gekostet haben soll, hat noch nicht 10 vH. des ursprünglichen Planes erbracht und ist für die berufliche Umschichtung der Juden bedeutungslos geblieben. Zuzüglich der immer noch bestehenden jüdischen Landwirtschaften hat es gegen Ende des Jahre 1930 annähernd 27 000 jüdische

[20]) Fünf Jahre Arbeit der jüdischen Kolonisationsgesellschaften (russ.). Moskau 1928. Ferner Sprawy narodowosciowe (poln.). Jg. 1927, S. 71, 1928. Mitzjuk: Die Agrarisierung der Judenheit der Ukraine (ukrainisch). Prag 1933.

Wirtschaften gegeben, auf denen 135 000 Menschen gelebt haben sollen. Die Erklärung, daß überhaupt so viele Juden sich der Kolonisation zur Verfügung gestellt haben, ist nur in der Vernichtung des jüdischen Kleinhandwerks und Kleinhandels zu sehen, in der inneren jüdischen Uebersetzung der Städte der alten jüdischen Siedlungsgebiete Rußlands, zumal die Abwanderung der Juden nach den Großstädten Innerrußlands erst nach und nach in Fluß kam und jedenfalls nicht auf einmal alle Teile der Judenheit erfassen konnte.

Eine Reihe autonomer jüdischer Rayons wurde gegründet, so im Chersoner Kreis der Kalinindorfer Rayon mit 14 000 Juden (70 vH. der Gesamtbevölkerung), im Kriwoj-Roger Kreis der Stalindorfer Rayon mit 9300 Juden (73 vH. der Gesamtbevölkerung), in der Krim der autonome Rayon Fraidorf mit 24 000 Juden (60 vH. der Gesamtbevölkerung). Tatsächlich konnte man sich dem nicht verschließen, daß die jüdischen Siedlungspläne nicht nur hinter den weitgesteckten Plänen weit zurückblieben, sondern daß die Fundierung dieser Siedlungen höchst problematisch, die Verwurzelung des neuen Siedlers mit dem Boden denkbar locker war. Das ganze Siedlungswerk beruhte ausschließlich auf international-jüdischen, zum Teil auch staatlich-bolschewistischen Subventionen.

Als gegen Ende des Jahres 1929 der tiefgehende Umbruch der Zwangskollektivierung eintrat, endet die jüdische Siedlung jäh. Zwar war ein Teil der jüdischen Siedlungen auch schon vorher in der Kollektivform aufgebaut worden, aber vier Fünftel der Betriebe waren doch als Einzelhöfe geschaffen worden. Die Kollektivierung beseitigte mit einem Schlage jedes jüdische Interesse, insbesondere auch jedes auslandsjüdische Interesse an der sowjetrussischen Judenkolonisation. Die Juden selbst sahen in der landwirtschaftlichen Tätigkeit als Kollektivarbeiter keinen Anreiz, da gerade sie, sofern sie überhaupt siedeln wollten, ein ausgeprägt individualistisches Erwerbsinteresse hatten. Gleichzeitig mit der Kollektivierung, die eine so gut wie restlose Liquidierung der jüdischen Landansetzungsversuche bedeutet, wurde im Zuge der sog. Fünfjahrpläne die Industrialisierung proklamiert und damit für die Juden Sowjetrußlands ein viel dankbareres, ihrem Naturell weit mehr entsprechendes Arbeitsgebiet in den Staats- und Wirtschaftsorganisationen und Behörden, die die Industrie planten und aufbauten, geschaffen. Zu Beginn des Jahres 1938 hat das internationale jüdische Kapital sich auch formell zurückgezogen und ihre Organisationen in der Sowjetunion liquidiert. Jüdische bürgerliche Kollektivwirtschaften gibt es, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, überhaupt nicht. In den Jahren 1925—1930 nahm die Zahl der Rückwanderer immer mehr zu, sie überwanderten in die sich in schnellem Tempo entwickelnden neuen Industrieorte und Großstädte.

Mit der Liquidierung des jüdischen Siedlungsunternehmens im europäischen Teil Rußlands geht die Planung eines „großzügigen jüdischen Landansetzungsvorhabens"

im russischen Fernosten Hand in Hand. Der bereits angedeutete Birobidschan-Plan sah die Ueberführung eines Teiles der Juden aus dem europäischen Rußland in dieses fernöstliche Gebiet vor. Die Gründung eines selbständigen jüdischen Staatswesens, selbstverständlich im Rahmen der gesamten Sowjetunion, sollte das Endziel dieser Politik sein. Bereits durch eine Verordnung vom 28. März 1928 des Zentralexekutivkomitees wurde die Zuweisung des Rayons von Birobidschan „für die Besiedlung jüdischer Werktätiger“ vorgesehen. Durch Verordnung vom 20. August 1930 wurde die Herausnahme eines autonomen jüdischen Siedlungsrayons durchgeführt und durch eine Verordnung vom 7. Mai 1934 der autonome Rayon in ein autonomes jüdisches Siedlungsgebiet (Oblastj) mit weitgehender innerer Selbstverwaltung umgewandelt.

Dieses Gebiet von Birobidschan, so genannt nach den beiden das Land durchziehenden linken Nebenflüssen des Amur, Bira und Bidschan, liegt im innersten südlichen Teil des etwa 600 Kilometer langen mittleren Amurbogens und zieht sich bis unmittelbar vor dem Zusammenfluß des Ussuri bei Chabarowsk hin, das selbst die wichtigste militärische und Verwaltungsbasis in Russisch-Fernost[21]) ist. Das Gebiet von Birobidschan zerfällt in das waldige Mittelgebirgsland und das Niederungsland am Amur, das allein für landwirtschaftliche Besiedlung in Frage kommt und wo etwa 13 000 Quadratkilometer für Ackerfläche und Weidefläche vorhanden sein sollen, deren Erschließung von umfangreichen Bodenmeliorationen, Entwässerungs- und Vorflutanlagen abhängig ist. Aber auch dann bleibt das Land ein wenig günstiges Ackerbaugebiet, da es außerordentlich klimatische Gegensätze birgt (Sommerhöchsttemperaturen + 30 Grad, Winterhöchsttemperatur — 40 Grad), die Niederschläge sich in der Zeit der Getreidereife zusammendrängen und die hohe Sommerfeuchtigkeit das Auftreten des Getreidepilzes fördert. Die Stechmücken der Sumpfgebiete beeinträchtigen die Viehzucht.

Bei Beginn der jüdischen Zuwanderung wohnten in diesem Gebiet etwa 25 000 Russen sowie einige Tausend Koreaner, Chinesen, Tungusen und Golden. Die Anfänge des jüdischen Siedlungswerkes waren wenig verheißungsvoll. Bis zum Jahre 1934 bezifferte sich die Zahl der jüdischen Zuwanderer auf 18 300, von denen aber nur 7000 im Lande blieben, während 63 vH. das Land verließen und in die Industriestädte des Fernen Ostens gingen. Im autonomen jüdischen Siedlungsgebiet stellen daher die Juden eine nur bescheidene Minderheit von 11,4 vH. der Gesamtbevölkerung dar. Wenn, was allerdings zweifelhaft erscheint, in den Jahren 1935/36 weitere 6000 jüdische Zuwanderer nach Birobidschan

[21]) An Literatur über Birobidschan sei genannt: Drujanow: Ein jüdisches autonomes Gebiet (russ.), Moskau 1934, Kantorowitsch: Die Aussichten Birobidschans (russ.), 1932, und die ausgezeichnete knappe Zusammenfassung von B. Plaetschke: Birobidschan, das autonome Judengebiet im russischen Fernosten. In Petermanns Geographischen Mitteilungen 1935, Heft 7/8.



gekommen sind und keine Abwanderung stattgefunden haben soll (?), würde sich die Zahl der Juden in Birobidschan auf 13 000 erhöht haben, d. h. annähernd 17 vH. der Gesamtbevölkerung. Der Eindruck der Dürftigkeit dieses Ergebnisses verstärkt sich aber noch, wenn man feststellt, daß von den bis 1934 zugewanderten und in Birobidschan wohnhaften 7000 Juden 4470 als Angestellte und Arbeiter ihr Brot verdienten, während 2500, d. h. nur 14 vH. aller jüdischen Zuwanderer, einen landwirtschaftlichen Beruf ausübten. Es ist das ein wahrhaft *klägliches Ergebnis*, wenn man in Betracht zieht, daß in Birobidschan, das nach dem Wort Kalinins „ein Hort der sozialistischen nationalen Kultur" werden sollte, Platz für mindestens 200 000 jüdische landwirtschaftliche Siedler vorhanden sein soll. Man kann heute schon feststellen, daß das Birobidschaner Projekt als landwirtschaftlicher Siedlungsplan zum Ziele der Berufsumschichtung der Juden *völlig Schiffbruch gelitten* hat, und zwar wieder entscheidend aus dem Grunde, *weil die Juden selbst* ein Interesse an der bäuerlichen Seßhaftwerdung *nicht* zeigen.

Unabhängig davon bleibt die Frage offen, ob nicht die jüdische Zuwanderung nach dem Fernostgebiet ein anderes von der Sowjetregierung gewünschtes Resultat haben kann. Man muß erwägen, daß Birobidschan einer der wichtigsten ökonomischen und verkehrswirtschaftlichen Abschnitte im russischen Fernosten ist, daß im Bereich des jüdischen Siedlungsgebietes umfangreiche Hämatitvorkommen ermittelt sind, die mit dem nur 100 Kilometer nördlich liegenden Bureja-Kohlengebiet kombiniert werden können, so daß hier die Basis eines sowjetrussisch-sibirischen Schwerindustriekombinats gegeben sein könnte. Zur Erschließung dieser Bodenschätze sowie der Goldfunde ist eine Reihe von Bahnbauten durchgeführt. Die natürlichen Wasserwege der Riesenströme Amur und Ussuri und des die Mongolei aufschließenden Sungari „machen Birobidschan zu einem natürlichen Verkehrszentrum erster Ordnung",[22]) zumal die unmittelbare Nachbarschaft von Chabarowsk der Ansetzung einer weiterverarbeitenden Industrie in diesem Gebiet günstig wäre. Man könnte sich denken, daß das Interesse der Sowjetunion, deren zielbewußte asiatische Politik nicht verkannt werden darf, die wirtschaftliche und verkehrsmäßige Aufschließung gerade dieses Gebietes in besonders schnellem Tempo erheischt. Zu dieser Aufschließung sind aber viel weniger bäuerliche Pioniere als industriewirtschaftlich und händlerisch eingestellte Menschen notwendig, und es ist *vielleicht kein Zufall*, daß die Sowjetunion *gerade dieses Gebiet* jüdischer Zuwanderung reserviert hat. Auch an eine politische und propagandistische Ausrichtung nach der Mandschurei kann man denken. Die bäuerliche Kolonisation ist *also nur das Aushängeschild* der Sowjetpolitik, aber letzten Endes wahrscheinlich sehr sekundär.

Faßt man das Ergebnis der jüdischen bäuerlichen Kolonisationsversuche in der Nachkriegszeit zusammen, so wird man feststellen müssen, daß weder in dem Staatengürtel

[22]) B. Plaetschke a. a. O.

Zwischeneuropas noch im sowjetrussischen Bereich des weiteren Osteuropa auch nur geringste Ansprüche befriedigende Resultate einer jüdischen bäuerlichen Kolonisation zu verzeichnen sind. In Zwischeneuropa ist ein Abfluß der Juden aus der Landwirtschaft, wo sie überhaupt nie ernsthaft Fuß gefaßt hatten, erfolgt, in Rußland ein Fehlschlagen der mit großem Aufwand an Propaganda eingeleiteten europäischen Siedlungsversuche und ein geradezu klägliches Fiasko der jüdischen asiatischen Siedlungspolitik.

Worauf ist für die weitere Vergangenheit wie für das letzte zurückliegende Menschenalter das Versagen jeder jüdischen Bauernkolonisation zurückzuführen? Man wird nicht fehlgehen, wenn man als primäre Ursache die innere Ablehnung landwirtschaftlich-bäuerlicher Betätigung durch die Juden selbst hervorhebt. Der ganzen Geisteshaltung des Juden liegt die landwirtschaftliche Betätigung nicht, und zwar einmal aus dem Grunde, weil er die gleichförmige physische Arbeit ablehnt, zum Teil auch seinem ganzen Habitus und seiner Körperveranlagung nach für sie wenig geeignet ist. Entscheidend ist noch die geistige Einstellung des Juden. Der jüdische Soziologe Ruppin[23]) hat mit einem gewissen Recht festgestellt, daß die Juden sich bei der landwirtschaftlichen Betätigung „langweilten". Die Beweglichkeit und Unrast des jüdischen Menschen, das Wagnishafte seines Wesens, das Wurzellose seines Wesens, die Fremdheit in der Landschaft, das Zurücktreten der gefühlsbetonten zugunsten der rationalen Seite — alles das sind schwerwiegende Momente, die den Juden Osteuropas, wie er heute ist, für die landwirtschaftlich-bäuerliche Betätigung disqualifizieren. Dem Wagnishaften und Risikofreudigen im geistigen Habitus des Juden widersprechen die Abhängigkeit von der Natur, die Einbettung in die Naturvorgänge, ihm widerspricht die in der Landwirtschaft nur begrenzt vermehrbare Einkommenshöhe. Das Ueberwiegen des Erfolgsinteresses gegenüber dem Sachinteresse, das Werner Sombart[24]) bereits treffend hervorgehoben hat, schließt die Freude an einem Beruf aus, dessen Ausübung ein weitgehendes Maß von Sachinteresse zur Voraussetzung hat. Die Juden sind, wenn man es kraß ausdrücken will, Siedler oder bäuerliche Landwirte „aus Not". Nur wenn die städtischen Berufe völlig übersetzt sind, wenn Handel, Vermittlung, Nebenzweige des Verkehrs, Handwerk, freie Berufe ihnen völlig verschlossen sind, finden sich die ärmsten und deklassierten jüdischen Kreise zur landwirtschaftlichen Betätigung bereit, aber sie sind gewissermaßen stets auf dem Sprung, wieder in den Handel, den eigentlichen jüdischen Hauptberuf, zurückzukehren. Wie betont, weist gerade auch die jüdische Landwirtschaft in Osteuropa Züge solcher handelsnahen Betätigung (Vorstadtsiedlungen, Monokulturen) auf.

Wie hat sich — so ist zum Schluß zu fragen — die jüdische Betätigung in der gutsbetrieblichen Landwirtschaft in der Nachkriegszeit gestaltet?

---

[23]) Ruppin: Soziologie des Judentums, a. a. O.

[24]) W. Sombart: Die Juden und das Wirtschaftsleben. Leipzig 1911.

Sie ist in allen Staaten Osteuropas zweifellos stark **zurückgegangen**. Von der Sowjetunion ist abzusehen, wo es einen privaten landwirtschaftlichen Gutsbesitz ja nicht mehr gibt, wo allerdings in der Verwaltung der Sowjetstaatsgüter wie überhaupt in der obersten Leitung der Landwirtschaft, dem Landwirtschaftsministerium der Union und der einzelnen Republiken, Juden, wie überall in der Sowjetverwaltung, eine erhebliche Rolle spielen. In den Staaten Zwischeneuropas hat **die Agrarreform** den Großgrund- und Latifundienbesitz stark zurückgesetzt. Das Ausmaß der Beschneidung ist bekanntlich überall sehr verschieden, sehr radikal in den baltischen Staaten, liberaler in Rumänien und Ungarn. Zwar ist eine Reihe großer Dominialbesitzungen erhalten geblieben, zum großen Teil handelt es sich aber um Waldgüter, zum anderen um Besitzungen der toten Hand, zum dritten schließlich um großherrschaftliche Magnatengüter. Ihre Zahl und ihr Umfang sind zweifellos stark reduziert worden, und damit ist auch der jüdische Einfluß zurückgegangen. In Polen wurden im Jahre 1921 noch 154 000 Hektar **jüdischen Großgrundbesitzes** registriert, davon etwa 40 vH. in Galizien und 33 vH. in Polesien. Ein Teil davon ist zweifellos im Zuge der Parzellierung in nichtjüdische bäuerliche Hand gekommen. Eine spezielle Untersuchung liegt für die Wojewodschaft Stanislau[25]) vor, wo von 51 168 Hektar 6759 Hektar oder 13,2 vH. je Besitz parzelliert wurden, während der der Agrarreform noch fehlende Landvorrat mit 31 190 Hektar einen jüdischen noch zu parzellierenden Besitz in Höhe von 2896 Hektar, also 9,2 vH. auswies.

Andererseits sollen gerade in Ostpolen eine Anzahl in Konkurs geratener Besitzungen im Laufe der letzten 15 Jahre von Juden billig erstanden worden sein, doch ist nicht anzunehmen, daß bei der außerordentlich schwierigen Rentabilitätslage der ostpolnischen Landwirtschaft die Juden in großem Umfange Kapital gerade in diesem Berufszweig investiert haben sollten, da die Zwangsparzellierung auf Grund des Enteignungsgesetzes sowieso bevorsteht. Es wird sich also mehr um billige Gelegenheitskäufe zum Zwecke des Zwischenverkaufs oder der freihändigen Privatparzellierung handeln. Daß dagegen die Juden als Zwischenpächter, besonders aber auch als Administratoren der noch vorhandenen Latifundien eine gewisse Rolle spielen, läßt sich nicht leugnen. In Litauen dürfte der in jüdischer Hand befindliche Grundbesitz durch Kauf und Pacht heute wohl unbedeutsam sein. In den ehemaligen Gebieten Nordostungarns, dem heutigen Karpatenrußland und der Slowakei ist der jüdische Besitzstand im Zuge der Agrarreform vermutlich auch reduziert worden. Sichere statistische Angaben liegen leider nicht vor. Die Zahl der jüdischen Pächter betrug nach der tschechischen Statistik für diese Gebiete 339; die Zahl der jüdischen Beamten, die sie mit 680 angibt, ist verhältnismäßig hoch und läßt einen Rückschluß auf die immer noch recht starke Verwalterposition der Juden in der gutsbesitzlichen Landwirtschaft erkennen.

Auch in Rumänien ist durch die Agrarreform eine immerhin recht erhebliche Beschneidung des Großgrundbesitzes erfolgt und die grotesken Zustände der Vorkriegszeit

[25]) Sprawy narodowoscowy, 1936, Nr. 6.

überwunden. Auch für dieses Gebiet liegen bedauerlicherweise wissenschaftlich verwendbare Angaben über den Anteil der Juden im heutigen Gutsbesitz nicht vor. Insgesamt wird man feststellen können, daß wohl auch von jüdischer Seite sich das Interesse an der landwirtschaftlichen Betätigung in der Form der Uebernahme des Gutsbesitzes vermindert hat. Der Kapitalhunger in den neugebildeten Staaten Osteuropas, der den Juden seine Kapitalien in der Industrie, im Handel oder im Bankgeschäft festlegen ließ, dürfte im ganzen auf einen jüdischen Kapitalabfluß aus dem Großgrundbesitz zurückgewirkt haben. Völlig bedeutungslos ist aber der Jude als landwirtschaftlicher Unternehmer und Pächter heute im Gebiet Osteuropas immer noch nicht.

Es würde aus dem Bereich dieser Studie herausfallen, neben der unmittelbaren jüdischen landwirtschaftlichen Betätigung im weiten Raum Osteuropas die Frage auch nur zu streifen, in welcher inneren Abhängigkeit der Landwirt heute noch vom Juden als dem Abnehmer der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, dem Vermittler des Bedarfs der Landwirtschaft, dem Kreditgeber steht, wie weit die genossenschaftliche Bewegung den Juden verdrängt hat, wie weit die staatliche Kreditpolitik den jüdischen Geldleiher auszuschalten vermocht hat, in welcher Weise sich die wirtschaftlichen und gefühlsmäßigen Gegensätze zwischen der nichtjüdischen Landwirtschaft und dem Juden zugespitzt haben, — es sind das Fragen, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Es sei nur festgestellt, daß trotz aller Gegenbewegungen, die im Laufe der letzten Jahrzehnte wirksam geworden sind, diese mittelbare Abhängigkeit der Landwirtschaft im osteuropäischen Raum vom jüdischen Händler, Vermittler und Geldleiher immer noch in außerordentlich weitgehendem Maße besteht und den Juden auch heute noch als den schlechthin bedeutsamsten Vermittler zwischen dem landwirtschaftlichen Produzenten und dem Konsumenten der Agrarerzeugnisse, zwischen dem industriellen Erzeuger und dem landwirtschaftlichen Konsumenten erscheinen läßt.

Rudolf Bode:

Spannung und Entspannung in der körperlichen Erziehung

Im Streit der Meinungen um die Neugestaltung der deutschen Leibeserziehung ist kein Begriff so sehr dem Mißverstehen ausgesetzt gewesen wie der Begriff der „Entspannung". Sofern man nur das Wort angriff als Bezeichnung für einen an sich zugegebenen Tatbestand, ist den Angreifern eine gewisse Berechtigung zuzugestehen, sofern man aber den Sinn angriff, der in Gymnastikkreisen mit diesem Wort verbunden wurde, hatte man Unrecht. Diejenigen, welche die Bezeichnung, das Wort angriffen, konnten mit Recht geltend machen, daß die Spannung eine Urerscheinung alles Lebendigen sei und die Beseitigung dieser Spannung unter allen Umständen abzulehnen sei. Diese Gegner fehlten aber doch in zwiefacher Hinsicht. Einmal ist nicht die Spannung allein eine Urerscheinung alles Lebendigen, sondern der Wechsel von Spannung und Entspannung und zum anderen ist das, was die Gymnastik will, keineswegs etwas, was einer Erschlaffung auch nur ähnlich sieht, vielmehr gerade die Wiederherstellung des natürlichen Wechsels von Spannung und Entspannung. Diese naturgegebene Entspannung hat so wenig etwas mit „Schlaffheit" zu tun, wie das Wellental gegenüber dem Wellenberg als ein schlaffes Geschehen zu bezeichnen ist. Wenn aber von Wiederherstellung dieses natürlichen Wechsels gesprochen wurde, so hatte dies zur Voraussetzung eine Störung des Verlaufs, welche gleichfalls mit Spannungen, wenn auch anderer Art verbunden war. Diese Spannungen überlagern die natürlichen Spannungen, und ihre Beseitigung bezeichnen die Gymnastiker als „Entspannung". Dem Sinn nach ist diese Entspannung eine „Entspannung" des Bewegungsablaufs, wovon die natürlichen Spannungen nicht berührt werden. Es bleibt also die Frage zu klären, inwieweit im menschlichen Bewegungsleben Hemmungen auftreten können, die den Charakter einer Störung tragen und deren Beseitigung im Interesse des Betreffenden liegt.

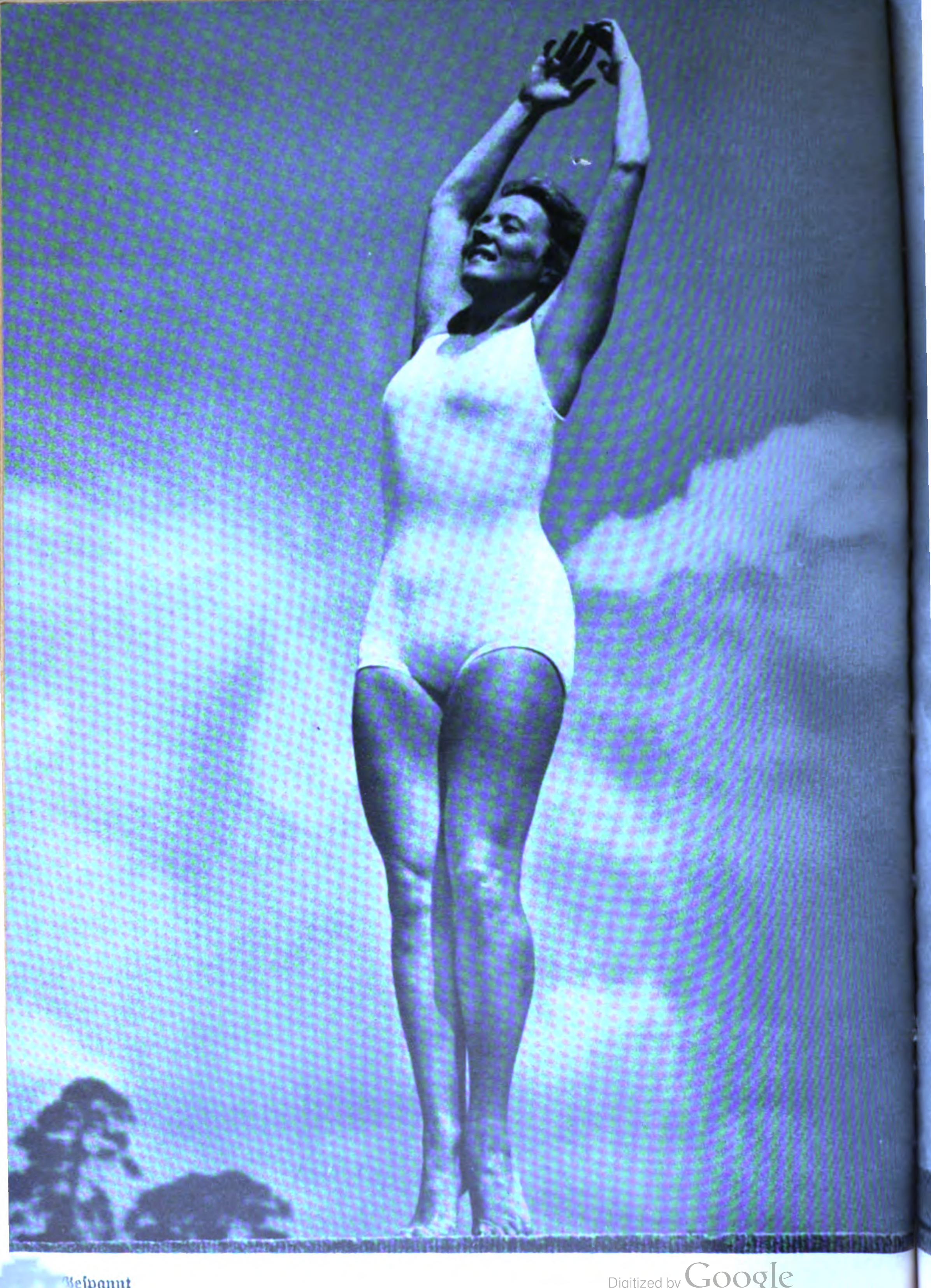
Grundsätzlich müssen zwei voneinander verschiedene Störungen angesetzt werden: Störungen infolge Überwiegens der Statik im Muskelgebrauch gegenüber der Dynamik und Störungen infolge Rückkoppelung von Bewegung und bewegungerzeugendem Willensakt. Der erste Fall ist leicht beschrieben. Er findet sich bei Tieren und Menschen. Läßt man Pferde zu lange im Stall, so werden sie steif; hat ein Mensch eine vorwiegend statisch gerichtete Berufstätigkeit, so werden die von der Statik betroffenen Gelenke steif und weniger beweglich. Hierher gehören „seßhafte" Tätigkeiten (z. B. im Büro) nicht minder als in einseitigen „Haltungen" ausgeführte (z. B. die



Totalität der Bewegung beim Tanz



Totalität der Bewegung beim Spiel



Gespannt



Entspannt



Schwingung im Männertanz



Entspannung

Tätigkeit des Pflügens). Bis zu welchem Grade eine solche Bewegungshemmung künstlich getrieben werden kann, zeigen die indischen Fakire, bei denen eine rein statische Haltung, z. B. ein dauernd nach oben gestreckter Arm, zuletzt völliger Starrheit und Empfindungslosigkeit (!) anheimfällt. Der Aufwand an Nervenenergie bleibt aber bestehen, er ist sogar so anormal gesteigert, daß die an sich schon schwachen Lebenskräfte derartiger Menschen dadurch bis zum fast völligen Versiegen gebracht werden können. Die irgendwie herabgeminderte Nervenkraft ist aber ein Kennzeichen aller mit Dauerspannungen in den Nervenvorgängen behafteten Menschen. Oft tritt diese Herabminderung zentral in Erscheinung, z. B. als Phantasielosigkeit in Hinsicht auf die Bewegungsvorstellung, mangelnder Sinn für Bewegung überhaupt, fehlende Freude an Bewegung, sehr oft aber auch nur peripher als Nervenschwäche, übergroße Ausgabe an Energie bei Bewegungen, die an sich nur einen geringen Aufwand verlangen. Besonders eingreifend kann diese Wirkung werden, wenn die Nervenvorgänge, welche sich auf die großen Rumpfmuskeln beziehen (z. B. die das Hüftgelenk bewegenden), Störungen aufweisen. Denn der Mensch ist eine Einheit, und Störungen in irgendeiner Nervenbahn können weitgehend übergreifen auf andere Gebiete des Bewegungs- und Seelenlebens. Da der Körper das Ausdrucksorgan seelischer Mächte ist, so können diese sich nicht richtig „nach außen" entladen, wenn das Instrument, das körperliche Bewegungsleben, nicht in Ordnung ist. Es findet Rückstauung, wenn nicht sogar Aufhebung (Interferenz) der Nervenvorgänge statt. Sehr viele mit sich selbst unzufriedene Menschen leiden nur an der Gestörtheit ihrer seelischen Mitteilungsfähigkeit infolge Versagens ihrer Ausdrucksmöglichkeiten. Sie fühlen sich unverstanden, ohne zu wissen, daß der Grund darin liegt, daß niemand sie recht verstehen kann, weil ihre „Innerlichkeit" nur gebrochen in Erscheinung tritt.

Die zweite Form der Störung, welche wir als Rückkoppelung von Bewegung und Willensakt bezeichnen, kann entstehen, wenn die Berufstätigkeit eine in erster Linie mit unaufhörlichen Willensakten behaftete ist, eine dauernde Aufmerksamkeit verlangt und unter weitgehender Ausschaltung des Gefühlslebens vor sich geht. Es entsteht ein Verhalten, in dem nicht nur alle Bewegungen mit mehr Anspannung ausgeführt werden, als die zu meisternde Aufgabe verlangt, sondern schon die passiv erzeugte Bewegung die Willensanspannung hervorruft. Also nicht der Wille erzeugt die Bewegung, sondern die Bewegung die Willensanspannung (= Rückkopplung). Charakteristisch für diesen Zustand ist z. B. die Unfähigkeit des Betreffenden, den Arm unentspannt zu lassen, wenn er von einem anderen gehoben wird. Der Zustand ist sehr verbreitet bei Menschen, deren Berufsarbeit ein größeres Maß von Willensenergie verlangt, als der natürlichen Charakterveranlagung entspricht.

Geheilt werden können durch geeignete Übungen (Aktivierungs- und Entspannungsübungen) alle Störungen peripherer Art (Schwächung psychischer Ausdrucksfähigkeit), ferner alle zentralen Störungen, soweit sie durch Übergreifen der peripheren Vor-

gänge auf die zentralen hervorgerufen werden (Schwächung zentraler Bewegungsenergien, der Vorstellungstätigkeit).

Schwer beseitigt werden können durch Gymnastik allein alle zentralen Störungen, welche, hervorgerufen durch starke Eindrücke (z. B. Schreck, Unglück usw.), das ganze zentrale Seelenleben ergriffen haben. Hier müssen starke Erlebnisse geschehen (bzw. ungerufen eintreten), welche die Hemmung allmählich in Lösung bringen bzw. fortsprengen und das Leben wieder zum Strömen bringen. Dies kann geschehen:

1. durch Musik, deren Bewegungsantriebe unmittelbar auf die zentrale und periphere Zone wirken (Tanz);
2. durch Rauschgetränke (der Wein als Sorgenbrecher!);
3. durch Aussprache. Das Sichaussprechen ist eine Ausdruckstatsache und vermag rückwirkend das ganze seelische Gefüge in Erschütterung zu versetzen (vgl. die Aufhebung des seelischen Druckes durch das Geständnis);
4. seelische Erschütterungen, z. B. Erleben einer Tragödie;
5. körperliche Schmerzen, welche das ganze Nervensystem ergreifen (dies ist der biologische Sinn aller körperlichen Züchtigungen, durch welche die „Verstocktheit", d. h. eine Hemmung beseitigt werden soll).

Gesund ist nur der Mensch, dessen Seelenkräfte nach außen zu strahlen und auf andere überzustrahlen vermögen. Nur auf psychisch gesunden Menschen kann sich eine kräftige Volksgemeinschaft aufbauen und eines der Mittel, um dafür die körperlich-seelischen Voraussetzungen zu schaffen, ist die Lehre von der Entspannung, vorausgesetzt, daß man begriffen hat, daß in Wahrheit darunter zu verstehen ist: die Wiedergewinnung der Lebenseinheit, und vorausgesetzt, daß man diese Lehre in der Praxis richtig zu handhaben weiß.

Wenn wir nun die Frage aufwerfen, inwieweit Spannung und Entspannung für die Leibesübung der bäuerlichen Bevölkerung Bedeutung haben, so kann es kein Zweifel sein, daß die Gesetze, welche das gesamte Bewegungsleben der bäuerlichen Bevölkerung jahrhundertelang hindurch beherrscht haben, auch grundlegend sein müssen für die Gestaltung der Übungen in der Leibeserziehung.

Zwei Formen von Bewegungen sind es in erster Linie, welche in allen Zeiten das Leben auf dem Lande gestalteten: die ursprüngliche kraftvolle Arbeitsbewegung und die ursprüngliche lebensvolle Tanzbewegung. Beide Formen der Bewegung haben heute eine weitgehende Herabminderung erfahren, einmal indem eine große Fülle von Arbeitsbewegungen im Laufe der letzten Jahrzehnte abgelöst wurde von mechanisierter Arbeit, welche an Stelle von kraftvollen Bewegungen nur noch einfache „Handhabungen" verlangt. Wenn auch der Gesamtbereich der bäuerlichen Arbeit keine wesentliche Herabminderung erfahren hat, so verlangt deren Ausführung doch zum Teil nur noch kleine Bewegungen, wenn sie nicht bei fast völliger Nichtbeteiligung des Rumpfes nur mit Armen — oder gar Händen — ausgeführt wird.

Der Tanz andererseits hatte früher eine viel größere innere Bedeutung für die bäuerliche Bevölkerung als heute. Die kreisende Tanzbewegung war die ausgleichende Bewegung zu zielgerichteten Arbeitsbewegungen und beide hatten rhythmischen — d. h. schwingenden — Charakter. Mit dem Schwinden der großen Arbeitsbewegung ist in gleichem Ausmaße auch die große Tanzbewegung geschwunden, und beides hat schwerwiegende Folgen in Hinsicht auf die Stärke und Kraft des ursprünglichsten aller Triebe, des Bewegungstriebes, gehabt. Er erlahmte, weil er sich nicht auswirken konnte, wie ja auch ein Muskel schwach wird, wenn er nicht benutzt wird. Die Folge dieses Erlahmens war eine zunehmende Unfreiheit des Bewegungslebens, weil die einseitige zielgerichtete Arbeit nicht mehr den nötigen Ausgleich fand und Versteifungen und Verkrampfungen und Hemmungen waren die Folgen.

Zwischen dem Körperlichen und dem Seelischen besteht aber eine unlösbare Bindung: das Körperliche ist das Instrument für das Wirksamwerden seelischer Mächte, sowohl in der Arbeit als in der Feier und in den Äußerungen lebendiger Volksgemeinschaft. Ist dieses Instrument verdorben, so werden alle Lebensäußerungen irgendwie nur noch gebrochen in Erscheinung treten können. Es gilt also, durch Leibesübung:

1. das Verdorbene wieder in Ordnung bringen;
2. den Gefahren der heutigen Schwächung körperlicher Bewegungsenergien auf dem Lande zu begegnen.

Das Leben der Bauern ist eingebettet in den großen rhythmischen Ablauf des gesamten Naturgeschehens und in seinen inneren Zusammenhang. Von diesen beiden Mächten wird auch letzthin das bäuerliche Gemütsleben, sein Welt- und Lebensgefühl getragen; und wenn wir das körperliche Bewegungsleben wieder wecken wollen, so müssen wir an dies Urgefühl anknüpfen und dem Bauern keine Bewegungen aufzwingen, welche lediglich mechanischen Charakter haben; mögen die Beweise für ihre anatomische und physiologische Güte auch noch so ausgeklügelt und scheinbar richtig sein. Der sichere Instinkt des Bauern wird sie ablehnen, da sie isolierten Charakter haben und ihm nur das Ganze, der Zusammenhang auch im Körperlichen, etwas sagt.

Zu Hilfe kommt uns ein anderes: der ökonomische Sinn des Bauern. Denn das Ökonomische ins Körperliche übertragen ist das schlechthin Rhythmische. Je rhythmischer eine Arbeit abläuft, um so geringer kann die für sie aufzuwendende Kraft sein, denn rhythmisch arbeiten heißt nichts anderes, als im Wechsel von Anspannung und Entspannung arbeiten, so daß auf jede Anstrengung sofort, wenn auch in kleinsten Zeiten, die Erholung des Arbeitenden erfolgt und unnötige Dauerspannungen vermieden werden. Rhythmisches Arbeiten bedeutet Haushalten mit den Nervenkräften und Befreiung der körperlichen Bewegung von allen Wirkungen falschen Muskelgebrauchs, welche das gesamte körperliche Erscheinungsbild des Betreffenden zuerst vorübergehend, dann aber schließlich dauernd entstellen. Die Ökonomie des Bewegungs-

ablaufs äußert sich aber nicht nur in den eingelegten Pausen im Arbeitsvorgang, sondern ebenso stark im Ablauf jeder Einzelbewegung, indem die in Frage kommenden Muskelgruppen in ihrer Tätigkeit sowohl hinsichtlich Krafteinsatz als Kraftgröße abgestimmt bleiben, d. h. alle auftretenden Energien müssen restlos für die Arbeitsbewegung eingesetzt werden, es dürfen keine Kräfte leer laufen oder gar durch zwecklose Hemmungen unnötig verpufft werden. Der Einsatz der verschiedenen Muskelgruppen muß zeitlich so geregelt sein, daß die entstehenden Bewegungsenergien vom Rumpf auf die Gliedmaßen übertragen werden können, ohne daß Kräfte dabei durch falsche Ausrichtung verlorengehen. Oder, um einige Beispiele zu gebrauchen: bei der Schlagbewegung müssen die Schwungenergien des Rumpfes, beim Druck nach unten die Schwere des Körpers richtig eingesetzt werden. Bei der Ausholbewegung darf zwischen dem Ausholen und der Hauptbewegung keine tote Zwischenzeit entstehen, bei allen Tanzbewegungen muß die Beinbewegung nicht durch isolierte Anspannung von Muskeln, sondern durch die Bewegung des Gesamtkörpers bedingt sein.

Alle echten Bewegungen sind rhythmisch, d. h. gleichzeitig ökonomisch und organisch richtig.

Die Grundbewegungen der körperlichen Ausbildung werden daher gymnastischer Art sein und an die auch beim Tanz auftretenden Urbewegungen des Körpers anknüpfen, als da sind: Laufen, Springen, Federn, Schwingen. Ihnen schließen sich an die Übungen mit den Handgeräten, sowie sportliche Tätigkeit.

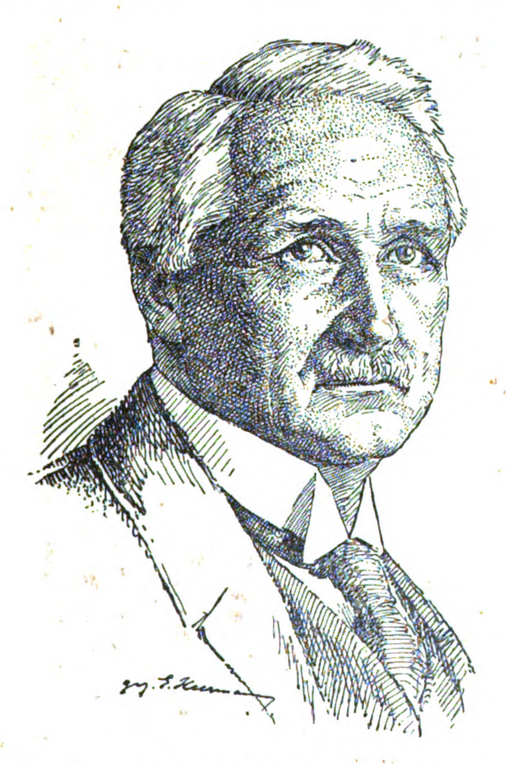
Unmittelbare Anwendung findet das Erlernte auch im Tanz. Ohne eine gründliche Durcharbeitung des gesamten körperlichen Bewegungslebens der Landbevölkerung ist eine lebendige Wiederentstehung des Volkstanzes undenkbar. Es hat keinen Zweck, etwa Dorfgemeinschaften neue Volkstänze einzustudieren, wenn nicht vorher eine Stärkung der Freude an der Bewegung schlechthin eingetreten ist. Steife Körper haben und können keine Freude am Tanzen haben, jedenfalls ist ein nur vorübergehendes mehr oder minder unbeholfenes Mitschwingen nicht ausreichend, um den Boden für das Entstehen einer neuen dörflichen Tanzkultur abzugeben. Da müssen wir schon eine tiefere Schicht anpacken.

Bäuerliche Charakterköpfe

Dagobert von Mikusch:

Waßmuß

Der Mann, von dem hier die Rede sein soll, hat von seinen einstigen britischen Gegnern den gewiß ehrenvollen Beinamen „der deutsche Lawrence" erhalten — nach jenem bekannten englischen Obersten, der im Weltkrieg die Araber zum Aufstand entflammte und sie zum Eingreifen in den Kampf an der Seite Großbritanniens veranlaßte. Die Taten beider und die Aufgaben, die ihnen zufielen, zeigen wohl manche Übereinstimmung; wenn auch die Leistungen eines Waßmuß vielleicht noch höher zu bewerten sind. Aber über diese Aeußerlichkeit geht der Vergleich nicht hinaus. Beide waren in ihrem Wesen grundverschiedene Menschen. Jener Lawrence war seiner ganzen Art nach Städter, ein Intellektueller in gewisser Weise, dem offenbar die feste Verwurzelung fehlte und der an diesem Mangel schmerzlich litt. Bei allen seinen ungewöhnlichen Gaben und Eigenschaften war er eine skeptische, problematische Natur, hin- und hergerissen von einem unheilbaren inneren Zwiespalt. Es schien, als könnte er mit sich und seinem Leben nicht zurechtkommen; und das trieb ihn zu allerlei Absonderlichkeiten und überraschenden Wendungen — so wenn der berühmte Oberst des Krieges nach einigen Friedensjahren plötzlich als einfacher Soldat in die britische Armee eintrat. Eine ewige Unruhe erfüllte ihn; er suchte sie durch rasende Motorradfahrten zu betäuben oder auszugleichen, und auf diese Weise ist er auch eines Tages in den Tod gejagt.



Ganz anders Waßmuß. Er entstammte einem alten Freibauerngeschlecht, das schon seit vielen Generationen auf dem gleichen Grund und Boden saß. Noch heute ist die Familie im Besitz ihres Erbgutes. Es liegt im alten Herzogtum Sachsen, und zwar da, wo sich — unweit Goslar — der Harz in die große norddeutsche Ebene zu verlieren beginnt. Dort ist Waßmuß groß geworden, und dorthin ist er immer wieder von seinen weiten Fahrten in die Welt zurückgekehrt. Dies niedersächsische Bauernblut, das in seinen Adern floß, prägte und bestimmte sein Wesen. Aus ihm setzten sich die Elemente seiner Persönlichkeit zusammen. Zunächst die Klarheit und Sicherheit, das Festgefügte und Unproblematische seiner Natur, das aus der Verwurzelung mit dem Boden entspringt. Daraus hervorgehend auch sein sehr reges und tiefsitzendes Heimatgefühl, das sich — wie es so oft die Voraussetzung dazu ist — zu einer fast schmerzhaften Vaterlandsliebe erweiterte. Dann seine Willenshärte und Zähigkeit, die ihn unter kaum vorstellbaren Schwierigkeiten auf verlorenem Posten ausharren ließen, das Eigenwillige, Herrische, sich schwer Unterordnende oder in hergebrachte Regeln und Normen sich Fügende seines Charakters und nicht zuletzt sein fast überempfindliches Rechtsgefühl — alles Eigenschaften, wie man sie bei alteingesessenen Bauern als hervorstechende Wesenszüge findet. Ja, das bäuerliche Erbe in ihm war so stark, daß es ihn schließlich in eine Tragik verwickelte, an der sein Leben zerbrach.

Da er als jüngerer Sohn den väterlichen Hof nicht übernehmen konnte, studierte er, lernte vor allem Sprachen und schlug die Konsulatslaufbahn ein. Im auswärtigen Dienst des Deutschen Reichs kam er weit in der Welt herum. Wenige Jahre vor dem Krieg übernahm er, zunächst vertretungsweise, das deutsche Konsulat in Buschir, einer kleinen Hafenstadt in Südpersien, am Persischen Golf gelegen. Das Konsulat war erst vor kurzem eingerichtet worden. Es diente als Stützpunkt für den deutschen Handel, der in jenen Gegenden einen starken Aufschwung genommen hatte und vor der von Großbritanien beanspruchten Monopolstellung im Persischen Golf geschützt werden mußte. Hier zum erstenmal trat Waßmuß, wenn auch zunächst in friedlichem Wettbewerb, seinen großen Gegenspielern, den Engländern, gegenüber. Er zeigte sich ihnen, was gleich gesagt werden muß, in jeder Beziehung gewachsen.

Das Hinterland von Buschir — ein breiter Küstenstreifen, der allmählich in die persischen Randgebirge übergeht — ist von den Tengistani bewohnt, einem, wie es scheint, sehr alten Volk, das in eine Anzahl Stämme gegliedert ist und sich eine Art mittelalterlichen Feudalwesens bewahrt hat. Es sind halbe Nomaden, sie betreiben etwas Ackerbau, vor allem Viehzucht, leben nebenher von dem an der Küste sehr einträglichen Waffenschmuggel und nehmen für sich das alte Recht in Anspruch, durchziehende Kaufmannskarawanen bei günstiger Gelegenheit zu überfallen und auszuplündern. Die Stammeshäuptlinge schalten und walten als selbstherrliche kleine Könige in ihrem Gebiet und fühlen sich unabhängig von jeder Staats-

hoheit. Ihre Hauptbeschäftigung sind Raub und Krieg, da sie oft auch gegeneinander in blutiger Fehde liegen.

Während seiner Konsulatszeit in Buschir durchstreifte Waßmuß auf weiten Ritten das Land, besuchte häufig die Tengistani, lebte manchmal Tage und Wochen unter ihnen und wurde bald mit ihnen vertraut; ja mehr noch, er erwarb sich Einfluß und zuverlässige Freunde unter den Stammeshäuptlingen, den Scheikhs, was beispielsweise den Engländern trotz allem Bemühen nie recht gelingen wollte. Es war in der Tat sehr merkwürdig. Der niedersächsische Bauernsohn vermochte es, jene nach Herkommen, Bluterbe, Religion, Lebensanschauungen, Sitten, Gewohnheiten und geistigen Voraussetzungen gänzlich anders gearteten Menschen so für sich zu gewinnen, daß sie ihn fast als einen ihresgleichen ansahen. Gewiß beherrschte er völlig die Landessprache. Aber das konnten andere auch; und doch haben sie es nie fertiggebracht, sich die Achtung, Liebe und Zuneigung dieser äußerst mißtrauischen, wankelmütigen, immer unberechenbaren, schlauen, verschlagenen, rücksichtslos auf ihren Vorteil bedachten, dazu unendlich stolzen und auf alles ihnen Fremde und Fremdartige mit Geringschätzung herabsehenden Stämme zu erwerben, wie es bei Waßmuß geschah. Sicher aber hat es gewisse allgemeine menschliche Berührungspunkte gegeben, die mit seiner bäuerlichen Herkunft zusammenhingen. Auch die Tengistani waren freie Männer auf eigener Scholle, sie hatten ein stark ausgeprägtes Heimatgefühl und waren mit dem Boden verwurzelt, der ihr ein und alles, Grundlage und Sinn ihres Daseins war. Die ruhige Sicherheit seines Auftretens, das Freie und Herrische seiner Haltung, seine leise, aber eindringliche Redeweise, die unerschütterliche Gelassenheit, die ihn nie verließ und mit der er den rings um ihn versammelten Stammesleuten Stunden und Stunden zuhören konnte — denn Reden und immer wieder Reden war bei ihnen eine förmliche Leidenschaft —, das alles sprach sie an und berührte verwandte Saiten ihres eigenen Wesens. Und wenn er ein eleganter Reiter und als Sohn eines Landwirts ein vorzüglicher Pferdekenner war, so gehörte das bei ihnen, die von Jugend an mit dem Pferde verwachsen waren, zu den selbstverständlichsten Tugenden eines Mannes und war Voraussetzung für jeden, der eine führende Stellung unter ihnen beanspruchte. Daß sie aber den Fremdling in der Stunde der Entscheidung als ihren Führer anerkannten, beruhte doch letzthin rein auf seiner Persönlichkeit, die etwas schlechthin Bezwingendes gehabt haben muß. Jedenfalls sollte sich bald zeigen, daß jene wankelmütigen, räuberischen Häuptlinge ihm eine „geheimnisvolle Treue" entgegenbrachten und die Stämme mit einer Art mystischer Liebe an ihm hingen.

*

Nachdem Waßmuß bei Ausbruch des Krieges die Heimat zu Schiff noch gerade hatte erreichen können, kehrte er zu Beginn des zweiten Kriegsjahres nach Südpersien zurück. Diesmal mußte er sich zu Lande auf heimlichen Wegen durchzuschlagen suchen; denn die Engländer, die bereits Buschir militärisch besetzt hatten,

waren sich längst über die Gefährlichkeit des Mannes klar geworden und setzten alles daran, um ihn unterwegs abzufangen. Fast wäre es ihnen auch geglückt. Aber Waßmuß, der schon völlig umstellt war, entzog sich der Gefangennahme durch eine tollkühne Flucht; nur sein einziger deutscher Begleiter sowie seine Karawane fielen den Engländern in die Hände.

Waßmuß selbst erreichte das Gebiet seiner alten Freunde, der Tengistani. Damit beginnen fast vier Jahre oft verzweifelten Ringens und heroischer Ausdauer. Er ruft die Häuptlinge zum Kampf auf gegen den britischen Eindringling, der ihre Heimat, ihre Weideplätze bedrohte. Sie folgen seinem Ruf und greifen zu den Waffen, die oft recht altmodischer Art sind. Unter seiner Leitung führen sie einen Kleinkrieg gegen Buschir und andere Hafenplätze, wo die Engländer Truppen gelandet haben. Bald steht das ganze Küstengebiet im Aufruhr; auch andere, tiefer im Gebirge wohnende Stämme schließen sich an. Die Engländer müssen Verstärkungen heranziehen, die ihnen dann im Westen und bei ihrem Feldzug in Mesopotamien fehlen. Trotzdem vermögen sie keinen Schritt über die im Schutze ihrer Kriegsschiffe liegenden Hafenstädte hinaus vorzudringen.

Sein Tun aber stand im Rahmen einer größeren Aufgabe. Deutschland mußte sich seiner zahlreichen Feinde mit jedem Mittel erwehren, das auch nur im entferntesten Erfolg versprach oder ihm wenigstens etwas Luft verschaffte. Es sollte daher der Versuch gemacht werden, das britische Weltreich an seiner schwächsten Stelle, in Indien, zu packen oder mindestens zu bedrohen — ein Plan, der immer wieder aufgetaucht ist, sobald es um einen Kampf gegen England ging. Einer unserer fähigsten militärischen Führer und besten Kenner des Ostens, Feldmarschall von der Goltz, hatte sich für diesen Plan eingesetzt. Zugleich damit sollte Persien — oder Iran, wie es heute heißt — mitgerissen und zum Befreiungskampf von der ihm auferlegten russischen und britischen Fremdherrschaft veranlaßt werden. Das führte zu den verwegenen und ewig denkwürdigen Taten eines Niedermayer und Hentig, die mitten durch die russisch-englischen Truppen bis nach Afghanistan durchstießen, oder den der anderen Deutschen, wie Wagner, Seiler, Zugmayer, die in Persien selbst tätig waren und um die sich die Patrioten des Landes zu scharen begannen.

Aber die persische Regierung, an ihrer Spitze der schwache Schah, zögerte und zögerte, sie wollte und wollte auch wieder nicht, fand nicht den Absprung zum Entschluß. Noch einmal schien die Gunst der Stunde zu winken, als in Mesopotamien bei Kut-el-Amara eine ganze britische Armee kapitulieren mußte; eine Welle hoffnungsvoller Erwartung ging durch das persische Volk. Inzwischen aber waren von Norden her die Russen immer weiter vorgedrungen, besetzten schließlich die Hauptstadt und bemächtigten sich des Schahs. Damit war jede Aussicht auf eine Erhebung Persiens dahin. Die Deutschen mußten zurück; manch einer fiel noch dem Feind in die Hände oder fand im fremden Land ein einsames Grab.

Nur Waßmuß blieb. Die Verbindung mit der Außenwelt riß ab. Zwei Jahre hindurch drang keine Nachricht, kein Wort zu ihm. Er wußte nicht, wie es um den Krieg stand, oder wie es in der Heimat aussah. Auf Hilfe oder Unterstützung konnte er nicht rechnen. Aber er kämpfte weiter. „Allein und fast ohne Waffen bot er dem britischen Weltreich die Stirn", sagt ein Engländer von ihm. Es fehlte ihm an Geld, Munition, Ausrüstung. Nichts mehr konnte er den Tengistani bieten, kaum noch eine Hoffnung. Doch sie hielten ihm Treue — fast ein Wunder ist es zu nennen —, kämpften und starben für ihn.

Das britische Oberkommando setzte einen hohen Preis auf seinen Kopf. Aber niemand fand sich, der sich hätte den Verräterlohn verdienen wollen. Auf ihren Kriegskarten hatten die Engländer ein Stück Persiens von der Größe Frankreichs einfach mit dem Namen Waßmuß bezeichnet. Das war für sie unbetretbares Gebiet. So blieb es bis zum Ende. Mit ein paar Handvoll zerlumpter Stammeskrieger fesselte Waßmuß Tausende von britischen Soldaten, verwehrte den Engländern den Eintritt in das Land und verhinderte, daß sie über Persien hinweg den Russen die Hand reichten.

Als nach Abschluß des Waffenstillstandes der britische Befehlshaber ihn aufforderte, sich zu ergeben, lehnte Waßmuß ab. Noch kaum von einer schweren Verwundung genesen, die ihn ohne jede ärztliche Hilfe wochenlang ans Krankenlager fesselte, setzte er sich in Verkleidung aufs Pferd und suchte quer durch Persien die Heimat zu erreichen. In der Nähe von Teheran wurde er von persischen, in britischem Sold stehenden Polizisten erkannt und an die Engländer ausgeliefert. Diese haben den Unbesiegten, den sie trotz aller Ränke und Schliche nie zu fassen bekamen und der erst durch Verrat ihnen in die Hände fiel, nicht eben glimpflich behandelt und ihn erst nach längerer Haft freigelassen.

*

Jahre später. Waßmuß ist im Auswärtigen Amt beschäftigt; das nächste freiwerdende Konsulat wird ihm in Aussicht gestellt. Er lehnt das Anerbieten ab und quittiert den Dienst. Eine andere Idee hält ihn gefangen und läßt ihn nicht mehr los. Er hat den Tengistani versprochen, sie für ihre Aufwendungen und Verluste im Kriege zu entschädigen. Nach langen Bemühungen stellte ihm die Reichsregierung die gewünschte Summe zur Verfügung. Er brauchte das Geld nur durch die Gesandtschaft überweisen zu lassen und wäre aller seiner Verpflichtungen ledig gewesen.

Aber er hat die Menschen, die in Not und Tod zu ihm standen, liebgewonnen; er will ihnen etwas Gutes antun, für ihre Zukunft sorgen. Auch in Persien, sieht er, ist eine neue Zeit im Anbruch; mit der Unabhängigkeit und Räuberherrlichkeit der Stämme wird es bald zu Ende sein. Zugleich bricht bei ihm die alte, von seinen Vätern ererbte Neigung durch: den Boden zu bestellen, Bauer zu werden. Schon während seiner einsamen Ritte in den Kriegsjahren, als er das viele brachliegende, ungenutzte Land sah, hat ihn dieser Gedanke beschäftigt.

Also kehrt er nach Südpersien zurück. Seine Kriegskameraden, die alten Stammeshäuptlinge, findet er nicht mehr vor; sie sind teils in den Fehden gegeneinander gefallen, teils von Nebenbuhlern der Macht ermordet worden. Ihre Söhne sind nun Stammeshäupter. Er ruft sie zusammen und setzt ihnen seine Pläne auseinander. Den größeren Teil der Entschädigung sollen sie bar erhalten, einen kleinen Teil für einen landwirtschaftlichen Betrieb zur Verfügung stellen, aus dem sie dann laufend Einnahmen beziehen werden und für alle Zukunft gesichert sind. Das leuchtet ihnen ein, und sie erklären sich mit Freuden einverstanden.

In der Nähe von Buschir pachtet Waßmuß Land, läßt Maschinen und Geräte aus Deutschland kommen, baut Wohnhaus, Stallungen und Scheunen, und bald ist die Farm im Gange. Auch alles, was er an eigenem Vermögen besitzt, hat er drangesetzt. Freilich sind anfangs mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, Trockenheit mindert die Ernten, und die Erträgnisse sind gering. Aber es geht langsam aufwärts. Dattelpalmen werden in langen Reihen gepflanzt, und immer mehr Boden wird unter den Pflug genommen. Für Waßmuß ist es die glücklichste Zeit seines Lebens. Er sieht, daß sein Gedanke richtig ist und das mühevolle Werk seiner Hände gedeiht.

Das dritte Jahr ist besonders günstig, und reichere Gewinne stehen von nun an in Aussicht. Da aber kommen eines Tages die Scheikhs zu ihm und erklären, sie wollten ihr Geld zurückhaben, und zwar sofort. Vergebens sucht Waßmuß ihnen vorzustellen, daß solches Verlangen gegen die Abmachung ist. Man setzt ihn unter Druck. Des Nachts werden ihm heimlich die jungen Palmpflanzen ausgerissen und die Ziegen auf seine Saat getrieben. Schließlich wird er verklagt. Sein ganzer Besitz wird beschlagnahmt, und er muß herunter von der Farm. Wochenlang zieht sich der Prozeß hin. Er wird in erster Instanz zur Zahlung der Gelder verurteilt. Die zweite Instanz bestätigt das Urteil. Als ein seelisch und körperlich gebrochener Mann, als Betrüger gebrandmarkt — wie er glaubt —, kehrt er nach Deutschland zurück. Das Auswärtige Amt in Berlin erklärt sich sofort bereit, ihm bei nächster Gelegenheit ein Konsulat zu übertragen. Aber es ist zu spät. Rasch siecht er dahin. Auf dem Krankenlager erhält er noch die Nachricht, daß er den Prozeß in dritter Instanz gewonnen hat und so seine Ehre wiederhergestellt ist. Wenige Tage darauf ist er einer Herzschwäche erlegen.

Die Farm, die sein Glück und seine Tragik war, liegt öde und verlassen, die Maschinen verrosten, die Gebäude zerfallen — langsam sinkt sie in den Erdboden zurück. Aber unter dem Volk Südpersiens lebt die Erinnerung an Waßmuß fort. Reisende berichten, daß den Leuten dort oft die Tränen kommen, wenn sein Name genannt wird; sie fragen wohl auch, wann er denn endlich zurückkehre. Manch einer schlägt sich stolz an die Brust und erklärt: „Ich habe ihn auch gekannt; er war mein Freund."

Die Umschau

Weltpolitischer Bericht

Noch in den Tagen, als der ungarische Reichsverweser Exzellenz Admiral von Horthy im Deutschen Reiche Gast des Führers war (21.—27. August), begann sich die Lage in der Tschecho-Slowakei und um sie sprunghaft zu verschärfen. Die von der tschecho-slowakischen Regierung in Aussicht gestellten Reformen, das viel umflüsterte „Nationalitäten-Statut" war endlich bekanntgegeben worden. Es stellte sich im wesentlichen als eine Wiederholung bisher schon geltender Bestimmungen heraus. Der sudetendeutsche Abgeordnete Kundt erklärte dazu am 17. August, daß nicht auf der Basis kleiner Zugeständnisse, sondern nur durch eine wirkliche Bereinigung die Lage zu bessern sei. Seine Forderung blieb durchaus maßvoll, er betonte: das „sudetendeutsche Ziel ist die Anerkennung der deutschen Volksgruppe als vollkommen gleichberechtigten Partner des tschechischen Volkes" und die Sicherung ihrer rechtlichen und politischen Stellung — davon aber sei in dem Nationalitäten-Statut nicht die Rede, in Wirklichkeit ändere sich wenig, auch weiterhin würden die nichttschechischen Vertreter im Parlament den Mehrheitsbeschlüssen der tschechischen Parteien wehrlos ausgeliefert sein.

Diese sudetendeutsche Erklärung, die darauf hinauskam, daß zwischen der sudetendeutschen Auffassung der Lage und derjenigen der Regierung eine „ungeheuer große Kluft" bestehe, man aber weiter verhandeln wollte, führte auf tschechischer Seite zuerst zu einer starken Ratlosigkeit. Es erwies sich, daß diejenigen Kräfte, die in Wirklichkeit jede Beseitigung des zentralistischen

tschechischen Zwangsstaates,

den Umbau zu einem auf der Grundlage der Gleichberechtigung der Volkstümer beruhenden Staat aus Leibeskräften ablehnten, die Oberhand gewannen. Herr Benesch entpuppte sich als der eigentliche Vertreter dieser Kreise, bei denen sich rabiater Chauvinismus und Bolschewismus die Hand reichten. So brachen diese Kreise in eine Politik des Terrors und des Abenteuers aus und zerrten das tschechische Volk hinter sich her. Es kam zu wüsten Angriffen auf Deutsche, zu Terrorakten in deutschen Ortschaften. Die tschechische Provinzpresse überbot sich selber in Haßausbrüchen gegen das deutsche Volk, beschimpfte auch die Soldaten des Weltkrieges.

Am 26. August stellte die Sudetendeutsche Partei es ihren Anhängern frei, vom gesetzlichen Notwehrrecht Gebrauch zu machen. Am 27. August protestierte das Deutsche Reich in Prag gegen die tschechischen Beschimpfungen des deutschen Soldatentums. Am 28. August fand eine Unterhaltung zwischen Konrad Henlein und Lord Runciman statt, am 1. September eine Unterredung zwischen Runciman und Benesch, bei dem sich die Beschwerden der verfolgten und terrorisierten Deutschen häuften. Am 7. September sah auch die „Times" ein, daß in dieser Weise es nicht weitergehen könnte, und schlug in einem Leitartikel die Loslösung der deutschen Gebiete von der Tschecho-Slowakei vor, während am gleichen Tage in Mährisch-Ostrau ein wüster Angriff tschechischer berittener Polizei auf Sudetendeutsche stattfand. Konrad Henlein reiste am 6. September nach Nürnberg zum Reichsparteitag. Auf diesem nun nahm der Führer am 12. September in seiner Schlußrede noch einmal zu der ganzen Frage Stellung. In der Welt war verbreitet worden, daß diese Rede eine Kriegserklärung oder mindestens ein Ultimatum bringen würde; es war eine gewisse Erleichterung spürbar, als in seiner überlegenen Art der Führer die ganze Frage noch einmal dargestellt hatte und seine Rede in den Worten gipfeln ließ, daß, wenn die Sudetendeutschen ihr Recht nicht bekommen, das Deutsche Reich es ihnen verschaffen würde. Daß, „wenn diese gequälten Kreaturen kein Recht und keine Hilfe selbst finden können, sie beides von uns bekommen werden. Die Rechtlosmachung dieser Menschen muß ein Ende nehmen". Die Rede des Führers wurde im ganzen sudetendeutschen Gebiet von den Volksmassen angehört — aber noch in der gleichen Nacht fielen tschechische Polizisten, Gendarmen, Grenzler und Kommunisten über die deutsche Bevölkerung her —, und nun spielten sich Szenen ab, die nur mit den grauenvollen Zuständen in Spanien verglichen werden können.

Die tschechische Regierung verhängte das Standrecht über eine Anzahl deutscher Bezirke. Damit gewann sie die Möglichkeit, örtliche Standgerichte, besetzt mit je drei tschechischen Richtern, einzusetzen, die innerhalb von 24 Stunden zusammentreten und die Todesstrafe als einzige Strafe aussprechen müssen.

Als die Sudetendeutsche Partei die Aufhebung des Standrechtes forderte, wurde es erst recht auf weitere Bezirke ausgedehnt. Im Egerland, im nordböhmischen Industriegebiet, in großen und kleinen Ortschaften setzte ein maßloser Vernichtungsterror der Tschechen gegen die deutsche Bevölkerung ein. Tausende flohen über die Grenze. Das Volk antwortete mit dem Generalstreik auf den Terror der tschechischen und kommunistischen Horden.

Da erklärte Konrad Henlein am 15. September in einer Proklamation an das Sudetendeutschtum: „Alle Bemühungen, das tschechische Volk und seine Verantwortungsträger zu einem ehrlichen und gerechten Ausgleich zu bewegen, sind an ihrem unversöhnlichen Vernichtungswillen gescheitert. In dieser Stunde sudetendeutscher Not trete ich vor euch, das deutsche Volk und die gesamte zivilisierte Welt und erkläre: Wir wollen als freie deutsche Menschen leben! Wir wollen wieder Friede und Arbeit in unserer Heimat. Wir wollen heim ins Reich!“ — Damit sagte sich die Vertretung des gesamten Sudetendeutschtums feierlich und formell vom tschechischen Staate los. Die Antwort der Tschechen war die „Einstellung“ der Sudetendeutschen Partei, ein Haftbefehl gegen Konrad Henlein und ein neuer wüster Terror.

Man mag die Lage ansehen, wie man will — nach den Tagen des Grauens, die die Tschechen in Sudetendeutschland angerichtet haben, ist jede, aber auch jede seelische Möglichkeit des Zusammenlebens der beiden Völker vernichtet. Nur eine reinliche Trennung und Scheidung ist noch möglich.

Die außerordentliche Verschärfung der Lage wirkte auf London und Paris stark. Mit einer Schnelligkeit, die sonst durchaus nicht dem Stil englischer Staatsmannskunst entspricht, sagte sich der britische Ministerpräsident Sir Neville Chamberlain beim Führer an, um mit diesem persönlich die Lage zu besprechen. Nach eingehender Unterhaltung kehrte er nach London zurück, wohin der französische Ministerpräsident zu einer Aussprache hinüberkam. Es scheint, als ob in der öffentlichen Meinung der beiden großen Westmächte die Ueberzeugung immer stärker durchbricht, daß nur eine Volksabstimmung die Lage wirklich beheben kann, nur sie allein eine Katastrophe zu verhindern fähig ist. Der Duce Mussolini hat in zwei Kundgebungen, einmal in einem Brief an Lord Runciman, dann in seiner Rede in Triest am 18. September mit allem Ernst nicht eine Volksabstimmung, sondern Volksabstimmungen in allen nichttschechischen Gebieten gefordert als die einzige klare und praktische Lösung. Da offenbar die Tschechen den Versuch machen, die Zeit der Verhandlungen zwischen dem Deutschen Reich und den westlichen Großmächten dazu „auszuwerten“, erst einmal das Sudetendeutschtum teils abzuschlachten und teils einzuschüchtern, wurde ein

sudetendeutsches Freikorps

aufgestellt, um gegen die tschechischen Mordbanden die Heimat zu verteidigen. Der Führer aber hat in einem Gespräch mit dem britischen Zeitungsmann Ward Price erklärt, daß, falls die Tschechen Konrad Henlein verhaften würden, er der Führer der Sudetendeutschen sein werde.

Auch die anderen Nachbarstaaten der Tschecho-Slowakei sind unruhig geworden. Die maßlose Mißhandlung der Magyaren durch die Tschechen beginnt sich jetzt zu rächen; die ungarische Fraktion im Prager Parlament hat Forderungen erhoben, die Magyaren reklamieren das Selbstbestimmungsrecht. In der polnischen Oeffentlichkeit setzen sich die Stimmen durch, die verlangen, daß bei der Generalbereinigung der tschecho-slowakischen Frage die

Not des Polentums im Teschener Gebiet

nicht vergessen werden dürfe, daß jene Volksabstimmung jetzt durchgeführt werden müsse, um die 1920 Herr Benesch, schon damals in herzlicher Zusammenarbeit mit dem Bolschewismus, Polen betrogen hat. Hinzu kommt, daß die Tschecho-Slowakei eine geradezu gewissenlose Hetzpropaganda gegen Polen betreibt. Wie heute schon vielfach bolschewistische und tschechische Propaganda sich nicht auseinanderhalten lassen, so ganz besonders nicht im Verhältnis zu Polen. Der Sowjetstaat erstrebt ebenso wie die Tschecho-Slowakei einen



Korridor durch polnisches Gebiet, durch den diese beiden Staaten in Verbindung zueinander treten können. Als bequemster Weg erscheint ihnen dazu eine Bolschewisierung Polens. Das wurde sehr deutlich in einem Prozeß, der im tschechisch-polnischen Grenzgebiet spielte. Vor der großen Strafkammer des polnischen Landgerichts in Rybnik fand in diesen letzten Wochen ein Prozeß gegen die jüdische Agentin des Kommunismus Matjala Heimann und ihre Spießgesellen statt. Die Beweisaufnahme ergab, daß in Mährisch-Ostrau in der Tschecho-Slowakei ein großes, vom Staat geschütztes bolschewistisches Agitationsbüro besteht, das eigens Agitatoren zur Zersetzung und Wühlerei in Polen ausbildet, in aller Oeffentlichkeit dort kommunistische Zeitschriften und Broschüren drucken läßt, die nach Polen hineingeschmuggelt werden.

Die tiefe Verseuchung des tschechischen Volkes durch die bolschewistische Propaganda — fast das ganze Verlags- und Filmwesen der Tschechen ist in jüdischer Hand und arbeitet für die Propaganda bolschewistischer Ideen — macht diesen Staat noch besonders unmöglich und für die nichttschechischen Volksgruppen in ihm das Dasein noch unerträglicher.

Dazu ist es notwendig, immer wieder zu betonen, wie grauenvoll zwanzig Jahre lang die Ausplünderung der Nichttschechen durch Tschechen und Juden — auf dem Parteitag der Jüdischen Volkspartei in Brünn im Mai dieses Jahres dankte der jüdische Abgeordnete Kugel der Prager Regierung für die Betätigungsmöglichkeiten, die sie den Juden im sudetendeutschen Gebiet eröffnet habe! — gewesen ist, wie sie die nichttschechischen Volkstümer um Millionenwerte geschädigt hat.

Die Ueberführung des sudetendeutschen Siedlungsraumes durch künstlich dazwischengeschobene tschechische Gruppen spiegelt sich in folgenden Zahlen: In ihrem eigenen tschechischen Siedlungsraum haben sich zwischen 1910 und 1921 die Tschechen um 4,5 vH., zwischen 1921 und 1930 um 7,7 vH. vermehrt — im deutschen Siedlungsraum aber hat sich ihre Zahl von 1910 bis 1921 um volle 80 vH., von 1921 bis 1930 um 30,1 vH. vermehrt! Durch die staatliche Bodenreform hat das Sudetendeutschtum 600 000 Hektar Land verloren. Allein der Wert des dem deutschen Großgrundbesitz abgenommenen Waldes beträgt 1,5 Millionen Tschechenkronen. Überall, wo der Staat solches Land beschlagnahmte, gab er es nicht etwa an die umliegenden Bauern aus, sondern setzte tschechische Kolonisten ein; das reindeutsche Dorf Bowitz zählte 1910 192 Deutsche und 8 Tschechen — durch Landwegnahme und Verdrängung saßen hier 1930 nur noch 29 Deutsche und 143 Tschechen. Die deutschen Schulen sind am stärksten unter Druck gesetzt. 160 000 deutsche Kinder besuchen heute tschechische Schulen, in den letzten drei Jahren sind im gesamten deutschen Siedlungsraum allein 10 Mittelschulen — die unseren höheren Schulen entsprechen — aufgelöst worden, aber 21 neue tschechische Mittelschulen gegründet.

Die anderen Volksgruppen stehen in der Abwehr gegen die tschechische Unterdrückungspolitik durchaus auf seiten der Sudetendeutschen: bei den Beisetzungen ermordeter Sudetendeutscher nahmen fast immer Vertreter der ungarischen, der slowakischen und der polnischen Volksgruppe in der Tschecho-Slowakei teil. Es scheint, als ob die Slowaken auch nach dem Ableben ihres Führers, Pater Andreas Hlinka, am 16. August durchaus ihre Forderungen nach Autonomie weiter verfechten. Die Karpato-Ukrainer, die Polen, die Magyaren, die Slowaken und die Deutschen — sie alle haben Auszugswünsche aus dem tschecho-slowakischen Hause angemeldet. Niemand will mehr mit den Tschechen zusammen unter einem Dach wohnen. Die Auflösung dieses unmöglichen Staatswesens ist vor der Weltgeschichte angemeldet. Das schwindelhafte Unternehmen befindet sich in Liquidation, auch wenn der Herr Geschäftsführer Benesch noch versucht, mit neuen Wechselfälschungen und Gaunereien die offene Pleite hinzuhalten. Für die Tschechen kann es sich nur noch darum handeln, ob es ein einfacher Konkurs wird, bei dem sie lediglich herauszugeben haben, was ihnen nicht gehört, oder ob man sie, wenn sie noch lange Schwierigkeiten machen, wegen betrügerischen Bankrottes herankriegt.

Unter dem Gesichtspunkt der tschecho-slowakischen Krise muß man auch die Haltung Polens und erst recht die Eilfertigkeit betrachten, mit der England an der Vereinigung der Frage arbeitet. Für Polen bleibt die Grundmaxime, daß die Umklammerung durch das Bündnis zwischen Prag und Moskau eine Lebensgefahr ist.

Das Britische Reich hat in Wirklichkeit alle Hände voll zu tun, um seine

außereuropäischen Krisen

zu überwinden. Es gab Unruhen auf Jamaika und Trinidad in Britisch-Westindien. In Birma, das seit einem Jahr von Indien losgelöst ist, hat sich ein heftiger Nationalitätenkampf entwickelt. Die Grundbevölkerung von Birma, ein rassisch zur südtibetanischen, mongoliden Gruppe gehöriges Volk, hochbegabt, mit alter Volksbildung, geschlossen buddhistisch, hat eine sehr starke Zunahme erfahren. 1891 zählte Birma 7 722 000 Einwohner; 1931 waren es bereits 14 667 000 Einwohner; davon aber sind etwa 1 000 000 mohammedanische Inder; außerdem saßen 1931 148 000 Chinesen im Lande. Zwischen den Mohammedanern und den Buddhisten ist es in der letzten Zeit zu steigenden Reibereien gekommen. In Wirklichkeit stecken wirtschaftliche und auch schon nationale Gegensätze hinter diesen Auseinandersetzungen.

In Aegypten hat sich ebenfalls eine für England schwierige Lage entwickelt; nachdem es der englischen Politik mit Geschick gelungen war, den Führer des „Wafd", Nahas Pascha, zum Rücktritt als Ministerpräsident zu zwingen und seine England gegenüber feindliche Partei, den „Wafd", in der Wahl vom 2. April d. J. besiegen zu lassen, begann in Aegypten, kaum daß der neue Ministerpräsident, Mohammed Mahmud Pascha, der Nahas und seinen Leuten oft genug vorgeworfen hatte, England gegenüber zu nachgiebig zu sein, regierte, die Lage sich wieder umzukehren. Mohammed Mahmud Pascha kam bald in den Geruch, selber ein „Erfüllungspolitiker" zu sein, und seine politische Vergangenheit schien dies auch zu rechtfertigen; der „Wafd" nahm wieder zu und England mußte nun eilig Mohammed Mahmud Pascha allerlei Zugeständnisse machen, die nicht nur England viel Geld kosteten, sondern auch den unangenehmen Beigeschmack haben, daß man nicht weiß, wann die Aegypter mit der nächsten Wunschliste herauskommen werden.

Alle verfügbaren britischen Truppen aus Ägypten und aus dem Sudan sind nach Palästina gezogen; mindestens fünf Brigaden britischer Truppen, ungerechnet die Luftwaffe und die technischen Einheiten, stehen in diesem kleinen Land und werden dennoch mit den Arabern nicht fertig.

Auf Malta besteht Verfassungskrise; die Bevölkerung spricht in ihrer Bildungsschicht italienisch, in ihren Massen das aus arabischen, italienischen und allerlei anderen Wurzeln entstandene Maltesisch. Bei den arabischen Freiwilligen in Palästina sind in der letzten Zeit von den englischen Truppen christliche Malteser arabischer Sprache angetroffen worden. Der arabische Nationalismus ist also so stark, daß er bereits bis in diese alleräußerste, in Wirklichkeit nur halbarabische Volksgruppe hinüberzündet. Die Bildungsschicht auf Malta aber betrachtet sich als „unerlöstes Italien".

England hat also im Empire alle Hände voll zu tun. Es hat wirklich jedes Interesse daran, der Tschecho-Slowakei zur Vernunft zu raten.

In Ostasien nähern sich die Japaner Schritt für Schritt Hankau. Hankau ist nicht eine Stadt wie viele andere — es ist die letzte zentrale Großstadt Chinas. Verlieren die Chinesen diese Position, so muß die Regierung Tschiangkaischek entweder nach Nordwesten in das arme, halbmohammedanische Kansu auf Sianfu ausweichen. Dort gerät sie völlig unter Sowjeteinfluß und verliert die Verbindung mit Kanton und dem Meer. Sie kann, und das scheint ihr Plan zu sein, auf Tschungking ausweichen; dieser Rückzug auf die Provinzhauptstadt in dem 1936 und 1937 durch Hungersnöte heimgesuchten Gebirgslande Szetschuan würde etwa dem Rückzug des geschlagenen preußischen Heeres 1806 nach Ostpreußen entsprechen. Schließlich gäbe es noch die Möglichkeit, auf die südliche Provinz Yünnan zurückzugehen — dort würde die chinesische Zentralregierung vollkommen abhängig sein von der einzigen Eisenbahnlinie, die aus dem französischen Indochina heraufführt; sie würde Gefahr laufen, eine Schattenregierung in Frankreichs Auftrag zu werden. Hankau ist der Herzbeutel Chinas — haben die Japaner diese Großstadt einmal erreicht, so ist der noch gegen sie kämpfende Teil Chinas auseinandergerissen, die chinesische Zentralregierung in Wirklichkeit, auch wenn sie noch einige Monate weiterkämpft, tödlich getroffen. Den ganzen August hindurch aber ist es den Chinesen auch an den von ihnen so gerühmten Sperren von Kiukiang und an den Matang-Forts nicht gelungen, obwohl sie Elitetruppen einsetzten, den Vormarsch der Japaner aufzuhalten.

Die deutsch-japanischen Beziehungen sind auch im Berichtsmonat wieder eng gepflegt worden. Eine große Ausstellung japanischer Kunst, herrlichster Werke Alt-Japans, ist zu Schiff nach Berlin unterwegs; japanische Schriftleiter haben

Deutschland besucht, in Tokio wurde eine Ausstellung „Großdeutschland" eröffnet.

In Spanien haben die Bolschewisten Schritt für Schritt, trotz gelegentlicher Gegenoffensiven, Raum verloren, schon heute haben sie nur knapp ein Drittel des Landes unter ihrer Herrschaft.

Mit wirklicher Besorgnis für den Frieden der Welt allerdings muß die

Haltung gewisser amerikanischer Kreise

erfüllen. Zur gleichen Zeit, wo in New York der demokratische führende Parteimann Hines vor dem Gericht als bezahlter Schützer der Gangster-Banden des Juden Flegenheimer, genannt Dutch Schultz, und des Juden Dixie Davis entlarvt wurde und die amerikanische Öffentlichkeit wahrhaft Grund hätte, sich mit der Bekämpfung von Korruption und Gaunertum im eigenen Lande zu beschäftigen, hielt Präsident Roosevelt eine öffentliche Rede in Kanada, in der er Kanada im Falle eines Angriffs die Hilfe von USA. versprach und unmißverständlich gegen Italien und das Deutsche Reich sich äußerte. In New York aber wurden in einem schamlosen Prozeß, dem „Skandal von Camp Siegfried", auf Grund einer Spitzelaussage der Amerika-Deutsche Siedlungsbund und seine leitenden Beamten, die dort ein deutsches Siedlungslager aufgebaut hatten, zu hohen Geld- und Gefängnisstrafen verurteilt. Richter Hill, der dieses Schandurteil fällte, bei dem diese Deutschen verurteilt wurden, weil sie einen Eid auf den Führer geleistet haben sollten, obwohl dies nur durch einen unglaubwürdigen Spitzel bezeugt wurde, der selber, in die Enge getrieben, sich „nicht mehr erinnern konnte", wer ihm diesen Eid abgenommen hatte, — wurde in einem großen öffentlichen Essen unter Vorsitz des Juden Manny Nathan gefeiert. Die Presse in USA. überschlug sich wieder einmal in Hetzereien gegen das Deutsche Reich. Gerade von gewissen amerikanischen Kreisen wird durch ihre feindselige Haltung gegen Italien und Deutschland Öl in das Feuer gegossen, die Tschechen im Unrechttun bestärkt — und der Jude freut sich darüber. Ungescheut rechnen sich die Juden in USA. vor, wieviel amerikanische Soldaten, armes, ahnungsloses, nichtjüdisches Schlachtvieh, sie nach Europa für den nächsten Krieg transportieren möchten. Es ist zu hoffen, daß die Judengegner und sehendgewordenen Menschen in USA. noch rechtzeitig das amerikanische Volk darüber aufgeklärt bekommen, wohin die Herren Dickstein, Morgenthau, Baruch und die ganze, die amerikanische Freiheit mit Füßen tretende, hintergründig die Macht ausübende Synagogengemeinde die amerikanische Jugend treiben will.

Prof. Dr. v. Leers

(Abgeschlossen am 20. Sept. 1938)

Weltwirtschaftlicher und weltagrarpolitischer Bericht

Mit Stolz und Selbstbewußtsein konnte das Deutsche Reich auf dem Parteitag dieses Jahres Rechenschaft ablegen über die Ergebnisse seiner Wirtschaftspolitik seit 1933. Auf dem Gebiete der gewerblichen Wirtschaft und nicht minder auf dem der Landwirtschaft sind die gewaltigen Anstrengungen des deutschen Volkes durch reiche Früchte belohnt worden. Noch nie zuvor hat das Reich einen solchen Stand der gesicherten Eigenversorgung erreicht wie in diesem Jahre. Der Generalfeldmarschall und Beauftragte für den Vierjahresplan konnte darum seine große Parteitagsrede mit ganz besonderer Berechtigung auf einen zuversichtlichen Grundton abstimmen. Die

günstige Lage der Vorratswirtschaft

im industriellen wie im landwirtschaftlichen Abschnitt der Volkswirtschaft gestattet in Zukunft eine noch größere Beweglichkeit des politischen und wirtschaftlichen Handelns. Wenn man nach den Gründen für diesen erstaunlichen Kraftzuwachs des Reiches sucht, so wäre zunächst der gewaltige und gesammelte Einsatz aller nationalen Produktivkräfte für den Ausbau der Rohstofferzeugung, für die sparsame Verwertung und Bewirtschaftung aller Werte, im Gebiete der Landwirtschaft aber die Himmelsgabe der günstigen Witterung für die Ernte zu nennen. Man würde indessen dem deutschen Landvolk bitteres Unrecht tun, wenn man den günstigen Ausfall der Ernte allein auf das Konto der Witterung gutschreiben würde. Gewiß ist die Landwirtschaft mehr als irgendein anderer Zweig der Wirtschaft von den Wesensäußerungen der Natur abhängig, und ebenso gewiß ist es, daß die bestentwickelte Landwirtschaft und die größten Anstrengungen des Landvolkes wenig oder nichts gegen verheerende Naturkatastrophen auszurichten vermögen, aber in dem Ergebnis der Ernte dieses Jahres ist schließlich doch nicht allein der Beitrag des wohlgesinnten Himmels, sondern ein gewaltiges Stück menschlicher Arbeit enthalten. Der Reichs-

bauernführer hat in seiner Rede auf dem Parteikongreß eine lange Reihe von Zahlen aufgeführt, die — besser noch, als das Ernteergebnis an sich — den Anteil des Landvolkes an der ungeheuren Steigerung der Erträge aufzeigen. Die geldlichen Aufwendungen der Landwirtschaft sind auf allen Gebieten ganz erheblich angewachsen, und der

Arbeitsaufwand je Kopf der Landbevölkerung

ist in einem Maße gestiegen, von dem sich die meisten Stadtbewohner nur schwer einen Begriff machen können. Nur wer die Arbeit unseres Landvolkes in den letzten Jahren selbst gesehen hat, vermag zu ermessen, welchen Beitrag es zu der Kraftmehrung des Reiches geliefert hat. Es ist daher gewiß keine tendenziöse Übertreibung, wenn man sagt, daß das Landvolk vor allen anderen Ständen des Volkes Opfer für die Gesamtheit gebracht hat. Diese Feststellung zu begründen ist nicht schwer. Wir wollen hierzu den Obmann des Forschungsdienstes, Prof. Konrad Meyer, zitieren, der im März dieses Jahres auf der Tagung der Reichsarbeitsgemeinschaft „Agrarpolitik und Betriebslehre" auf Burg Lauenstein beachtenswerte Ausführungen zu diesem Thema machte: „. . . die ganze Ausweitung des gewerblichen Sektors mußte sich heute noch einmal größtenteils auf Kosten der Landwirtschaft vollziehen, insbesondere aber unter Nutznießung der vom Land an die nichtlandwirtschaftlichen Berufe abgegegebenen Arbeitskräfte und unter Ausnutzung der mühevoll gesteigerten agrarischen Rohstofferzeugung. Angesichts dieser Entwicklung wirkte auch im gewissen Sinne die Erzeugungsschlacht verschärfend auf die Lebensbedingungen des Landvolks. Wenn wir z. B. die immer wachsende Überlastung der Bäuerin, die sich so folgenschwer für die bäuerliche Familie auswirkt, feststellen, so liegen die Ursachen auch hierfür nicht zuletzt in dem unheimlichen Kräfteabfluß vom Lande; er zwingt das Bauerntum um der Erhaltung und Steigerung seines Leistungsspiegels willen einfach zum Mehreinsatz von Arbeit. Dort, wo bisher 10 bis 12 Stunden gearbeitet wurde, muß nun 12 bis 14 Stunden gearbeitet werden." — Wer also die Leistungen des Landvolkes in den letzten Jahren des wirtschaftlichen Aufstieges ermessen will, darf nicht allein seine Leistung bei der Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung in Betracht ziehen, sondern er muß auch den Beitrag berücksichtigen, den das Landvolk durch die Abgabe von Menschen an den gewerblichen Bezirk der Wirtschaft geliefert hat. Es zeigt sich bei dieser Betrachtung, daß der

Anteil des Landvolkes an der nationalen Arbeitsleistung

noch bedeutend größer ist, als er nach den reinen Produktionsergebnissen erscheinen würde. Um der Gerechtigkeit willen, auf die das Landvolk wie jeder andere Stand des Volkes Anspruch hat, muß diese Feststellung gemacht werden. Und im neuen Deutschland kann sie ja auch gemacht werden, weil der Landmann innerhalb der Volksgemeinschaft einen Ehrenplatz einnimmt und seine Arbeit gebührend geehrt wird. In anderen Ländern freilich ist diese dem Landmann gebührende Stellung noch umstritten, besonders in denen, wo die „öffentliche Meinung" von der parlamentarischen Mehrheit gebildet wird. Dort ist das Landvolk noch nicht als der Lebensquell der Nation allgemein erkannt, und infolgedessen werden seine Nöte und Wünsche von dem „gegnerischen" Lager der Konsumenten als unbequem, ja oft als geradezu asozial angesehen — wie es uns in Deutschland ja übrigens aus der unseligen Zeit vor 1933 noch in verhältnismäßig frischer Erinnerung ist. Gerade in den letzten Monaten hat sich das wieder gezeigt: Auf der nördlichen Halbkugel der Erde hat die Ernte des weltwirtschaftlich wichtigsten Produktes der Landwirtschaft, des Weizens, mit ihren ungewöhnlich günstigen Ergebnissen zu erheblichen Beunruhigungen geführt. Unser heutiges absurdes Weltwirtschaftssystem läßt ja gute Ernten oft als ein Unheil für die Menschheit erscheinen, insbesondere als ein Unheil für die Landbevölkerung. — Immerhin mag es als ein Zeichen für den Wandel der Anschauungen seit der Hochblüte des Liberalismus angesehen werden, daß heute kaum ein Land in der Welt mehr geneigt ist, tatenlos einem Verfall der landwirtschaftlichen Preise zuzuschauen. Überall, wo die reichliche Ernte Absatzschwierigkeiten hervorruft oder hervorzurufen droht, ist man bemüht, entweder eine innerwirtschaftliche Stützung der Preise auf Kosten des Staatssäckels herbeizuführen oder andere Absatzwege und Verwendungsarten für das Getreide zu suchen. Nur wenige Länder können wie Deutschland die reichliche Ernte dieses Jahres ohne Preisschwankungen als einen Segen buchen. Zu diesen Ländern gehört auch Italien, das mit seiner diesjährigen Rekordernte im wahren Sinne des Wortes eine Über-

raschung erlebt hat. Die Tatsache, daß solch eine Überraschung (das Ernteergebnis lag um 20 Millionen Doppelzentner höher als die ersten Vorschätzungen) überhaupt möglich war, ist freilich nicht unbedenklich. Wir sehen hieraus die Unsicherheit der Vorschätzungen in einem Lande wie Italien, für das der Ausfall der Ernte unter Umständen und unter den jetzigen Verhältnissen von ganz entscheidender Bedeutung sein kann. Die Überraschung hätte vielleicht genau so gut umgekehrt und negativ ausfallen können, wenn auch gesagt werden muß, daß die ersten Vorschätzungen durch die ganz außergewöhnliche Dürreperiode dieses Jahres in Italien bedingt und wahrscheinlich schon an sich sehr vorsichtig und zurückhaltend waren. Jedenfalls ist der

Erfolg der italienischen Getreideschlacht

nunmehr wohl endgültig erwiesen, denn auf die infolge der Witterung außergewöhnlich schlechte Ernte des Jahres 1936 sind nun schon zwei Rekordernten gefolgt, deren Ertrag über 80 Mill. Doppelzentner liegt. Gegenüber dem Sechsjahresmittel 1923—1928 (vor der Getreideschlacht) in Höhe von rd. 56,2 Mill. Doppelzentner bedeutet das einen ganz ungeheuren Fortschritt, zumal ja nun auch die Ergebnisse der schlechtesten Jahre über dem früheren Mittel liegen. — Es ist klar, daß die Länder mit Getreide-Selbstversorgungstendenzen unter den heutigen weltwirtschaftlichen Verhältnissen größere Vorteile von guten Ernten haben, als die Getreide-Überschußländer, die ihren Erntereichtum durch lohnende Ausfuhr erst realisieren müssen. Aber auch in den sog. Selbstversorgungsländern können sich große Schwierigkeiten ergeben, wenn der Ernteertrag sehr erheblich über dem eigenen Bedarf der Volkswirtschaft liegt. Ein Beispiel hierfür bietet uns Frankreich, über dessen Rekord-Weizenernte wir an dieser Stelle bereits früher berichtet haben. Der neue Weizenpreis ist durch das Weizenamt inzwischen festgelegt worden. Er liegt nominell trotz der überreichlichen Ernte noch über dem amtlichen Preise des Vorjahres. In Gold gerechnet sind aber die 204 Francs je Doppelzentner, die der französische Bauer in diesem Jahre für den Weizen erhält, nicht ganz so viel wie die 180 Francs des Vorjahres, da ja inzwischen die französische Währung eine weitere Abwertung erfahren hat. Von dem amtlichen Richtpreis gehen zudem noch Beträge ab, die der Weizenerzeuger als Abgabe für die Einlagerung und Überschußverwertung zu zahlen hat. Der kleine Bauer wird indessen durch diese Abgaben weniger belastet, und da der französische Großhandelsindex nach der anfänglichen Teuerung dieses Jahres wieder gesunken ist, kann die Lage der Landwirtschaft in Frankreich noch als verhältnismäßig günstig bezeichnet werden. Freilich ist mit dieser Feststellung noch nichts darüber gesagt, wie sich der Angebotsdruck infolge der überreichlichen Ernte auf weitere Sicht hin auswirken wird, zumal in Frankreich kaum die Möglichkeiten für eine umfangreiche Einlagerung von Getreide gegeben sind und die geplante Verarbeitung zu Alkohol überaus kostspielig ist. Die unmittelbare Folge des neuen Richtpreises ist zunächst einmal eine weitere

Erhöhung des Brotpreises in Frankreich

gewesen, die bei dem immer noch recht hohen Brotverbrauch in diesem Lande natürlich besonders stark empfunden wird. Festzuhalten bleibt aber, daß der Charakter Frankreichs als eines stark bäuerlichen Landes sich wieder einmal in der Tatsache bewährt hat, daß um der Landwirtschaft willen eine Brotpreiserhöhung in Kauf genommen wurde, wenn auch nicht ohne Murren und Widerspruch von Konsumentenseite. — Die scheinbare Gegensätzlichkeit der Verbraucher- und Erzeugerbelange hat sich, wie oben schon angedeutet, gerade aus Anlaß der ausgezeichneten Ernten dieses Jahres in verschiedenen Ländern bemerkbar gemacht. Das gilt u. a. auch für Polen, wo man kürzlich, um einen völligen Verfall der Getreidepreise zu verhüten, eine Sondersteuer auf Mehl und andere Getreideerzeugnisse eingeführt hat. Diese Sondersteuer tritt nur dann in Kraft, wenn die Getreidepreise eine bestimmte Grenze unterschreiten. Die Steuerbeträge fließen in einen Fonds, der zusammen mit den sonst von der Regierung für diese Zwecke ausgeworfenen Beträgen zur Finanzierung von Marktunterstützungsmaßnahmen, d. h. Maßnahmen zur Sicherung eines möglichst gleichbleibenden landwirtschaftlichen Preisniveaus, bestimmt ist. Der polnische Landwirtschaftsminister Poniatowski hat zur Begründung dieser neuen Marktregelung ausgeführt, daß man auf jeden Fall in Zukunft die absurde Erscheinung beseitigen müsse, daß die Bareinnahmen der Landwirtschaft in guten Erntejahren niedriger seien als in schlechten oder gar in Mißerntejahren. Auch im laufenden Jahre sei wieder von einer „drohenden guten Ernte" gesprochen worden, nachdem im Vor-

jahre „dank“ der Mißernte die Einnahmen der Landwirtschaft auf ein erträgliches Niveau gestiegen waren. Die Aufrechterhaltung wenigstens einer bescheidenen Rentabilität der Landwirtschaft sei angesichts der überragenden Rolle der Landwirtschaft innerhalb der polnischen Volkswirtschaft auch für die weitere Erhaltung der industriell-städtischen Binnenkonjunktur von entscheidender Bedeutung. Das als Konsument von Industriewaren ausfallende Landvolk könne nicht allein durch öffentliche Bestellungen und Aufrüstungsmaßnahmen ersetzt werden. Zudem sei zu bedenken, daß sich erfahrungsgemäß Preisstürze auf den Getreidemärkten nur zu einem ganz geringen Bruchteil in Ermäßigungen des Brotpreises auszuwirken pflegten. Trotz dieser doch gewiß einleuchtenden Begründung ist die Regierungsvorlage von verschiedenen Seiten mit aller Schärfe als

„konsumentenfeindlich“

bekämpft worden — ein Beweis mehr dafür, daß der nackte Interessentenstandpunkt meistens auch blind gegenüber dem eigenen Vorteil zu sein pflegt. Ein anderer Einwand gegen die Neuregelung, der schon ernster zu nehmen ist, betrifft die Umständlichkeit und Langwierigkeit des Verfahrens, durch die ein Teil der Vorteile der Neuregelung wieder aufgehoben würde. Es würde zu weit führen, hier nun im einzelnen die Argumente und Gegenargumente wiederzugeben; interessant ist jedenfalls dieser Versuch eines Getreideüberschußlandes, sich durch eine straffe Marktregelung von den Zufälligkeiten und Schwankungen der Getreidepreise unabhängig zu machen. Der Verfall der Getreidepreise im Gefolge der allgemeinen sehr reichlichen Ernten hat aber nicht nur Polen, sondern auch eine Reihe anderer Länder zu einschneidenden Maßnahmen gezwungen. Die Schweiz hat den Zoll für Weizen und Roggen erhöht, und zwar mit der besonderen Begründung, daß aus wehrwirtschaftlichen Erwägungen eine Ausdehnung des Getreidebaus in der Schweiz erwünscht sei. Bekanntlich sind in der Schweiz schon seit längerer Zeit Bestrebungen im Gange, um eine vielseitigere Gestaltung der landwirtschaftlichen Erzeugung und eine Abkehr von der bisher zu einseitig betriebenen viehwirtschaftlichen Veredelungsproduktion zu erreichen. In diesem Rahmen kommt gerade der Ausdehnung des Getreidebaus eine besondere Bedeutung zu. Trotz der Zollerhöhungen soll aber keine Brotpreisverteuerung zu erwarten sein. — Während es sich bei der Schweiz um ein Getreide-Zuschußland handelt, das durch Zölle seinen allmählich wachsenden Getreidebau schützen muß, sehen wir in den

Getreide-Überschußländern des europäischen Südostens

— ähnlich wie in Polen — das Problem, wie die zum Teil erheblichen Überschüsse zu erträglichen Preisen unterzubringen sind. Die sog. Weltmarktpreise sind für diese Länder nicht tragbar, und der Druck, der von dem großen Angebot auf dem Weltmarkt ausgeht, wird für sie infolge ihrer Nachbarschaft zum sowjetrussischen Überschußgebiete mit seiner preisdrückenden Exportpolitik (die diesjährige Sowjeternte scheint reichlich ausgefallen zu sein) ganz besonders stark spürbar. Wieder hat sich, wie schon stets, Deutschland als bester Kunde in diesem Wirtschaftsraum erwiesen. Die festen Garantien, die das Deutsche Reich seinen Handelspartnern im Südosten geben kann, sowie die guten Preise, die es zahlt, können ihnen weder Frankreich — das ja übrigens selbst im Weizen schwimmt —, noch England geben. Zwar hat England größere Käufe in Rumänien getätigt, aber es zahlt nur zu Weltmarktpreisen, die erheblich unter den von Rumänien amtlich gestützten Preisen liegen. Man hat darum nicht mit Unrecht gesagt, daß die „Südosthilfe“ der Engländer eigentlich der rumänische Staat selber bezahle in Gestalt der kürzlich auf 12 000 Lei je Waggon erhöhten Ausfuhrprämie. — Von keinem der Länder, die wir in dieser Übersicht bisher erwähnten, ist der entscheidende Anstoß zu dem neuen Verfall des Getreideweltmarktes ausgegangen. Die eigentlichen Ursachen liegen vielmehr jenseits des Ozeans, wo man die strukturellen Änderungen in der Versorgungswirtschaft der bisherigen Zuschußländer nicht sah oder nicht sehen wollte. In Europa insbesondere ist seit vielen Jahren der Getreideanbau planmäßig wieder ausgedehnt worden, weil mit der Abkehr von den liberalen weltwirtschaftlichen Ideen der Vorkriegszeit die Erkenntnis von der Bedeutung der Ernährung aus eigener Scholle mehr und mehr zu wachsen begann. Trotz der Erfahrungen mit der Rekordernte von 1928 konnte man sich aber in den großen Weizenexportländern nicht dazu entschließen, den Getreideanbau einzuschränken, im Gegenteil: die Anbauflächen wurden zumeist noch vergrößert. Die günstige Witterung dieses Jahres

trieb nun die Entwicklung auf die Spitze. Vor allem drückt jetzt die gewaltige

Weizenernte der USA.

auf den Markt. Der Ausfuhrüberschuß der Vereinigten Staaten beträgt etwa 5,2 Millionen Tonnen, von denen 2,7 Millionen Tonnen, wie man sagt, jetzt bereits auf den Markt geworfen werden sollen. Der gesamte Welteinfuhrbedarf beträgt aber nur höchstens 14 Millionen Tonnen, eher noch weniger. Zusammen mit Kanada, dessen Ausfuhrüberschuß wohl noch über dem der Vereinigten Staaten liegen wird, verfügen die USA. über mehr als die Hälfte des gesamten sog. „ausfuhrfähigen" Weizenüberschusses. Es ist klar, daß solche Überschußmengen nur mit Mühe in den Abnehmerländern untergebracht werden können. Der Weg, für den sich die USA. jetzt entschieden haben, ist der eines

offensichtlichen Dumpings

mit Hilfe hoher Exportzuschüsse. Es muß befremdend wirken, daß die Vereinigten Staaten sich auf diesem Gebiete zu einem Dumping entschlossen haben, denn gerade dieses Land hat ja bisher seinen Handelspartnern gegenüber stets die Auffassung vertreten, daß jede staatliche Ausfuhrbeihilfe ein verwerfliches Mittel der Handelspolitik sei. Es ist richtig, wenn „Der Deutsche Volkswirt" (Nr. 51 vom 16. September 1938) zu dieser Frage folgendes schreibt: „Vielfach sieht man . . . in diesen eiligen Schleuderverkäufen (der USA.) nur einen großangelegten Bluff, der die anderen Ausfuhrländer zu internationalen Verhandlungen über Anbaubeschränkungen, Ausfuhrquoten und die Bildung eines Puffervorrats bringen soll. Wenn man bedenkt, daß für Kanada, Argentinien, Australien und die Donaustaaten, die alle noch Agrarstaaten sind, Weizenanbau und -ausfuhr Lebensnotwendigkeiten sind, während Weizen für die Vereinigten Staaten, die Industriestaat sind, nur ein Produkt unter vielen ist, so kann man aber kaum glauben, daß die Vereinigten Staaten in diesen Verhandlungen eine so hohe Produktion und Ausfuhrquote durchsetzen können, wie sie mit der Maximalanbaufläche der neuen Agrargesetze von 22,2 Mill. Hektar und einer Ausfuhr von 2,7 Mill. Tonnen vorgezeichnet sind. Drohen die Vereinigten Staaten, mit jährlichen Ausfuhrprämien von außerordentlicher Höhe die Aufrechterhaltung einer durch die strukturelle Lage des Weltmarktes nicht mehr gerechtfertigten Ausfuhr zu erzwingen und mit dieser Drohung die anderen Ausfuhrländer zu ungünstigen Verträgen zu nötigen, so kann Deutschland mit Stolz darauf hinweisen, daß es durch sein System der Handelsverträge mit Abnahmegarantien gegen Einfuhr deutscher Waren den Überschußländern einen wesentlich besseren und günstigeren Beitrag zur Marktregelung zu bieten imstande ist." — Aber, wie man auch die Weizenpolitik der Vereinigten Staaten und die Zukunftsaussichten für eine internationale Einigung am Weltweizenmarkt beurteilen mag, eines steht fest: Die Entwicklung vieler Staaten zur Selbstversorgung und die Orientierung eines wichtigen Teiles Europas sowie des englischen Empires zur handelspolitischen Großraumwirtschaft sind in den überseeischen Ausfuhrländern nicht klar genug erkannt worden. In einer Zeit, da viele Volkswirtschaften in ihrer Getreideversorgung bereits längst vom Weltmarkt und seinen Schwankungen und Unsicherheiten weitgehend unabhängig geworden sind, wird in den großen agrarischen Exportländern außerhalb Europas eine

unzeitgemäße Produktionspolitik

fortgesetzt, die schon längst keine reale Grundlage mehr hat. Es ist bezeichnend, daß die hauptsächlichsten Störungsfaktoren gerade in einem Lande liegen, daß auf eine Weizenausfuhr in größerem Maße gar nicht einmal angewiesen ist. Wir mögen darin einen neuen Beweis dafür sehen, daß die „Weltwirtschaft" heute noch lange nicht ihr neues, endgültiges Gesicht gefunden hat, sondern mehr denn je zwischen Extremen und Gegensätzlichkeiten hin und her pendelt.

Christoph Freiherr von der Ropp
(Abgeschlossen am 22. Sept. 1938)

Kulturpolitischer Bericht

Im Anfang der Spielzeit der preußischen Staatstheater steht die Festwoche zum 25jährigen Berliner Schauspielerjubiläum von Werner Krauß im Mittelpunkt. Werner Krauß hat vom Führer und Reichskanzler als erster deutscher Schauspieler die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft erhalten und ist vom Chef der Preußischen Staatstheater, Generalfeldmarschall Göring, mit der Ehrenmitgliedschaft der preußischen Staatstheater ausgezeichnet worden. Diese Ehrenmitgliedschaft haben in der Geschichte des Staatstheaters bisher nur vier Schauspieler erhalten: Rosa Poppe, Amanda Lindner, Arthur Vollmer, Adalbert Matkowsky. Dazu stößt jetzt Werner Krauß,

zu dessen Ehren eine seiner Paraderollen, der Gneisenau in Wolfgang Goetz' Schauspiel in den Spielplan der Staatstheater aufgenommen wurde. Vor mehr als einem Jahrzehnt war das Stück von Wolfgang Goetz eine Parole, eine künstlerische Verheißung, heute nehmen wir aus diesem preußischen Bilderbogen die Intensität einer Persönlichkeit, die des einsamen Feldherrntums. Das Stück gibt nicht nur historische Denkwürdigkeiten, sondern Aufrisse aus der Seele und dem Geist eines großen Soldaten, der wohl den Kopf hatte, ein Volk militärisch zu führen, aber nicht das Gesicht der Volkstümlichkeit. Deshalb blieb er immer der zweite, erst neben Scharnhorst, dann neben Blücher, bis er einmal die Bestimmung und Entscheidung des Freiheitskrieges übernehmen konnte.

Werner Krauß spielt den Gneisenau aus der Schlichtheit eines soldatischen Menschen und aus der Knappheit einer Schauspielkunst, die von innen formt und wesentlich durchleuchtet wird. Um ihn herum bewegt sich das bekannte Ensemble des Staatstheaters, das alle namhaften Schauspieler aufbietet, um diese Festvorstellung zum Beginn der Jubiläumswoche von Werner Krauß würdig einzuleiten. Überraschender Einsatz eines neuen Schauspielers wie Gustav Knuth als Blücher, der die ganze Vitalität aufbietet, um die Volkstümlichkeit des Generals künstlerisch zu gestalten. Auch ein neuer Schauspieler, Wolf Kersten, als Kaiser Franz besticht durch schnelle Einordnung in diese von repräsentativen Schauspielern erfüllte Spielgemeinschaft. Überraschend und künstlerisch durchbrechend Günther Hadank als Friedrich Wilhelm III., eine mit geistigem Fanatismus und schauspielerischer Disziplin durchgeführte Rolle, die den königlichen Pol in der preußischen Geschichte der Freiheitskriege entscheidend mit Haltung und Intensität erfüllt.

Trotz der Sorge der Staatstheater, von zwei Regisseuren vorübergehend entblößt zu sein — die Oberspielleiter Müthel und Fehling sind auf längere Zeit hin erkrankt —, wird man in den nächsten Monaten Neuaufführungen, Uraufführungen und schauspielerische Überraschungen erwarten können, so wenn Gustaf Gründgens den Maler in Shaws „Arzt am Scheideweg" spielt, oder wenn im Kleinen Haus des Staatstheaters zwei neuverpflichtete Schauspielerinnen auftreten werden: Hilde Körber und Ruth Hellberg, die zusammen mit Charlotte Witthauer das Mädchentrio in Sigmund Graffs historischer Goethe-Episode „Begegnung mit Ulrike" spielen werden.

Die brutale Gewaltherrschaft der Tschechen, der durch eine klare geschichtliche Entwicklung endlich ein Halt geboten worden ist, hat noch in letzter Zeit als einen seltsamen und fast erheiternden Ableger die

tschechische Kulturpolitik

hervorgebracht. Die Bemühungen des tschechischen Staates um das Scheinbild eines eigenen Beitrags zur abendländischen Kulturentwicklung führte zu einer kulturellen Lügenpropaganda, deren unbekümmerte Form im umgekehrten Verhältnis zur Überzeugungskraft der tschechischen Argumente steht. Die Tschechen, die erst durch Herder und die deutsche Romantik das Bewußtsein einer eigenen Volksexistenz vermittelt bekamen, haben hartnäckig versucht, der Welt eine tschechische Eigenkultur vorzuspiegeln, die es niemals gab. Dabei haben sich die Tschechen als Meister erwiesen — nicht als Meister der Kunst oder Dichtung, sondern der Adoption, der skrupellosen Aneignung fremden Geistesgutes.

Kein Volk hat vor der Geschichte eine kulturelle Eigenleistung ohne ein klares Volksbewußtsein vollbracht. Die großen Stilepochen der Vergangenheit im mittelalterlichen Raum, der Ottonische Stil, die Kaiserpfalzen und Burgen der Hohenstaufenzeit, die Backsteingotik der Hansa und des Deutschen Ordens, sind die künstlerische Umformung einer staatspolitischen Idee, die mit dem Zerfall des ersten Reiches vom Machtanspruch der deutschen Einzelstaaten abgelöst und auch künstlerisch dokumentiert wurde, wie im bayrisch-fränkischen Barock oder im preußischen Klassizismus. Es gibt auf der rassischen Grundlage des gemeinsamen nordischen Blutserbes eine deutsche, italienische, englische oder französische Kunst. Da es aber aus mangelndem völkischem Bewußtsein keine tschechische Kunst geben kann, haben sich die Tschechen mit unverschämten Zwecklügen geholfen, um die Realität eines „tschechischen Stils" und damit eines „tschechischen Imperiums" vorzutäuschen. Bis Mitte September wurde im Prager Wallenstein-Palais eine Ausstellung „Böhmischer Barock" veranstaltet, die die Tschechen als „Manifestation der einheitlichen Tradition der staatlichen und nationalen Existenz des Landes für die innere und äußere

Propagierung des Staates" bezeichneten. Es ist zweckmäßig, einmal die Methode dieser Kulturverfälschung zu betrachten, da sie jenseits der deutschen Grenzen nicht selten geübt wird und sich bis zur nationalsozialistischen Machtübernahme auf einen beklagenswerten Mangel an deutschem Selbstgefühl stützen konnte.

Die Tschechen haben versucht, aus der Doppeldeutigkeit ihrer Sprache ein geistiges Argument zu gewinnen und ihre

geschichtliche Fälschung

wahrscheinlicher zu machen. Die großen deutschen Künstler Dienzenhofer, Braun und Brandl werden in der Ausstellung ausdrücklich als „mistr cesky" (böhmische Meister) bezeichnet, was nach dem tschechischen Sprachgebrauch ebenso „tschechische Meister" heißen kann. In einer umfangreichen Arbeit hat der Kunsthistoriker Dr. Richard Biedrzynski die Methodik dieser tschechischen Fälschung untersucht und darauf verwiesen, daß alle Städtegründungen Böhmens, bis auf das hussitische Tabor, deutscher Herkunft sind: Als Veit Stoß oder die Werkstatt Peter Vischers nach Krakau zog im Auftrag deutscher Handelshöfe und Kirchengemeinden, da wählten sie von Nürnberg aus den Weg nach Schlesien und Polen, ohne je das Gefühl gehabt zu haben, deutschen Kulturboden zu verlassen oder ins „Ausland" zu gehen. Der Baumeister Prags, zur Zeit Karls IV., der die berühmte Moldaubrücke mit den Tortürmen baute und eine Art „Generalinspektor" des böhmischen Bauwesens wurde: Peter Parler stammt aus Schwäbisch-Gmünd. Sein Weg ging über Bamberg und über die fränkischen Lande nach Prag, in eine Stadt der Reichsmitte! Denn wie sehr Prag damals noch Mittelpunkt war, nicht Randgebiet des Auslandsdeutschtums, zeigt sich aus einer Rückwirkung aus dem äußersten deutschen Südosten. In der Prager Burg auf dem Hradschin steht das Denkmal eines Heiligen Georg, eines der frühesten Reiterstandbilder mit renaissanceartigen Zügen. Seine beiden Erzgießer, die Brüder Martin und Georg, stammen aus Klausenburg, dem alten siebenbürgischen Clussenberch, das die Ungarn Kolozsvar und die Rumänen Cluj genannt haben. Aus der Sippe des Veit Stoß finden sich ebenfalls Spuren in Siebenbürgen und in der Zips. Der tschechische Geschichtsmythus, dessen Revision Konrad Henlein gefordert hat, verwechselt die Geschichte des böhmischen Reichslandes mit der fadenscheinigen und verlogenen Staatsidee des Versailler Zweckgebildes von 1918. Er setzt das voraus, was in der Prager Ausstellung Behauptung und Wunschbild statt historischer Grundlage und Wahrheit ist, daß es „eine einheitliche Tradition der staatlichen und nationalen Existenz des Landes" gibt. In Wirklichkeit ist diese Behauptung eine Zwecklüge, die mangels eigener historischer Sicherheit gezwungen ist, von Fälschungen zu leben.

Auch in den Zeiten der österreichischen Herrschaft in den Erblanden ist die künstlerische Rolle der Tschechen völlig passiv gewesen. Ein Prager Barock gibt es so wenig wie eine „Tschechisch-slowakische Gotik". Der „mistr cesky" Dienzenhofer, der Prager Hauptmeister einer Dynastie von Baumeistern, stammt aus dem bayrischen Aibling, und der größte böhmische Meister, der ein Sudetendeutscher gewesen ist, Balthasar Neumann aus Eger, geht ins Reich, um seine großen Aufträge von Würzburg und Vierzehnheiligen zu verwirklichen. Was Prag im Barock seinen Stadtcharakter gibt, stammt aus dem bayrisch-urwüchsigen oder aus dem glanzvoll wienerischen Barock. Aus sich heraus hat es nichts entwickelt, was die Tschechen veranlassen könnte, mit Stolz von einer „einheitlichen Tradition der staatlichen und nationalen Existenz des Landes" zu sprechen. Denn diese Tradition war deutsch! Unter Maria Theresia hat die Prager Burg den Charakter einer weiträumigen Anlage bekommen, die wie ein herrliches, aus der Natur architektonisch entwickeltes Massiv die Stadt krönt. Was aber an Bauwerken in den Prager Stadtpalästen lebt, in den barocken Palais der Nostitz, Kinsky und Clam-Gallas, ist nicht tschechisches Baudenkmal, sondern süddeutscher Beitrag von Dienzenhofer und Fischer von Erlach. —

Die Ausstellung „Kunst der Ostmark" im Berliner Haus der Kunst machte uns mit dem schöpferischen Antlitz eines deutschen Stammes bekannt, der zum Muterland heimgefunden hat. Schon auf der letzten Großen Kunstausstellung im Haus der Deutschen Kunst in München war die ostmärkische Kunst stark vertreten, ein Symbol der Rückkehr unserer ostmärkischen Brüder zum Großdeutschen Reich. Der landschaftliche und bäuerliche Charakter der Werke alter und junger Meister aus dem deutschen Land zwischen Donau, Alpen und Inn ist unverkennbar. Eine Neigung zur Romantik

und Naturfreude mag der Eigentümlichkeit und dem Temperament des Stammes entspringen, bezieht aber auch spürbare Kräfte aus der Überlieferung vergangener Jahrhunderte. Wir brauchen nur an die Namen Albrecht Altdorfer und Wolf Huber zu erinnern, deren Werk aus den seelischen Kräften des Donautals und seiner Menschen gespeist worden ist. Dieser Romantik sind auch die heroischen Züge nicht fremd. Eines der stärksten Bilder der Ausstellung ostmärkischer Kunst, das Oltempera-Gemälde von Albert Janesch: „Die letzte Handgranate", erfaßt den Sinn und seelischen Gehalt des bedingungslosen Einsatzes mit einer schöpferischen Kraft, die ebenso weit vom Pathos wie vom billigen Schlachtbilderbogen entfernt ist. Vielfältig wie die Landschaft der Ostmark ist die Wahl der Motive, bei der die eine große

Grundmelodie des bäuerlichen Lebens

immer wieder abgewandelt wird. Rudolf Böttgers „Kartoffelernte" als ein künstlerisches Bekenntnis zum Alltag der ländlichen Arbeit, die bäuerlichen Porträts von Alfons Graber, das „Bauernpaar" von Peter Othmar Hartmann sind Zeugnisse einer gesunden künstlerischen Tradition, die sich Leibl und die Wiener Landschafter des vorigen Jahrhunderts zum Vorbild nimmt, ohne dabei das Eigengesicht zu verlieren. Plastik und Altmalerei bekennen sich zu einem körperfrohen Schönheitsgefühl, das sich auch durch die Dumpfheit und den politischen Gewissenszwang des Schuschnigg-Systems behauptete. Die Kunst der deutschen Ostmark trägt bei aller Stammeseigentümlichkeit ein so starkes gemeindeutsches Gepräge, daß wir in ihr einen wesentlichen Beitrag für die Ausprägung des schöpferischen Willens der geeinten großdeutschen Nation erkennen.

Walter Horn
(Abgeschlossen am 22. Sept. 1938)

Randbemerkungen

Gustav Frenssen 75 Jahre alt!

„Ja, ein Volk und ein Staat, in dem noch in viel tausend Dörfern und Kirchspielen Bauerntum in Blüte steht, mag viel schwere Stürme überstehen! Möge niemals die Zeit kommen, wo das deutsche Volk keine Dörfer mehr hätte, die davon leben, daß sie die Erde bebauen!"

Saat und Ernte. 1933, S. 35.

Gustav Frenssen aus Dithmarschen, dem Land der Hebbel, Storm, Klaus Groth und Liliencron, Gustav Frenssen, weltbekannt als Dichter des „Jörn Uhl", vom deutschen Volke, vom deutschen Bauern geliebt und verehrt, wird am 19. Oktober 75 Jahre alt.

Als Sohn eines Tischlers in Barlt in Süd-Dithmarschen geboren, verbrachte er seine Kindheit, Jugend und Mannesjahre in Dithmarschen und verließ es erst 1906, 43 Jahre alt, um nach Blankenese überzusiedeln. Zehn Jahre später zieht er nach Barlt zurück, und seitdem lebt er in seinem Heimatdorf, dessen Chronik er 1928, zur fünfhundertsten Jahreswiederkehr der Kirchspielsgründung, veröffentlicht hat: nach seinen Worten „eine Art schlichter Kulturgeschichte, von einer niedersächsischen Bauernkate aus gesehen".

Gustav Frenssens Ahnentafel, 1933 in der Zeitschrift „Dithmarschen" von Wilhelm Johnsen mitgeteilt, weist unter den Vorfahren, weitaus überwiegend, Leute in ländlichen Berufen auf: Landarbeiter, Kätner und Bauern, Müller und Bäcker, Schmiede, Schuster, Schneider und Weber. Somit ist Frenssen Handwerkerkind wie Klaus Harms, Friedrich Hebbel, Klaus Groth und Adolf Bartels, ein Kind des Volkes und zeitlebens diesem Volke verbunden, sein Dichter, Lehrer und Erzieher, sehr bald über den engen Wirkungskreis eines Landpastors hinauswachsend und in die Breite wirkend wie der Däne Grundtvig.

Seine Volkstümlichkeit veranlaßte im Kriege das Auswärtige Amt, sich an ihn zu wenden, damit er, dem wie keinem damals die Gabe verliehen war, Mut zuzusprechen, aufzurichten und zu trösten, seine Feder erneut in den Dienst der guten deutschen Sache stelle. In seiner kleinen Schrift „Ein Brief" vom Jahre 1916 war er bereits dem Vorwurf von unserer „Kulturbarbarei" und „Kriegsschuld" entgegengetreten, und ein Jahr später erschien nun der „in Auftrag gegebene" Roman „Die Brüder".

Der Zusammenbruch und die folgenden schweren Jahre fanden Frenssen nicht müßig. Sein Wirken in dieser Zeit hat anderwärts schon

Würdigung und Anerkennung gefunden. Sein „letztes Wort an die Nordschleswiger“, zu der Zeit, da die Interalliierte Kommission dort weilte, um die Abstimmungen im Februar und März 1920 vorzubereiten, verdient erwähnt zu werden. Da heißt es: „Sie wollen Dich bereden, das deutsche Volk zu verlassen. Sie sagen, das deutsche Volk sei arm und werde noch ärmer werden. Aber ich glaube es nicht. Sieh, . . . es wird sich wieder erheben! Aus seiner alten Kraft und seinem alten Fleiß, in seinem alten vererbten Ernst! Und bald, Du sollst es sehn, wird es in neuem Glanz und neuer Blüte stehen! Aber sie sagen, das deutsche Volk sei in Schmach und Schande gekommen! O, was sie sagen! Weswegen denn? Weil es immer einen schlechten Charakter hatte!? Ach, das ist ja Lüge! . . . Das deutsche Volk in Schanden? Ihr Leute, das ist nicht wahr! Das wird auch nicht lange dauern! Gewissen werden wieder schlagen! Zeiten werden sich wieder ändern! Freunde werden Feinde, Feinde Freunde! Uralte Kraft, uralter Segen wird wieder kommen! Das deutsche Volk, härter und sachlicher geworden und weitherziger . . ., wird größer werden als es jemals war . . .“ Auf solche Art wirkte Frenssen, als Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung war. Die Abstimmung in Schleswig freilich ging nur zum Teil für Deutschland günstig aus. Tondern wurde dänisch; in der zweiten Abstimmungszone wurde eine überwältigende Stimmenzahl für Deutschland abgegeben.

Wenn aber eine Zeit den Dichter und Menschen Frenssen ganz für sich in Anspruch nehmen kann, dann ist es die heutige. Im Jahre 1932 bekannte er: „Ich wähle Adolf Hitler, weil ich in ihm das Beste des deutschen Wesens ahne.“ Mehr noch als durch dieses Bekenntnis erweist sich die Gegenwartsnähe des Mannes in einer Auslese aus seinen Werken. Seine Auffassung von Kunst, Sozialismus, Blut und Rasse ist uns heute geläufig und selbstverständlich. Den besten Aufschluß über sich gibt er vielleicht in den drei Folgen seiner „Grübeleien“ (1920, 1927, 1937):

„Ich hole mir meinen religiösen und politischen Glauben nicht aus Zeitungen, Büchern und Kirchen, sondern aus meinem Blut.“ (Grübeleien. 1920, S. 90.) Aus diesem Grunde lehnt er auch eine Beurteilung seines Schaffens durch artfremde Kritiker ab. Der Jude „wird es ja nicht gestehen; aber es ist sicher, daß er mißversteht, nicht versteht und lächelt . . . Die andere Rasse macht es, das andere Blut . . .“ (Möven und Mäuse. Grübeleien, Neue Folge. 1927, S. 58.) Drastisch schreibt er in seinen „Briefen aus Amerika“ (1923, S. 14) „In den Viehställen in Nordeuropa sieht es recht gut aus; aber in den Menschenwohnungen schlimm. Welches wird das erste Volk sein, das die Biologie zum ersten Punkt in seiner Verfassung macht?“. Die Antwort wissen wir heute.

Auf Frenssen trifft voll das Wort Adolf Hitlers zu, welches der Grotesche Verlag (zum 70. Geburtstage des Dichters) seinem Gustav-Frenssen-Almanach vorangestellt hat: „Je tiefer ein Baum seine Wurzeln in den heimatlichen Boden hineinsenkt, um so größer wird der Schatten sein, den er auch über die Grenzen wirft.“ Lothar **Wagner**

Woher stammen die Tschechen?

Ein Volkssplitter, von dem kein Mensch weiß, woher er gekommen ist — so bezeichnete Ministerpräsident Göring in seiner Rede auf dem ersten Parteitag Großdeutschlands die Tschechen. Die Behauptung mag bei vielen Zuhörern Verwunderung erregt haben, zumal sich ja die Entstehung der meisten europäischen Völker bis weit in die Urzeit hinein verfolgen läßt. Bei der Feststellung unseres eigenen Volkes z. B. kommen wir immerhin bis auf die Zeit um 2000 vor der Zeitrechnung zurück. Wenn wir uns nun mit der Herkunft des tschechischen Volkes und seiner Frühzeit hier befassen wollen, so werden wir dabei gleichzeitig in die Wesensmerkmale des tschechischen Volkes und die Grundzüge seiner Geschichte einen Einblick gewinnen, der uns auch die heutigen Verhältnisse und Vorgänge in Böhmen besser verstehen läßt.

Als unvoreingenommene Forscher befragen wir zunächst die Tschechen selbst nach ihrer eigenen Überlieferung von ihrer Herkunft. Betrübt müssen wir feststellen, daß wir dadurch nicht weiterkommen, denn schon bei diesem Versuch stoßen wir bereits auf eine **tschechische Fälschung**. Die rührende Geschichte von der ersten tschechischen Fürstin Libussa, die in einer alten Handschrift vorliegen sollte, wird noch heute überall im tschechischen Volke geglaubt. Der tschechische Bibliothekar Hanka wollte 1817 diese Handschrift in dem Gemäuer

eines uralten Kirchturms (wie romantisch!) entdeckt haben. Der Fund Hankas hatte einen Riesenerfolg. Das ganze tschechische Volk freute sich ob seiner neu entdeckten heldischen Frühgeschichte, die einen empfindlichen Mangel beseitigt hatte. Durch diesen Erfolg kühn geworden, „entdeckte" Hanka später im Schlosse Grüneberg eine noch ältere Handschrift. Diesmal sogar aus dem 9. Jahrhundert! Nun überschlug sich fast die Begeisterung der Tschechen über diesen neuen Fund, hatten sie doch jetzt endlich gleich den Deutschen ein eigenes Heldenzeitalter. Leider mußte die europäische Wissenschaft bald darauf feststellen, daß es sich in beiden Fällen um eine plumpe Fälschung Hankas handelte. Schon aus der Notwendigkeit dieser Fälschung können wir einen bezeichnenden tschechischen Wesenszug ablesen: Es fehlt diesem Volk völlig das Heldenideal und die Sage, die sich darum spinnt. Die Erinnerung an diese Dinge ist selbst den primitivsten Völkern niemals ganz verlorengegangen. Es ist also eine heldische Überlieferung bei den Tschechen niemals vorhanden gewesen.

Können wir uns also nicht auf die tschechische Überlieferung verlassen, so nehmen wir unsere Zuflucht zu den unbestreitbaren Zeugnissen, die der Boden durch die Jahrtausende hindurch bewahrt hat, und zu den Nachrichten der antiken Schriftsteller. Aus diesen Quellen ergibt sich unwiderlegbar die Tatsache, daß germanische Stämme über ein halbes Jahrtausend vor der Ankunft der Tschechen in Böhmen gesiedelt haben. Unter Führung Marbods hatte der Stamm der Markomannen kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung die Landnahme in Böhmen vollzogen. Ein mächtiges germanisches Reich entstand, das im Kampf gegen Rom seine Freiheit verteidigte und dessen Gaueinteilung bis in die jüngste Gegenwart in seinen Grundlagen wirksam geblieben ist. Von anderen germanischen Stämmen, die in dem Sudetenraum siedelten, seien noch die Quaden, Rugier, Heruler und Langobarden genannt. Im Strom der Völkerwanderung zu Anfang des 6. Jahrhunderts verlassen die Markomannen Böhmen und ziehen zur Donau, wo sie nun unter dem Namen Baiern wieder auftauchen. In dem nur noch schwach von Germanen besetzten Sudetenraum rückt das tatarische Nomadenvolk der Awaren ein, die — unbekannt woher — als Kriegs- und Ackerknechte auch jene Menschen mitführen, die als unmittelbare Vorfahren der Tschechen zu gelten haben. Man erkennt hier einen deutlichen Gegensatz: Auf der einen Seite die Germanen, die als landsuchende Bauern Böhmen und Mähren in Besitz nehmen, auf der anderen Seite die Tschechen, die mit der Knute von den Awaren in dieses Land getrieben werden und nicht die Kraft haben, sich von dem mongolischen Joch zu befreien.

Die rassische Zusammensetzung des tschechischen Volkes erfuhr durch die Awaren eine entscheidende Änderung, denn, wie uns ein fränkischer Chronist berichtet, ließen die Awaren die tschechischen Männer für sich kämpfen, während die Frauen und Töchter der Tschechen mit diesem östlichen Menschentum ihre Zelte teilen mußten. Abgesehen von dieser mongolischen Beimischung scheinen die Tschechen aber auch noch vorderasiatische Elemente unbekannter Herkunft in sich zu tragen, wie namhafte Sprachforscher aus besonderen Merkmalen der tschechischen Sprache geschlossen haben. Der Unterschied zwischen den Tschechen und den übrigen Slawen ist den Beobachtern schon frühzeitig aufgefallen. Während die Slawen in ihrer Frühzeit vorwiegend den nordischen Rassentyp zeigen, wird in einem arabischen Reisebericht aus jener Zeit ausdrücklich und mit Erstaunen betont, daß die Tschechen dunkle Haare und dunkle Haut haben. Die starke Beimischung innerasiatischen Blutes erklärt auch die immer wieder urplötzlich aufflackernde tschechische Grausamkeit, wie sie in den Hussitenkriegen zum Ausdruck kam und gerade in der jüngsten Gegenwart wieder wahre Orgien feiert. Durch ihre Abstammung und rassische Zusammensetzung sind vielleicht auch jene Wesenszüge des tschechischen Volkes zu begründen, die es so durchaus verschieden sein lassen vom deutschen Volk wie überhaupt von den meisten europäischen Völkern. Ein typisch tschechischer Charakterzug, der schon seit langer Zeit anderen Völkern aufgefallen ist und den sie z. T. für ihre eigenen Zwecke benutzt haben, ist die tschechische Eigenschaft zur Bespitzelung und zum Verrat. Es ist bezeichnend, daß sich nach Errichtung der tschecho-slowakischen Republik ein förmlicher Wettlauf unter den Tschechen entwickelte, wer am meisten verraten

habe! Die europäischen Völker rühmen sich ihrer Kriegstaten, bei den Tschechen wird nicht der Held, sondern der Verräter gefeiert! Weitere Wesenszüge der Tschechen gehen aus jener bekannten Ermahnung des Präsidenten Masaryk an seine Landsleute: „Nicht fürchten und nicht stehlen!“ hervor.

Ihr rassisch zersetztes, minderwertiges Blut gestattete es den Tschechen nicht, sich aus eigener Kraft eine staatliche Form zu geben. Germanen sind es gewesen, die diesem bis dahin geschichtslos dahindämmernden Volke seine staatliche Prägung gaben und ihm so eine gewisse geschichtliche Bedeutung verliehen. Im 7. Jahrhundert einte der Franke Samo — also ein Germane — die in Böhmen sitzenden slawischen Stämme zu einem Reich und befreite sie von dem awarischen Joch. Nach seinem Tode aber zerfiel das Reich, und die Tschechen gerieten wieder unter awarische Herrschaft. Zum zweitenmal werden sie von einem Germanen aus der Knechtschaft der Awaren befreit: von Karl dem Großen. Der Frankenkönig hat offenbar auf das tschechische Volk einen mächtigen Eindruck gemacht, denn ihr Wort „Kral“, d. h. König, ist dem Eigennamen Karl nachgebildet. Vorher kannten die Tschechen in ihrer Sprache keine Bezeichnung für Führer oder König.

Die Tschechen weisen nun gegenüber diesen feststehenden geschichtlichen Tatsachen gern auf das erste „tschechische“ Herrschergeschlecht der Przemysliden hin, die in der Tat in der Geschichte Böhmens eine beachtliche Rolle gespielt haben und an deren Gestalten sich immer wieder der tschechische Nationalismus begeistert. Zum größten Leidwesen der Tschechen häufen sich aber in letzter Zeit immer mehr die Funde und Zeugnisse, die die alte Vermutung zu bestätigen scheinen, daß auch diese tüchtigen Herrscher (Przemysl heißt „der Überlegende“!) von Germanen, und zwar von Wikingern abstammen.

Wir erkennen also schon in der Frühzeit des böhmischen Raumes das Gesetz tschechischen Wesens und tschechischer Geschichte: dieses Volk, sich selbst überlassen, ist niemals in der Lage, aus eigener Kraft staatserhaltend und kulturschöpferisch zu wirken. In unseren Tagen findet dieses Gesetz seine Erfüllung in dem Zusammenbruch jenes Unstaates, den Männer, diesmal wirklich rein tschechischer Abkunft, wie Masaryk und Benesch, geschaffen und geleitet haben.

Paul Erich Buettner

Buchbesprechungen

Rudolf Bode: **„Leib und Seele in der Leibeserziehung“**. Widukind-Verlag, Alexander Boß, Berlin-Lichterfelde. Preis kart. 1,50 RM.

Der Verfasser geht davon aus, daß der Nationalsozialismus sich das Ziel gesetzt hat, aus instinktgeführter Erkenntnis der Kräfte des deutschen Wesens die Neugestaltung Deutschlands nach neuen Maßstäben zu entwickeln. Die liberalistische Epoche erlebte das Großwerden der Leibesübungen und ihre internationalen Wettbewerbe. Bode wirft die Frage auf, ob diese Leibesübungen der liberalistischen Epoche bedeutende erzieherische Wirkung besitzen, ob sie mit dem Wollen des Nationalsozialismus noch zu vereinen sind oder ob nicht eine wesentliche Änderung in der Auffassung der Leibesübungen eintreten muß, wenn diese wirklich zu einer neuen Form nationalsozialistischen Erziehungswillens werden sollen. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß Deutschland grundsätzlich neue Wege gehen muß. Eine germanische Leibeserziehung hat, wie jede Erziehung, zwei Forderungen zu erfüllen: Sie muß die Kräfte des Leibes durch geistige Disziplin (Wehrbarmachung) und die Kräfte der Seele durch die Kultur des Rhythmischen erneuern. Gerade für die körperliche Erziehung des deutschen Bauern müßten die bisherigen Formen der Leibeserziehung als nicht ausreichend angesehen werden. Die Formen der heute gültigen städtischen Leibeserziehung könnten nicht einfach auf das Land übertragen werden. Die Steigerung der Wehrfähigkeit ist die Aufgabe des deutschen Sportes. Die Wiederherstellung richtiger Arbeitsbewegungen, deren ursprüngliche Sicherheit heute durch die Mechanisierung in Frage gestellt wird, und die Gestaltung eines neuen Bauerntanzes seien die Aufgaben einer deutschen Gymnastik, die auf den Kräften von Blut und Boden aufgebaut sei. Bode geht im einzelnen

darauf ein, warum für den deutschen Bauern eine besondere Körpererziehung verlangt werden müsse, und welche Formen der deutschen Leibeszucht für das deutsche Landvolk tragbar seien und welche nicht. Der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß die bäuerliche Leibeserziehung nach Gesichtspunkten aufzubauen ist, welche der Seele des Bauern und seinen Berufsaufgaben gemäß sind. Leib und Seele müßten zusammenwachsen. Nur dann werde die hohe Ehre, welche Deutschland zu vergeben habe, in Ehren getragen werden: Die Ehre, „Deutscher Bauer" zu heißen. Deetjen

Dr. Franz Wieacker, pl. ao. Professor der Rechte in Leipzig: **Bodenrecht** (Grundzüge der Rechts- und Wirtschaftswissenschaft, Reihe A. Herausgegeben von G. Dahme, K. A. Eckhardt, E. R. Huber). Hanseatische Verlagsanstalt AG., Hamburg. Pr. geb. 7,80, kart. 6,80 RM.

Daraus, daß das Grundeigentum nicht nur der Rechtsmacht des einzelnen untersteht, sondern auch öffentlichen Pflichtbindungen unterliegt, gewinnt der Verfasser die Erkenntnis, daß die bisherige Betrachtungsweise des Grundstücksrechts den Erfordernissen der heutigen Zeit nicht mehr entspricht. Er unternimmt daher in diesem Grundriß des Bodenrechts eine neuartige Betrachtung und versucht, das Bodenrecht aus der völkischen Bodenverfassung zu entwickeln. Dabei beschränkt er seine Darstellung auf den Bereich des städtischen Bodens. Die zahlreichen Einzelbestimmungen und Regelungen öffentlich-rechtlicher und privat-rechtlicher Natur, die innerlich zusammengehören und miteinander die rechtlichen Beziehungen des städtischen Grundeigentums regeln, werden in organischer Gliederung in den beiden großen Abschnitten dieses Werkes: „Recht des Bodenraumes" und „Grundstücks- und Liegenschaftsverkehrsrecht" dargestellt. Darüber hinaus werden in einem weiteren Abschnitt die Sonderformen der städtischen Wohnraumnutzung und der gewerblichen Raumnutzung behandelt. Durch Einfügung dieses Abschnittes in das Gesamtwerk ist eine einheitliche und umfassende Darstellung des Rechtes im Bereich des städtischen Bodens entstanden. (Fortsetzung auf Seite 808).

Das private Grundstücksrecht hat bei dieser Betrachtungsweise allerdings seine frühere Vorrangstellung eingebüßt und ist nur noch als ein Mittel neben anderen zur Gestaltung des städtischen Raumes zu werten. Dennoch hat es seine Bedeutung nicht verloren, da der städtische Grundbesitz im Gegensatz zum landwirtschaftlich genutzten Grundbesitz, der weitgehend den Bindungen des Erbhofrechts und der Grundstücksverkehrsbekanntmachung unterliegt, im wesentlichen nach wie vor dem freien Verkehr zugänglich ist.

Die Darstellung des Verfassers zeigt sowohl in der Gliederung des Gesamtwerkes als auch in seinen einzelnen Teilen eine große Aufgeschlossenheit gegenüber den rechtspolitischen Aufgaben unserer Zeit. Das Gesamtwerk ist eine sehr verdienst- und wertvolle Arbeit.

Es seien noch die zahlreichen, wenn auch kurzen Hinweise des Verfassers auf das Erbhofrecht und auf Fragen des bäuerlichen Rechts überhaupt hervorgehoben. Eine eingehende und umfassende Darstellung dieses Rechtsbereiches soll, wie der Verfasser einleitend bemerkt, in einem besonderen Werke dieser „Grundzüge der Rechts- und Wirtschaftswissenschaft" herausgegeben werden.

Nicolai

Anschriftenverzeichnis der Mitarbeiter der Monatsschrift „Odal"
Oktober 1938

Professor Dr. Gustav Hagemann, Danzig-Oliva, Am Waechterberg 20.

Erich Hilgenfeldt, Hauptamtsleiter in der Reichsleitung der NSDAP. des Hauptamtes für Volkswohlfahrt, Berlin SO, Maybachufer 48/51.

Prof. Dr. Günther Franz, Jena, Humboldtstraße 14.

Dr. rer. pol. habil. Peter Heinz Seraphim, Königsberg i. Pr., Mitteltragheim 31.

Dr. Rudolf Bode, Burg Neuhaus über Vorsfelde (Braunschweig).

Major a. D. Dagobert von Mikusch-Buchberg, Berlin-Charlottenburg 4, Dahlmannstraße 27 III.

Prof. Dr. Johann von Leers, Berlin-Dahlem, Goßlerstraße 17.

Christoph Frhr. von der Ropp, Berlin-Lichterfelde, Gardeschützenweg 105.

Walter Horn, Schriftleiter, Berlin-Zehlendorf, Wilskistraße 1.

Lothar Wagner, Berlin-Lichterfelde-Ost, Brauerstraße 5.

Paul Erich Buettner, Berlin NW 7, Schiffbauerdamm 28.

Jedes Heft RM. 1,50 / Vierteljährlich 3 Hefte RM. 3,60
zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Erfüllungsort Goslar. Postvertrieb ab Berlin.

Hauptschriftleiter: Dr. Hermann Reischle. Stellvertreter und verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Wilhelm Staudinger. Anschrift der Schriftleitung: Berlin NW 7, Friedrichstraße 110/12. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Rudolf Damm, Goslar. Verlag: Blut und Boden Verlag G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar. DA. 4000, II. Vj. 38. Pl. Nr. 5. Druck: Wendt & Matthes, Berlin C 2, Magazinstraße 15/16.


Voran in der Leistung
ist der Hof, der durch ausreichende Kalianwendung bei der Herbstbestellung die Saaten vor Auswinterung schützt, für Qualitätsernten sorgt und die höchsten Erträge aus dem Boden holt. Dies erreicht der deutsche Bauer, indem er schon im Herbst die nächste Brotgetreideernte sichern hilft
durch kräftige, frühzeitige
KALI-Düngung

Odal

Monatsschrift für Blut und Boden

Herausgeber R. Walther Darré

Postvertrieb Berlin

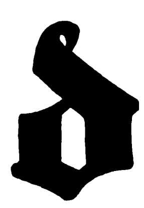
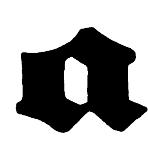
November 1938



Herausgeber: R. Walther Darré
Hauptschriftleitung: Hermann Reischle
Blut und Boden-Verlag G. m. b. H.
Reichsbauernstadt Goslar, Bäckerstr. 22

Inhaltsverzeichnis

Das Titelbild des Heftes „Fruchtbarer Boden im oberen Innviertel" wurde nach einer Aufnahme von Hans Retzlaff, Berlin-Charlottenburg, gefertigt. Die Karten zum Aufsatz von Hermann Reischle wurden dem Buch von Winkler, „Die Tschechoslowakei im Spiegel der Statistik" entnommen. Die Bildbeilage zum Aufsatz von Niels Bukh wurde nach Aufnahmen des Photographen Curt Bieling, Berlin NW 40, Hindersinstr. 5, zusammengestellt.



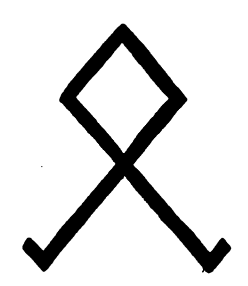
Monatsschrift für Blut und Boden

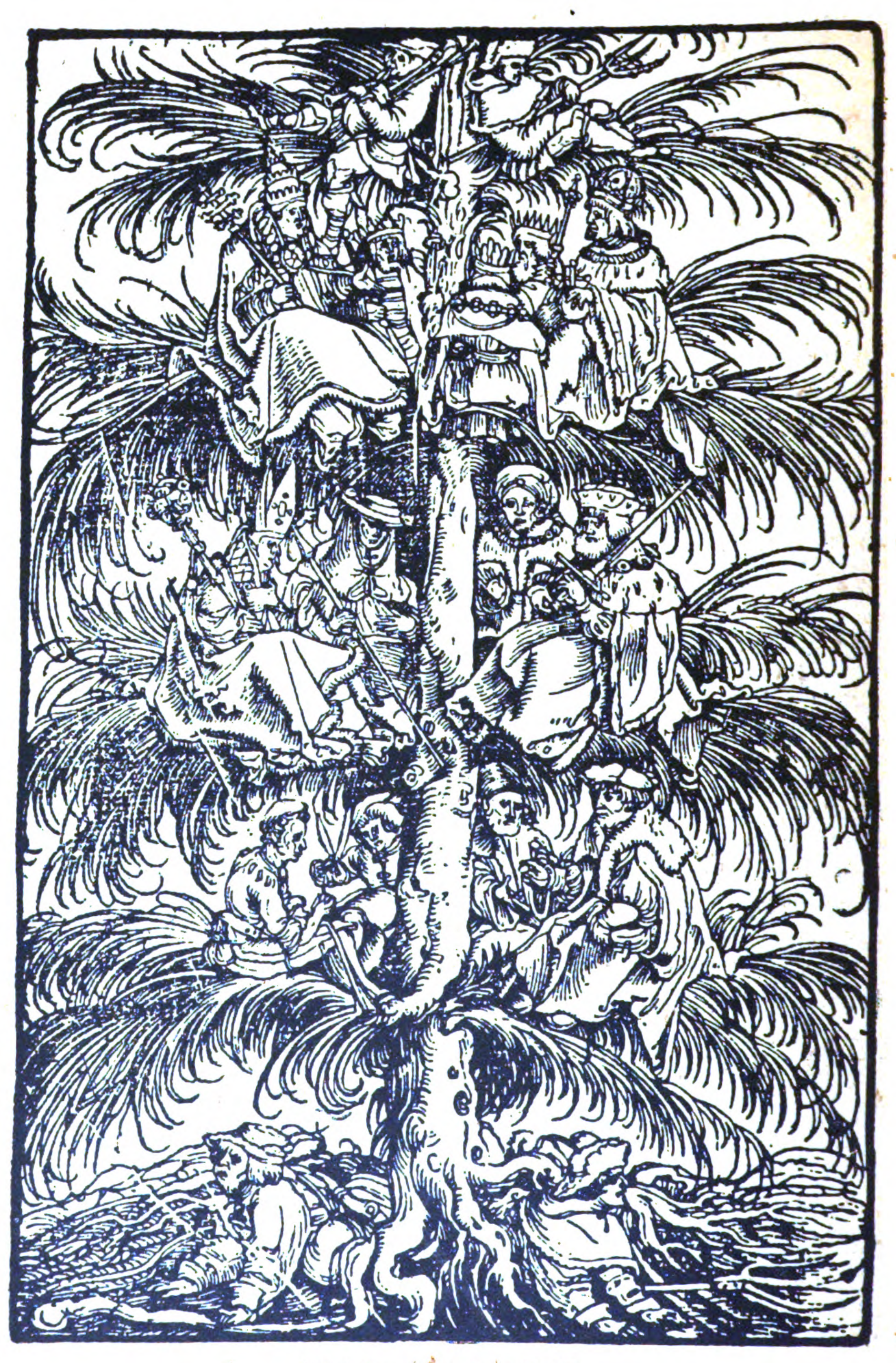
Heft 11 | 7. Jahrgang | November 1938

Vorspruch

„Die Lebensgesetze unseres Blutes mißachten wollen, heißt die Ordnung Gottes auf dieser Welt verneinen und seinem Gebot entgegentreten.“

R. Walther Darré





Ständebaum von Hans Waiditz

Alfred Rosenberg:

Nationalsozialistische Weltanschauung und Bauerntum

Es gibt einen wunderschönen Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert, der uns einen Lebensbaum zeigt, auf dem die deutschen Stände rangförmig eingeordnet sind. Tief unten in den Wurzeln dieses Baumes sieht man den deutschen Bauern. Auf den ersten großen, mächtigen Aesten sitzen die Bürger, weiter oben auf den Aesten die Fürsten und Kirchenführer, ganz hoch oben aber wieder die Bauern.

Mit dieser Zeichnung hat der Meister eine alte deutsche Auffassung vom Leben dargestellt, die gerade in seinem Zeitalter vielfach vergessen worden war. Er hatte begriffen, daß jeder noch so starke Baum nur von der Kraft seiner Wurzeln, von der weiten gesunden Verzweigung dieser Wurzeln leben kann, und daß das deutsche Volk, das dieser Lebensbaum darstellen soll, eben in diesem gesitteten und überall seßhaften deutschen Bauerntum seine Wurzeln — und wieder *seine Krönung* hat.

Die nationalsozialistische Bewegung, die zum großen Teil in den Großstädten Deutschlands die unmittelbarsten, aktivsten Gefolgsleute hatte, hatte es nicht leicht, diese alte deutsche Auffassung von vornherein zu vertreten, stand sie doch der bisherigen jahrzehnte-, ja jahrhundertelangen, schnurstracks entgegen. Genau so aber, wie sie den deutschen Soldaten gegen den marxistisch-liberalistischen Bonzenpöbel verteidigte, so hat sie auch den deutschen Bauern in ihren Schutz genommen. Das darf niemals vergessen werden, auch dann nicht, wenn es wieder Zeiten geben kann, da die Sicherheit des Reiches einen unbedingten industriellen Einsatz erfordert, wie ein solcher etwa durch den Vierjahresplan bedingt ist. Wir dürfen alle nicht vergessen, daß, wenn es nicht gelungen wäre, Deutschland gegen eine feindliche Welt so zu wappnen, daß ein Angriff auf das Deutsche Reich eine Gefahr für das Leben des Angreifers darstellt, auch alle Reformen zugunsten der Bauern, alles das, was wir mit Sozialismus und mit der Idee einer Kultur verbinden, nur zu leicht wieder hätte hinsinken können. Wir wissen, daß nach den ersten Regierungsmaßnahmen für das Bauerntum, das durch die Novemberrepublik dem furchtbarsten Bankrott entgegenging, Sicherungsmaßnahmen für die Gesamtheit getroffen wurden, die vielleicht nicht immer unmittelbar diese erste entscheidende Neuerstarkung des Bauerntums förderten, sondern hier und da einen Stillstand dieser Maßnahmen herbeiführten. Das war aber eine *geschichtliche* Notwendigkeit, und durch die Rettung ganz Deutschlands, durch die Vergrößerung seines Lebensraumes und Sicherung seiner

1*

weltstrategischen Lage ist auch das deutsche Bauerntum als Ganzes dadurch mitgesichert worden.

Mit dem deutschen Bauerntum haben auch viele andere Teile des Volkes die notwendigen Lasten einer Sicherung des Deutschen Reiches zu tragen. Auch die deutschen Arbeiter, die zu Hunderttausenden im Westen unter oft schwierigen Verhältnissen die Festungen bauten, haben auf Bequemlichkeiten verzichtet; viele Millionen deutsche Arbeiter haben noch nicht das erreichen können, was wir als nationalsozialistische Lösung der sozialen Frage in der Großstadt, in den Industriestädten betrachten. Auch sie haben also zu opfern gehabt.

Nichtsdestoweniger wissen wir alle, daß die NSDAP. niemals von ihren Zielen gelassen hat, und daß die Beharrlichkeit in der Befolgung dieser Ziele stets dieselbe geblieben ist. Wir wissen, daß eine Weltanschauung für uns nicht eine unverpflichtende theoretische Behauptung ist, sondern nur dann innerlich etwas bedeuten kann, wenn sie ihre Darstellung im Leben des Volkes findet. Und diese Forderung eines gesunden Blutes als Voraussetzung einer gesunden charakterlichen und geistigen Haltung bleibt unerschütterlich bestehen.

Von *allen* anzuerkennen ist jedoch, daß die Führung der Partei und des Reiches jene Fragen zur Lösung bringt, die unmittelbar über Sein und Nichtsein entscheiden, und daß demgegenüber, wenn notwendig auch für Jahre, noch so berechtigte andere Wünsche zurückzutreten haben.

Ich weiß, daß das deutsche Bauerntum und seine Führung diese Notwendigkeit begreifen, genau so, wie manche anderen verstehen müssen, daß die Lösung vieler Forschungs- und weltanschaulichen Probleme noch nicht in Angriff genommen werden kann, weil die Zeiten für sie noch nicht reif geworden sind. Und doch wissen wir alle, daß, wenn wir nur einmal die Entwicklung der letzten 20 Jahre überblicken, Deutschland einen ganz ungeheuren inneren und äußeren Entwicklungsprozeß durchgemacht hat, von einer tiefsten Erniedrigung zu einer stolzen, nicht nur äußeren Höhe, sondern auch zu einer tiefen inneren Sicherheit und zur harten inneren Formung. Die Achtung einer jeden Arbeit, das Zusammenwirken und nicht Gegeneinanderwirken der verschiedenen Stände mag in manchem Einzelfall heute noch *nicht immer* geglückt sein, es *ist* aber imponierend da und hat heute schon einen geschlossenen Volkskörper zustande gebracht, von einem so einheitlichen Selbsterhaltungswillen durchpulst, wie ihn die deutsche Geschichte noch nicht gekannt hat. Alles, was uns an Sehnsucht als Erbe hinterlassen wurde, wird heute Schritt für Schritt in Deutschland seiner Lösung entgegengeführt, und ich bin der festen Ueberzeugung, daß diese deutsche Nation, die einmal das Größte zu tragen gehabt hat, auch in der Zukunft ihre eherne Festigkeit erweisen wird. Und der Bauer, der an der Wurzel sitzt, wird auch die Blüte tragen.

Hermann Reischle:

Die völkische und wirtschaftliche Leistung des deutschen Bauerntums in den Sudetenländern

Die Besiedlungsgrenzen

Seit mehr als 1000 Jahren stehen sich im böhmisch-mährischen Raum das deutsche und das tschechische Volk gegenüber. Die Besiedlungsgrenze war in dieser ganzen Zeit niemals fest, zumal beide Völker in die gleiche staatliche Einheit hineingepreßt waren. Die Rolle, welche die Deutschen einerseits und die Tschechen auf der anderen Seite in dieser Zeit gespielt haben, geht am deutlichsten aus zwei Faktoren hervor:

1. Aus dem Anteil der beiden Nationen an der Rodung der Wälder und der Kultivierung der Böden für die landwirtschaftliche Nutzung.
2. Aus ihrem Anteil an den Städtegründungen.

Das ursprüngliche Siedlungsgebiet der Tschechen sind die unbewaldeten Niederungen des böhmischen Tieflandes, also im wesentlichen die Flußtäler der Moldau und Beraun und die Ebenen um Prag. Die Kultivierung der natürlichen Waldgebiete ist in der Hauptsache das Verdienst der Deutschen. In mehr als 1000jähriger Arbeit haben sie ihren Siedlungsboden dem Walde abgerungen.

Die Sprachgrenze zeigt, daß die Sudetendeutschen fast überall unter den härteren und rauheren Verhältnissen leben. Die Theorie von der imperialistischen Verdrängung der Tschechen entspricht also nicht der Wahrheit. Die Geschichte beweist, daß ein Volk von Eroberern immer die besten Böden für sich in Anspruch nimmt und die Unterlegenen auf die kargen und unfruchtbaren Gebiete verweist. Die Reste der alten germanischen Bevölkerung wurden vielmehr beim Einbruch der Tschechen in die Waldgebiete zurückgedrängt. Die späteren Siedler kamen als friedliche Kolonisten und eroberten sich ihren Boden im Kampf mit dem Walde.

Ebenso eindringlich ist die Bedeutung der deutschen Bevölkerung in den Sudetenländern für die städtische Kultur. Im ganzen böhmisch-mährischen Raum gibt es nur eine von den Tschechen gegründete Stadt: Tabor in Südböhmen. Alle anderen Städte, auch mitten im tschechischen Siedlungsgebiet, sind deutsche Gründungen. Wenn bis heute die tschechische Werbung auf große kulturelle Leistungen ihres Volkes hinweist und dabei Bilder mittelalterlicher Städte und ehrwürdiger Baudenkmäler zeigt, so kann diese Handlungsweise nur als kulturelle Hochstapelei bezeichnet werden.

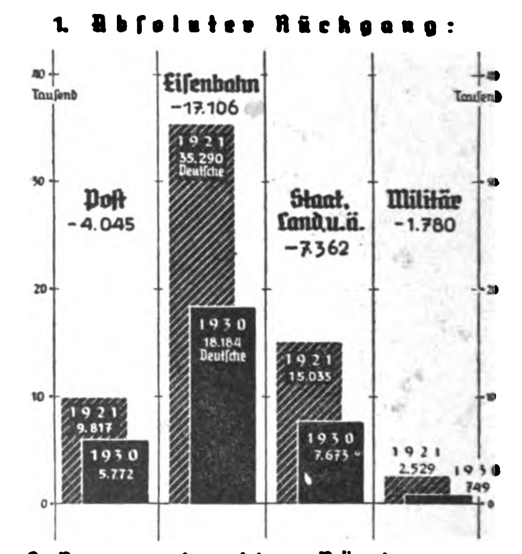
Während bis vor 100 Jahren die meisten Städte der Sudetenländer ihren deutschen Charakter völlig bewahrt hatten, machte seitdem die tschechische Bevölkerung mehr und mehr Fortschritte in der Unterwanderung. Zunächst kamen die Tschechen als Arbeiter und Hauspersonal. Dann drängten sie sich in untere Beamtenstellen vor und nahmen schließlich mehr und mehr auch den Mittelstand für sich in Anspruch. Endlich war nur noch die führende Schicht deutsch. Auch sie wich im Laufe des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts zum großen Teil vor dem steigenden Druck des tschechischen Chauvinismus in die rein deutschen Siedlungsgebiete zurück oder ließ sich als Beamtenschaft der k. k. Monarchie in andere nichttschechische Landesteile versetzen. Diese Entwicklung fand ihre Krönung durch die Gründung des tschechischen Staates und die seitherige planmäßige Ausschaltung der deutschen Bevölkerung aus maßgeblichen Beamtenstellen (Bild 1).

Der Vormarsch der Tschechen ging seit 1919 sogar auf die deutschen Gebiete über. Die industriellen Unternehmungen im deutschen Raum wurden entweder ganz stillgelegt oder zum großen Teil aufgekauft und mit tschechischen Arbeitern neu in Betrieb genommen. Die Handhabe war immer vorhanden durch die sehr schlechte wirtschaftliche Lage der Betriebe, deren Kapazität ursprünglich auf den Bedarf der österreichisch-ungarischen Monarchie abgestellt war, jetzt keinen rechten Absatz mehr fand und außerdem noch schwer an der durch den Krieg verursachten Verschuldung litt.

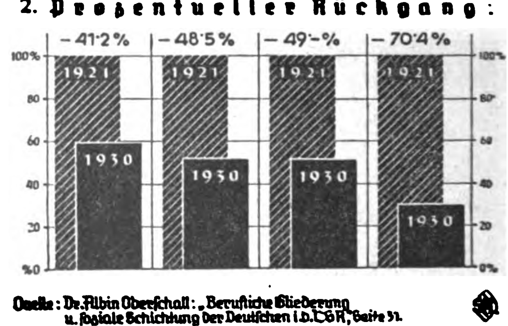
Rückgang der Deutschen im Staatsdienst.
Von 1921 bis 1930.

Berufstätige Deutsche Staatsangestellte in den Sudetenländern (ohne Schulwesen). Volkszählungen 1921 und 1930.

1. Absoluter Rückgang:



2. Prozentueller Rückgang:



Quelle: Dr. Albin Oberschall: „Berufliche Gliederung u. soziale Schichtung der Deutschen i. d. ČSR", Seite 31.

Bild 1

Zum Abschluß dieser Entwicklung kann folgendes festgestellt werden: Obwohl Städte wie Prag, Budweis, Brünn, Olmütz u. a. auch gegenwärtig noch eine recht ansehn-

liche Minderheit deutscher Nationalität aufweisen, muß eingesehen werden, daß die unerhörte kulturelle Leistung der Deutschen auf dem Boden der städtischen Kultur für unser Volk überall dort verloren ging, wo das Hinterland nicht von deutschen Bauern besiedelt ist. Im eigentlichen deutschen Sprachgebiet hat der nach 1919 erfolgte Einbruch des Tschechentums fast nirgends das deutsche Gesicht der Landschaft grundsätzlich verändern können, selbst dort nicht, wo er, wie in einigen Industriegebieten, größere Ausmaße annahm (Bild 2).

Auf dem Lande bediente sich die Tschechisierung der Bodenreformgesetze. Durch sie wurden alle landwirtschaftlichen Betriebe über 150 Hektar Nutzfläche oder über

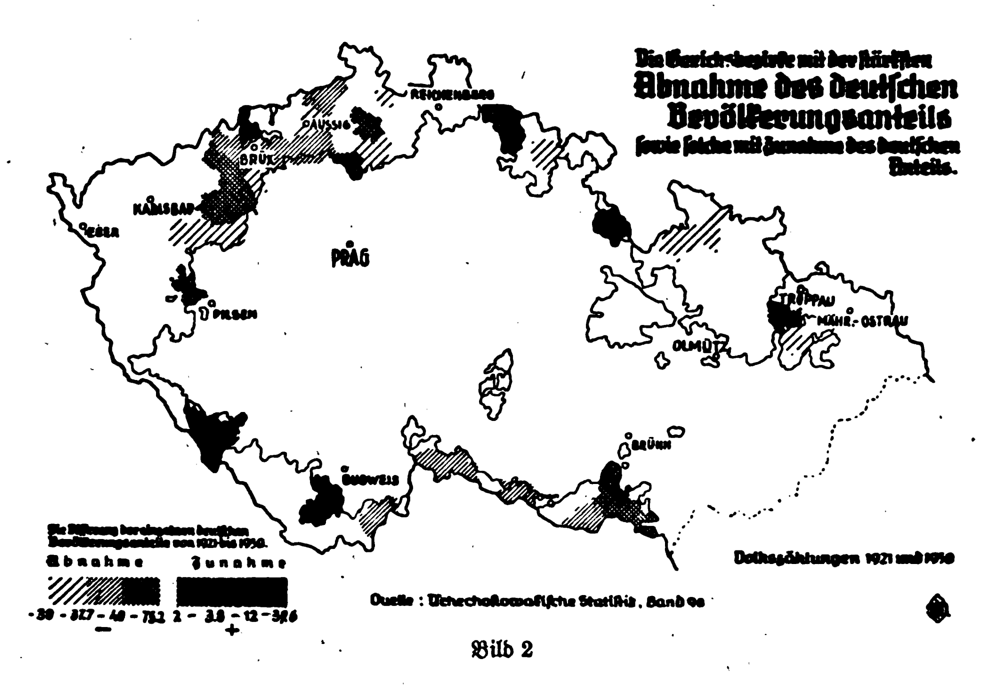


Bild 2

250 Hektar Gesamtfläche mit allen dazugehörigen Gebäuden, Wirtschaftsanlagen usw. beschlagnahmt. Davon wurde fast der ganze deutsche Großbesitz betroffen.

Von 360 000 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche (abgesehen von 500 000 Hektar Wald), welche den deutschen Besitzern durch die Enteignung genommen wurde, gingen nur 42 000 Hektar in deutsche Hände zurück. Der Rest wurde an tschechische Siedler verteilt und an tschechische oder jüdische Restgutsbesitzer, die selbstverständlich nur tschechische Landarbeiter beschäftigten. So wurden die Standorte ehemaliger deutscher Güter zu Mittelpunkten der Prager Tschechisierungspolitik. Dennoch hat keines der ursprünglichen deutschen Siedlungsgebiete seinen deutschen Charakter verloren.

Das alte Wort: „Das Land hat, wer den Bauern hat“ fand also in den Sudetenländern neuerlich eine eindeutige Bestätigung.

Diese Tatsache wird noch klarer, wenn man nur den letzten Abschnitt des geschichtlichen Kampfes der beiden Völker um ihren Siedlungsraum überblickt. Ein Vergleich der letzten Volkszählung von 1921 und 1930 ermöglicht einen gewissen Einblick in die Entwicklung dieser Zeitspanne. Selbst unter dem Vorbehalt, daß die Zahlen der amtlichen tschechischen Statistik von 1930 bewußt den tschechischen Bevölkerungsanteil größer darstellen als er in Wahrheit ist, sind einige Entwicklungstendenzen klar erkennbar (Bild 2).

1. Starke absolute Zunahme der Tschechen in den Städten und deren Weichbild sowie in den Industriegebieten, selbst in ursprünglich rein deutschsprachlichen Zonen.

Bild 3

2. Relative Abnahme der Tschechen in vorwiegend landwirtschaftlichen Bezirken, sogar mit oft guten Böden (Landflucht bei Tschechen größer als bei Deutschen).

   Am stärksten zeigt sich diese Entwicklung in den Bezirken mit starken mittelbäuerlichem Besitz.

3. Geringe absolute und relative deutsche Zunahme in einigen Gerichtsbezirken des Erzgebirges, des Egerlandes, des Böhmerwaldes, des Niederen Gesenkes und des Thaya-Beckens.

4. Absolute deutsche Bevölkerungsabnahme im Saaz-Duxer-Gebiet, Erzgebirge und Riesengebirge wie überhaupt in den Industriegebieten und entlang der ehemaligen österreichischen Grenze.
5. Die deutsche Landbevölkerung hat also ihre Positionen zäher verteidigt und sogar Fortschritte gegen das der Verstädterung verfallene Tschechentum zu verzeichnen.

Welches ist nun gegenwärtig das Verhältnis der ländlichen zur industriellen Bevölkerung in den deutschen Sudetenländern?

Zunächst muß die Feststellung getroffen werden, daß der Anteil der industriellen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung im sudetendeutschen Gebiet außerordentlich

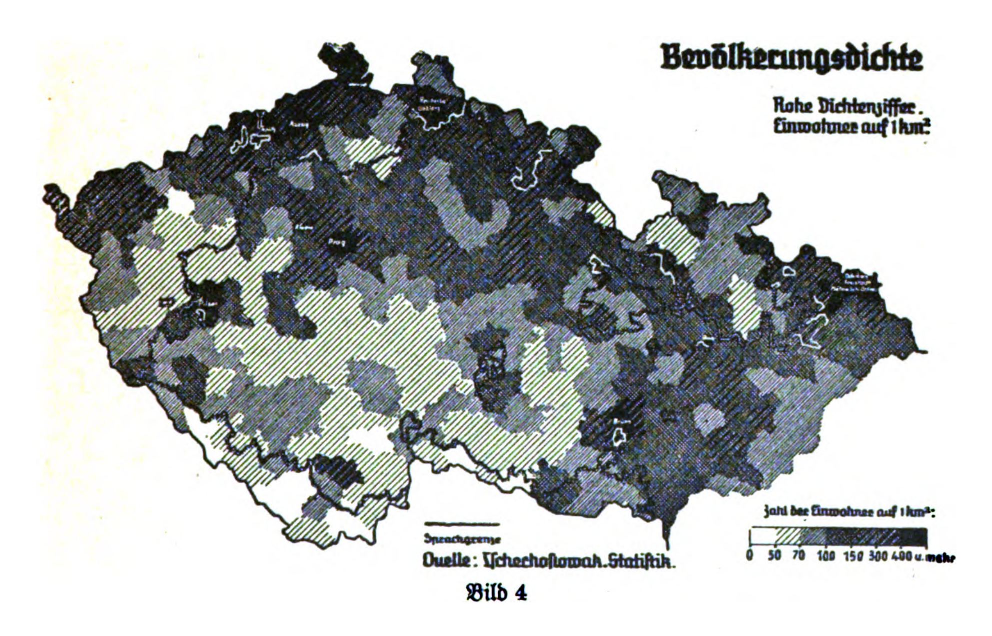


Bild 4

groß ist (Bild 3). Nimmt man das Gesamtgebiet der Sudetenländer als Einheit, so beträgt die Dichte der landwirtschaftlichen Bevölkerung 52 Einwohner je qkm. Die landwirtschaftliche Bevölkerungsdichte der deutschen Sudetenländer ist sehr viel kleiner. Das geht schon daraus hervor, daß die Sudetenländer eine Gesamteinwohnerzahl von 105 Menschen je qkm zählen, während die sudetendeutschen Gebiete eine Dichte von 132 Menschen je 100 ha aufweisen. Das in der Anlage beigefügte Bild 4 über die absolute Bevölkerungsdichte gibt einen klaren Einblick und beweist, daß in den deutschen industriellen Bezirken die Bevölkerungsdichte zum Teil 300—400 Menschen je qkm beträgt. Die Dichte der landwirtschaftlichen Bevölkerung steht in einem unmittelbaren Verhältnis zur Betriebsgröße, deshalb soll an dieser Stelle näher darauf eingegangen werden.

Die Betriebsgrößen

Das sudetendeutsche Gebiet mit einer Gesamtfläche von 2 809 000 ha hat eine landwirtschaftliche Nutzfläche von 1 682 000 ha. Die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe beträgt 324 000, davon liegen 216 700 in Böhmen und 107 400 in Mähren-Schlesien.

Die folgende Uebersicht gewährt einen Einblick in die Zahl der Höfe der verschiedenen Betriebsgrößenklassen und deren Anteil an der landwirtschaftlichen Nutzfläche.

Betriebsgrößenklassen	Zahl der Betriebe	Anteil an der landwirtschaftlichen Nutzfläche
a) Böhmen:		
0— 2 ha	105 339	75 893,18 ha
2— 10 ha	45 759	352 426,24 ha
10— 20 ha	50 272	260 161,52 ha
20— 50 ha	13 226	280 119,08 ha
50—200 ha	1 129	95 626,99 ha
über 200 ha	940	46 485,19 ha
b) Mähren-Schlesien:		
0— 2 ha	50 465	41 364,29 ha
2— 10 ha	26 583	190 572,58 ha
10— 20 ha	24 122	152 070,70 ha
20— 50 ha	5 593	140 474,37 ha
50—200 ha	315	36 141,71 ha
über 200 ha	311	26 089,75 ha

Im einzelnen ist über die Verteilung der Betriebsgrößen folgendes festzustellen:

1. Die landwirtschaftlichen Großbetriebe. Es sollen hierunter nur die Betriebe über 200 ha Grundfläche erfaßt wurden. Erwähnt wurde schon, daß die tschechische Bodenreform die Betriebe mit über 150 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche und über 250 ha Gesamtfläche beschlagnahmt hat. Die Größe dieser Betriebe, nach der Gesamtfläche bemessen, ist daher nicht sehr unterschiedlich. Die Nutzfläche dagegen differiert außerordentlich. Viele dieser Großbetriebe, besonders die der Gebirgslagen, haben kaum landwirtschaftliche Nutzfläche, sondern fast nur Wald. Ueber die Bedeutung dieser Betriebsgattung im Volkstumskampf wurde schon gesprochen. Für die Erzeugung hatten die Großbetriebe infolge der häufig geringen Nutzfläche, aber auch infolge der in den letzten 20 Jahren unterdurchschnittlichen schlechten Bewirtschaftung wenig Wert; denn sehr viele von ihnen wurden bisher von Besitzern bewirtschaftet, deren Auswahl nicht nach fachlichen Qualitäten, sondern nach dem Grad ihrer Systemtreue getroffen worden war. Die Verteilung der Großbetriebe kann als ziemlich gleichmäßig bezeichnet werden. Ueber-

durchschnittlich groß ist ihre Zahl im Saazer Gebiet und in einigen Bezirken westlich von Pilsen. Ihre Nutzfläche erreicht nirgends über 22,5 Prozent der insgesamt vorhandenen landwirtschaftlichen Nutzfläche.

2. Die Großbauernhöfe (50—200 ha) sind sehr zahlreich vorhanden im Saazer Gebiet, im Egerland um Eger und südwestlich der Linie Klattau—Bischofteinitz. Im Saazer Gebiet gehören dieser Gruppe rund 40 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche.

3. Die mittelbäuerlichen Betriebe (20—50 ha) haben ihre stärkste Häufung im westlichen Egerland, im Braunauer Ländchen um Braunau und Trautenau. Sehr stark sind sie zu finden in Schlesien südlich von Jägerndorf und Troppau. In Südböhmen um Hartmanitz umfassen sie fast 50 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche. Ihre Gesamtzahl ist allerdings verhältnismäßig geringer in Anbetracht des an und für sich geringen Ausmaßes der landwirtschaftlichen Nutzfläche.

4. Die größte Anzahl der Kleinbauernhöfe (10—20 ha) findet sich im westlichen Teil Südmährens. Stark ist in Nordböhmen der Zipfel von Asch vertreten. Eine recht erhebliche Bedeutung hat diese Betriebsgrößenklasse in Schlesien und Nordmähren, wo sie in einigen Bezirken 35—40 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche für sich in Anspruch nimmt.

5. Die Häuslerbetriebe (2—10 ha). Es sei hier noch einmal darauf hingewiesen, daß diese Gruppe und die nächstfolgende in den Zonen mit der größten landwirtschaftlichen Bevölkerungsdichte liegen. Die Häuslerbetriebe finden sich verhältnismäßig am stärksten in Südmähren, wo sie 50—60 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche einnehmen. Sie treten recht stark in den Vorhöhen der Gebirge auf, östlich des Böhmerwaldes am zahlreichsten im Bezirk von Klattau, südlich des Erzgebirges in der Nähe von Böhmisch Leipa. Aehnlich ist die Lage in der Gegend von Reichenberg.

6. Zwergbetriebe (0—2 ha). Die stärkste Häufung der Zwergbetriebe ist feststellbar in Südmähren. Sie nehmen hier in einigen Gerichtsbezirken 15—18 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche für sich in Anspruch. Relativ noch bedeutender sind sie im Erzgebirge und im Riesengebirge, entlang der alten Reichsgrenze. In einigen Gerichtsbezirken des Industriegebietes beträgt ihre Beteiligung an der landwirtschaftlichen Nutzfläche 30—50 Prozent. Diese Zwergbetriebe bilden unter den ungünstigen natürlichen Voraussetzungen in den Gebirgsgegenden nur einen Nebenerwerb für die Familien, die in der Heimarbeit oder in der Industrie ihren Haupterwerbszweig haben. Anders sind die Verhältnisse in Südmähren. Hier handelt es sich um die günstigen landwirtschaftlichen Lagen. Weinbau, Obst- und Gemüsebau sind hier zu Hause, so daß die Möglichkeit besteht, die Familie von kleinster Fläche zu ernähren.

Die landwirtschaftliche Erzeugung

Neben der Beschaffenheit und der Größe der Betriebe sind die natürlichen Voraussetzungen (Boden und Klima) entscheidend für die Richtung und für die Höhe der landwirtschaftlichen Erzeugung. Allgemein muß festgestellt werden, daß die deutschen Gebiete gegenüber den tschechischen erheblich ungünstigere Vorbedingungen haben. Dennoch ist das deutsche Element entscheidend gewesen für die gesamte Entwicklung der Landwirtschaft. Wo der ständige Einfluß der deutschen Kultur aufhört, an der Grenze zwischen den historischen Ländern und der Slowakei, ist auch der hohe Stand der landwirtschaftlichen Produktion zu Ende, obwohl die natürlichen Vorbedingungen auch hier eine intensive Nutzung durchaus möglich machen.

Der Tscheche ist stets darauf ausgegangen, sich das Wissen und Können des deutschen Bauern anzueignen.

In dem Bewußtsein, daß der hohe Stand der Landwirtschaft in den historischen Ländern das alleinige Verdienst unseres Volkes ist, soll in der Übersicht über die landwirtschaftliche Erzeugung der deutschen Sudetenländer (S. 826/27) die Gesamtproduktion der historischen Länder (Böhmen, Mähren und Schlesien) im alten Gebietsumfang dargestellt werden. Das erscheint auch deshalb berechtigt, weil in der Zukunft zwischen dem nunmehr vorwiegend agrarischen tschechischen Siedlungsraum und dem stark industrialisierten deutschen Gebiet ein lebhafter Wirtschaftsaustausch zu erwarten ist.

Da die Höhe und die Richtung der landwirtschaftlichen Produktion, außer von dem Stand der Produktionstechnik und von den Betriebsgrößen, in erster Linie von Boden und Klima abhängig ist, soll auf diese natürlichen Grundlagen der Produktion zum besseren Verständnis der Übersicht kurz eingegangen werden.

Von den 2 809 000 ha Gesamtfläche, die mit den Sudetenländern dem Reiche zufallen, sind 944 000, also fast 1 Million ha Wald. Den Hauptanteil haben davon die Sudeten mit rund 275 000 ha und der Böhmerwald mit 215 000 ha. Der Rest entfällt auf die übrigen Gebiete. Mit den natürlichen Waldzonen deckt sich in starkem Maße die landwirtschaftliche Kulturart der Wiesen und Weiden. Wie die Zone des Waldbaues hat das Grünland seinen natürlichen Standort in den größeren Höhenlagen, vor allen Dingen über 800 m über dem Meere. Die Temperaturen liegen um 4—7° C im Jahresdurchschnitt, die Niederschläge meistens bei 1000—1400 mm. Alle Futterbaugebiete gehören zu den Gebirgszonen, dem Böhmerwald, dem Erzgebirge, dem Riesengebirge und den mährischen Sudeten. Insgesamt sind es 418 600 ha Grünland, davon können 304 600 ha zu den Wiesen und 114 000 ha zu den Weiden gerechnet werden.

Die Weiden treten am stärksten in den Vordergrund in den Böhmerwald-Bezirken Neuern, Hartmanitz, Bergreichenstein, Winterberg, Prachatitz, Hohenfurth und in

den nordböhmischen Bezirken Rochlitz/Iser und Hohenelbe. In Hartmanitz und Bergreichenstein sind ein Drittel der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche Weideland.

In den anderen Teilen der Futterbauzonen überwiegen die Wiesen. Im Böhmerwald stehen die Bezirke Wallern mit 68 Prozent und Oberplan mit 55 Prozent, im Erzgebirge Neudeck mit 52 Prozent und Weipert mit 77 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche an der Spitze.

Die Bewirtschaftung des Grünlandes hat bisher fast nirgends einen hohen Intensitätsgrad erreicht, wenn man von einigen unbedeutenderen Bezirken absieht. Einer der bekanntesten ist Wallern. Hier erfolgt die Bewirtschaftung nach Tiroler Art. Ueberall auf den Wiesen stehen die kleinen schmucken flachdachigen Heustadeln, so daß man sich plötzlich einige hundert Kilometer weiter nach Süden versetzt glaubt.

Im allgemeinen ist fast in der ganzen Zone eine Ordnung der Wasserverhältnisse und eine bessere Pflege des Grünlandes notwendig. Die Erträge ließen sich unter diesen Umständen der Menge nach verdoppeln und dem Werte nach verdreifachen.

Die Viehwirtschaft stellt in den eigentlichen Futterbaugebieten die alleinige Einnahmequelle dar. Nach Durchführung der Meliorationen könnten die Bestände wesentlich erhöht und die Leistung qualitativ und quantitativ stark verbessert werden.

Das Ackerland hat den bedeutendsten Anteil an der Gesamtfläche und an der landwirtschaftlichen Nutzfläche in den Niederungen der großen Flüsse und im böhmischen Tief- und Hügelland, im deutschen Teil der historischen Länder im Gebiet um Saaz und in Südmähren. Es sind dies die klimatisch günstigsten Bezirke, noch dazu mit der besten Bodenbonität. Bei einer Lage über dem Meere von unter 200 m beträgt die jährliche Durchschnittstemperatur 8,5—10° C, die Niederschläge durchschnittlich 600 mm. Der Boden ist so kostbar, daß er nur mit der höchsten Intensitätsstufe genutzt werden darf. Wald gibt es deshalb in dem böhmischen und in dem mährischen Rübenbaugebiet nur sehr wenig. Die Entwaldung ist so stark, daß man, wenigstens in Böhmen, fast von einer Versteppungsgefahr reden kann. Die in dieser Hinsicht krassesten Bezirke sind in Böhmen Saaz, Kaaden, Postelberg, Podersam, Komotau und in Mähren Pohrlitz, Nikolsburg und Auspitz. Das Ackerland nimmt hier 80—95 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche ein, der Rest sind Wiesen, Weiden, Reb- und Gartenflächen. Die Hauptfrüchte sind in diesen besten Gebieten Zuckerrüben, Weizen, Sommergerste, Obst und Gemüse, Hopfen und Wein. Für diese fünf Früchte stellen die verhältnismäßig begrenzten Bezirke die Haupterzeugungsstätte dar. Dabei ist der Hopfenbau (mit 7500—7700 ha) fast allein auf die angegebenen und einige angrenzende Gebiete (Auscha und Dauba) beschränkt.

Der Weinbau hat, außer einer geringen Fläche von 131 ha in Böhmen, seinen fast ausschließlichen Standort in Mähren-Schlesien mit über 2350 ha.

(Fortsetzung auf Seite 827)



Anbauflächen und Erntehöhen in den sudetendeutschen Bezirken und in den historischen Ländern (Böhmen, Mähren und Schlesien der ehemaligen K. und K. Doppelmonarchie). Leider reichen die statistischen Unterlagen nicht überall voll aus. Doch wird ein Ueberblick immerhin im großen ganzen vermittelt.

	Anbaufläche		Erntehöhe	
	In den sudetendeutschen Bezirken	In den historischen Ländern (Böhmen, Mähren, Schlesien)	In den sudetendeutschen Bezirken	In den historischen Ländern (Böhmen, Mähren, Schlesien)
Brotgetreide:				
Böhmen:				
Weizen	54 000 ha	340 707 ha	969 000 dz	6 374 499 dz
Roggen	180 900 ha	516 564 ha	2 708 000 dz	7 844 328 dz
Mähren-Schlesien:				
Weizen	45 879 ha	177 290 ha	786 000 dz	3 404 351 dz
Roggen	101 514 ha	248 117 ha	1 489 000 dz	3 804 592 dz
Kartoffel:				
Böhmen:	84—85 000 ha	306 349 ha	16—17 Mill. dz (Böhmen und Mähren-Schlesien zusammen)	50 127 618 dz
Mähren-Schlesien:	53—54 000 ha	191 554 ha		30 390 333 dz
Zucker:				
Böhmen:	14 398 ha	88 350 ha	3 220—3 250 dz	24 772 200 dz
Mähren-Schlesien:	13 400 ha	59 400 ha	2 820—2 850 dz	15 427 900 dz
Hülsenfrüchte:				
Böhmen:	5 129 ha	8 271 ha	59 500 dz	101 526 dz
Mähren-Schlesien:	5 764 ha	8 718 ha	66 500 dz	102 757 dz
Futtergetreide (Hafer und Gerste):				
Böhmen:	226 271 ha	638 739 ha	841 440 dz	12 676 321 dz
Mähren-Schlesien:	130 712 ha	406 043 ha	411 724 dz	8 368 735 dz
Faserpflanzen:				
Böhmen und Mähren-Schlesien:	5—6 000 ha	7½—8 000 ha		

	Anbaufläche		Erntehöhe	
	In den sudetendeutschen Bezirken	In den historischen Ländern (Böhmen, Mähren, Schlesien)	In den sudetendeutschen Bezirken	In den historischen Ländern (Böhmen, Mähren, Schlesien)
Hopfenbau:				
Böhmen und Mähren-Schlesien:	7½—7 700 ha	15 167 ha		
Weinbau:				
Böhmen:	130 ha	6 400 ha	1 400—1 500 hl	90 000 hl
Mähren-Schlesien:	4 900 ha		36—40 000 hl	
Tierische Erzeugung:				
Bestand:				
Böhmen:				
Rinder	850 000			
Schweine	534 000			
Mähren-Schlesien:				
Rinder	280 000			
Schweine	282 000			
Erzeugung:				
Böhmen und Mähren-Schlesien:				
Rindfleisch	464 530	1 395 982		
Schweinefleisch	403 446	1 444 358		
Rinderfett	29 997	90 762		
Schweinefett	102 617	299 657		

(Fortsetzung von Seite 825)

Im Obst- und Gemüsebau liegt die Aufgabenteilung zwischen Böhmen und Mähren so, daß Südmähren wegen der noch günstigeren klimatischen Lage das Frühobst und die Frühgemüsesorten erzeugt.

So sind die Räume mit dem stärksten Anteil des Ackerlandes an der landwirtschaftlichen Nutzfläche zugleich die intensivsten überhaupt. Während sie jedoch bei Hopfen, Obst, Gemüse und Wein die allein ausschlaggebende Rolle spielen, geht der Anbau der Zuckerrüben, des Weizens und der Gerste bis in die Zone der geringeren Intensität hinein. Vor allen Dingen hat das Getreidebaugebiet (Einteilung nach Brdlik) noch recht starken Anteil an der Zuckerrüben-, Weizen- und Sommergerstenproduktion.

Es gehören in diese Intensitätsstufe hinein große Flächen der Vorhöhen des Böhmerwaldes und der Sudeten. Am wichtigsten sind das Egerland und die zum Reich gekommenen Teile Nordmährens. Bei einer Höhenlage zwischen 200 und 500 m wird eine Jahrestemperatur zwischen 4—8,5° C, und Niederschläge zwischen 600 bis 800 mm gemessen. Der Anteil des Ackerlandes an der landwirtschaftlichen Nutzfläche beträgt nur noch 60—70 Prozent. Hier hat der Wald und das Grünland wieder einige Bedeutung, und zwar wachsend mit der steigenden Höhenlage. Gleichlaufend nimmt der Weizen und die Sommergerste zugunsten des Roggens und Hafers, die Zuckerrübe zugunsten der Kartoffeln und Futterrüben ab. In den Zonen mit etwas stärkeren Niederschlägen (um 800 mm) und bei leichteren Böden tritt der Kartoffelbau noch entscheidender in den Vordergrund. Es sind dies die Getreide-Kartoffelbaugebiete. Hier hat Weizen und Sommergerste kaum noch eine größere Bedeutung. Die Hauptfrüchte sind Roggen, Kartoffeln und Hafer.

Es wurde in dem Abschnitt über das Grünland bereits hervorgehoben, daß in den Höhenlagen die Viehwirtschaft für die landwirtschaftliche Erzeugung der allein ausschlaggebende Faktor ist.

Um das Bild über die Standorte der landwirtschaftlichen Produktion zu vervollständigen, muß gesagt werden, daß die Rindviehhaltung in den Gebieten mit der intensivsten landwirtschaftlichen Nutzung rein zahlenmäßig je Hektar am stärksten ist. Vor allen Dingen beschafft der umfangreiche Rübenbau und der Feldfutterbau die nötige Futtergrundlage für eine starke Tierhaltung. Die Bezirke mit vorwiegend kleinen Betriebsgrößenklassen sind auch hier naturgemäß die viehstärkeren. Eine Ausnahme stellt Südmähren dar in den Bezirken, in welchen der Wein-, Obst- und Gartenbau im Vordergrund steht. Die schwächste Rindviehhaltung auf die Flächeneinheit finden wir im allgemeinen in der Getreidebauzone, die stärkste Schweinehaltung im Rübenbaugebiet, vor allen Dingen in den Teilen mit kleineren Betriebsgrößenklassen und im nordmährischen Kartoffelbaugebiet. Recht stark ist auch die Schweinehaltung in den verkehrsfernen Teilen der Getreidebauzone und in denen mit großer Bevölkerungsdichte.

Abschließend kann die Feststellung getroffen werden, daß unser deutsches Bauerntum der Sudetenländer in dem historischen Abschnitt des Volkstumskampfes eine beispiellose Bewährungsprobe abgelegt hat. Die geschilderte kulturelle und wirtschaftliche Leistung wurde vollbracht unter den härtesten natürlichen Bedingungen und dem schärfsten politischen und wirtschaftlichen Druck.

Aber dieser Zustand des unaufhörlichen Kampfes hat die besten Kräfte des sudetendeutschen Bauerntums zur Entfaltung gebracht. Nach Abschluß des Volkstumskampfes stehen jetzt alle diese Kräfte für das Aufbauwerk des Führers bereit. Auch auf diesem Kampfabschnitt wird das sudetendeutsche Bauerntum bald vorbildlich vorangehen.

Moltke und der Erbhofgedanke

Vorbemerkung: Daß Helmuth von Moltke, insbesonders nach dem Kriege 1870/71, mit immer größerer Sorge das um sich greifende kapitalistische Denken im deutschen Volksleben beobachtet hat und vor allen Dingen die fortschreitende Entwurzelung des deutschen Bauernstandes als den Anfang vom Ende klar erkannt hatte, wissen wir aus mancherlei Aeußerungen dieses genialen Strategen. Aber nur wenigen Heutigen dürfte bekannt sein, und ist es auch dem Unterzeichneten bis zur Stunde nicht gewesen, daß die letzte politische, der Oeffentlichkeit übergebene Tat des Feldmarschalles der Antrag eines Gesetzes vor dem Reichstage gewesen ist, welches überraschende Parallelen zum geltenden Reichserbhofgesetz erkennen läßt. Wenn wir auch heute unter einer „Heimstätte" etwas anderes verstehen, als unter einem „Erbhof", so beweist doch das Folgende, daß der greise Feldmarschall im wesentlichen das wollte, was wir Nationalsozialisten im Reichserbhofgesetz verwirklicht haben: Die Herauslösung des Bauernhofes aus den Spielregeln der kapitalistischen Wirtschaftsgesetze. Wie sehr die Behauptung tatsächlich zutrifft, ergibt sich aus einer zeitgenössischen Aeußerung zu dem Moltke'schen Gesetzentwurf, welche wir daher im Anschluß an den nachgedruckten Gesetzentwurf bringen. R. Walther Darré.

Entwurf

eines

Heimstättengesetzes für das Deutsche Reich

(verfaßt von R. von Riepenhausen),

eingebracht von Graf von Dönhoff-Friedrichstein, Graf von Douglas, Gehlert, Lutz, Menzer, Feldmarschall Graf Moltke und Genossen.

Der Reichstag wolle beschließen:

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen etc. verordnen im Namen des Reiches, nach erfolgter Zustimmung des Bundesrates und des Reichstages, was folgt:

§ 1

Jeder Angehörige des Deutschen Reiches hat nach vollendetem 24. Lebensjahre das Recht zur Errichtung einer Heimstätte (d. h. einer ländlichen Besitzung von mäßiger Größe, welche die Bestimmung hat, im dauernden Besitz der Familie zu bleiben. D. V.).

§ 2

Die Größe einer Heimstätte darf die eines Bauernhofes nicht übersteigen. Sie muß wenigstens einer Arbeiter- oder Bauernfamilie Wohnung gewähren und die Produktion der notwendigen Nahrungsmittel ermöglichen.

Notwendiges Zubehör einer jeden Heimstätte sind:

1. Die Wohnung des Heimstätteneigentümers,
2. die notwendigen Wirtschaftsgebäude,
3. das zum Wirtschaftsbetriebe unentbehrliche Gerät, Vieh- und Feldinventar, sowie die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, welche zur Fortsetzung der Wirtschaft bis zur nächsten Ernte unentbehrlich sind.

§ 3

Der zur Heimstätte festzulegende Besitz darf nur bis zur Hälfte des Ertragswertes mit Renten, welche durch Amortisation zu tilgen sind, verschuldet sein. Die Errichtung ist bedingt durch Umwandlung der den Grundbesitz zur Zeit belastenden Hypotheken und Grundschulden in amortisierbare Renten.

Höher verschuldeter Besitz kann von den durch die Landesgesetzgebungen zu errichtenden Landes-Heimstättenbehörden zur Gründung von Heimstätten zugelassen werden, wenn der Besitzer die Verpflichtung übernimmt, die über die Hälfte des Ertragswertes hinausgehenden Hypotheken und Grundschulden mit 1 vH. für das Jahr zu tilgen und die Tilgung nach Ermessen der Landes-Heimstättenbehörden gesichert erscheint. Verstärkte Amortisation ist gestattet.

§ 4

Schulden dürfen auf Heimstätten nicht eingetragen werden. Mit Bewilligung der Heimstättenbehörde können bis zur Hälfte des Ertragswertes Rentenschulden mit einer dem Zweck entsprechenden Amortisationsperiode eingetragen werden: 1. Im Falle einer Mißernte, 2. zu notwendigen Meliorationen, 3. zur Abfindung von Miterben.

§ 5

Die Heimstätte unterliegt der Zwangsvollstreckung nur in folgenden Fällen:

1. Wenn die Forderungen aus der Zeit vor Errichtung der Heimstätte stammen und nicht drei Jahre nach Veröffentlichung der Heimstättenqualität verflossen sind,
2. auch nach Errichtung wegen rechtskräftiger Ansprüche aus Lieferungen, die zur Errichtung und zum Ausbau der Heimstätte verbraucht sind,
3. wegen rückständiger Renten und Steuern.

In den Fällen zu 2 und 3 ist als Vollstreckungsmaßregel nur die von der Heimstättenbehörde zu vollziehende Zwangsverwaltung der Heimstätte zulässig.

§ 6

Die Heimstätte ist unteilbar und — vorbehaltlich des Nießbrauchsrechts der Witwe des letzten Besitzers — durch Erbgang, im Falle des Vorhandenseins mehrerer Miterben nur auf einen derselben, übertragbar.

Behufs Zusammenlegung von Ländereien kann mit Genehmigung der Heimstättenbehörde Umtausch von Ländereien stattfinden.

§ 7

Die Veräußerung der Heimstätte unter Lebenden ist nur mit Genehmigung der Ehefrau des Heimstättenbesitzers zulässig.

Niemand darf mehr als eine Heimstätte erwerben.

§ 8

Der Landesgesetzgebung bleiben alle näheren Bestimmungen überlassen und speziell:

1. Die Bestimmungen der Maximal- und Minimalgröße der Heimstätten innerhalb der in § 2 angegebenen Grenzen,
2. die Abgrenzung der Steuerfreiheit der kleineren und kleinsten Heimstätten,
3. die Regelung des Nießbrauchrechts der Witwe des verstorbenen Heimstättenbesitzers an der Heimstätte,
4. die Errichtung der Heimstättenbehörde,
5. die Errichtung der Heimstätten-Rentenbanken,
6. die Ordnung des Heimstätten-Erbrechts.

Berlin, den 21. Juni 1890.

Die Mitunterzeichneten sind:

Graf von Dönhoff-Friedrichstein, Graf von Douglas, Gehlert, Lutz, Menzer, Feldmarschall Graf von Moltke, Prinz von Arenberg, Graf von Ballestrem, von Jagow (Rühstädt), Dr. Kropatscheck, Freiherr von Manteuffel, Marbe, von Normann, Reichsgraf von Pückler, Freiherr von Schleinitz, Bock (Minden), von Bredow, von Busse, von Colmar-Meyenburg, Graf zu Dohna-Schlobitten, Dr. von Frege, Freiherr von Gültlingen, Baron von Gustedt-Loblaken, Graf von Holstein, Freiherr von Hornstein, Freiherr von Hüne, von Staudy.

Eine Aeußerung über den Riepenhausenschen Heimstätten-Gesetzentwurf, wie er dem Reichstage vorliegt

Geheimer Justizrat Dr. O. Gierke, Professor an der Universität zu Berlin.

Was ich heute zu sagen habe, das ist lediglich meine volle Zustimmung in allem Wesentlichen. Ich halte diesen Entwurf für die geeignete Grundlage eines Reichsgesetzes, welches, richtig durchgeführt, unserm Vaterlande unermeßliche Dienste leisten könnte.

Durchweg stimme ich den Gedanken zu. Nicht bloß die Gesundheit unserer ländlichen Verhältnisse, sondern die Erhaltung oder vielmehr, wie es leider heißen muß, die Wiederherstellung der Harmonie in unserer gesamten Volkswirtschaft hängt in erster Linie davon ab, daß wir dem Grundbesitz nicht länger das Recht des beweglichen

Kapitals aufzwängen, sondern ihm das Recht gewähren, das mit ihm geboren ist. Hier vor allem stellt sich die Frage, ob in Deutschland römisches Recht oder deutsches Recht gelten soll, als eine Lebensfrage unseres Volkstums dar. Schreiten wir in der Romanisierung unserer Rechtsordnung bis zum Nivellement des Immobiliar- und Mobiliarsachenrechts fort, so werden wir rettungslos einer Entwicklung zugetrieben, die nur entweder in greisenhafter Erstarrung oder im sozialen Umsturz enden kann. Schöpfen wir dagegen aus der Tiefe unseres deutschen Rechtsbewußtseins ein der wirtschaftlichen Eigenart des Grundbesitzes und zugleich den gesellschaftlichen Bedürfnissen der Gegenwart entsprechendes selbständiges Liegenschaftsrecht, so verjüngen wir unsere Lebenskraft und dürfen hoffen, stark und groß genug zu bleiben, um durch die soziale Reform die soziale Revolution abzuwehren. Wenn die Anhänger deutschrechtlicher Bestrebungen von ihren Gegnern mit nur allzuviel Erfolg bei der leichtgläubigen Menge immer wieder verdächtigt werden, die Rückkehr zum Recht des Mittelalters zu betreiben, so wissen sie selbst wohl, daß nur Toren die Wiederbelebung abgestorbener Daseinsformen unternehmen. Aber der Geist des deutschen Rechtes ist nicht tot! Er lebt und ist reich genug an schöpferischer Kraft, um neue Formen hervorzubringen, in denen der gesamte Inhalt des modernen Daseins geborgen und zugleich die ererbte Kultur in stets tieferem und breiterem Strom der Zukunft zugeleitet werden kann.

Ein solcher frischer Sproß am uralten Baume des deutschen Rechtes wäre dieses Heimstättengesetz.

Durch und durch ist es deutsch. Denn ihm liegt der in unserem Rechtsbewußtsein durch alle Vorherrschaft des römischen Rechts nicht ausgetilgte nationale Gedanke zugrunde, daß die Hofstätte mit ihrem Zubehör nicht bloß ein Vermögensstück oder gar eine Ware, sondern eine „Heimat", die Basis eines Familienlebens und seiner wirtschaftlichen und ethischen Betätigung ist. Indem das Heimstättenrecht eine solche Hofstätte der Verschlingung durch das beutelustige bewegliche Kapital, der Zertrümmerung durch die Wechselfälle des Verkehrs und des Erbganges sowie der Aufsaugung durch den Großgrundbesitz entzieht, sorgt es für die Verwirklichung des bewußt oder unbewußt in unserer Landbevölkerung bis heute lebenden Rechtsideals. Zugleich aber verbürgt es dem Staat und der Gesellschaft alle diejenigen Schutzwehren, welche ein Stand mit dem Boden verwachsener, an der ererbten Scholle liebevoll hängender, in Berufstreue gefesteter mittlerer und kleiner Grundbesitzer nach den Erfahrungen aller Zeiten gegen die zersetzenden und entsittlichenden Mächte zu bieten vermag.

Endlich wäre es ein besonders wohltätiges Ereignis, wenn das Deutsche Reich vor dem Abschluß des Bürgerlichen Gesetzbuches ein Gesetz wie dieses erließe. Ich will hier nicht die Bedenken wiederholen, die ich wider den ganzen Geist des Entwurfes dieses Gesetzbuches ausgesprochen habe. Soviel aber ist gewiß, daß von einem Schutz des kleinen Grundbesitzes, von einer Fortbildung des deutschen Bauernrechtes, von

einer Wiedererweckung des nationalen Gedankens der „Heimat" in diesem Entwurfe nichts zu finden ist. Zweifellos wird der Entwurf noch eine Umarbeitung erfahren. Wäre inzwischen vom Reiche selbst ein Gesetz wie das Heimstättengesetz erlassen, so müßte das künftige Gesetzbuch hierauf Rücksicht nehmen und würde schon hierdurch gezwungen, bei der Behandlung des Immobiliarsachenrechtes andere Bahnen einzuschlagen. Auch würde dieses Heimstättengesetz ein leuchtendes Beispiel dafür aufstellen, wie es möglich ist, auf Gebieten, auf denen die Unterschiede der wirtschaftlichen Verhältnisse und der eingelebten Sitten in den deutschen Gauen die Uniformierung verbieten, ein gemeines Recht zu schaffen, das gleichwohl für alle berechtigten Eigentümlichkeiten Raum läßt.

Günther Pacyna:

Wirtschaftsgesinnung und Wirtschaftsgestaltung

Die Wirtschaftsgesinnung eines Volkes ist ein untrüglicher Maßstab für die Beurteilung seines Wesens. Nichts aber zeigt uns die Wirtschaftsgesinnung eines Volkes deutlicher als die Antwort, die es auf die Frage nach Sinn und Ziel der menschlichen Arbeit gibt. Allerdings liegt gerade dem arbeitenden Menschen die Antwort auf diese Frage nicht auf der Zunge. Es ist vielmehr eine alte Erfahrung, daß Menschen, die viel über die Arbeit reden, selbst nur zuwenig arbeiten. Diesen Lobrednern der Arbeit hat der so scharf beobachtende Volkswitz die Redensart in den Mund gelegt: „Es ist doch etwas Schönes um die Arbeit. Stundenlang kann ich zusehen." Auch vielen unserer Wirtschaftstheoretiker möchte man manchmal etwas innigere Bekanntschaft mit der harten Alltagsarbeit der vielen Tausende von Menschen wünschen, deren Zusammenwirken die Wirtschaft eines Volkes gestaltet; dann würden manche wohlklingenden Theorien weniger glatt von den Lippen fließen. Der arbeitende Mensch pflegt im allgemeinen über den Sinn seiner Arbeit ebensowenig zu sprechen wie etwa das Frontschwein über den Sinn des Soldatentums. Der Bauer aber ist vielleicht der schweigsamste unter den arbeitenden Menschen. Was nützen Worte, wenn nicht die Taten für sich selbst sprechen? Der ist kein guter Bauer, der nicht so denkt.

Diese Eigenschaft erklärt auch seine ausgesprochene Abneigung gegen alle Theorie, insbesondere Wirtschaftstheorie. Alle wirtschaftstheoretischen Lehren erscheinen dem Bauern recht wohlfeil angesichts der Tatsache, daß schließlich er es ist, der für ihre Umsetzung in die Praxis mit seinem Hab und Gut einstehen muß. Und diese Tatsache wiegt um so schwerer, je stärker der Bauer und seine Sippe in ihrem angestammten

Hofe verwurzelt sind. Die bäuerliche Abneigung gegen die bloße Theorie ist noch immer der wirksamste Schutz gegen vorschnelle Neuerungen gewesen, für die Weltverbesserer ohne eigene Verantwortung stets mit verdächtigem Eifer zu haben sind; aber diese Abneigung gegen die Theorie kann auch in Zeiten des Umbruches zu einem gefährlichen Hemmschuh der Entwicklung werden, wenn es der Wirtschaftsführung nicht gelingt, auf einem anderen Wege als über die theoretische Erkenntnis notwendiger Neuerungen bestimmenden Einfluß auf die bäuerliche Wirtschaftsgesinnung, die eigentliche Triebkraft des bäuerlichen Wirtschaftens, zu gewinnen.

Gerade deswegen aber ist und bleibt wichtigste Voraussetzung einer erfolgreichen Wirtschaftsführung genaue Kenntnis der Wirtschaftsgesinnung als der eigentlichen Triebkraft des Wirtschaftens. Die Technik der Wirtschaft ist nur Instrument, Handwerkszeug oder Waffe, und es kommt alles darauf an, in welchem Geist und zu welchem Zwecke sie gehandhabt wird. Jede Entdeckung, jede Erfindung kann sowohl dem Eigennutzen wie dem gemeinen Nutzen dienen. Für ihre Auswirkung ist es entscheidend, in wessen Dienst sie gestellt wird. Diese Abhängigkeit der Wirtschaftsgestaltung von der Wirtschaftsgesinnung besagt aber im letzten Grunde nichts anderes, als daß die Wirtschaftsgestaltung blutsgebunden, artbedingt ist; denn Gesinnung ist dem Menschen eingeboren, ist ein Blutserbe. Man kann dieses Blutserbe entweder entwickeln und entfalten, zur Blüte und Frucht bringen oder hemmen, unterdrücken und verkümmern lassen; niemals aber kann man es aus einem Nichts schaffen. Diese eingeborene Wirtschaftsgesinnung ist daher die kostbarste Wirtschaftskraft, die dem Wirtschaftsführer anvertraut ist.

Die Artgebundenheit der bäuerlichen Wirtschaftsgesinnung ist nicht nur der Schlüssel zum Verständnis der bäuerlichen Wirtschaftsgesinnung, sondern erlaubt es auch, wirtschaftspolitisch trotz aller mannigfaltigen stammlichen und landschaftlichen Verschiedenheiten von einem deutschen Bauerntum schlechthin zu sprechen, das deutsche Bauerntum als eine natürliche wirtschaftspolitische Einheit zu behandeln und einzusetzen. Der Einheit des deutschen Volkstums entspricht die Einheit des deutschen Bauerntums. Ja, diese Einheit ist, da das deutsche Volk seinem Ursprung nach ein Bauernvolk ist, das unsichtbare Band der größeren Einheit des deutschen Volkes. Daher ist es kein Zufall, daß die Mobilisierung des deutschen Bauerntums im Dienste der nationalsozialistischen Freiheitsbewegung und damit im Dienste der Befreiung und Gesundung des deutschen Volkes einsetzte mit zwei Akten eigener Wiederbesinnung: der Wiederbesinnung auf die völkische Blutsgebundenheit des deutschen Bauerntums in allen seinen Lebensäußerungen und der Erkenntnis der unbedingten und daher unlösbaren Verbundenheit von Volks- und Bauernschicksal, die eine Rettung auf eigene Faust, unabhängig vom deutschen Volksschicksal, unmöglich machte. Das Werk des Reichsbauernführers R. Walther Darré „Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse“, das seine kämpferische Auswertung in der Losung von Blut und Boden fand, ist ein bleibendes Dokument dieser zwiefachen Selbstbesinnung.

Diese Erinnerung an die Kampfzeit hat nicht nur geschichtlichen Wert, sondern unmittelbare Gegenwartsbedeutung. Das Gesetz, unter dem eine Bewegung angetreten ist, ist eine wirksame Kraft, solange diese Bewegung wirksam ist. Die Art der Mobilisierung deutscher Bauernkraft durch den Nationalsozialismus widerlegt die klassenkämpferische Zwecklüge einer überwundenen Vergangenheit, daß die innerste Triebkraft bäuerlichen Seins nichts als kleinliche Eigensucht sei, viel zu kurzsichtig, um über den eigenen Hofzaun hinaussehen zu können.

Da selbst die Ewig-Gestrigen an dieser Tatsache nicht völlig vorübergehen können, so wenden sie mit der Miene überlegenen Besserwissens mit Vorliebe folgendes ein: „In der Kampfzeit war die Not des Bauern so groß, daß er nichts mehr zu verlieren hatte, und wer nichts mehr zu verlieren hat, der kann leicht uneigennützig handeln. Jetzt aber, wo die Wirtschaft wieder ihren normalen Gang geht, da zeigt es sich sehr bald, daß der Rechenstift die Wirtschaft regiert, daß Erwerb und noch einmal Erwerb die Seele auch der bäuerlichen Wirtschaft ist." In der Regel pflegen diese Klugredner, um dem Nationalsozialismus — denn er regiert ja nun einmal! — wenigstens eine Konzession zu machen, dann noch den nationalsozialistischen Grundsatz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" in die Parole abzuwandeln oder — deutlich gesprochen — zu verfälschen: „Durch Eigennutz zum Gemeinnutz." Sind sie aber erst so weit, dann spielen sie ihren letzten Trumpf aus, indem sie auf die zahlreichen nationalsozialistischen Maßnahmen zur Hebung der bäuerlichen Wirtschaft hinweisen, um diese, je nach ihrem eigenen Interessenstandpunkt, als zu weitgehend abzulehnen oder als völlig ungenügend zu bekritteln. Dabei flüstern sie jedem, bei dem sie es riskieren können, ins Ohr: „Auch der Nationalsozialismus kocht, wie alle Sterblichen, nur mit Wasser! Und mit dieser Bemerkung glauben sie dann, geradezu schlagend bewiesen zu haben, daß eben doch Eigennutz das Regiment in der Wirtschaftspolitik führt.

Die so reden, gehören in der Regel zu jenen abgetakelten Wirtschaftspolitikern, die in der Kampfzeit vor der Machtübernahme durch eine Zollerhöhung hier und eine Subvention dort versuchten, den Stimmzettel der Bauern zu erkaufen, und diese vor dem Eintreten für die nationalsozialistische Freiheitsbewegung als wirtschaftlichen Selbstmord warnten. Diese falschen Propheten verdienen es wirklich nicht, daß man sich mit ihnen auseinandersetzt; wohl aber ist eine Auseinandersetzung um der Sache willen, um die es geht, notwendig. Die geschilderten Gedankengänge sind ein seltsames Gemisch von groben Unwahrheiten und gleißenden Halbwahrheiten. Dabei sind wie immer die Halbwahrheiten gefährlicher als die von jedem greifbaren Unwahrheiten; denn sie spekulieren auf die zahlreichen Halbunterrichteten, die nur die wahre Hälfte erkennen und daher nur zu geneigt sind, die angehängte Lüge auch als wahr hinzunehmen.

Kennzeichnend ist schon die innere Verlogenheit des Ausgangspunktes jener Gedankengänge: Wessen Leben der Eigennutz regiert, der sieht, wie die Erfahrung lehrt, auch in der größten Not nur den persönlichen Vorteil und jagt ihm ohne

Rücksicht auf die Allgemeinheit nach. Nach mir die Sintflut! Das ist die Stimmung, die ihn beherrscht und die ihn zu jedem Einsatz für den gemeinen Nutzen unfähig macht. Sein Leben einzusetzen, um es zu gewinnen, kann nur derjenige, für den das Leben nicht Selbstzweck, sondern Dienst im Banne einer höheren Idee ist. Das deutsche Bauerntum hat diese Einsatzfähigkeit — es sei nur auf den großen Bauernkrieg um das Schicksal des mittelalterlichen Kaiserreiches hingewiesen — im Laufe seiner Geschichte mehrfach bewiesen, und in diesem Sinne will auch sein Einsatz in der nationalsozialistischen Freiheitsbewegung verstanden werden. Gewiß ging der nationalsozialistische Freiheitskampf auch um die Rettung des Bauerntums. Wie konnte es anders sein bei einer Bewegung, zu deren Grunderkenntnissen die feste Schicksalsverbundenheit aller schaffenden Kräfte des deutschen Volkes gehört? Aber die Rettung des Bauerntums war nicht Selbstzweck, sondern Heilmittel zur Gesundung des deutschen Volkes und daher untrennbar von der Durchsetzung des Gesamtprogramms der nationalsozialistischen Freiheitsbewegung. Diese Erkenntnis war nirgends stärker als in den Reihen der nationalsozialistischen Bauern selbst, und diese bildeten den Kern des deutschen Bauerntums. Wäre das nicht der Fall gewesen, so wäre das verzweifelte Liebeswerben des sterbenden Parlamentarismus um das Bauerntum nicht so wirkungslos geblieben; doch das Bauerntum ließ sich durch die parlamentarischen Liebesgaben nicht beirren. Es wußte, daß es — im tiefsten Sinne des Wortes — ums Ganze ging. In dieser Haltung des deutschen Bauerntums während der Kampfzeit zeigte sich seine wahre Wirtschaftsgesinnung, zeigte es sich, daß der als eigennützig und kurzsichtig so verschriene deutsche Bauer einsatzfähig und einsatzbereit bis zum letzten für den gemeinen Nutzen ist, wenn es gelingt, zum wahren Kern seines Seins vorzustoßen.

Diese Tatsachen können jene Lobredner des Eigennutzes zwar nicht bestreiten; aber — so wenden sie ein: „Die Kampfzeit war eine Hochzeit der Begeisterung, der Opferbereitschaft und Leistungssteigerung. Solche Zeiten können nicht ewig dauern, und sie gehen nur zu schnell vorüber. Kommt erst der Alltag zu seinem Recht, dann schweigen die großen Gefühle. Vom Dank des Vaterlandes kann man nicht leben, wenn er nicht Ausdruck in klingendem Lohn, und zwar in möglichst hohem Lohn findet!" Versucher lügen nie unverschämter, als wenn sie scheinbar die reinste Wahrheit sprechen. So auch in diesem Falle. Niemand ist dem echten Bauern so zuwider als jene Gefühlsakrobaten, die sich zu jeder Stunde auf Befehl begeistern können. Das ist nicht Mangel an Gefühlstiefe, wie oberflächliche Beobachter dem Bauern vorschnell vorgeworfen haben, sondern Ausfluß seines Bewußtseins, daß seine stille Alltagsarbeit, seine Pflichttreue im kleinen der tragende Grund des nationalen Lebens ist; denn wer nicht säet, kann auch nicht ernten. Ohne die Arbeit des Bauern hungert das Volk. Das gilt zu allen Zeiten, und daher zieht es den echten Bauern auch immer wieder sehr schnell mit Gewalt zu seinem Pfluge. Dieses Verhalten bedeutet keinen Rückzug von den großen Lebensfragen der Nation, sondern im Gegen-

teil die Erkenntnis, daß Bauersein der beste Dienst am Volke ist, den der Bauer als Bauer leisten kann. Er kann nur sein Bestes geben, wenn er sich selbst gibt. Wem das zuwenig ist, der hat keine Ahnung von der lebensgesetzlichen Bedeutung des Bauerntums für die Gesamtheit des Volkes.

So gewiß es richtig ist, daß der echte Bauer nur als Bauer sein Bestes geben kann, so richtig ist es auch, daß der Bauer ein sehr ausgeprägtes Gefühl dafür hat, daß jede Arbeit ihren Lohn verdient. Ist diese Tatsache aber wirklich schon ein Beweis dafür, daß Eigennutz das bäuerliche Handeln regiert? Wenn beispielsweise ein Schuster um seinen Lohn für ein Paar gelieferte Schuhe betrogen wird, so verliert er den Arbeitsertrag zweier, wenn es hoch kommt, dreier Tage. Wenn ein Bauer um den Lohn für seine Ernte betrogen wird, so verliert er den Arbeitsertrag eines ganzen mühevollen Jahres. Ist es angesichts dieser Tatsache wirklich so verwunderlich, daß die Forderung nach gerechtem Arbeitslohn ein entsprechendes Schwergewicht in seinem Denken gewonnen hat?

Etwas anderes kommt noch hinzu. Der Bauer von heute hat eine jahrzehntelange Entwicklung hinter sich, durch die geradezu systematisch sein gerechter Arbeitslohn immer stärker geschmälert wurde, bis er in ein Nichts zu zerrinnen drohte. Trotzdem hat der Bauer vor dieser Entwicklung nicht kapituliert. Er hat sie in seiner Weise zu bekämpfen versucht durch eine stete Leistungssteigerung, die auch durch den Umstand nicht geringer wurde, daß sie von der Mehrzahl des deutschen Volkes kaum gesehen, geschweige denn gewürdigt wurde. Größer jedoch als diese landwirtschaftliche Leistungssteigerung war die Entwertung des Ertrages der landwirtschaftlichen Arbeit. Daher erscheint es auf den ersten Blick zunächst als verwunderlich, daß trotzdem diese Leistungssteigerung möglich war. Oberflächliche Beobachter folgerten denn auch daraus, daß die Notlage des Bauerntums wohl doch nicht so schlimm sein könne, wie sie immer hingestellt wurde. Geht man aber jenem scheinbaren Geheimnis auf den Grund, so enthüllt sich erst die Tragik der Entwicklung der bäuerlichen Lage in den letzten Jahrzehnten. Die landwirtschaftliche Leistungssteigerung in den letzten Jahrzehnten war nur möglich durch eine fortschreitende unsichtbare Enteignung des Bauerntums. Unsichtbar — nicht zuletzt dem Bauerntum selbst — blieb dieser Vorgang vor allem deswegen, weil es dem Bauerntum im Innersten fremd war, an seine Arbeit den Maßstab kapitalistischer Ertragsrechnung zu legen. An und für sich hatte ja eine solche Ertragsrechnung nur eine höchst theoretische Bedeutung; denn während es für jeden gewerblichen Betrieb eine Selbstverständlichkeit war, daß sich die Preise seiner Erzeugnisse nach den Gestehungskosten einschließlich einer möglichst hohen Verzinsung des Kapitalwertes des betreffenden Betriebes zu richten hatten — andernfalls wurde die Produktion als unrentabel eingestellt —, hatte dieses Grundgesetz der Rentabilitätslehre in der Landwirtschaft keine Geltung. Hier nahm man es als ebenso selbstverständlich an, daß die Erzeugnispreise von Gesichtspunkten bestimmt wurden, die mit den Erzeugungsbedingungen der erzeugenden Betriebe auch

nicht das geringste zu tun hatten, daß die Leistung deutscher Bauernarbeit mit Maßstäben gemessen wurde, die allenfalls für Plantagenneger und Kulis angebracht waren.

Der Bauer selbst hatte, auch wenn er der beste Wirtschafter war, keine Möglichkeit, an diesem Zustande etwas zu ändern. Er hatte, im Grunde genommen, lediglich die Wahl, auf verlorenem Posten bis zum bitteren Ende auszuharren oder landflüchtig zu werden. Nur eine Arbeitsgesinnung, die mit fanatischer Schollenverbundenheit Bauernarbeit als eine Sache um ihrer selbst willen leistete, konnte unter diesen Umständen durchhalten. In dem Augenblick, wo kapitalistisches Rentabilitätsdenken diese bäuerliche Arbeitsgesinnung verdrängte, mußte die Entscheidung auf Landflucht lauten; denn, vom Standpunkt kapitalistischen Rentabilitätsdenkens aus betrachtet, war die Lage der Landwirtschaft geradezu hoffnungslos, und von hier aus gesehen war es durchaus konsequent, wenn führende liberale Wirtschaftspolitiker in Deutschland geneigt waren, die heimische Landwirtschaft auf Abschreibekonto zu setzen.

Nun soll und darf durchaus nicht übersehen werden, daß das kapitalistische Rentabilitätsdenken auch in weite Kreise des Bauerntums immer stärker einzudringen begann. Die Entwicklung der landwirtschaftlichen Betriebslehren in den letzten Jahrzehnten vor der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus ist ein klassisches Beispiel dafür. Wenn trotzdem dieser Einbruch zunächst nicht die verheerenden Folgen hatte, die zu fürchten waren, so kam das nun daher, daß dieses kapitalistische Rentabilitätsdenken bei der Übertragung auf die Landwirtschaft gerade bei dem entscheidenden Punkte sozusagen aussetzte. Während es bei jeder gewerblichen Ertragswertrechnung eine Selbstverständlichkeit war, daß der den Gewerbebetrieb als solchen mit allen seinen Betriebsanlagen repräsentierende Kapitalswert „angemessen" verzinst werden mußte, so kam bei der landwirtschaftlichen Ertragswertrechnung der Wert, den der Grund und Boden als die eigentliche Erzeugungsgrundlage repräsentierte, nur soweit in Ansatz, als er beliehen war, und für das auf ihm lastende Leihkapital Schuldzinsen aufgebracht werden mußten. An eine Verzinsung des im Grund und Boden steckenden Eigenkapitals des Betriebsinhabers wurde überhaupt nicht gedacht. Ein landwirtschaftlicher Betrieb war nach allgemeiner Auffassung „rentabel", wenn sein finanzieller Ertrag die Betriebskosten einschließlich der Grundschuldzinsen und Steuern deckte, den Lebensunterhalt des Betriebsinhabers einigermaßen sicherte und, wenn es hoch kam, einen gewissen Spielraum für Betriebsverbesserungen ließ. Aber auch bei Verzicht auf jede Verzinsung des Eigenkapitals war eine immer größere Anzahl von landwirtschaftlichen Betrieben unrentabel. Der Verzicht auf eine Verzinsung des Eigenkapitals war jedoch, vom kapitalistischen Standpunkt aus betrachtet, ein grober Rechenfehler, der praktisch auf eine freiwillige Selbstenteignung der landwirtschaftlichen Betriebsinhaber hinauslief.

Dem Bauern kam diese Tatsache nicht zum Bewußtsein, weil es seinem ganzen Denken und Fühlen widersprach, seinen Grund und Boden als Eigenkapital anzusehen. Seinem ganzen Rechtsempfinden nach, das seine Wurzeln in der alten germanischen

Rechtsauffassung hat, betrachtete der Bauer sein Verhältnis zu dem angestammten Grund und Boden als das eines Treuhänders seiner Sippe und eines Lehenträgers seines Volkes. Dieser Gedanke der Treuhänderschaft bildete den Kern des bäuerlichen Seins. Solange er unverfälscht blieb, schloß er jede privatkapitalistische Betrachtungsweise des Grund und Bodens aus. Aber dieses zähe Festhalten des Bauern an seiner urdeutschen Bodenrechtsauffassung konnte nichts an der Tatsache ändern, daß das Bodenrecht ein anderes geworden war und den Bauern und seine Scholle trotz seines heftigen Widerstrebens immer stärker in seinen Geltungsbereich einbezog. Im Zeichen des freien Grundstückverkehrs, der Freiteilbarkeit und Freiverschuldbarkeit nahm der Grund und Boden zwangsläufig Kapitalcharakter an. Der beste Beweis dafür ist die sich in diesen Jahrzehnten in einem fieberhaften Auf und Ab vollziehende Bodenpreissteigerung. Aber selbst wenn der Bauer auf den Gedanken gekommen wäre, so wäre es ihm doch verwehrt worden, aus dieser Entwicklung für sich die Konsequenz zu ziehen — das durften nur seine Hypothekengläubiger —; denn die ganze wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte vor der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus basierte ja geradezu auf dieser Ausbeutung des Bauern. Um die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Exportindustrie auf dem Weltmarkt zu erziehen, mußten die Lebensmittel ohne Rücksicht auf die einheimischen landwirtschaftlichen Produktionsbedingungen auf ein Mindestmaß gesenkt werden. Durch diese Entwicklung und nur durch sie wurde die gewaltige Forcierung des deutschen Industrieexportes um jeden Preis überhaupt erst ermöglicht. Der Protest des Bauerntums gegen diese Ausbeutung richtete sich, zumal es einer zielbewußten Führung entbehrte, mehr gegen die Symptome als gegen die Ursachen dieser Entwicklung. Diese Tatsache hat das Bestreben der Gegner des Bauerntums, dieses als kurzsichtig und eigensüchtig hinzustellen, nur zu sehr erleichtert, und so unberechtigt dieser Vorwurf ist, so ist er doch ein Erbe, an dem das Bauerntum noch heute zu tragen hat. Es ist daher höchste Zeit, daß mit diesem Vorurteil aus einer überwundenen Vergangenheit einmal endgültig aufgeräumt wird.

Doch ist nicht etwa eine nachträgliche Ehrenrettung des Bauerntums das Wesentliche, worum es sich handelt. Es kommt vielmehr darauf an, sich über die volkswirtschaftlichen und nationalpolitischen Folgen klar zu werden, die die geschilderte Unterbewertung der bäuerlichen Leistung zwangsläufig nach sich zieht. Erst der Sieg des Nationalsozialismus hat eine solche Rechenschaftslegung überhaupt ermöglicht; denn er hat die grundlegende Erkenntnis zum Allgemeingut des deutschen Volkes gemacht, daß Nahrungsfreiheit ein Eckpfeiler der völkischen und staatlichen Freiheit ist. Jeder, der das einmal erkannt hat, muß in einer Unterbewertung der bäuerlichen Leistung die große Gefahr erkennen, die darin besteht, daß, auf die Dauer gesehen, zwangsläufig eine solche Unterbewertung zu einer Minderung der bäuerlichen Leistung selbst führen muß. Diese Leistungsminderung muß eintreten, nicht etwa, weil unter diesen Umständen der Bauer seine Arbeitsliebe und Arbeitslust verliert — diese hat sich auch

in der größten Notlage bisher noch immer als unverwüstlich erwiesen —, sondern weil unter diesen Umständen der Bauer selbst bei bestem Willen und Können gar nicht in der Lage ist, seine Leistung aufrecht zu erhalten.

Die Verzinsung des sogenannten Eigenkapitals könnte, rein theoretisch betrachtet, zwei sehr verschieden zu bewertenden Zwecken dienen: einmal der Ermöglichung privaten Wohllebens, der Erzielung eines Rentengenusses, oder aber der Grundlegung steter Betriebsverbesserung und Leistungssteigerung. Welche Bedeutung der zweiten Funktion im Zeichen der Erzeugungsschlacht zukommt, braucht in dieser Zeitschrift nicht näher begründet werden. In welchem Ausmaße die eine oder die andere Funktion die Verzinsung des Eigenkapitals im gewerblich-industriellen Sektor der deutschen Volkswirtschaft ausgeübt hat und noch ausübt, bleibe in diesem Zusammenhange unerörtert, obwohl sich daraus sehr aufschlußreiche Vergleiche zur Beurteilung der landwirtschaftlichen Lage ergeben. Eine Feststellung aber ist in diesem Zusammenhange unerläßlich: Die Wirtschaftsgesinnung des Bauerntums bürgt dafür, daß die Verzinsung des sogenannten Eigenkapitals in erster Linie den notwendigen Betriebsverbesserungen und den Aufgaben der Erzeugungsschlacht zugute käme, das heißt, daß die volkswirtschaftliche Funktion der Verzinsung über die privatkapitalistische Funktion siegen würde; denn trotz des Einbruches artfremden kapitalistischen Denkens ist die Wirtschaftsgesinnung des deutschen Bauerntums im wesentlichen unverfälscht geblieben, weil sie, in ihren Grundbestandteilen blutsgebunden, einer künstlichen Aufpfropfung des artfremden kapitalistischen Denkens widerstand. Für den echten Bauern bedeutet Bodenbesitz nicht Ausnutzung einer Rentenquelle, sondern Aufgabe und Verpflichtung der Familie, der Sippe, dem Volke gegenüber. So verwandelt seine Wirtschaftsgesinnung den an und für sich privatkapitalistischen Begriff des Eigenkapitals in einen volkswirtschaftlichen und volkspolitischen und mit ihm seine Funktion.

Das Wesen und die Bedeutung, die Führungsleistung der nationalsozialistischen Agrarpolitik aber beruht im tiefsten Grunde darin, daß sie dieser wirtschaftsgestaltenden Kraft der eingeborenen bäuerlichen Wirtschaftsgesinnung bewußt wieder Geltung verschafft im Wirtschaftsleben, ihr zu ihrem natürlichen Recht verhilft und sie auf diese Weise stärkt und weiterentwickelt. Das neue nationalsozialistische Bodenrecht behandelt das Grundeigentum mit einer Konsequenz, der jeder echte Bauer nur zustimmen kann, als Aufgabe und Verpflichtung dem Volksganzen gegenüber. Der Begriff Bauer hat dadurch ein geradezu soldatisches Gepräge bekommen. Diese Ausprägung des bäuerlichen Wesens bedeutet nicht etwa widernatürliche Pressung in eine Zwangsjacke, sondern Artentfaltung zu höchster Leistungsfähigkeit. Die nationalsozialistische Agrarpolitik will nichts Unmögliches, wohl aber das Menschenmögliche möglich machen. Die Stellung des deutschen Volkes in der Welt verlangt gebieterisch die Mobilisierung auch unserer letzten Möglichkeiten. Das sollte uns gerade angesichts der großen außenpolitischen Erfolge unseres Führers stärker denn je bewußt sein. Ein bequemes Phäakendasein wird dem deutschen Volke nie beschieden sein.

So ist auch der Weg des deutschen Bauern vorgezeichnet. Die Totalmobilisierung der deutschen Volkskraft hat auch ihn zum Soldaten des Dritten Reiches gemacht. Er ist stolz darauf und will nichts anderes sein; denn diese Aufgabe entspricht seinem innersten Wesen. Aber wie der beste Soldat einer zeitgemäßen Ausrüstung bedarf, um seine Aufgaben leisten zu können, so ist das — muß das wirklich noch bewiesen werden? — auch beim Bauern der Fall. Unter diesem Gesichtspunkt und unter keinem anderen gilt es, auch die Frage des finanziellen Ertrages der landwirtschaftlichen Erzeugung zu betrachten; denn, so betrachtet, ist dieser finanzielle Ertrag nur ein Mittel weiterer Leistungssteigerung, das heißt weiterer Aufrüstung auch der Landwirtschaft im Dienste der Totalmobilisierung der deutschen Volkskraft.

Wer diese Fragestellung einen erneuten Durchbruch des Rentabilitätsdenkens nennt, der beweist entweder damit, daß er zur Kennzeichnung des einzigartigen Vorganges des nationalsozialistischen Wirtschaftsaufbaues nur alte, abgebrauchte Vokabeln aus einer überwundenen Vergangenheit zur Verfügung hat, oder er beweist — falls er wirklich jene Fragestellung mit der privatkapitalistischen, vom Eigennutz diktierten Rentabilitätsforderung verwechselt —, daß er die Lebensnotwendigkeit unseres Volkes nicht begriffen hat. Die nationalsozialistische Agrarpolitik wird sich durch diese Ewig-Gestrigen nicht beirren lassen. Ihre Aufgabe ist klar, ist ihr vom Führer eindeutig gestellt. Sie heißt Totalmobilisierung der landwirtschaftlichen Leistungsfähigkeit im Dienste des deutschen Volkes. Für die Lösung dieser Aufgaben ist kein Mittel zu teuer, wenn es brauchbar ist. Der beste Bundesgenosse bei der Erfüllung dieser Aufgaben aber ist die eingeborene Wirtschaftsgesinnung des deutschen Bauerntums und ihre wirtschaftsgestaltende Kraft.

Niels Bukh:

Dänische Bauerngymnastik

Die dänische Gymnastik — wie sie vom Verfasser erarbeitet worden ist — hat ihre Grundlage vor allem im Körperbau und in den Entwicklungsmöglichkeiten der arbeitenden Jugend. Diese Erkenntnis verdankt man teils dem Studium der Physiologie und Anatomie und teils den Erfahrungen darüber, wie sich der Körper verändert, einmal unter dem Einfluß der gewohnheitsgebundenen Lebensführung während der ersten Entwicklungsjahre und dann durch die einseitige Einwirkung, die die Erwerbsarbeit unweigerlich gibt, wenn die erwachsene Jugend diese antreten muß.

Die Arbeit der Hände wird in der Regel in stehender, vornübergeneigter Stellung ausgeführt und die geistige Arbeit in entsprechender sitzender Haltung. Und alle

Muskeln müssen ihr Tagewerk in der Regel mit einem bestimmten Teil der Muskulatur ausführen und sich dabei gewöhnlich fast bis zur Ermüdung anstrengen, so daß die ranke Haltung des Körpers vernachlässigt wird.

Der Körper, der von Natur geschmeidig, kräftig und gewandt ist, wird durch die tägliche Arbeit steif und in den Muskelgruppen, die nicht benutzt werden, kraftlos; ebenso wie er allen außerhalb der täglichen Leistungen liegenden Bewegungen und Handlungen gegenüber ungeschickt und unbeholfen wird.

Das rein physische Ziel der Gymnastik ist darum in erster Linie, den steifen, kraftlosen und ungeschickten Jugendtyp in einen geschmeidigen, kraftvollen und gewandten zu verwandeln. Diese drei Begriffe sind die Grundpfeiler der dänischen Gymnastik.

Ein steifer, kraftloser und ungeschickter Mensch ist sowohl unschön als auch untüchtig zu allem, mit Ausnahme dessen, was innerhalb der Erwerbsarbeit liegt, die seine Gestalt so unglücklich geprägt hat.

Ein geschmeidiger, kräftiger und geschickter Mensch dagegen ist schön und kräftig, nicht allein für sein Tagewerk, sondern auch für alle andere praktische Arbeit und den Sport.

Im alten Griechenland benutzte man die vielen verschiedenen Sportarten Gang, Lauf, Sprung, Wurf, Ringen, Schwimmen und Ballspiel zur Volkserziehung. Und alle diese Sportarten zusammen prägten die griechische Jugend gerade mit der Geschmeidigkeit, Kraft und Geschicklichkeit, die eine Schönheit ergaben, auf die die ganze übrige Welt seitdem mit Bewunderung geblickt hat.

Es waren jedoch im eigentlichen Sinne nicht die letzten Sekunden in der Schnelligkeit des Sportlaufs, nicht die letzten Zentimeter in der Höhe des Sprunges oder der Länge des Wurfs, und es war auch nicht das Entscheidende, wer Sieger war im Ringen, Ballspiel oder Faustkampf, was von größter Bedeutung war bei der Einwirkung dieser Sportarten auf den Körperzustand der Jugend. Das, was von Bedeutung war und ihm sein Gepräge gab, war dagegen die Arbeitsentfaltung, die die unzähligen Wiederholungen der Sportübungen ergaben. Die dänische Gymnastik hat sich nach diesen Verhältnissen gerichtet und alle Arbeitsbewegungen der freien Sportarten in Gebrauch genommen. Die geschmeidigmachenden, kraftgebenden und geschicktmachenden Bewegungen für die Beine von den Gang-, Lauf- und Sprungübungen, die entsprechenden für die Arme vom Diskuswurf, Speerwurf und Kugelstoßen, und die geschmeidigmachende und kraftgebende Rumpfarbeit von den unzähligen Drehungen, Beugungen und Spannungen, wie sie sich im griechisch-römischen Ringen finden.

Außerdem hat die Gymnastik all die allgemeinwirkende Geschicklichkeitsarbeit vom sportlichen Ballspiel, Schwimmen und Tanz unter Formen wie Gleichgewichtsarbeit, Springen und Gewandtheitsübungen in Gebrauch genommen.

Wo die Sportarten viele Bahnen, viele Geräte und viel Zeit für Einzelunterricht von vielen Leitern erforderten, da hilft sich die Gymnastik mit einem Saal oder Grasplatz im Freien, wo bis zu 100 in einer Abteilung unter einem einzigen Leiter und mit sehr einfachen Geräten einen starken Vorstoß in richtiger Richtung durch ein paar Stunden wöchentlicher gymnastischer Arbeit erhalten können.

Gymnastik ist somit ein im allerhöchsten Grad volkstümliches Wirkungsmittel und im übrigen ein ganz unentbehrliches Glied der Volkserziehung, wo ein gesundes, schönes und tüchtiges Geschlecht gewünscht wird.

Der erste Teil meiner gymnastischen Arbeit für dänische Jugend — und meiner gymnastischen Vorführungen mit dänischer Jugend — ist die sogenannte „primitive oder Grundgymnastik", deren Grundlage und Ziel ich in vorstehendem zu geben versucht habe. All die verschiedenen Formen der Armschwünge, die im ersten Abschnitt der Stunde vorgenommen werden, haben die Aufgabe, den Ausführenden die Geschmeidigkeit in der Schulterpartie wiederzugeben; ebenso wie die Arbeit mit den Beinen diesen zurückbringen soll, was sie an Freiheit und Federkraft verloren haben. Die verschiedenen Formen von Drehungen und Beugungen des Oberkörpers, die auf die Arbeit mit den Gliedern folgen, haben ganz natürlich zur Aufgabe, die Wirbelsäule in der Brust und damit den Brustkasten selbst frei und geschmeidig zu machen, so daß hier alle Bewegungen frei und ungehindert vor sich gehen können, und daß sich auch die Möglichkeiten für freie und tiefe Atemzüge entwickeln.

Im weiteren Verlauf der Stunde, wo die Gymnasten kniende, sitzende oder liegende Stellungen einnehmen und zuweilen paarweise zusammenarbeiten, ist das Ziel, die Rumpfmuskulatur zu üben und zu stärken, im besonderen Grade die Bauch- und Rückenmuskeln, und außerdem gilt es, der steifen Brustpartie und Brustwirbelsäule Geschmeidigkeit zu verleihen. In diesen niedrigen und festen Stellungen ist die richtige Wirkung sehr leicht zu erzielen, wenn nur das richtige Verständnis für Form und Ausführung der Arbeit vorhanden ist.

Jeder Leiter muß natürlich wissen, in welchen Gelenken und Körperteilen sich Steifheit einfindet, und ferner, welche Muskeln vernachlässigt und zu lang sind, so daß sie verkürzt und gleichzeitig durch Uebung gekräftigt werden müssen, und welche anderen, die zu kurz sind, gedehnt werden sollen — alles, damit die Haltung und Arbeitsfähigkeit so gut wie nur möglich werden können.

Ferner ist die Kenntnis der Nervenwirksamkeit und der Zusammenarbeit zwischen Nerven und Muskeln notwendig, wenn es gelingen soll, wirkliche Geschicklichkeit herauszuarbeiten.

Wenn z. B. im Verlauf des Winters mit einer Jugendabteilung vier bis fünf Monate hindurch mit primitiver Gymnastik gearbeitet worden ist und es geglückt ist, die Körperverhältnisse in Ordnung zu bringen, so daß Geschmeidigkeit, Kraft und

Geschicklichkeit die jugendlichen Körper prägen an Stelle der Steifheit, Schlaffheit und Ungeschicklichkeit, so ist es Zeit, mit der nächsten Form für dänische Gymnastik zu beginnen, die ich als Sportgymnastik bezeichne. In derselben Reihenfolge zeige ich auch meine gymnastische Arbeit bei Vorführungen.

Ziel und Zweck der Sportgymnastik sind es, zu zeigen — auch den Zuschauern —, wie ansprechend und wertvoll es ist, wenn die Jugend die Körperschönheit und Tauglichkeit bewahrt, die ihr gegeben sind.

Wenn alle erworbene Steifheit entfernt ist, alle vernachlässigten Muskeln zu guter Arbeitsfähigkeit ausgebildet sind und an Stelle des Linkischen und Unbeholfenen Gewandtheit und Körperbeherrschung getreten sind, dann wird alles, selbst das Schwierigste, den Ausübenden leicht fallen, und was auch immer ausgeführt wird, ist dann schön, weil die Ausübenden selbst schön geworden sind, jedenfalls, was den Körper und seine Haltung betrifft.

Die Sportgymnastik besteht zu einem Teil aus reinen und plastischen Stellungen, die jede für sich zum Ausdruck bringen sollen, daß dem einen oder anderen der typischen Haltungsfehler oder Mängel abgeholfen worden ist. Ferner sollen alle Uebungen der Sportgymnastik in bezug auf Form und Sicherheit so schwer sein, daß nur der gut durchgearbeitete Gymnast imstande ist, sie auszuführen, und jedenfalls so, daß sie immer ganz nahe der Grenze der Leistungsfähigkeit des Ausübenden liegen. Sonst können die Uebungen nicht mit Recht unter die Bezeichnung Sport- oder Vorführungsgymnastik kommen.

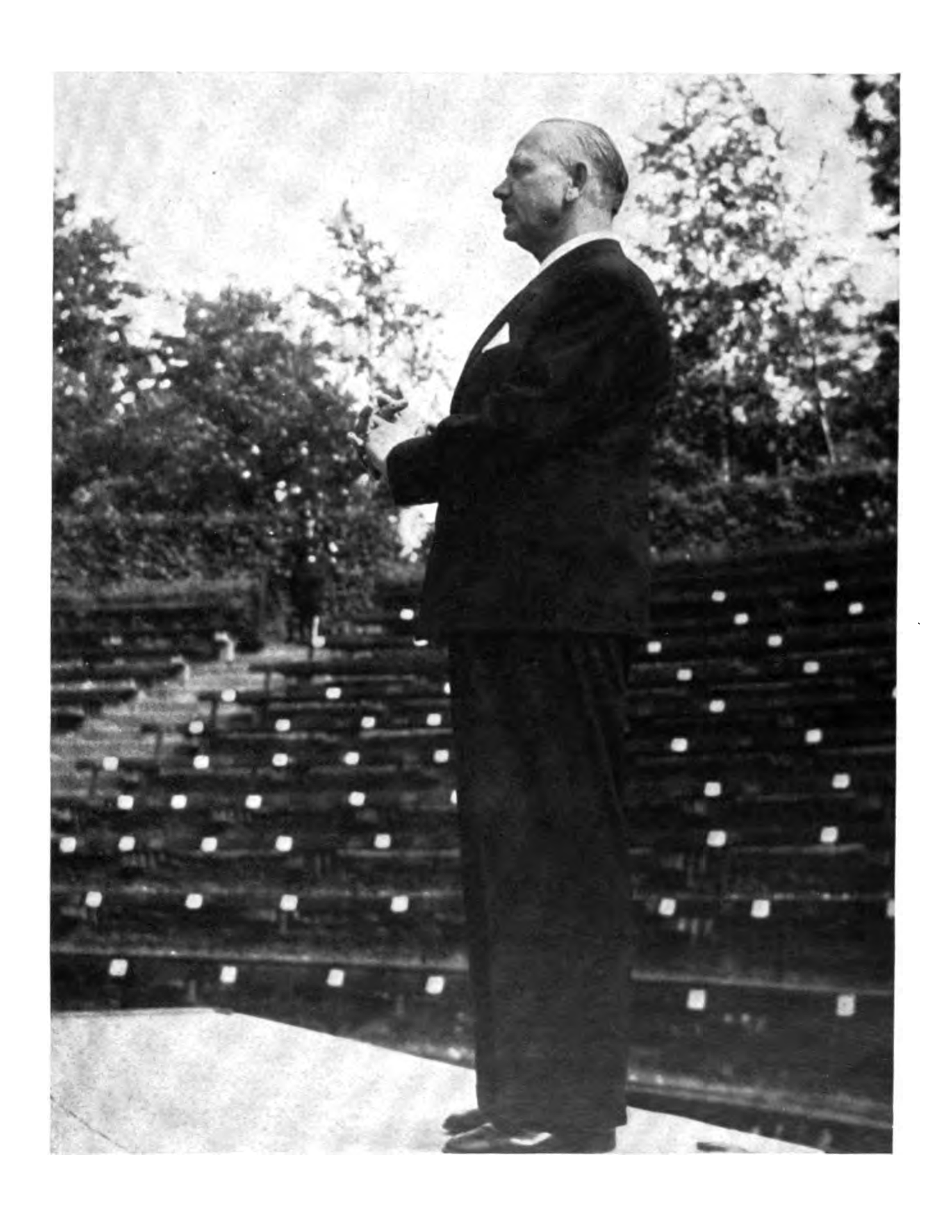
Die Sprünge und Gewandtheitsübungen stellen und sollen — jedenfalls in der Männergymnastik — so große Anforderungen stellen, daß Willensstärke und Mut bis zur äußersten Grenze beansprucht werden. Der Gesamteindruck der Sportgymnastik soll ein deutliches Bild des idealen Mannestyps geben, sowohl hinsichtlich des Körpers als auch des Charakters.

Wenn die Gymnastik nach den hier angedeuteten Grundsätzen gepflegt wird, dann kann sie den Völkern eine Jugend von unbegrenztem Wert geben; denn die Arbeit ist von Anfang bis zu Ende so, daß nicht nur die körperlichen Verhältnisse und Fertigkeiten auf einen hohen Stand gebracht werden, sondern zugleich der Charakter und die ganze Persönlichkeit des Jugendlichen mit allen Fähigkeiten und Kräften, die bei der Arbeit in Gebrauch genommen und zu Höhen geführt werden, die von der allergrößten Bedeutung für jede Nation sind, die selbständig, gesund und tüchtig zu leben wünscht.

Mit möglichst wenigen Worten können Wirkung und Ziel meiner gymnastischen Arbeit so ausgedrückt werden:

Die primitive Gymnastik erarbeitet den idealen Jugendtyp!

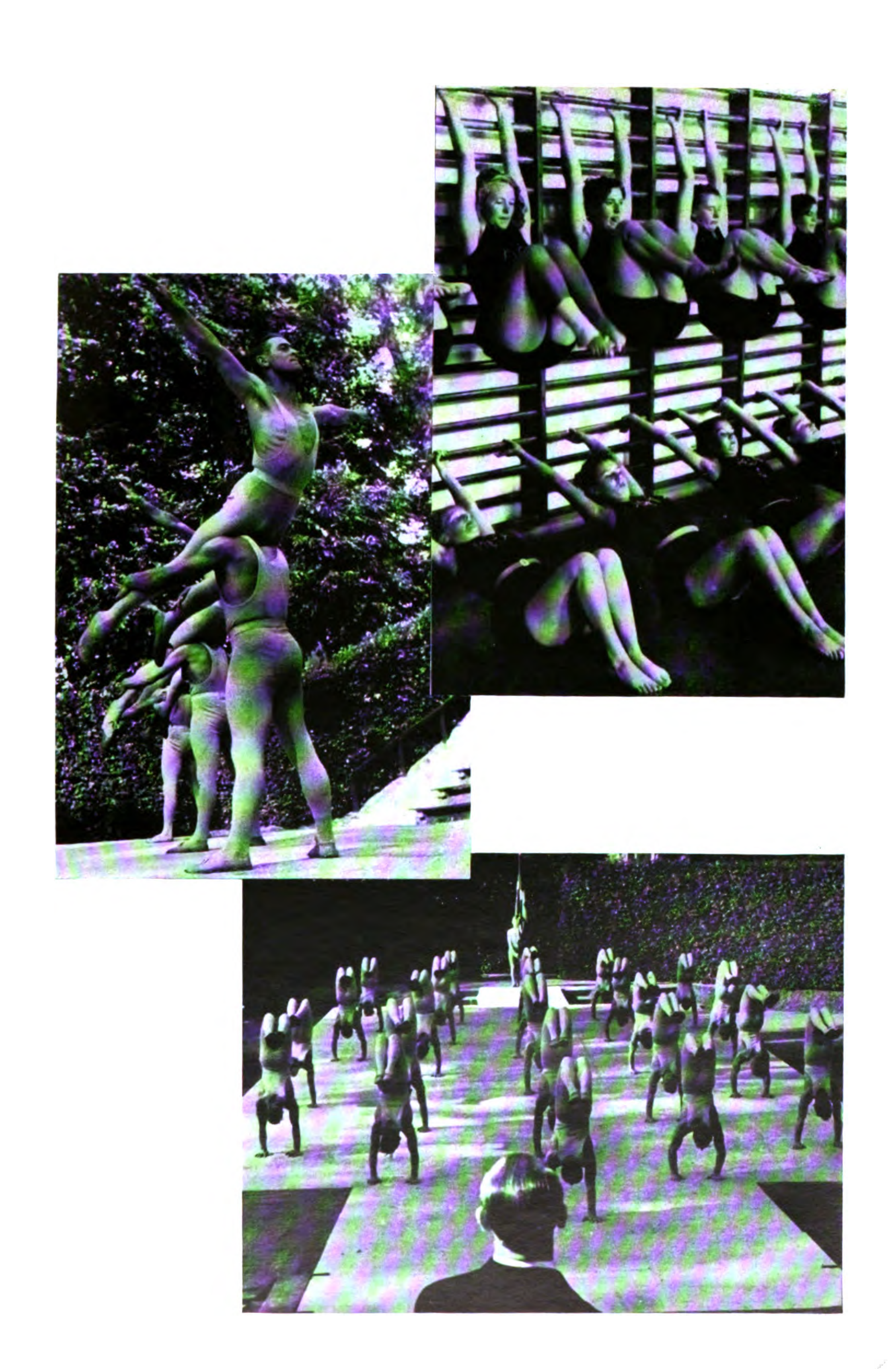
Die Sportgymnastik offenbart des idealen Jugendtyps Schönheit und Wert!



Diese Bildbeilage zeigt Niels Bukh, die Stätte seines Wirkens in Ollerup und einige charakteristische Übungen, die einen Einblick in seine Arbeit geben.

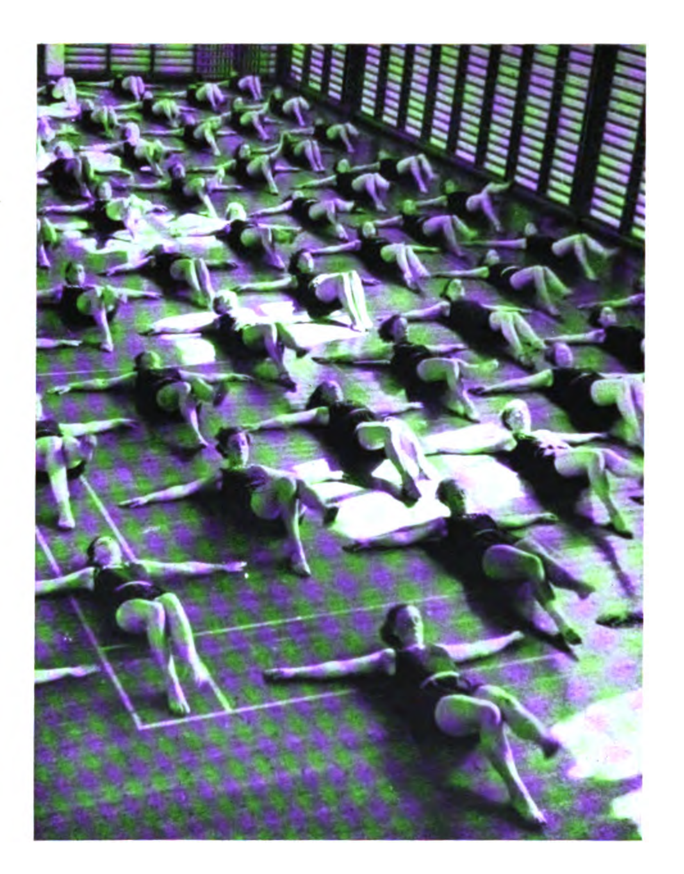


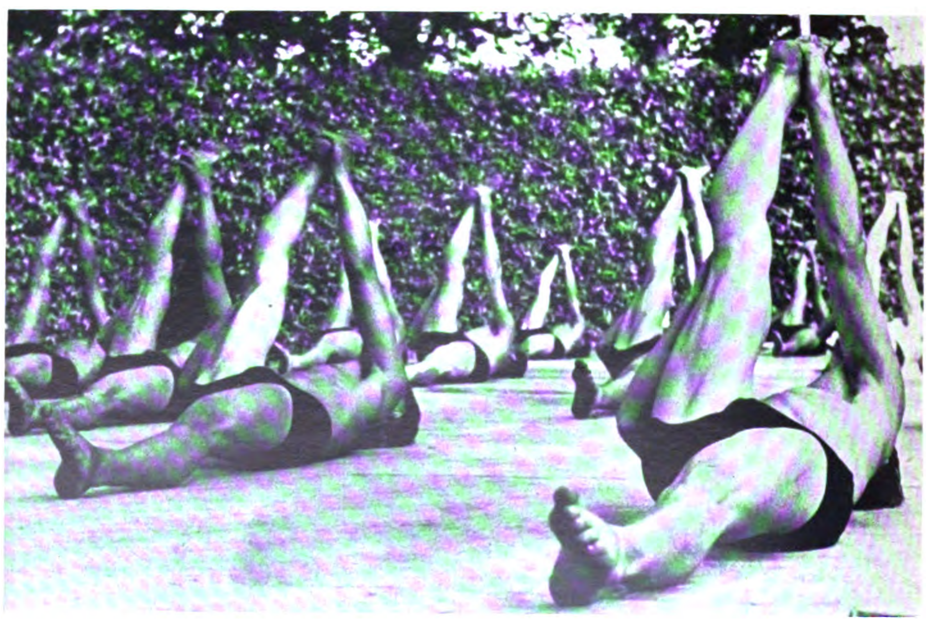







ERDIS





Anna Sievers:

Niels Bukh, ein Vorkämpfer ländlicher Leibeserziehung

Als Niels Bukh einmal von einem deutschen Kursusteilnehmer gefragt wurde, wie er als einzelner Mensch diese gewaltige Schule ins Leben rufen konnte, antwortete er: „Wenn eine Arbeit gut ist, dann geht alles!“ Und Niels Bukhs Arbeit ist gut, das ist mit Fug und Recht zu behaupten. Worauf wäre denn sonst sein großer Erfolg zurückzuführen? Um hinter das Geheimnis dieses Erfolges zu kommen, tut man gut daran, seine Kämpfe aufzuzeigen, die nötig waren, um dieses große Werk zu vollbringen.

Wie überall in der Welt wurden um die Jahrhundertwende herum alle Bestrebungen, die eine Ertüchtigung der Jugend zum Ziel hatten, von einer verständnislosen Mitwelt aufs schärfste bekämpft. Hier und da setzte sich aber doch die Idee der Körperertüchtigung durch, die in der Methode allerdings eher hinderlich als fördernd war. Niels Bukh, der in seiner Jugend ein begeisterter Turner war, erkannte bald die großen Fehler dieser Gymnastik. Es gehörte viel Mut dazu, um mit dem Hergebrachten zu brechen. Aber er war auch überzeugt davon, daß etwas geschehen mußte, denn die damaligen Leibesübungen wurden in ein geradezu starres System gepreßt, das für die Körperbildung gar keinen Wert hatte. Niels Bukhs größtes Verdienst ist es, Uebungen geschaffen zu haben, die so einfach, so natürlich und so wirkungsvoll sind, daß ein versteifter Körper in kurzer Zeit seine natürliche schöne Haltung zurückgewinnt. Steifheit, Schlaffheit und Ungelenkigkeit weichen Geschmeidigkeit, Kraft und Gewandtheit. Niels Bukh bezeichnete seine neue Arbeitsweise als „dänische primitive Gymnastik“. Die Arbeitsformen sind so einfach und natürlich, daß jeder in der Lage ist, sie auszuführen.

Es waren nur wenige Persönlichkeiten in Dänemark, die Niels Bukhs Methode anerkannten. Als er aufgefordert wurde, seine Gymnastik auf einer großen Versammlung vor Lehrern, Wissenschaftlern und Vertretern des dänischen Staates vorzuführen, wurde er hierbei hart angegriffen. Sie behaupteten, seine Arbeit hätte nichts mit Gymnastik zu tun, sie wäre eine Quälerei, und wenn Niels Bukhs Methode tatsächlich so gut wäre, wie er behauptet, dann müßten sie eben alle Dummköpfe sein. Darauf setzte eine unerfreuliche Hetze gegen ihn ein. Er wurde bekämpft und verhöhnt, und die Jugend wurde dringend gewarnt, so einen Unsinn in Ollerup mitzumachen.

Doch Niels Bukh baute gerade auf die Jugend. Verlacht und verspottet kämpfte er mit wenigen Anhängern seine Idee durch, obwohl seine Gegner ein völliges Scheitern seiner Arbeit nach ganz kurzer Zeit voraussagten. Aber seine Idee setzte sich durch, mußte sich durchsetzen, weil er von dem hohen Wert seiner Arbeit überzeugt war. Immer neue Schüler strömten nach Ollerup, wo Niels Bukh an der Volkshochschule

seines Schwagers unterrichtete. Mit 12 Schülern hatte er im Jahre 1914 dort seine Arbeit begonnen. Von Jahr zu Jahr wurden es mehr, so daß die ihm zur Verfügung stehenden Räume bald nicht mehr ausreichten. Dann faßte Niels Bukh den kühnen Plan, selbst eine Schule zu bauen. Aus diesem Grunde erwarb er im Jahre 1919 etwas Land. Viel Geld besaß er nicht, aber mit Idealen im Herzen ging er an die Arbeit. Allein auf sich angewiesen und mit der Unterstützung seiner Schüler, die ihm alles gaben, was sie an finanziellen Mitteln besaßen, konnte die Schule dann 1920 eröffnet werden. Nach langen Kämpfen gelang es ihm endlich im Jahre darauf, die staatliche Anerkennung seiner Schule durchzusetzen. Als dänische Volkshochschule erhielt sie dann auch die üblichen Zuschüsse und Unterstützungen durch den Staat. Mit der Errichtung der Schule war Niels Bukhs Bestreben noch lange nicht erfüllt. Im Jahre 1922 begann er mit der Errichtung eines Stadions. Auch hier halfen ihm wieder seine Schüler in erster Linie. Allmählich setzte sich seine Idee immer mehr durch. 1926 mußte die Schule wieder vergrößert werden. Gleichzeitig begann er in Ollerup mit dem Bau der ersten Schwimmhalle Dänemarks.

Für Dänemark ist Niels Bukh nunmehr ein Begriff geworden. Sein Name geht jetzt auch über die Grenzen seines Landes hinaus. Im Jahre 1925 führte er in 30 deutschen Städten mit seinen Schülern und Schülerinnen seine Gymnastikmethode vor, 1926 folgte er einer Einladung nach USA., 1927 nach Deutschland, Holland und England, 1929 nach Finnland, Norwegen und Schottland, 1931 nach Danzig, Rußland, der Mandschurei, Japan, Kanada und England, 1933 nach Ungarn, 1934 nach Italien, 1935 nach Belgien und Norwegen, 1936 zur Olympiade nach Berlin und anschließend nach England, 1937 zur Weltausstellung nach Paris. Im gleichen Jahre war er in der Schweiz, in Polen und Schweden. Im Sommer 1938 trat Niels Bukh mit seiner Schule anläßlich der Nordischen Woche in Lübeck auf und ging im Anschluß daran nach Brasilien und Argentinien.

Unermüdlich ist Niels Bukh tätig. Die Zahl der Anhänger ist inzwischen so angewachsen, daß alle ursprünglichen Anlagen zu klein geworden sind. Eine große Sporthalle, ein zweites großes Stadion mit Plätzen für 50 000 Zuschauer, ein großes Schwimmstadion und ein großzügig angelegtes Badehaus in Svenborg Sund konnten errichtet werden.

Niels Bukhs Leben ist Kampf. Kampf um die Körperertüchtigung der Jugend. Wenn auch seine Ideen sich nicht ganz mit den unsrigen decken, so genießt Niels Bukh doch unsere vollste Bewunderung. Er hat nicht nur für Dänemark, sondern auch für andere Länder Großes geschaffen. Niels Bukh fühlt sich berufen, der Jugend seines Volkes zu helfen. Ihm geht es letzten Endes nicht um Gymnastik, sie ist nur Mittel zum Zweck; denn höher als die Körperbildung schätzt er die Heranbildung tüchtiger und froher Menschen, die bereit sind, mit festem Willen und in guter Kameradschaft dem Vaterland zu dienen.

Rolf Kilian:

Praktische Rassenpflege im Gau Mainfranken

Im Rahmen der Gesamtwissenschaft ist die Rassen- und Vererbungsforschung recht jung und doch hat sie in dieser Zeit Bedeutendes geleistet. Längst ist die Forschung selbst noch nicht am Ende, aber doch können und müssen wir heute schon eine weitgehende Anwendung der gewonnenen Erkenntnisse durchführen. Die Erkenntnisse vieler Wissenschaftler wurden in dem Augenblick ins Volk getragen, als politischer und völkischer Weitblick sie als entscheidend wichtig neben, ja vor den wirtschaftlichen Fragen erkannten. Dem Nationalsozialismus verdanken wir den entscheidenden Sieg des Rassegedankens. In seiner Reichstagsrede vom 30. 1. 1937 hat der Führer das aufs nachhaltigste ausgedrückt, als er sagte: „Zum erstenmal vielleicht, seit es eine Menschengeschichte gibt, ist in diesem Lande die Erkenntnis dahin gelenkt worden, daß von allen Aufgaben, die uns gestellt sind, die erhabenste und damit für den Menschen heiligste, die Erhaltung der von Gott gegebenen blutgebundenen Art ist." Soll diese hohe Aufgabe in ihrem ganzen Umfange erfüllt werden, so muß eine umfassende Rassen- und Erbpflege durchgeführt werden; ihre Voraussetzung ist Kenntnis des erbbiologischen Aufbaues der Bevölkerung. Aufbauend auf dieser Erkenntnis gab der Gauleiter von Mainfranken seinem als „Hellmuth-Plan" allgemein bekannten Aufbauplan für Rhön und Spessart eine erbbiologisch-rassenkundliche Ausrichtung. Damit ist er beispielgebend vorangegangen.

Mit der Durchführung der entsprechenden Forschungen und Erhebungen hat Gauleiter Dr. Hellmuth im Herbst 1934 sein Rassenpolitisches Amt betraut. Dessen Leiter, Prof. Schmidt-Kehl, ist gleichzeitig Vorstand des Universitätsinstituts für Vererbungswissenschaft und Rasseforschung; die Verbindung praktischer Arbeiten mit wissenschaftlicher Forschung ist damit gegeben. Wie sich diese zweifache Arbeit abspielt und welche Hauptergebnisse bisher zu verzeichnen waren, soll nun gezeigt werden.

Die erbbiologisch-rassenkundliche Bestandsaufnahme und ihre praktische Verwertung

Die wirtschaftliche Gesundung der Rhön wird durch Auflockerung der übervölkerten Orte am Rande der Rhön angestrebt; erreicht wird diese Auflockerung durch Industrieverlagerung an einzelne Punkte der Vorrhön und durch planmäßige Besiedlung der Hochrhön mit *Schaffung eines Neubauerntums aus den erbbiologisch wertvollsten Bewohnern des Gebiets.*[1])

[1]) Schmidt-Kehl, L.: Die Erb- und Rassenbiologie als wesentlicher Bestandteil der Bevölkerungspolitik (in: Bevölk.-Fragen. Ber. d. Intern. Kongr. f. Bevölkerungswiss. München 1935) und Schriften d. RPA. Mainfr.

Ein Urteil über den erbbiologischen und rassischen Wert der Bevölkerung abgeben, setzt aber voraus, daß wir sie erbbiologisch und rassenmäßig kennen. Für die erbbiologische Wertung ist immer die Kenntnis der Sippe eines Menschen, bzw. der Sippen einer Bevölkerung erforderlich.

Betrachten wir zunächst die erbbiologische Seite. Wenn auch z. B. bis zur Besiedlung der Hochrhön im großen noch Jahre vergehen werden, weil die Bedingungen erst dazu geschaffen werden müssen, so galt es doch für den Erbbiologen, sofort mit der Arbeit zu beginnen, um bald ein möglichst aufschlußreiches Material zu gewinnen. Ein neuartiger Weg wurde dazu beschritten. In Mainfranken wurde die Aufstellung von Sippentafeln (nach Astel) im Unterricht der Volks- und anderer Schulen Pflicht.

Neben der Förderung des Gedankens der Familien- und Rassenpflege brachte diese Arbeit rund 7700 Sippentafeln als Ausbeute. Durch die Mitwirkung der Lehrer waren die Ergebnisse zumeist erfreuliche. Dennoch war es notwendig, durch sehr viele Anfragen bei Bürgermeistern und anderen Stellen die Angaben der Sippentafeln zu ergänzen, Fehler zu berichtigen, Lücken zu schließen. In systematischer Arbeit ist diese Aufgabe fast vollendet, obwohl noch rund 6000 weitere Sippentafeln von anderen Seiten hinzukamen.

Unvermeidlich war es natürlich, wollte man annähernd 14 000 Sippentafeln überblicken können, eine Personenkartei der Bevölkerung, soweit sie das zeugungsfähige Alter noch nicht überschritten hat, und von Trägern besonderer Krankheiten, insbesondere Erbkrankheiten, anzulegen. Rund 130 000 Karten ermöglichen, jeden in einer Sippentafel vorhandenen Angehörigen des genannten Personenkreises sofort in den Tafeln zu finden.

Damit aber waren die Quellen keineswegs erschöpft. Die Sippentafeln wurden aus dem Material der Heil- und Pflegeanstalten im Gau, der Erbgesundheitsgerichte, der Gerichte, der Dienststellen von Verbänden sozialer Art weiterhin ergänzt.

Und dennoch zeigt es sich, daß das alles nicht genügen kann, wenn eine wirklich alle Möglichkeiten erschöpfende Arbeit geleistet werden sollte. Daß dies eine Gewissensfrage ist, ist bei der Bedeutung der Arbeit für die Lebensgestaltung so vieler Menschen und ihrer Nachkommen selbstverständlich. Unverantwortlich wäre es, leichtfertig erbbiologische Gutachten ohne genügende Grundlagen zu geben. Deshalb wurde ein weiterer Weg erschlossen. In die Dörfer werden geschulte Kräfte geschickt, die alle Geburts-, Heirats- und Sterbedaten samt allen Todesursachen familienweise in eine Ortskartei („Stammkartei") eintragen. Bis zum 1. 1. 1800 gehen wir mit unseren Erhebungen zurück und haben damit die Möglichkeit, über Erbeigenschaften ausreichende Unterlagen zu gewinnen. Und nun kommt etwas wesentlich Neues. Wir bearbeiten alle im Orte oder sonst vorhandenen Quellen, die Aufschluß über gute und schlechte Eigenschaften der lebenden Bevölkerung und ihrer nächsten Ahnen und Gesippen

geben können; Gemeindeakten, Armenpflegschaftsprotokolle, Musterungslisten reichen sehr weit zurück, teils bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts.

Die persönlichen Eindrücke unserer darin geübten Mitarbeiter und die vielen besonders wertvollen Auskünfte, die wir von Leuten einholen, die einesteils die Bevölkerung gut kennen, aber andererseits zu ihr keine persönlichen Bindungen haben, runden das Bild. So geht keine Notiz über eine Person verloren, und durch die Gesamterfassung aller Personen wird ein Höchstmaß an Sicherheit und Vollständigkeit angestrebt. Darüber hinaus werden durch einige ständige Mitarbeiter (junge Lehrer) die teilweise sehr alten Schulzeugniszweitschriften, die meist dicke Bücher sind, ausgewertet.

Mit einer dauernden Beschäftigung von durchschnittlich vier Arbeitskräften haben wir in genau drei Jahren mit der Ortsforschung 21 000 lebende Menschen erfaßt bzw. in Arbeit, die in 40 Orten des Gaues (27 der Rhön) wohnen, samt ihren zugehörigen bereits zum Teil gestorbenen Ahnen und Angehörigen.

Rassenkundliche Erhebungen

Gleichzeitig mit der erbbiologischen „Bestandsaufnahme" begann eine planmäßige Untersuchung des Rhönnotstandsgebietes auch in rassenkundlicher Hinsicht. In 28 Orten wurden die Untersuchungen durchgeführt und möglichst alle erfaßbaren Personen untersucht. Auf rund 9000 lebende Einwohner erstreckten sich die Untersuchungen. Insgesamt wurden dabei 5300 Personen erfaßt, außerdem wurden noch rund 1000 andere Personen der Rhön rassenkundlich untersucht (Volksschulpflichtige und jüngere schieden aus). Neben einer genauen anthropometrischen Messung wurden von jeder Person zwei Lichtbilder (Kopf von vorn und der Seite) gemacht. Meist waren es besonders geschulte Studenten der Würzburger Universität, die die Arbeiten durchführten.[2]) Der Anteil der einzelnen Systemrassenmerkmale an der Gesamtbevölkerung, die Bevölkerungsbewegung, der erbbiologische Wert ist so untersucht worden. Die nordische Rasse ist in den Orten der Rhön immer vorherrschend, oft weitgehend beeinflußt von starken ostischen Gruppen und hie und da dinarischen Einschlägen.

Praktische Auswertung der Arbeit

Wie in der Einleitung betont wurde, war bei Inangriffnahme der erbbiologischen Bestandsaufnahme ein praktisches Ziel vorhanden: die Anwendung der Erkenntnisse der Vererbungs- und Rasseforschung im Rahmen des Hellmuth-Planes.

Wenn auch die Erhebungen auf Jahre hinaus berechnet waren, so waren wir wider Erwarten bald gezwungen, die Brauchbarkeit unserer Arbeit zu beweisen. Bei

[2]) Brost, K.: Anthropologische Untersuchungen der Rhönbevölkerung (in: Bevölkerungsfragen) vgl. Literat. 1. — Brost, K.: Anthropologie der Rhön; Ber. d. Phys. Med. Ges. Würzburg Bd. 60/1936, S. 51 ff.

der Absiedlung einiger Orte der Hochrhön, die durch die Anlage zweier militärischer Uebungsplätze nötig wurde, waren wir imstande, der Landesbauernschaft Bayern etwa 200 wohlbegründete erbbiologische Gutachten über die Abzusiedelnden zur Verfügung zu stellen und dadurch mitzuhelfen, jedem Menschen den richtigen Platz im Lebenskampf zu geben. Ueberhaupt erweist sich die Zusammenarbeit mit dem Reichsnährstand als sehr fruchtbar. Gerade bei der Erstellung der Dorfsippenbücher[3]), die wir als wertvolle Quelle der Familienkunde und erbbiologischen Forschung begrüßen, sind wir mit dem Reichsnährstand einig in dem Bestreben, durch gegenseitige Hilfe der wertvollen Sache jede mögliche Unterstützung zu gewähren. Die Möglichkeit, aus unserem bereits vorhandenen Material für die Abzusiedelnden mehrere Hunderte von Ahnenpässen in kurzer Zeit weitgehend vollständig zusammenzustellen, beweist die Verwendbarkeit unseres Materials auch zu anderen Zwecken. Auch darüber hinaus dient es immer wieder als Unterlage zu den verschiedensten Feststellungen.

Freilich beschränkte sich diese geschilderte Anwendung auf die erbbiologischen Erhebungsergebnisse. Die anthropologische Erfassung der Rhönbevölkerung hat zunächst nur wissenschaftliche Bedeutung. Sie sollte ja überhaupt nur dazu dienen, uns konkrete Unterlagen über die Rassenverhältnisse in der Rhönbevölkerung zu schaffen, über die wir bis dahin nichts wußten. Unser Ziel ist es aber, Verbindungen zu schaffen zwischen Erbbiologie, Auslese und Rassenpflege.

Damit ist die wissenschaftlich-forschende Seite unserer Arbeit angeschnitten.

Wissenschaftliche Auswertung der erbbiologisch-rassenkundlichen Erhebungen

Was wußte man früher vom Wesen der Rhönbevölkerung als das, was alte Schilderungen von „Land und Leuten", einige Feuilletons der Heimatzeitungen und einige wirtschaftliche Werkchen berichteten. Und nun plötzlich die Forderung, etwas über erbbiologische Werte ihrer Bewohner, gar deren Rasse zu sagen und das mit Genauigkeit und Ausführlichkeit; welches Neuland tut sich hier auf!

Nun ist es unmöglich, die Menschen herausgelöst aus der Heimatlandschaft, ihrer Kultur, ihrer Geschichte richtig zu werten. Der Geschichtsforscher führt uns zurück in die Vergangenheit, zeigt uns Schicksale von Völkern und Menschen. Und so auch in der Rhön. Ihre Besiedlungsgeschichte ist für das Verständnis ihrer rassischen Struktur Voraussetzung. Kmioteks bekannte Arbeit[4]) ist ergänzt und berichtigt durch die Arbeit Pfrenzingers[5]) über die Rodungsdörfer des 17. Jahrhunderts im alten

[3]) Die „Dorfsippenbücher" (Herausgeber: Verein für bäuerliche Sippenkunde und bäuerliches Wappenwesen e. V.), sowie die „Quellen zur bäuerlichen Hof- und Sippenforschung" erscheinen fortlaufend im Blut und Boden Verlag G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar.

[4]) Kmiotek, B.: Siedlung und Waldwirtschaft im Salzforst, Würzb. Diss.; Naumburg 1900.

[5]) Pfrenzinger, A.: Die jüngsten Rodungsdörfer im Würzburgischen Salzforst; Schrift. d. RPA., Beitr. 7, Würzburg 1937.

karolingischen Salzforst; das war um so nötiger, als man in den Schilderungen auch aus neuerer Zeit zu oft die Regierungshandlungen der Würzburger Fürstbischöfe einseitig betrachtet hatte.

Gerade dieselben Dörfer, deren Geschichte wir nun so genau und deren Bewohner wir von Anfang an kennen, von denen wir sogar die ursprüngliche Heimat zumeist wissen, wurden teilweise einer gründlicheren Spezialuntersuchung unterzogen. Natürlich war es nötig, dabei Vergleiche mit anderen Orten zu ziehen, bei denen eine Grundlage eine andere war, die anderen aber möglichst gleich. Langenleiten, ein katholisches Dorf im landwirtschaftlich ungünstigen Rodungsgebiet des Salzforsts wurde verglichen mit Geroda-Platz, einer evangelischen Enklave in Langenleitens Nähe, jedoch von doppeltem Alter.[6] Schließlich lag es nahe, auch mit einem Erbhöfedorf drunten im fruchtbaren Gau einen Vergleich zu ziehen.[7] Verschiedenster Art waren die Forschungsziele und die Ergebnisse der Betrachtung der drei Orte. Da ihre Ergebnisse symptomatisch für die Verhältnisse der Rhön und des südlichen Gaues überhaupt sind, sollen sie hier kurz gestreift werden.

In Langenleiten und Geroda-Platz haben wir eine erbbiologische und rassenkundliche Erhebung durchgeführt. Unter Verwendung der Scheidtschen Methode biologischer Volkskörperforschung konnten wir feststellen, daß die Erbmasse, die 1710 die Bevölkerung von Geroda-Platz aufbaute, 1910 noch 65 vH. in der Bevölkerung ausmachte; 35 vH. der Einwohnerschaft hat Erbgut, das inzwischen zugewandert ist; Langenleiten verhält sich genau so.

Mehr als diese Zahl sagt uns aber ein Vergleich mit dem entsprechenden Bild für Westheim, einem evangelischen, etwa 220 Einwohner zählenden Dorf im fruchtbaren Ackerbaugebiet bei Kitzingen a. M. In Westheim ist die 1710 vorhandene Erbmasse von 100 auf 7 vH. im Jahre 1910 zurückgegangen, also fast völlig als erloschen zu betrachten. Die beiden ersten Dörfer haben starke Inzucht mit sehr geringer Zuwanderung, Westheim hat kaum Inzucht und starke Einheirat zu verzeichnen. Praktisch heißt das, daß die heutige Bevölkerung Westheims mit der vor einigen Generationen nur mehr wenig gemein hat, daß sie mit jener fast nicht vergleichbar ist. In Geroda-Platz hingegen ist auch heute noch die Bevölkerung erbmäßig weitgehend mit der von 1710 gleichzusetzen. Allerdings würden hier wie in Langenleiten bei stetiger Weiterentwicklung in der gleichen Richtung die ursprünglich vorherrschenden Ahnenerbteile um das Jahr 2150 erloschen sein.

Wichtig schien es nun, zu ergründen, ob mit der Aenderung in der Zusammensetzung der Erbmasse auch eine Wertänderung einhergeht. Am Beispiel Geroda-Platz

[6]) Schmidt-Kehl: Wandel im Erb- u. Rassengefüge zweier Rhönorte, ebenda, Beitr. 5, 1937.

[7]) Zwerenz, H.: Westheim, ein sterbendes Bauerndorf in Mainfranken, ebenda Beitr. 11; 1937.

konnte nun festgestellt werden, daß der Bevölkerungsanteil mit überdurchschnittlicher geistiger Begabung im Zurückweichen vor dem rassisch und geistig weniger wertvollen Bestandteil begriffen ist. Daraus müssen und werden Folgerungen gezogen werden. Der Verlust an rassisch und erbbiologisch Wertvollen kann aber nur wirksam bekämpft werden, wenn man seine Ursachen kennt und dazu weitere Erhebungen anstellt. Für zahlreiche Orte der Rhön und zum Vergleich damit des Gaues sind rassenkundliche und bevölkerungsbiologische Forschungen im Gang bzw. vollendet.

Besonders traurig erscheinen uns die Ergebnisse in dem bereits genannten Dorfe Westheim. Während wir in den armen Rhönorten einen erheblichen Geburtenüberschuß hatten und noch haben, ist in dieser Hinsicht das Bild, das uns das reiche, erbtüchtige Erbhöfedorf zeigt, einfach erschütternd. Der Altersaufbau für 1937 zeigt das fast völlige Fehlen des Familienerhaltungstriebes (keine Knaben von 0 bis 5 Jahren!) und zeigt auch, wie nur noch mit fremden Arbeitskräften die Wirtschaft des Dorfes gesichert werden kann.

Wenn wir hier einen Ort außerhalb des Arbeitsgebietes des Hellmuth-Planes betrachteten, so halten wir derartige Vergleiche für nötig, um für das eigentliche Notstandsgebiet sichere Urteile fällen zu können. Darin liegt ja vorerst unsere Hauptaufgabe. Ueberall in der Rhön stellen wir starken Geburtenüberschuß fest. Aber leider wird dieser Ueberschuß durch klimatisch-wirtschaftliche Verhältnisse dauernd in stärkstem Maße zur Abwanderung gezwungen. Daß dabei die Besten in stärkerem Maße verloren gehen, ist einwandfrei festgestellt. Die wirtschaftliche Verelendung der Rhön hat in vielen Orten sogar zu einem starken Rückgang der Bevölkerungszahl geführt. In Bischofsheim z. B. gab es im Jahre 1833 1912 Einwohner, heute sind es noch 1350.

Die Zurückbleibenden blieben in Not und Elend, lebten meist in stumpfer Ergebenheit dahin. Doch nun soll alles anders werden und auch die Rhön von einem neuen Leben erfüllt werden. Ihre Bewohner sollen aus ihrem erbbiologischen und rassischen Untergang herausgerissen werden. Noch hat dies einen Sinn, denn nichts wäre falscher, als die Rhönbevölkerung für untüchtig zu halten, sie ist es nicht rassenmäßig und — trotz aller vorhandenen Schäden — auch nicht erbbiologisch. Im Gegenteil: Unsere Untersuchungen zeigten, daß die harten Umweltverhältnisse früherer Zeiten ein zähes Geschlecht auslasen; die Säuglingssterblichkeit war im 18. Jahrhundert kleiner als in vielen Gegenden Deutschlands noch heute; die Tuberkulose ist recht selten trotz der Not. Erst das 19. Jahrhundert brachte die Gefahr der Gegenauslese mit sich. Es gilt, sie zu erkennen und ihr zu begegnen. Die Rhön soll wieder freien Bauern Heimat werden.

Bäuerliche Charakterköpfe

Alfred Thoß:

Michael Gaismayer, der Tiroler Bauernführer

Der Michel Gaißmair war ein Hauptmann,
er mocht mit eeren nit bestan,
er ist ein schalk für trauren;
er hat das Etschland aufrürig gemacht,
darzu die Pinzgawer pauren.

Ein new lied, wie es vor Rastat mit den pauren ergangen ist. Im ton: Es get ein frischer summer daher. Vers 14.

So kündet ein Lied von dem Tiroler Bauernführer. Wir werden aus der folgenden Darstellung erkennen, daß er keineswegs ein Schalk, sondern ein großer Kämpfer für die Sache der Bauern war.

Am Anfang des 16. Jahrhunderts wurden die ober- und niederösterreichischen Erblande im Auftrage Kaiser Karls V. von seinem Bruder Erzherzog Ferdinand verwaltet, dessen Herrschaft die wirtschaftlichen und religiösen Nöte des Landes noch vergrößerte. Die Grundherren belasteten die Bauernhöfe mit hohen Abgaben. Ein Landtag brachte darin keine Änderung, denn auf ihm wurde man sich nur darüber einig, die lutherische Lehre zu bekämpfen und neue Steuern einzufordern. Inzwischen war die Not größer geworden, die Aussicht auf eine Hilfe von seiten der Regierung aber gänzlich verschwunden. Die grausame Verfolgung und Hinrichtung protestantisch gewordener Bauern führte im ganzen Land zu offenen Aufständen, besonders, als die 12 Artikel des süddeutschen Bauernaufstandes überall bekannt wurden. Einmütig darin, daß sie nur geeint und unter starker Führung etwas vermochten, wählten die Tiroler Bauern am 13. Mai 1525 Michael Gaismayer zu ihrem Hauptmann. Vom selben Tage an begannen überall im Lande geordnete und zielbewußte Aufstände, die einen einheitlichen Plan verraten. Ein großer trefflicher Führer war der Bauernsache erstanden, und groß waren die Erfolge in dem erbitterten Kampf. Wer war dieser Gaismayer?

In einem Steckbrief vom 13. Juni 1526 wird er auf 34 oder 35 Jahre geschätzt, wonach er etwa im Jahre 1490 geboren sein müßte. Nach den spärlichen Nachrichten, die über sein Herkommen berichten, soll er der Sohn eines Bergknappen aus Sterzing-Vipiteno sein. Doch ist dies ungewiß, möglicherweise wurde er auf einem Bauernhof bei Sterzing geboren; sicherlich entstammte sein Vater einem der beiden großen Höfe, die der Familie Gaismayer gehörten.

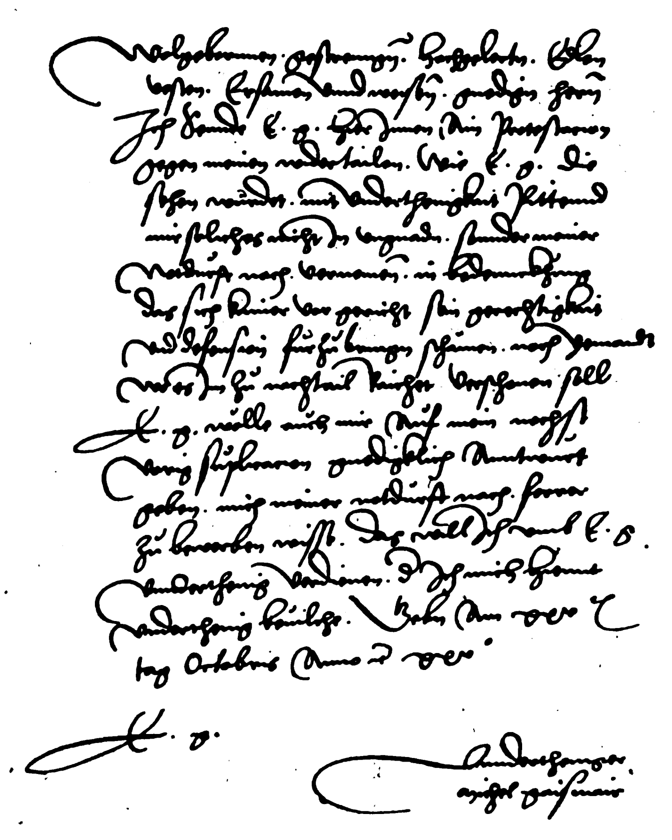


Michael Gaismayer war dem Hof „an der Aich" verbunden, den sein Bruder Hans besaß, der später als Wiedertäufer, und weil er in schriftlichem Verkehr mit seinem geächteten Bruder Michael stand, hingerichtet wurde. Die Familie Gaismayer war ein kinderreicher Bauernstamm, bei dem die nachgeborenen Söhne entweder, wie ihr ältester Bruder, wieder Bauern wurden, oder in die Stadt abwanderten, in diesem Falle als Bergknappen. Michael war vom Hof in die Stadt gegangen, wo er als begabter junger Mann ein gutes Fortkommen fand. Er wurde zuerst Schreiber des Landeshauptmanns an der Etsch, Leonhard von Völs, danach Sekretär des Bischofs Sebastian Sprentz (Sperantius) von Brixen (Bressanone), zuletzt Zolleinnehmer von Chiusa, wobei er sich ab und zu von seinem Bruder Hans vertreten ließ. Daß Gaismayer mit so verantwortungsvoller Arbeit betraut wurde, läßt darauf schließen, daß er eine gute Ausbildung in seiner Jugend hatte, und daß er ein kluger und gewandter Mann gewesen sein muß. Durch seine Tätigkeit erwarb er sich eine ausgezeichnete Kenntnis der Verhältnisse und Menschen in Deutschland und Welschtirol. Seiner jungen Gattin werden Mannhaftigkeit und Ehrgeiz nachgerühmt, Eigenschaften, die sie später an der Seite ihres Mannes bewies.

So war Gaismayer, schon bevor er Obrist der Bauern wurde, ihr Lenker, der sie durch seinen überlegenen Geist beherrschte. Er arbeitete langsam und zielbewußt, hörte zuerst nur und behielt alles für sich, was er zu seinem späteren Werk zur Zeit der Reife gebrauchen konnte. Drei Bemerkungen, die er während seiner Amtstätigkeit an den Rand der Akten schrieb, zeigen, wie er schon früh bei aller Arbeit unter den unleidigen Zuständen seiner Volksgenossen litt und über ihre Abänderung nachdachte. Einmal schrieb er: „Ich leid und schweig und trag Geduld mit aller Unschuld"; an anderen Stellen schrieb er: „Langsam geht man auch weit!" oder: „Kein Gutes unbelohnt, kein Übles ungerochen." Aus diesen Sprüchen erkennt man, wie sehr Gaismayer an den Sieg der Gerechtigkeit glaubte, wie er aber weise Zurückhaltung und Mäßigung für notwendig hielt, bis ein Aufbruch mit der Hoffnung auf Sieg möglich war. Er bereitete ihn dadurch vor, daß er die Menschen nach der oben angegebenen Weise mit seinem Geist erfüllte, und daß er eine Schar von Getreuen sammelte. So war es auch nicht Zufall, daß er von den Hauptleuten zum obersten Anführer der Bauern gewählt wurde. Welche Vorarbeiten er für den gemeinsamen Aufstand geleistet hatte, geht daraus hervor, daß seine Ernennung zum Führer die schwelende Unruhe in flammenden Aufruhr verwandelte.

In Brixen hatte Gaismayer selbst das Haus des Kanonikus Dr. Gregor Angerer, der als Gesandter des Landesfürsten in Venedig weilte, mit geplündert, weil er wußte, daß dort Mittel für den Aufstand zu suchen seien. Es wurden 500 Gulden Bargeld, eine kostbare Einrichtung, Silbersachen, Teppiche, Leinen usw. gefunden. Der bischöfliche Palast wurde Gaismayers Hauptquartier. Er setzte innerhalb des Landes eine Regierung ein und versuchte diese gegenüber der Herrschaft zu rechtfertigen. Der ehemalige fürstbischöfliche Sekretär schrieb an seinen Herrn eine Entschuldigung, daß er

während des Aufstandes die Partei der Landschaft ergriffen habe und wies dabei darauf hin, daß es seiner besonnenen Leitung zu verdanken sei, daß nicht größere Übergriffe stattgefunden hätten. An den folgenden Tagen wurden die Schlösser Mayenburg und Zwingsburg zerstört; die Revolution wälzte sich weiter ins Pustertal, ins Wipptal und in den Vintschgau. Aber nicht nur im Etschland, sondern auch im Inntal stand der Aufruhr in hellen Flammen. Von Deutschtirol sprang er nach Welschtirol, so von



Eigenhändiger Brief Gaismayers, dessen charaktervolle Handschrift eine geistvolle, energiegeladene Persönlichkeit widerspiegelt

Meran aus ins Nons- und Sulztal und vom mittleren ins untere Etschtal. Im Lagertal, im Val Sugana und in der Umgegend von Trient war alles in Bewegung.

Erzherzog Ferdinand und seine Regierung wurden von dem anbrechenden Sturm überrascht. Die aufständischen Bauern selbst aber hatten in Deutschtirol nach der ersten Aufregung ihre Gewalttaten unterlassen und allenthalben Gemeinde- und Gerichtsversammlungen einberufen, in denen sie ihre Beschwerden durchsprachen. Bitt-

schriften, aus denen der Geist Gaismayers spricht, wurden dem Erzherzog vorgelegt. Neue Aufstände entstanden im Unterinntal und in der Herrschaft Kufstein. Das Etschtal, der Nons- und Sulzberg wurden von den Bauern vollständig beherrscht, die zu einer allgemeinen Bauernversammlung nach Meran aufriefen.

Die Bauern in Tirol hatten sich wohl fast als einzige Bauern im ganzen Reich aus alter Zeit das Recht bewahrt, ihren Stand auf Landtagen zu vertreten und deren Beschlüsse mitzubestimmen.

Die große Bauernversammlung im Juni 1525 zu Meran kann als Abschluß der vorangegangenen vielen kleinen Versammlungen betrachtet werden. Vor allem wollte man sich vor einer Überrumpelung durch den Erzherzog, der überall zu dämpfen versuchte, hüten und die Forderungen der Bauern klipp und klar zusammenstellen. Dabei machten sich die Bauern so sehr zum Fürsprecher und Sachwalter des ganzen Landes, daß sie auch alle Städte und Gerichte nach Meran einluden und so eine Art Volksparlament einberiefen, das eine Verfassung für Tirol ausarbeiten sollte, die dann dem vom Erzherzog angekündigten Landtag zu Innsbruck vorzulegen war. Was die Bauern als Ganzes und als einzelne vorzubringen hatten, welche Veränderungen in den Gerichten notwendig wären, wie Handel und Verkehr des Landes am besten zu fördern seien, darüber handelten die einzelnen Artikel. Die Duldung des reinen Gotteswortes wurde gefordert, die Grundherrschaft aufgehoben. Für die Gemeinden wurde völlige Selbstverwaltung beansprucht, Richter und Beamte sollten von jeder Gemeinde selbst gewählt werden, sie allein waren auch berechtigt, das Niederlassungsrecht im Ort zu gewähren. Geistliche und Adelige hatten demselben Gericht wie der gemeine Mann zu unterstehen, der Besitz der Bistümer war der Grafschaft Tirol einzugliedern, die Adeligen sollten für ihre Schlösser Steuern bezahlen, wucherische Kaufleute in den Städten nicht geduldet werden. So war das Ziel eine Volksordnung auf gleichen rechtlichen Grundlagen, ein Bauernstaat. Um die Vormacht des Handwerks zu brechen, wollte man die Zünfte auflösen und ganz Tirol fortan zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet machen. Dem Wohl des Ganzen hatten sich einzelne Gemeinden zu beugen, eine durch Fruchtbarkeit des Bodens und Reichtum an Erzen ausgezeichnete Gemeinde sollte einer ärmeren benachbarten helfen. Dieser neue Volksstaat sollte die Vorrechte der Geistlichen und Adeligen einschränken und mehr Macht in die Hände des Erzherzogs legen. Ihm als der alleinigen Obrigkeit waren das Kirchengut auszuliefern und verpfändete Kammergüter zurückzugeben.

Diese Forderungen verraten den Geist Gaismayers, hatte er sich doch selbst einmal „Mehrer des fürstlichen Kammergutes" genannt.

Für die Regierung des Erzherzogs hätte eine Einschränkung der Gerechtsame des Adels und der Geistlichkeit sehr vorteilhaft wirken können. Aber die Versammlung

in Meran war ihm viel zu revolutionär, als daß er sie in seinem Innern anerkannt oder ihre Beschlüsse gewürdigt hätte; indem er sie jedoch gewähren ließ, weil er keine Machtmittel gegen sie in den Händen hatte, faßte er seine Meinung über die Meraner Beschlüsse dahingehend zusammen: sie seien deshalb undurchführbar, weil sie die landesfürstliche Hoheit nicht respektierten, neue Gerichte einführten und die Stände durcheinander brächten. Ferdinand verlegte schnell den für Juli angekündigten allgemeinen Landtag schon auf den 12. Juni vor, um zu verhindern, daß die Versammlung in Meran üble Folgen nach sich zöge.

Der Landtag zu Innsbruck vom 12. Juni bis 21. Juni 1526 wurde das größte Ereignis jener Zeit und zeigte den Tiroler Bauernstand auf einem glanzvollen Höhepunkt. Der Schwäbische Bund, die Herzöge von Bayern, die Grauenbünde aus der Schweiz, die innerösterreichischen Stände, Kaiser Karl V., der Vizekönig von Neapel, die Republik Venedig, die Herzöge von Bourbon und Mailand entsandten eigene Vertreter, die ab und zu in den Verhandlungen mitsprachen, in denen auch Abgeordnete der Tiroler Bauern, die, wie erwähnt, als einzige im Reich die Landstandschaft besaßen, ihre Sache vertraten. Der Innsbrucker Landtag mußte als einzige verfassungsmäßige Versammlung im ganzen habsburgischen Weltreich im Beisein stimmberechtigter Bauern über die Sache der Bauern, die allenthalben im Reich auf revolutionärem Weg in der Entscheidungsschlacht stand, bestimmen. Was Innsbruck brachte, mußte für ganz Deutschland Bedeutung haben.

Die Vertreter der Geistlichkeit wurden durch Beschluß der zweihundert Bauernabgeordneten — „verruchte, spitzfindige Köpfe" nennt sie eine Regierungsschrift — und der Städter von der Beratung und Abstimmung ausgeschlossen, den Bergknappen wurde durch den Einfluß der scharfsinnigen und vorsichtigen Bauern eine eigene Vertretung zugestanden. Die Adeligen waren durch die Macht und Zielstrebigkeit, mit der die Bauern ans Werk gingen, so eingeschüchtert, daß sie deren Ziele unterstützten. Die Bauern fühlten sich ganz als die Herren und stellten kompromißlos ihre Forderungen; Gaismayer soll anfangs selbst anwesend gewesen sein.

Ferdinand billigte nur den ständischen Ausschuß, in den je zehn Vertreter der drei Stände gewählt wurden, und der in bescheidenem Maße an der Regierung beteiligt war. Die wirtschaftlichen Anliegen der Bauern wurden abgelehnt bis auf freien Fischfang und die Ablösung der Erbschaftssteuer. Der so verheißungsvoll begonnene Landtag nahm also kein erfolgreiches Ende, die Bauernabgeordneten wurden eingeschüchtert, drei Radikale ausgestoßen und durch gemäßigte ersetzt. Ferdinand verweigerte unter Lebensgefahr jede Änderung in kirchlichen Angelegenheiten.

Gaismayer und seinen Freunden gefiel diese ganze Entwicklung nicht. Er hatte den Landtag schon vor dessen Beendigung verlassen und war an die Etsch zurückgekehrt.

Von Brixen aus schürte er den Widerwillen gegen die gefaßten Landtagsbeschlüsse und erbitterte das Volk gegen die heranziehenden Regierungstruppen. Sein Anhang wuchs überall, besonders nach seiner Protestschrift, die der Enttäuschung der Bauern Ausdruck verlieh. Er regierte in der fürstlichen Burg mit ausreichenden Geldmitteln, auf mehreren Schlössern des Stiftes saßen seine Anhänger mit einer Mannschaft, die gern alle Vertreter der habsburgischen Landesherrschaft vertrieben und Gaismayer zu ihrem Landesoberhaupt gemacht hätten. Deshalb schenkte man auch den Gesandten Ferdinands, die den Landtagsabschied überbrachten, kein Gehör und wollte unter Mißachtung seines Inhalts eine neue Bauernversammlung einberufen. Schließlich siegten aber doch die Nachgiebigen, die dem Erlasse des Erzherzoges vom 12. Juli folgten, in dem dieser bekanntgab, daß er die Besitzungen in seine Verwaltung übernommen habe. Bald huldigten Neustift, Klausen, Bruneck und andere dem neuen Herrn, dem sich die Gerichte um Brixen und am Eisack anschlossen. Allein konnte Gaismayer keinen Widerstand mehr leisten, weshalb er und seine Hauptleute die besetzten Stellen verließen und damit dem Landtagsabschied in ganz Deutschtirol anerkannten.

In Gaismayer sah man den Anstifter neuer Unruhen; er wurde deshalb Mitte August von Sterzing nach Innsbruck vorgeladen, wo er auch erschien und zu bleiben sich verpflichtete. Als er jedoch hörte, daß sich die Bauern in Welschtirol, auf dem Nons- und Sulzberg, im Lagertal, Val Sugana und an anderen Orten dem Herzog Ferdinand trotz des geringen Entgegenkommens nicht beugten, fühlte er sich dort hingezogen. Er unterstützte ihren Widerstand, um vielleicht von hier aus die Sache der Tiroler Bauernschaft zu retten. So verließ er bei Nacht und Nebel Innsbruck und wurde bald der Anführer der Welschtiroler, die seit dem 28. August Trient belagerten. Ihr Heer soll 4000 Mann stark gewesen sein, dazu wurde noch Zuzug von den Nons- und Sulzbergen erwartet. Diese Hilfe blieb leider aus. Deswegen konnten die Bauern verjagt werden, wobei viele den Tod fanden. Die übriggebliebenen Haufen wurden unsicher und zaghaft, es fehlte eine einheitliche Führung; sie unterwarfen sich der Reihe nach.

Gaismayer hatte bis zuletzt bei den Aufständischen ausgeharrt, dann aber noch nach Klösterlein in der Schweiz fliehen können. Unterm 20. September ist uns eine Nachricht der Innsbrucker Regierung bekannt, die nach dem Flüchtigen suchen ließ. Einem Gerücht zufolge plünderte sein Anhang weiterhin das Haus des Stiftspropstes Dr. Gregor Angerer in Brixen; man sollte nachforschen, was Gaismayers Frau von dem Hausrat des Dr. Angerer noch besäße; deshalb wurde Ende September der Landrichter in Sterzing beauftragt, allen Besitz Gaismayers zu versiegeln und seiner Gattin nur das Notwendigste für den täglichen Unterhalt zu lassen. Man versuchte, des Flüchtigen jetzt unbedingt habhaft zu werden, wurde aufmerksamer, als seine Frau die versiegelten Gegenstände ihres Mannes aufbrach, als Hans, Michaels Bruder, in dessen Auftrag Briefe beförderte und Korrespondenzen beiseitebrachte. Eine genaue Unter-

suchung förderte keine Verdachtsmomente zutage, und am 7. Oktober 1525 schien man jede Spur von ihm verloren zu haben.

Als Dr. Angerer und sein Leidensgenosse wegen der erlittenen Plünderung beim Hofrat in Innsbruck als Privatkläger auftraten, wurde Gaismayer aufgefordert, sich zu dem Prozeß einzufinden. Da er diesem Rufe selbst bei einer zweiten Einladung nicht folgte, verfaßte der Erzherzog Ferdinand am 8. November selbst ein Mandat gegen ihn. Freies Geleit war Gaismayer bereits auf seine erste Protestnote hin am 25. Oktober zugesichert worden, der Geistlichkeit war befohlen worden, ihm nicht nachzustellen. Trotzdem war er nicht gekommen. Auf das Mandat Ferdinands antwortete er nun in einem Schreiben an den Innsbrucker Hofrat. Leider trägt es kein Datum und keine Ortsangaben, weil sich der Flüchtige nicht verraten wollte. Gaismayer ging nicht auf die Anschuldigungen des Dr. Angerer ein, sondern stellte fest, daß er durch sein Handeln viel Unheil verhütet habe. — Er beklagte sich über seine „Arrestation" im August, aus der er geflohen war, und über die Beschlagnahme seiner Effekten. Dem sicheren Geleit, so meinte er, könne er nicht trauen, da die Geistlichkeit ihn wie die Pest hasse, und man darum nicht wisse, was sie plane. Schließlich wies er darauf hin, daß seine Macht noch fest dastehe, 18 Städte und Gerichte des Eisacktales bürgten für seine Sicherheit. Trotzdem hielt er es also für besser, nicht aus seinem Versteck herauszugehen. Erzherzog Ferdinand ließ ihn weiter verfolgen.

Der Vogt auf Guttenberg, Balthasar von Rauschwang, sandte einen seiner Getreuen, Christel, zu Gaismayer, der seine Pläne auskundschaften sollte. Es gelang ihm auch vollständig. Er fand Gaismayer am 19. Januar 1526 mit seiner Frau, einer Tochter und einem jungen Gesellen beim Klösterlein auf Tafas. Er erzählte dem Christel von seiner Verbindung mit den Franzosen, erkundigte sich nach der Befestigung von Glurus und Churwurg und wollte Christel nebst einigen Gesellen gewinnen, daß sie ihm bei dem beginnenden Aufstand beistehen sollten. Eine große Zahl Helfer war schon auf einem Zettel vermerkt. Gaismayer sprach auch über seinen Bund mit Venedig, das mit dem Kaiser Krieg führen wollte. In zehn Tagen sei er durch die Punnt nach Venedig geritten, habe unterwegs viele Menschen angesprochen und auf seinen geplanten Aufstand aufmerksam gemacht. Er habe ihnen auch einen Schein von Zürich vorgezeigt, wonach er dort Bürger geworden sei, und wonach Zürich, einige Fürsten und Städte den Kaiser bekriegen wollten. Christel war aber ein Verräter und berichtete den Gegnern, daß Gaismayer überall im Lande einen neuen großen Aufstand vorbereite.

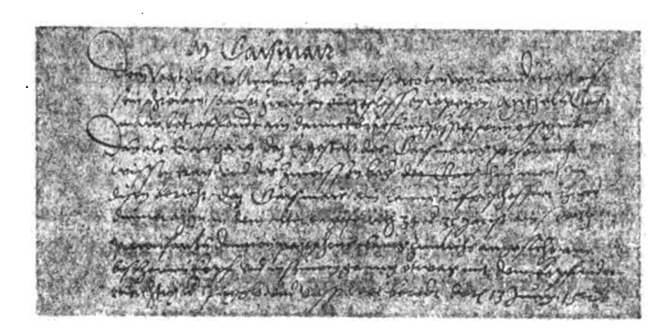
Unter den Tiroler Bauern ließ Gaismayer eine neue, im Januar 1526 abgeschlossene „Tirolische Landesordnung" verbreiten, die er, losgelöst von den Rücksichten der Tagespolitik, ausgearbeitet hatte und die kompromißlos seine Ziele entfaltete. Sie ist von hervorragender Bedeutung und stimmt in ihrer Grundhaltung überein mit den ein Jahr vorher erschienenen Meraner Artikeln, bei denen bisher noch nicht nach-

gewiesen werden konnte, ob Gaismayer sie mit abgefaßt hat. Sicherlich hat er sie aber mit geplant und gekannt. In seiner Ordnung läßt er manches fort, was die Meraner Artikel ausführlich behandelt haben, manchmal entwickelt er dort bestehende Ansätze sehr ausführlich weiter. Der erste Artikel der Landesordnung, der gleichzeitig als Programm für das Ganze angesehen werden kann, stellt den Gemeinschaftsgedanken als vornehmsten auf. Artikel 2 bis 5 sagen aus, wer zu dieser Gemeinschaft gehört, der Bauernstand hat das oberste Lebensrecht in ihr; die nächsten drei Artikel befassen sich mit der Pflege der Religion. Artikel 9, 10 und 11 behandeln das Gericht und fordern als Hauptstadt für das Land den Ort Brixen. Ebenso wird eine Hochschule zur Pflege der Gottlehre geplant. Es soll ein straffer Volksstaat geschaffen werden, innerlich gefestigt und stark, damit er auch außenpolitisch widerstandsfähig sei. Die Bergwerke sind so auszubauen, daß ihr Überfluß die Verwaltungskosten der Regierung deckt. Durch Kultivierung von Sumpfgebieten muß Neuland für die Bauern entstehen. Eine Volkswehr soll fremdes Söldnerwesen ersetzen, deutsches Recht wieder an die Stelle des römischen treten und von unabhängigen Richtern ausgeübt werden, der Zehnte der Armenpflege dienen. Klöster sind in Altersheime und Krankenhäuser zu verwandeln. Wucher und Spekulation werden verboten, es soll mehr Getreide angebaut und mehr Vieh gehalten werden, damit das Land sich selbst ernähren kann, Gedanken, die auch unsere nationalsozialistische Bauernpolitik verfolgt. Es wird die absolute Verwirklichung eines Volksstaates geplant, der aus den altüberlieferten Weisheiten des Bauerntums schöpft.

Gaismayers Volksstaatgedanken griffen in revolutionärer Weitsicht viel tiefer, als den meisten noch verständlich war. Unsere nationalsozialistische Zeit erkennt erst den schöpferischen Geist seiner Bauernpolitik. Aber denken wir an die freien Waldstätten der Schweiz, an die späteren Freiheitsbewegungen österreichischer Bauern im Landl oder an diejenigen der Salpeterer im südlichen Schwarzwald, so müssen wir sagen, daß das Wissen um den altgermanischen, schöpferischen Gestaltungswillen bei bäuerlichen Menschen, wie Gaismayer einer war, noch durchaus lebendig gewesen sein muß. Sein Staatswollen war darum nicht Utopie, auch nicht unzeitgemäß, sondern es war das Streben nach Abschüttlung artfremder Bande des Rechts, der politischen Kirche, der Gesittung, und dieses Streben wurde von den Vertretern der Kirche als feindlich erkannt. Darum ließ sich Ferdinand die Beseitigung des gefährlichen Erweckers Gaismayer angelegen sein und bekämpfte ihn bis zur Vernichtung.

Die Landesordnung Gaismayers mußte ihm die Herzen der Tiroler Bauern gewinnen, die zweifellos alle zu ihm gestanden wären, wenn seine Sache einen erfolgreichen Anfang genommen hätte. Das war leider aber nicht der Fall. Die Verbindung mit Tiroler Freunden und besonders der Briefwechsel mit seinem Bruder Hans wurden bekannt. Sein Bruder wurde deswegen hingerichtet, die Davoser

fielen von Gaismayer ab. Ende April 1526 versammelte er einige Flüchtlinge in Trogen; dort wurden die meisten aber von den Eppenzellern im Auftrage Ferdinands gefangengenommen. Er selbst entkam. Damit war der Angriff von der Schweiz her gescheitert. Zur selben Zeit standen die Salzburger Bauern in hellem Aufruhr gegen den Erzbischof. Dorthin wandte sich Gaismayer mit seinen Getreuen und wurde das Haupt der Empörer. Ende Juni schlug die Regierung auch diesen Aufstand nieder. So zog Gaismayer mit etwa 1600 Mann über die Rauriser Tauern nach Tirol. Die Beauftragten des Erzherzogs hatten bereits genaue Nachricht darüber erhalten und versuchten mit allen Mitteln, seiner habhaft zu werden. Schon am 23. Mai hatten sie an die Stadt Hall berichtet, daß Michael Gaismayer, der Hauptaufwiegler der Bauern, mit neun anderen sich im Gebirge aufhalte. Man sollte allen Fleiß anwenden, ihn zu fangen. Wer ihn tot einliefere, dem zahle die Regierung



Der Steckbrief gegen Gaismayer

500 Gulden, wer ihn lebend bringe, erhalte die doppelte Summe. Am 13. Juni 1526 wurde ein Steckbrief herausgegeben, dem wir eine Körperbeschreibung Gaismayers verdanken.

„Dem Vogt zu Nellenburg, Herr Hans Jakoben von Landaw, ist auf sein Schreiben sambt zweyen eingeschlossen Copeyen, Micheln Gaißmair betreffendt, ain Denkbrief, in peßter Form geschriben, dann als er antzaig, daß Er Gestalt und des Gaißmairs Person nicht wissen trag unnd das zu wissen begere, thue man Im diesen Bericht, das Gaismair ain lannger aufgeschossener hägerer Man, in dem Alter ungeferlich 34 oder 35 Jar ist, ain swartz prownfarben dunnen part, clain ziemliches angesicht ain beschorener Kopf unnd in saimem Gang etwas mit dem Kopf niderträchtig oder puggelt und vast wol beredt. Dat. 13. Juny 1526."

Unser Held mußte sich dann vor Künigl und Georg von Frundsberg mit seinen Männern aus Tirol nach Venedig zurückziehen.

Die Republik teilte der tirolischen Regierung mit, daß sie sich im Gaismayer-Handel neutral verhalte. Gaismayer lebte die meiste Zeit als Hauptmann von 5000 Mann

in Padua, das ihm ein hohes Jahresgehalt gewährte. Mit Tirol stand er ständig in Verbindung, unterrichtete sich auch persönlich, wo er gegebenenfalls an der Grenze am besten einfallen könnte, denn er gab seine Hoffnung auf einen Freiheitskampf nicht auf.

In den politischen Verhältnissen sollte er bald wieder einen hoffnungsvollen Weg beschreiten. Der französische König Franz I. führte erneut Krieg gegen Kaiser Karl, nachdem er in der ersten Auseinandersetzung unterlegen war. Der Siegeszug der Franzosen und Venetianer in Oberitalien schien Gaismayers Werk förderlich zu sein.

Um einer schnellen Überrumpelung vorzubeugen, wollten der Tiroler Landeshauptmann Leonhard von Völs, Sigmund von Brandis und die Kriegskommissäre von Trient die Tirolischen Pässe besetzen und das allgemeine Aufgebot erlassen. Wie unsicher die Volksstimmung jedoch war, ist daraus zu erkennen, daß man nicht wagte, das Aufgebot zusammenzurufen, sondern daß nur „ehrbare gehorsame" Kriegsleute gesammelt wurden. Eine verheerende Pest suchte das Heer des französischen Königs heim und machte es kampfunfähig. Franz I. wurde zum Waffenstillstand gezwungen, dem der Friede von Cambray am 5. August 1529 folgte. Die Venetianer und Gaismayer wagten nicht, allein den Kaiser zu bekämpfen. So war für Gaismayer wieder eine große Gelegenheit vorbeigegangen. Der Wille, die Freiheit für seine Heimat zu erkämpfen, blieb dennoch ungebrochen. Er ging zurück nach der Schweiz und fand dort einige Fürsten und Herren, die sein Werk unterstützen wollten, denn die protestantischen Schweizerkantone haßten Ferdinand, der den fünf katholischen Kantonen Beistand geleistet hatte. In drei Haufen wollte man in Tirol einmarschieren.

Die Regierung fahndete lange wieder nach Gaismayer, aus zwei Briefen vom 11. August 1530 und vom 20. September 1530 hören wir, daß sie einen hohen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte. Ein gewisser Randecker, der wegen Beteiligung am Aufruhr landflüchtig geworden war, hatte sich gemeldet und wollte gegen 1000 oder 1500 Taler und das Recht, wieder nach Tirol kommen zu dürfen, Gaismayer umbringen. Randecker erhielt für seinen geplanten Mord 15 Gulden im voraus.

Da der Mordanschlag das erstemal nicht glückte, wurde ein zweiter Brief geschrieben.

Das Schicksal wollte aber nicht, daß Gaismayer, der seine ganze Kraft und sein Leben für die Heimat eingesetzt hatte, von einem verräterischen Landsmann ums Leben gebracht werden sollte. Ein spanischer Meuchelmörder verdiente sich den Judaslohn und tötete Gaismayer noch im Jahre 1530.

Die Regierung war sicherlich froh, daß sie diesen gefährlichen und klugen Menschen hinfort nicht mehr zu fürchten brauchte.

Mit Gaismayers Tod war der Aufruhr in Tirol endgültig niedergeschlagen. Im Jahre 1532 wurde die Landesordnung der Grafschaft Tirol erlassen, die den Kampf

um die Verfassung abschloß. Das bauernfreundliche Landlibell vom Jahre 1525 wurde gänzlich aufgehoben. Alle Grund-, Zehent- und Zinsgüter sollten, so wie es vor diesem Jahr üblich gewesen war, bezahlt werden. Die Geistlichen wurden wieder in ihre Rechte eingesetzt, und somit war der Zustand der alten ständischen Verfassung wieder hergestellt. Gegenüber früheren Zeiten wurde der Klerus allerdings in weltlichen Angelegenheiten den weltlichen Behörden unterworfen. Die Bauern verloren aber fast alle Erleichterungen wieder, die sie sich in dem Ringen erkämpft hatten, einige wenige blieben. Trotzdem ist also der Bauernkrieg in Tirol im Gegensatz zum übrigen Deutschland nicht ganz erfolglos gewesen, in politischer Hinsicht behielten die Bauern ihr altes Recht, die Landstandschaft.

Dieser zähe Kampf der Bauern wäre undenkbar ohne seinen rastlosen und klugen Führer Michael Gaismayer. Von Freunden und Feinden wurde er gleich geachtet und gefürchtet, wegen seiner Klugheit bewundert. Selbst Männer, die seine Ziele bekämpften, erkennen das Großartige seiner wegweisenden Vorschläge z. B. auf dem Gebiete der Armenpflege, der Landeskultivierung, der Industrialisierung usw. an. Man muß staunen, wie genau Gaismayer die Zustände des Landes aus seiner früheren Amtstätigkeit kannte. Er rebellierte nicht aus der Begeisterung für irgendein konstruiertes Gedankensystem, sondern aus der Erkenntnis, daß die Zustände seines Landes unerträglich seien, daß dieses freie Tiroler Bauernvolk zugrunde gehen müsse, wenn die Mißstände weiterhin andauerten. Aus allen seinen Schriften spricht ein klares Rechtsempfinden, die Obrigkeit erkannte er an, er wollte ja gerade dem Erzherzog wieder zu größerer Macht verhelfen. Er fühlte sich dem Volk gegenüber verpflichtet als heimatverbundener, bäuerlicher Mensch; seine Sorge für die eigene Familie können wir mehrfach kennenlernen. Eine harte Lebensschule hatte seinen Geist geweckt, sein Urteilsvermögen gestärkt. Er verstand es, die Menschen zu behandeln und wußte, was er ihnen im einzelnen zumuten konnte. Sein Einfluß auf die Tiroler Bauernschaft muß sehr bedeutend gewesen sein, sein ganzes Haus zog viele Menschen an. Vielleicht darf man ihn den begabtesten, umsichtigsten und gebildetsten Führer in den Bauernkriegen nennen. Er wollte die alte Bauernfreiheit in Tirol wieder eingeführt wissen, wie er sie in den Volksstaaten der Schweiz verwirklicht sah, und gehört zu den fähigsten Vorkämpfern für die Freiheit deutschen Bauerntums. Er wird immer unserer Bewunderung und Achtung sicher sein.

Die Umschau

Weltpolitischer Bericht

Die zweite Hälfte des September und der Beginn des Oktober brachten die weltpolitische Liquidation der sudetendeutschen Frage in dem Sinne, wie das Deutsche Reich sie erstrebt hatte. Es ist richtig, noch einmal die Ereignisse knapp zusammenzufassen.

Am 21. September nahm die tschecho-slowakische Regierung Hodza unter dem Druck von England und Frankreich die englisch-französischen Vorschläge über die Abtrennung des sudetendeutschen Landes an; bereits begannen die tschechischen Truppen die sudetendeutschen Landschaften zu räumen, an manchen Orten, auch schon in Eger, konnte die Bevölkerung die Verwaltung und öffentliche Ordnung in eigene Hand nehmen. Da schalteten sich das Judentum und die Moskauer Politik ein, es gab auch bei den Tschechen einen nationalistischen Rückschlag gegen die Entwicklung, die Regierung Hodza trat am 22. September nach großen kommunistischen und nationalistischen Straßenkundgebungen in Prag zurück, Staatspräsident Dr. Benesch bildete eine Militärregierung mit dem General Syrovy an der Spitze. Diese ließ sogleich neue tschechische Truppenmassen in die sudetendeutschen Landschaften einrücken, die — mit Ausnahme der praktisch ja auch niemals zu verteidigenden Zipfel von Asch und von Rumburg-Schluckenau — von den Tschechen wieder besetzt wurden.

Das alles erfolgte, während in Godesberg der Führer mit dem britischen Ministerpräsidenten Chamberlain verhandelte. Da die Verhandlungen ja eine eingehende Bearbeitung des Tatsachenstoffes erforderten, so entstand in der Nacht vom 22. zum 23. September eine Anzahl von Gerüchten über Schwierigkeiten, ja Abbruch der Verhandlungen — die Prager Regierung verbreitete sogar von sich aus die Behauptung, die Verhandlungen seien ergebnislos abgebrochen. Sie ordnete die Mobilmachung ihres Heeres an. Es war einen Augenblick eine sehr kritische Lage entstanden; man hatte den Eindruck, daß die Prager Regierung ein Scheitern der Verhandlungen von Herzen wünschte und ihre Mobilmachung die Dinge auf die Spitze treiben sollte. Die Verhandlungen in Godesberg wurden aber mit der Überreichung eines deutschen Memorandums im Einverständnis zwischen dem Führer und Sir Neville Chamberlain am 23. September geschlossen. Sir Neville Chamberlain ließ der Prager Regierung das Memorandum am 24. September übergeben. Das Memorandum enthielt die folgenden deutschen Forderungen:

„Zur sofortigen und endgültigen Bereinigung des sudetendeutschen Problems werden daher nunmehr von der deutschen Regierung folgende Vorschläge gemacht:

1. Zurückziehung der gesamten tschechischen Wehrmacht, der Polizei, der Gendarmerie, der Zollbeamten und der Grenzer aus dem aus der übergebenen Karte bezeichneten Räumungsgebiet, das am 1. Oktober an Deutschland übergeben wird.

2. Das geräumte Gebiet ist in dem derzeitigen Zustand zu übergeben (siehe nähere Anlage). Die deutsche Regierung ist damit einverstanden, daß zur Regelung der Einzelheiten und der Modalitäten der Räumung ein mit Vollmachten ausgestatteter Vertreter der tschechischen Regierung oder des tschechischen Heeres zum deutschen Oberkommando der Wehrmacht tritt.

3. Die tschechische Regierung entläßt sofort alle sudetendeutschen Wehrmachts- und Polizeiangehörigen aus dem gesamten tschechischen Staatsgebiet in ihre Heimat.

4. Die tschechische Regierung entläßt alle wegen politischer Vergehen inhaftierten deutschstämmigen Gefangenen.

5. Die deutsche Regierung ist einverstanden, in den näher zu bezeichnenden Gebieten bis spätestens 25. November eine Volksabstimmung stattfinden zu lassen. Die aus dieser Abstimmung sich ergebenden Korrekturen der neuen Grenze werden durch eine deutsch-tschechische oder eine internationale Kommission bestimmt. Die Abstimmung selbst findet unter der Kontrolle einer internationalen Kommission statt.



Abstimmungsberechtigt sind alle in den in Frage kommenden Gebieten am 28. Oktober 1918 wohnhaften oder bis zum 28. Oktober 1918 dort geborenen Personen."

Es war aber nicht gelungen, die völlige Zustimmung des britischen Ministerpräsidenten zu diesem Memorandum zu gewinnen; er hatte es lediglich weitergereicht.

Die Prager Mobilmachung, aber auch umfangreiche Mobilmachungsmaßnahmen in England und Frankreich schufen eine höchst gespannte Stimmung, es wurde die Parole ausgegeben, es sei durch das deutsche Memorandum eine „neue Lage" geschaffen worden. Der Führer trat in seiner Rede im Sportpalast dieser Behauptung entgegen. Er betonte die friedliche Gesinnung des deutschen Volkes und unterstrich, daß, sobald das sudetendeutsche Problem gelöst sei, es für Deutschland kein territoriales Problem in Europa mehr gibt, daß das Reich bereit sei, sobald die Tschechen sich auch mit ihren anderen Volksgruppen auseinandergesetzt hätten und eine friedliche Lösung erreicht sei, die deutsch-tschechischen Grenzen dann zu garantieren.

Die Spannung in Europa war außerordentlich hoch. Sie griff auf alle anderen Erdteile über. Man kann wohl sagen, daß es kaum ein Land in der Welt gegeben hat, wo die Menschen nicht am Rundfunk saßen und mit größter Erregung auf die Nachrichten warteten. Der nordamerikanische Präsident Roosevelt wandte sich mit einem Aufruf an alle beteiligten Staaten; es war allerdings klar, daß dabei eine gewisse Stützung der Richtung Benesch beabsichtigt war; die

Presse in USA.

hetzte in infamster Weise gegen Deutschland. In einem Aufruf zum Weltfrieden ließ der argentinische Präsident Ortiz die Stimme seines aufsteigenden Landes ertönen. Es waren Tage und Nächte, auf die wirklich das Wort „fieberhafte Spannung" zutraf.

In diesen Tagen stellte sich Benito Mussolini mit der ganzen Kraft seines starken und mächtigen Staatswesens an die Seite des Deutschen Reiches. Kompromißlos erklärte der Duce, daß, falls wirklich ein Weltbrand ausbrechen würde, der Platz Italiens gewählt sei.

In den Augenblicken höchster Spannung, als schon der Einmarsch deutscher Truppen gegen den Willen der tschecho-slowakischen Regierung unvermeidlich schien, bot Mussolini seine Hilfe zur Auffindung einer sofortigen Lösung an. Ministerpräsident Chamberlain erbot sich, aufs neue zu einer persönlichen Aussprache mit dem Führer zusammenzukommen. So wurde jene denkwürdige

Besprechung der vier Staatsmänner

in München im Führerhause am 29. September 1938, während schon die Todesschatten eines ungeheuren Gemetzels über Europa lagen, zusammentelephoniert. Benito Mussolini, der treue Freund Deutschlands und alterfahrene Staatsmann, Sir Neville Chamberlain, mit seiner menschlich so gewinnenden Art, mit der er bei allen Meinungsverschiedenheiten sein Werk der Vermeidung des Krieges betrieb, der französische Ministerpräsident Daladier und der Führer, dessen klare und praktische Lösung der sudetendeutschen Frage nun doch von allen Beteiligten anerkannt wurde, traten zur Münchener Besprechung zusammen. Es war kennzeichnend, daß gerade auch der französische Ministerpräsident von der Bevölkerung in München besonders herzlich begrüßt wurde. Darin drückte sich einmal der Wunsch des deutschen Volkes, mit Frankreich überhaupt zu einem besseren Einvernehmen zu kommen, aus, zum anderen aber eine wohlverdiente Ehrung des Menschen Daladier. Von den beiden Vertretern der demokratischen Staaten hatte Chamberlain eine so starke Sympathie in seinem eigenen Volke hinter sich, daß diese beinahe eine völlige Handlungsfreiheit bedeutete; Daladier dagegen, persönlich arm, aus ganz einfachen Verhältnissen aufgestiegen, belastet mit der schweren Aufgabe, den vielen Unfug wieder abzustellen, den Léon Blum angerichtet hatte und doch die sozialen Reformen nicht preiszugeben, dazu mit einigen dem Frieden sehr ungünstig gesonnenen Männern im Kabinett, hatte unzweifelhaft die schwierigste Stellung. Wenn er bereitwillig die Sache des Friedens in die Hand nahm und seit fast unvordenklicher Zeit als der erste französische Ministerpräsident nach Deutschland kam, so setzte er seine ganze politische Existenz ein.

Die Bemühungen der vier Männer waren von Erfolg gekrönt. Das Münchener Abkommen vom 29. September 1938 lautet: „Deutschland, das Vereinigte Königreich von Großbritannien, Frankreich und Italien, sind unter Berücksichti-

gung des Abkommens, das hinsichtlich der Abtretung des sudetendeutschen Gebietes bereits grundsätzlich erzielt wurde, über folgende Bedingungen und Modalitäten dieser Abtretung und die dazu zu ergreifenden Maßnahmen übereingekommen und erklären sich durch dieses Abkommen einzeln verantwortlich für die Sicherung seiner Erfüllung notwendigen Schritte:

1. Die Räumung beginnt am 1. Oktober.
2. Das Vereinigte Königreich von Großbritannien, Frankreich und Italien vereinbaren, daß die Räumung des Gebietes am 10. Oktober vollzogen wird, und zwar ohne Zerstörung irgendwelcher bestehender Einrichtungen, und daß die tschecho-slowakische Regierung die Verantwortung dafür trägt, daß die Räumung ohne Beschädigung der bezeichneten Einrichtungen durchgeführt wird.
3. Die Modalitäten der Räumung werden im einzelnen durch einen internationalen Ausschuß festgelegt, der sich aus Vertretern Deutschlands, des Vereinigten Königreichs von Großbritannien, Frankreichs, Italiens und der Tschecho-Slowakei zusammensetzt."

Punkt 4 regelt dann die etappenweise Besetzung durch die deutschen Truppen, die weiteren Punkte bestimmten die endgültige Festlegung der Grenzen durch den internationalen Ausschuß, die Ordnung des Optionsrechtes für die von der Tschecho-Slowakei abzutretenden Gebiete, und schließlich die Entlassung der Sudetendeutschen aus dem tschechischen Heer.

Bedeutsam wurde dann die Erklärung, daß, falls innerhalb von drei Monaten das Problem des Verhältnisses zwischen Tschecho-Slowakei und Ungarn und der Tschecho-Slowakei und Polen nicht geregelt sei, eine weitere Zusammenkunft der vier Staatsmänner sich damit befassen werde. Sobald aber auch diese Frage geregelt sei, seien Deutschland und Italien bereit, der Tschecho-Slowakei eine Garantie zu geben.

Am 30. September nahm die Prager Regierung das Münchener Abkommen an, „im Bewußtsein, daß die Nation erhalten werden muß und daß eine andere Entscheidung heute nicht möglich ist".

Ab 1. Oktober begann der etappenweise Einmarsch der deutschen Truppen, der sich ohne größere Zwischenfälle vollzog; am 10. Oktober war er abgeschlossen, am 20. Oktober wurde die Verwaltung des Landes den Zivilbehörden übergeben. Auf eine Volksabstimmung wurde verzichtet.

Als eine Auswirkung des Münchener Abkommens gaben auch die Tschechen den Widerstand gegen die polnischen Forderungen im Teschener Gebiet auf. Am 1. Oktober nahm die Prager Regierung das polnische Ultimatum an, am 2. Oktober besetzten polnische Truppen diese sehr wertvolle Landschaft.

Eine besonders erfreuliche Folge der Münchener Besprechung war eine Erklärung, die am 30. September gemeinsam von dem Führer und dem britischen Ministerpräsidenten Sir Neville Chamberlain veröffentlicht wurde und den folgenden Wortlaut hatte: „Wir haben heute eine weitere Besprechung gehabt und sind uns in der Erkenntnis einig, daß die Frage der deutsch-englischen Beziehungen von allererster Bedeutung für beide Länder und für Europa ist, wir sehen das gestern Abend unterzeichnete Abkommen und das deutsch-englische Flottenabkommen als symbolisch für den Wunsch unserer beiden Völker an, niemals wieder gegeneinander Krieg zu führen. Wir sind entschlossen, auch andere Fragen, die unsere beiden Länder angehen, nach der Methode der Konsultation zu behandeln, und uns weiter zu bemühen, etwaige Ursachen von Meinungsverschiedenheiten aus dem Wege zu räumen und auf diese Weise zur Sicherung des Friedens beizutragen."

So blieb von der ganzen tschecho-slowakischen Streitfrage nur noch ein Problem ungelöst: das Verhältnis der Tschecho-Slowakei zu Ungarn.

Es handelt sich um die Magyaren, die 1920, und zwar ohne Volksabstimmung und ohne Möglichkeit ihren Willen kundzutun, dem tschecho-slowakischen Staat zugeschlagen wurden. Die Lage ist hier nun durch folgende Tatsachen erschwert: Neben einem Grenzstreifen ziemlich geschlossen magyarischer Bevölkerung gibt es ein verbreitetes Streumagyarentum in der Slowakei; die langjährigen Bemühungen Ungarns vor dem Kriege zur Magyarisierung der Slowaken haben zum Teil gewisse Erfolge gehabt. Es gibt Familien, deren Großväter noch Slowaken waren, die Väter sind innerlich magyarisiert und bekennen sich zum Ungarntum, die Kinder haben vielfach wieder zum slowakischen Volkstum zurückgefunden. Es gibt auch umgekehrt den Fall, wo Familien ursprünglich



magyarischer Herkunft oder vielleicht anfänglich slowakischer Abstammung, aber mit mehreren Generationen magyarischer Kultursprache und Gesinnung, slowakisiert oder reslowakisiert worden sind. Die Prager Regierung machte hier einen recht geschickten Schachzug; um den Forderungen der Slowaken nach Autonomie entgegenzukommen, bildete sie eine

slowakische Regierung,

baute ihren Staat zum Bundesstaat um und überließ nun den Slowaken die Verhandlungen mit Ungarn. Die Verhandlungen sind gescheitert, die Frage ist offen geblieben. Sie ist in Wirklichkeit sehr schwer zu lösen. Eines ist unstreitig richtig und sollte von keiner Seite bestritten werden: Die reinmagyarischen Landstriche oder diejenigen Landschaften mit magyarischen Mehrheiten müssen zu Ungarn zurück.

Es bleibt das Ergebnis dieser ungeheuer spannungsreichen Wochen zu ziehen. Im Vordergrund steht die endliche

Freiheit der Sudetendeutschen,

die friedliche Eingliederung des deutschen Volksraumes in Böhmen und Mähren. Dieser gewaltige Erfolg des nationalsozialistischen Deutschlands ist das stärkste Ergebnis, ein wahres außenpolitisches Meisterwerk. Man muß lange in der Geschichte suchen, um eine Parallele dazu zu finden.

In der Tschecho-Slowakei verschwand Herr Benesch; es verschwand auch sein Kurs. Mit dem Eintritt des Außenministers Chvalkovsky in die Regierung siegte jene bis dahin fast einflußlose Gruppe tschechischer Staatspolitiker, die schon lange gefordert hatten, das tschechische Volk müsse durch ein verständiges und freundschaftliches Verhältnis zu Deutschland seiner geographischen Lage, aber auch dem wahren Geist seiner Geschichte Rechnung tragen, der durch die Einseitigkeit und Übertriebenheit der Heraushebung gerade der deutschfeindlichen Epochen in der tschechischen Volksgeschichte in Wirklichkeit verfälscht sei. So erfolgte ein tschechischer Ministerbesuch in Berlin beim Führer. Das tschechische Volk, zuerst etwas benommen von dem Niederbruch des Systems Benesch, beginnt mit dem ihm eigenen Wirklichkeitssinn die neue Lage zu erkennen. Die Kräfte sind mindestens in ihm stark, die heute einen wirklichen inneren

Ausgleich mit dem deutschen Volke

suchen. Das Verbot der Freimaurerlogen in der Tschecho-Slowakei, die judengegnerische Stimmung in weiten tschechischen Kreisen zeigen, daß die Tschechen erkennen, welche Kräfte eigentlich sie als Vorspann benutzen wollten. Von unserer Seite aus besteht kein Grund, etwa eine langdauernde Feindschaft gegen das tschechische Volk zu kultivieren. Nachdem wir unser Recht bekommen haben, nachdem das System Benesch — hoffentlich auch mit allen seinen Restbeständen! — verschwunden ist, ist es richtig, auch von uns aus, zumal wir wahrhaft stark genug dazu sind, den Ausgleich mit dem tschechischen Volk zu bejahen. Wir haben keinen Grund, dieses kleine Bauernvolk, nachdem wir die Gefährdung für uns beseitigt haben, weiter als Feind anzusehen, wenn es nicht mehr unser Feind sein will. Wir können uns vielmehr gern daran erinnern, daß die Tschechen viele Jahrhunderte hindurch im Mittelalter „amici atque foederati", „Freunde und Bundesgenossen" des Reiches gewesen sind, daß es ihnen dabei gut ging, daß wir neidlos die Herzöge und Könige von Böhmen als die ersten Kurfürsten des Reiches viele Jahrhunderte hindurch gelten ließen. Wenn das heutige Tschechentum in seinen jetzigen ethnographischen Grenzen eine Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem und auf geistigem Gebiet mit uns sucht — wir sind die letzten, sie ihnen zu verweigern. Wenn bei der

Verwandlung der Tschechoslowakei in einen Agrarstaat,

wie sie durch die Abtrennung des nordböhmischen Industriegebietes an Deutschland eingetreten ist, der tschechische Bauer dort drüben Herr über die Prager Judencafés und Freimaurerlogen wird, so müßte sich eigentlich leicht eine Annäherung vollziehen lassen.

Blamiert ist bei dieser Lösung die Sowjetpolitik. Herr Litwinow wurde überhaupt zu nichts hinzugezogen. Man hat zum erstenmal auch in Westeuropa sich um die Herren Moskauer Juden überhaupt nicht mehr gekümmert. Das Münchener Abkommen ist über den Kopf der Sowjetregierung hinweg geschlossen worden. Blamiert ist die Genfer Liga. Um diese alte knarrende Störungsmaschine hat man sich auch nicht mehr gekümmert. Der

Genfer Spesenverein

wurde überhaupt nicht mehr bemüht. Es war ganz, als ob er überhaupt nicht wäre.

Im übrigen hat die ungeheure Spannung eine Tatsache mit Deutlichkeit gezeigt: In keinem Lande Europas bestand so etwas wie eine „Kriegsbegeisterung". Die Völker waren bereit, ihre Pflicht und Schuldigkeit im Kriege zu tun, — aber mit einem wahren Jubel wurde die Nachricht aufgenommen, daß die Münchener Zusammenkunft den Krieg vermieden hatte. In Paris tanzte man auf der Straße, wie sonst nur am 14. Juli, dem Nationalfeiertag.

Solange die Generation, die den Weltkrieg noch mit Bewußtsein erlebt hat, am Leben ist, werden alle Staatsmänner mit dieser Strömung im Volke rechnen müssen. Wir von uns aus haben wahrlich nichts dagegen. Stets und immer wieder aufs neue hat gerade der Nationalsozialismus gepredigt, daß ein neuer europäischer Krieg nur grauenvolle Verwüstung der an sich schon so geschwächten wertvollen Rassekräfte bringen müßte.

Um so bedenklicher ist es, wenn heute in England ein neuer Feldzug zur Verstärkung der Rüstungen eingeleitet wird. Winston Churchill, sicher in seinem ganzen Leben ein tapferer Kerl, ebenso sicher ein in unsere Zeit hineinragender Imperialist der Vorkriegszeit, die dürren Theoretiker der Labour-Party, Juden und Loge haben sich vereint, um das britische Volk in einen neuen Rüstungswettlauf zu treiben. Das

amerikanische Judentum

schreit nach Kräften mit, wie überhaupt das Verhalten der amerikanischen Öffentlichkeit in den kritischen Wochen wohl bei weitem das Unvernünftigste war. Hinter der großen Rüstungspropaganda steht zum Teil auch einfach Geschäftsinteresse — die Rüstungsfirmen bemühen sich, zu verhindern, daß ihnen infolge der Entspannung der Atmosphäre durch das Münchener Abkommen Gewinne entgehen.

Höchst kritisch ist die Lage in Palästina geworden. Ganze Kleinlandschaften von Palästina befanden sich bereits fest in der Hand der Araber. England hat eine letzte große Kraftanstrengung gemacht, um den arabischen Widerstand doch niederzuschlagen. Offenbar verfolgen die Araber demgegenüber die richtige Taktik, den Gewaltstößen auszuweichen, um rings um die vorgehenden britischen Truppen sofort wieder vorzustoßen. Der Verzweiflungskampf dieses tapferen arabischen Volkes, das ja gar nicht England bekämpfen will, sondern sich gegen das entsetzliche Schicksal wehrt, daß ihm das eigene Heimatland zugunsten der Juden weggerissen wird, erringt sich trotz der Bemühungen der Judenpresse immer mehr Achtung und Anerkennung. Auch in England nehmen die Stimmen zu, die es als schmachvoll empfinden, daß

britische Soldaten für die Juden

fallen sollen.

Die Höhe der sittlichen Verkommenheit ist unter diesen Umständen die Erklärung einer Anzahl amerikanischer Kirchenorganisationen, die behaupten, die „Sache des Christentums stünde auf dem Spiel", man dürfe Bethlehem nicht in den Händen der Mohammedaner lassen — die es viele Jahrhunderte hindurch doch schon besitzen —; ja diese Kirchenorganisationen behaupten, die Ehre Englands stände auf dem Spiel, wenn der Widerstand der Araber nicht niedergeworfen würde.

Der Kampf um Palästina ist kein Religionskampf. Er ist ein nationaler Kampf. Die arabischen Christen haben sich von Anfang an mit der islamischen Mehrheit ihres Volkes solidarisiert. Die christlichen Kirchen Amerikas täten besser, dafür zu sorgen, daß mit ihren vielen Dollars die Grabeskirche in Jerusalem jedenfalls so weit in Ordnung gehalten wird, daß sie nicht das Gelächter sämtlicher Besucher durch ihre Baufälligkeit und Verlotterung — ganz abgesehen von dem Gezänk der verschiedenen an ihr beteiligten christlichen Konfessionen — bietet.

Christliche Kirchen aber, die in einem Kampf zwischen Islam und Judentum für das Judentum Stellung nehmen, nehmen damit Stellung für eine Religion, die den Haß gegen das ganze Menschengeschlecht zu ihrem Kern gemacht hat, und gegen eine Religion, die jeder, der sie wirklich kennt, nur mit der größten Achtung behandeln wird. Der Islam ist eine fromme Lebensform, das arteigene Gotterleben des arabischen Volkes. Mohammed selber wird von jedem, der seine Lehre wirklich kennt, als eines der großen religiösen Genies der Menschheit angesehen werden, der in der artbedingten

Weise seines Volkes eine Anzahl ewiger Wahrheiten dargestellt hat. Jene amerikanischen christlichen Kirchen, die im Kampf zwischen Islam und Judentum sich für das Judentum und gegen den Islam einsetzen, bekämpfen damit eine Ausprägung des Guten in der Welt zugunsten des Urbösen. Es wird zu hoffen sein, daß die ernsten und einsichtigen Kreise in England sich von der Sache der Juden doch trennen und der Welt das abscheuliche Bild erspart bleibt, daß blonde, gutrassige englische Jungen verbluten, um dem arabischen Volk ausgerechnet das volkgewordene Gaunertum der Juden aufzuzwingen.

Im

China-Konflikt

hat Japan fest zugeschlagen. Die Versorgung der chinesischen Zentralregierung in Hankau erfolgte wesentlich über die Bahn, die Hankau mit Kanton und dem britischen Hongkong verbindet. Hier nun hat die japanische Flotte eine neue Landungsarmee bei Kanton ausgeschifft, die mit raschem Erfolg vordringt. Daß es den Japanern möglich war, so schnell japanische Truppenmassen gerade in der Bias Bay an Land zu bringen, die als der gegebene Landungsplatz einer Angriffsarmee auf Kanton viel stärker hätte beachtet werden müssen, ist kein Zeichen für Weitsicht des chinesischen Generalstabes. Gelingt es den Japanern, die Bahn Kanton—Hankau zu durchschneiden, so wird die Lage der chinesischen Zentralregierung noch unhaltbarer, es bleibt ihr in Hankau dann nur noch die Verbindung nach Französisch-Indochina, denn im Norden haben vorstoßende japanische Truppen mit der Wegnahme von Sianfu die bisherige Verbindung von Hankau zu den Sowjets gleichfalls durchschnitten. Man hat den Eindruck, als ob der große Kampf sich langsam seinem Ende nähert; es ist nicht mehr recht vorzustellen, auf welche Weise die Chinesen sich noch aus ihrer Niederlage herausarbeiten wollen. Sie täten wohl wirklich gut, Frieden zu machen, der wahrscheinlich jetzt vielleicht noch besser für sie zu haben wäre, als wenn sie nach dem Verlust von Hankau auf das ferne Szetschwan zurückgeworfen gänzlich zur Hinterlandsregierung geworden sind.

Prof. Dr. Johann von Leers

(Abgeschlossen am 20. Oktober 1938)

Weltwirtschaftlicher und weltagrarpolitischer Bericht

In diesem Jahre ist das Deutsche Reich mit zwei großen Schritten der Wirtschaft des südosteuropäischen Raumes näher gerückt. Schon immer waren ja die wirtschaftlichen Beziehungen zum Südosten sehr rege, aber die Wiedergewinnung Österreichs und nun die Eingliederung des deutschen Sudetenlandes haben diese Verflechtung mit einem Schlage noch enger gestaltet. Denn so, wie Österreich gleichsam als eine Landzunge in den Südostraum hereinragt und mit der Donau als einem Großschiffahrtsweg eine von Natur gegebene Verbindung zu den Ländern des Südostens schafft, so ist

die sudetendeutsche Wirtschaft

mit ihren jetzt jenseits ihrer Grenzen liegenden tschechischen Nachbargebieten aufs engste wirtschaftlich verwachsen und wird es bleiben müssen, zum Nutzen des Großdeutschen Reiches, wie auch der Nachbarländer. Hierin liegt eine große Chance, allerdings aber auch ein vorübergehendes Handicap, das indessen kaum ins Gewicht fällt. Die Eingliederung in das Großdeutsche Reich wird vielleicht mehr technische Schwierigkeiten mit sich bringen, als es beim Saarland und bei der Südostmark der Fall war. Der Lebensstandard war in allen Gebieten, die zur bisherigen Tschecho-Slowakei gehörten, außerordentlich niedrig. Das in den Verträgen vorgesehene Optionsrecht wird erhebliche Besitzverschiebungen über die Grenze hinweg zur Folge haben. Zudem wird das Sudetenland aus einem Währungsgebiet in ein anderes übergeführt, während der größte Teil des ursprünglichen Währungsgebietes als selbständiges Gebiet bestehen bleibt. Aber es wurde oben schon gesagt, daß diese Schwierigkeiten gleichzeitig große Vorzüge darstellen, insofern, als hier eine sehr enge Verflechtung über die Grenzen besteht und wahrscheinlich auch bestehen bleiben wird. — Der sudetendeutsche Raum ist im wesentlichen — wenn es überhaupt erlaubt ist, bei einem strukturell so gegensätzlichen Gebiete eine Verallgemeinerung anzuwenden — ein ziemlich dicht besiedeltes und stark industrialisiertes Land, in dem die Herstellung von Konsumgütern überwiegt. Die Industrie ist meist mittelständischen Charakters. An Bodenschätzen sind besonders

Braunkohle, dann aber auch Steinkohle, Graphit und in geringerem Maße Erze (Silber, Blei, Zink, Eisenerze) vorhanden. Bei Joachimstal findet sich ein Radiumvorkommen, das in Europa einzig dasteht. Die sudetendeutsche Industrie hat im Rahmen der gewerblichen Wirtschaft der Tschecho-Slowakei eine sehr bedeutsame Rolle gespielt. So befanden sich von der Gesamtindustrie der Tschecho-Slowakei im sudetendeutschen Gebiete 78 vH. der Musikinstrumentenindustrie, 71 vH. der Glasindustrie, 68 vH. der Spielwarenindustrie und 57 vH. der Textilindustrie. Die Rüstungs- und Metallindustrie hatte ihren Standort dagegen mehr im Innern des Landes und verbleibt somit dem neuen tschecho-slowakischen Staat. — Es ist bei dieser Gelegenheit gut, sich der wirtschaftlichen Struktur des alten Habsburger Reiches und der Rolle zu erinnern, die in diesem Staatengebilde die böhmisch-mährischen Gebiete gespielt haben. Die wichtigsten industriellen Produktionsstätten des alten Habsburger Reiches lagen in den Gebieten, die durch die Pariser Vorort-„Verträge" an die Tschecho-Slowakei kamen. Es waren dies nicht weniger als 90—100 vH. der Porzellan-, Glas-, Zucker- und Handschuhindustrie und der Eisen- und Stahlgießereien, 70—80 vH. der Steinkohlenbergwerke, der Woll-, Baumwoll-, Schuhwaren-, Leder-, Email- und der chemischen Industrie, sowie 50—65 vH. der Roheisen- und Rohstahlerzeugung, der Maschinen-, Papier-, Draht-Industrie und der Braunkohlenförderung. Es war klar, daß ein

volkswirtschaftliches Ungetüm wie die Tschecho-Slowakei,

die auf einem verhältnismäßig engen Raume den größten Teil der Industrie eines ehemaligen großen und mächtigen Reiches zu verwalten hatte, auf die Dauer nicht aus Eigenem am Leben zu erhalten war. Deshalb waren die damaligen Machthaber der Welt auch bestrebt, der Tschecho-Slowakei ein wirtschaftliches Hinterland dadurch zu verschaffen, daß man die von der Habsburger Monarchie überkommene Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Landesteilen sorglich pflegte und noch zu fördern versuchte. Dieses erwies sich in der folgenden Zeit jedoch als undurchführbar, denn die Annahme, die wirtschaftliche Arbeitsteilung der ehemaligen Donaumonarchie ließe sich im politisch neugeschaffenen Donauraum beibehalten, beruhte auf mehreren überaus primitiven Denkfehlern. Erstens war ja das Gebiet, das sich nun als der europäische Südostraum oder Donauraum darbot, schon rein geographisch keineswegs identisch mit der zerschlagenen Donaumonarchie. Denn zu diesem Raume der „Nachfolgestaaten" gehörten ja nun auch Rumänien und Jugoslavien, die nur zum Teil aus ehemaligen Gebieten des alten Österreich-Ungarn bestanden und seit jeher natürliche wirtschaftliche Beziehungen zu ihren anderen Grenznachbarn, Bulgarien, Türkei und Griechenland aufzuweisen hatten. Der Raum der Nachfolgestaaten war also sehr viel größer als der Raum der ehemaligen Donaumonarchie und das annähernde Gleichgewicht einer regionalen Arbeitsteilung, das früher bestanden haben mochte, war einfach nicht mehr vorhanden. Man hatte aber noch ein Zweites übersehen. Die neuen politischen Grenzen schufen neue politische Willensäußerungen; die Wirtschaftspolitik, in der früher unter den Habsburgern höchstens die Regionalinteressen sich gestritten hatten, bekam nun in den verschiedenen neuen Staatengebilden und in den Teilen der Donaumonarchie, die zu bereits bestehenden Staatengebilden geschlagen wurden, einen nationalen Charakter. Die neuen Staaten verspürten nationalwirtschaftliche Gelüste — wer will ihnen das verdenken! — und begannen sich teilweise zu industrialisieren. In den meisten „Nachfolgestaaten" ist in der Nachkriegszeit eine beachtliche Konsumgüterindustrie entstanden. Die gerade in dieser Beziehung stark industrialisierte Tschecho-Slowakei mußte hierdurch in Schwierigkeiten geraten.

Die Exportabhängigkeit der Tschecho-Slowakei

war sehr groß; sie betrug nicht weniger als 23 vH. der gesamten Erzeugung, war also bedeutend höher als in einem so ausgesprochenen Welthandelsland wie dem Vorkriegsdeutschland. Die Wirkungen dieser besonderen und ungünstigen Lage zeigten sich in den letzten Jahren deutlich im Zurückbleiben der Ausfuhr und der Erzeugung im Vergleich zur Entwicklung in anderen Ländern. Das Volumen der tschecho-slowakischen Ausfuhr (1929 = 100) sank bis 1933 auf 38, um bis Mitte 1937 erst wieder auf 77 anzusteigen, während der Welthandel 1933 nur auf 74 gefallen war und bereits im Sommer 1937 wieder den Stand von 1929 (= 100) erreicht hatte. Der Index der tschecho-

slowakischen Produktion (1929 = 100) stellte sich 1937 auf 96, die Welterzeugung aber hatte zu dieser Zeit bereits den Stand von 110 erreicht. Mag es sich hier auch nur um relative Angaben handeln, die von Land zu Land schwer vergleichbar sind, weil das Stichjahr (in diesem Falle 1929) nicht für alle in gleicher Weise repräsentativ zu sein braucht, so ersehen wir aus diesen Indexzahlen doch immerhin, daß es für die tschecho-slowakische Ausfuhr immer schwieriger wurde, sich zu behaupten, je mehr im Donauraum die Nationalwirtschaften Form und Gestalt annahmen. — Die Neuordnung Mitteleuropas durch die Schaffung des Großdeutschen Reiches hat nun mit einem Schlage die binnen- und außenwirtschaftliche Lage der Tschecho-Slowakei geändert. Ein großer Teil der stark ausfuhreingestellten Verbrauchsgüterindustrien ist an das Großdeutsche Reich gefallen. Die Ausfuhr- und überhaupt die Außenhandelsabhängigkeit der Tschecho-Slowakei wird indessen dadurch kaum geringer werden, da die Abtrennung verhältnismäßig dichtbesiedelter Gebiete auch einen erheblichen Konsumentenausfall bringen wird. Insbesondere wird die Landwirtschaft nun stärker als bisher für die Ausfuhr arbeiten müssen. Jedenfalls wird die Umstellung der tschecho-slowakischen Wirtschaft einen erheblichen Kraftaufwand erfordern. Man wendet jetzt seine Blicke mehr auf die Slowakei, die bisher recht stiefmütterlich bedacht worden war. Hier sollen noch erhebliche Reserven im Boden liegen, sogar von Naphta-Vorkommen wird gesprochen, die nur der Erschließung harren. Freilich ist die Tschecho-Slowakei weitgehend auf fremde Hilfe angewiesen. Neben Auslandskrediten wird vor allem eine Neuorientierung der Handelspolitik nach realpolitischen Gesichtspunkten vonnöten sein. Es ist durchaus denkbar, daß der westliche Nachbar Großdeutschland hierbei eine wesentliche Rolle spielen wird, zumal ja durch die sudetendeutsche Industrie zahlreiche Bindungen über die jetzigen Grenzen hinweggehen, die man nicht abzureißen braucht, sondern eher noch fester knüpfen kann. — Großdeutschlands Bedeutung für den gesamten südosteuropäischen Raum ist gerade jetzt wieder ins hellste Licht der Öffentlichkeit gerückt worden durch die vielbeachtete Reise des deutschen Reichswirtschaftsministers Funk. In der Zeit der größten europäischen Spannung hat Funk in den Südostländern in seiner friedlichen Mission geweilt, der nur Unverstand und Böswilligkeit agressive Beweggründe unterschieben konnte. Das Ergebnis seiner Reise ist der beste Beweis dafür, daß man in den Ländern des Südostens die Zusammenarbeit mit dem Deutschen Reich als organisch empfindet. Der bisherige

Erfolg des deutschen Südosthandels

ist ja auch, wie u. a. Funk sich auf seiner Reise geäußert hat, keineswegs eine Folge irgendwelcher Weltwirtschaftsmethoden, sondern in allererster Linie eine Folge beiderseitiger Ergänzungsfähigkeit und der guten Zusammenarbeit der Regierungen. Deutschland kauft im Südosten mehr als die doppelte Menge dessen, was England, Frankreich und die Vereinigten Staaten zusammen abnehmen. In der britischen Handelsbilanz spielen die Balkanländer nur eine sehr untergeordnete Rolle; ihr Anteil beträgt nur 2 vH. des gesamtbritischen Handels, nicht viel höher ist ihr Anteil auch an der französischen Handelsbilanz, von den Vereinigten Staaten ganz zu schweigen. Die bisherigen Erfahrungen der Südostländer mit der so auffällig zur Schau getragenen, scheinbaren handelspolitischen Bereitwilligkeit der westeuropäischen „Demokratien" sind auch nicht gerade sehr ermutigend. Ein überaus charakteristisches Beispiel ist der rumänisch-englische Weizenabschluß, von dem man heute wohl bereits sagen kann, daß er für Rumänien eine große Enttäuschung geworden ist. Das Geschäft, das schon lange geplant war, ist immer noch nicht endgültig zustande gekommen, zudem sind auch die in Aussicht genommenen Bedingungen für Rumänien keineswegs günstig. Durch die ständige Verzögerung des Abschlusses ist die rumänische Regierung noch nicht in der Lage gewesen, den erwünschten Gegenwert an landwirtschaftlichen Maschinen einzuführen, so daß die beabsichtigte Wirkung auf die Verbesserung der Arbeitsmethoden für die diesjährige landwirtschaftliche Bestellungszeit nicht mehr eintreten konnte und praktisch ein Jahr verloren worden ist. Ähnlich ist es den Türken mit ihrem britischen Tabak-Projekt gegangen. England plante die Abnahme und Einfuhr einer größeren Menge türkischen Tabaks und beabsichtigte, die britische Zigaretteninsdustrie zu einer zehnprozentigen Beimischung des Türkentabaks zum Virginiatabak zu veranlassen. Dieses Projekt ist gänzlich fehlgeschlagen, da die

britischen Raucher von ihrer Gewohnheit, reine Virginiatabake zu rauchen, nicht abgehen wollen.

Die Starrheit der englischen Verbrauchsgewohnheiten

ist auch auf anderen Gebieten ein schweres Hindernis für eine Ausweitung des britischen Südosthandels. — Von Frankreich sagte man schon früher in der Tschecho-Slowakei, daß es „zwar ein guter Verbündeter, aber ein schlechter Handelspartner" sei. Ähnlich wie England ist auch Frankreich ein schlechter Abnehmer von landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Beide Länder — England mit seinen Empire-Bindungen freilich in besonders starkem Maße — sind handelspolitisch weitgehend festgelegt, und die französische Industrie vermag den Südostländern nur verhältnismäßig wenig zu bieten. In beschränktem Umfange werden freilich diese Länder stets eine gewisse Rolle auf dem Südosteuropamarkt spielen. Es kann niemals Deutschlands Ziel sein, diese Länder etwa von ihren Märkten im Donauraum völlig zu verdrängen, wie es ja auch eine tendenziöse Entstellung der Tatsachen ist, wenn in der letzten Zeit gelegentlich behauptet wurde, Deutschland erstrebe ein Monopol im Balkanhandel. Sofern Deutschland eine besondere Aktivität auf diesen Märkten entfaltet, ist es ja nur zum Besten aller Teile. Mit Recht wurde gesagt, daß in allen den Ländern, in denen sich der Außenhandel zu einem erheblichen Teile mit Deutschland abwickelt, die allgemeine wirtschaftliche Lage stabil und gesund sei. Alle diese Länder haben die letzte Krise gut überstehen können. Der vorläufig in der Welt noch einzigartige Charakter der deutschen Wirtschaftspolitik beginnt sich mehr und mehr auch jenseits der Grenzen in allen den Ländern auszuwirken, deren Wirtschaft durch handelspolitische Zusammenarbeit eng mit der unsrigen verbunden ist. „Wir haben", so sagte Funk, „in Deutschland die Möglichkeit, Abschlüsse auf längere Zeit zu tätigen, Verträge über Produktionsmengen auf Jahre hinaus zu verteilen und auch die gleichbleibende Höhe der Preise zu garantieren". Deutschland trägt auf diese Weise sehr erheblich zur Steigerung der Kaufkraft der südosteuropäischen Agrarländer bei. — Wir kommen hier zu einer Frage, die in der letzten Zeit sowohl von Politikern, wie auch von Gelehrten lebhaft erörtert und die gerade im europäischen Südosten im Zusammenhang mit dem Problem der **Hebung des Lebensstandards im europäischen Südosten** gestellt worden ist. Ein wissenschaftlicher Vorkämpfer auf diesem Gebiet ist der ehemalige rumänische Handelsminister Professor Mihail Manoilesco, dessen sehr umstrittenes Buch „Die nationalen Produktivkräfte und der Außenhandel" kürzlich in deutscher Sprache erschienen ist, und der in letzter Zeit auch mehrfach in deutschen Zeitschriften (so u. a. in der „Internationalen Agrar-Rundschau", der „Braunen Wirtschaftspost" und im „Weltwirtschaftlichen Archiv") seine Ansichten vertreten hat. Manoilesco fordert eine

Industrialisierung der europäischen Agrarländer

mit der Begründung, daß die Arbeitsproduktivität der Industrie bedeutend höher sei als die der Landwirtschaft, d. h. also, daß — im Außenhandel — für eine sehr viel geringere Arbeitsmenge in der Industrie eine sehr viel größere Arbeitsmenge in der Landwirtschaft eingetauscht werden könnte. Das bedeutet im Grunde nichts anderes, als daß die Agrarländer durch ihren Außenhandel mit den Industrie-Ausfuhrländern immer mehr verarmen müßten, ja daß sie geradezu ausgebeutet würden. Nun hat aber die deutsche Handelspolitik seit jeher den Grundsatz vertreten, den Industrialisierungswillen unserer agrarischen Außenhandelspartner nicht etwa mit handelspolitischen Mitteln zu hemmen, sondern ihn im Gegenteil zu fördern, weil die Erfahrung gezeigt hat, daß eine sinnvolle und vernünftige Industrialisierung vor allem im Hinblick auf Konsumgüterindustrien den Absatzmarkt für die alten Industrieländer nicht nur nicht beschränkt, sondern ihn unter Umständen sogar erheblich erweitern kann. Ein praktisches Beispiel aus jüngster Zeit für diese unsere handelspolitische Einstellung ist der gerade jetzt gewährte Warenkredit an Polen in Höhe von 120 Mill. Zloty, oder, um beim Südosten zu bleiben, der 150-Millionen-RM.-Kredit an die Türkei. In beiden Fällen hat sich Deutschland bereit gezeigt, einen Beitrag zur Industrialisierung seiner Handelspartner zu liefern, denn, wie Polen seinen Kredit zum Aufbau neuer Industrien verwenden will, so dient der Kredit an die Türkei der Finanzierung des

neuen türkischen Vierjahresplanes, der ebenfalls eine umfangreiche Industrialisierung des Landes vorsieht. Eine gewisse Industrialisierung der Agrarländer führt aber nicht allein dazu, daß die Nachfrage nach Produktionsmitteln (Maschinen usw.) steigt, und damit den Absatzmarkt für die Industrieländer erweitert, sondern sie scheint in vielen Fällen tatsächlich auch ein sehr wirksames Mittel zur Steigerung der ländlichen und landwirtschaftlichen Kaufkraft zu sein. Das trifft mindestens für die Länder zu, die, wie Polen und die meisten Balkanländer, unter einer starken ländlichen Übervölkerung leiden. Diese Übervölkerung, hinter der sich oft eine erschütternde Not verbirgt, ist praktisch eine ländliche Arbeitslosigkeit, die natürlich empfindlich auf den allgemeinen Lebensstandard auf dem Lande drücken muß. Jede zusätzliche Möglichkeit, in die Stadt abzuwandern, entlastet natürlich das Land, und jede Abwanderung mindert das Angebot an ländlichen Arbeitskräften. Bei freier Lohnbildung führt dieses wiederum zu einer Verteuerung der ländlichen Arbeitskräfte, zu einem verstärkten Maschineneinsatz und zu einer rationellen Landwirtschaft. Um im Sinne von Manoilesco zu sprechen: die Arbeitsproduktivität der Landwirtschaft beginnt sich der industriellen Arbeitsproduktivität zu nähern. Freilich wird sie immer noch ein weiter Spielraum von der Arbeitsproduktivität der Industrie trennen, und selbst in den alten Industrieländern mit einer hochrationalisierten und mechanisierten Landwirtschaft ist die Spanne zwischen landwirtschaftlicher und industrieller Arbeitsproduktivität sehr erheblich. Wir sind gerade jetzt in Deutschland an das Mißverhältnis erinnert worden, das darin besteht, daß der Anteil des Landvolkes an der deutschen Gesamtbevölkerung seit Jahrzehnten 22—24 vH. beträgt, sein Anteil am Volkseinkommen aber nur 15—17 vH. Nichts anderes ist in diesen Zahlen ausgedrückt, als die Tatsache, daß auch bei uns die Arbeitsproduktivität von Stadt und Land, Industrie und Landwirtschaft weit auseinanderklafft.

Das Auseinanderklaffen der Arbeitsproduktivitäten

ist im Grunde dasselbe, was wir gemeinhin die Preisschere nennen. Seine Beseitigung ist nämlich ein Preisproblem, was im übrigen auch Manoilesco anerkennt, und es ergibt sich daraus, daß zu der sinnvoll gemäßigten Industrialisierung der Agrarländer (eine planlose, übertriebene und unzweckmäßige Industrialisierung muß zu schweren Schädigungen für alle Länder führen!) eine Hebung des landwirtschaftlichen Preisniveaus treten muß. Das Verhältnis von Industrie- und Agrarpreisen muß grundlegend geändert werden. Es geht nicht an, daß, wie es im Grunde heute noch trotz aller protektionistischer Schranken der Fall ist, der Preisspiegel in den überseeischen, extensiv wirtschaftenden Exportländern, bzw. auf dem sog. „Weltmarkt" für die Gestaltung der europäischen Agrargüterpreise maßgebend ist. Die deutsche Handelspolitik ist auch hierin bahnbrechend vorausgegangen und hat sich seit Jahren von dem Grundsatze leiten lassen, daß nicht Ausbeutung der Agrarländer durch Gewährung niedriger Preise das Ziel sein dürfe, sondern

Stärkung der Kaufkraft der europäischen Bevölkerung

durch Gewährung von Preisen, die zum Teil erheblich über den Weltmarktpreisen liegen. So wie das Deutsche Reich in seinem Inneren die Politik verfolgt, das landwirtschaftliche Lebensniveau allmählich dem industriellen anzupassen, so zeigt es sich auch in seiner Handelspolitik seinen ausländischen Partnern gegenüber als ein verständnisvoller Helfer zum wirtschaftlichen Aufstieg.

Christoph Freiherr von der Ropp
(Abgeschlossen am 22. Oktober 1938)

Kulturpolitischer Bericht

In der sudetendeutschen Dichtung lebt bis heute das Sinnbild vom „Ackermann aus Böhmen", vom Bauern, der sich gegen den Tod empört. Um das Jahr 1400, als die Tschechen noch zu Lebzeiten von Johann Huß begannen, das Deutschtum der Sudetenländer zu bedrängen, ist das Spiel vom böhmischen Ackermann in der sudetendeutschen Stadt Saaz gedichtet worden. Ein Bauer führt in dieser

ersten Dichtung sudetendeutscher Not

eine dramatische Anklage gegen die despotische Macht, die ihm sein Weib gemordet hat. Man braucht in diesem sprachgewaltigen Spiel, das von einer tiefen untergründigen Leidenschaft erfüllt ist, nur die Hauptgestalt des rachsüchtigen

Todes umzubenennen, dann gewinnt die Dichtung eine klare realpolitische Bedeutung, den Charakter einer völkischen Kampfdichtung.

Ein halbes Jahrtausend Kampf um das Volkstum haben der sudetendeutschen Kultur ein strenges und geschlossenes Gepräge gegeben, obwohl sich die deutsche Volksgruppe der Sudetenländer aus mehreren deutschen Volksstämmen zusammensetzt. Die Riesengebirgsgegend gehört mundartlich zu Schlesien. Im Böhmerwald wohnen Bayern. Im böhmischen Erzgebirge treffen wir auf Franken und Obersachsen. Erde, Landschaft und gemeinsames Schicksal haben das Sudetenland im Laufe von Jahrhunderten zu einem Kulturraum zusammenwachsen lassen, der sich über die unnatürliche Zwangsgrenze zur großen deutschen Mutter weit und liebevoll öffnete. Der großdeutsche Gedanke hat bei diesem „mitteldeutschen Tochtervolk", wie es der Literaturhistoriker Nadler nennt, am ehesten Wurzel gefaßt und unablässig in das Herz des deutschen Volkes gewirkt. Je stärker der fremdvölkische Druck auf den Sudetendeutschen lastet, um so kraftvoller ist die Abwehr im Politischen wie im Geistigen. Selten hat die völkische Not in der deutschen Geschichte in einem so starken Maße schöpferische Geisteskräfte wachgerufen, wie im Sudetenland. Ehestens die Abwehr der napoleonischen Unterjochung durch den Geist der deutschen Freiheitskriege und der Romantik könnte man zum Vergleich heranziehen. „Sudetendeutschtum bedeutet nicht nur einen unverrückbaren Halt in den Wurzeln, sondern auch, dem glühenden Willen nach ein wahrhaft messianisches Deutschtum" schreibt der sudetendeutsche Herbert Cysarz, „Die leitenden Themen unserer Geistesgeschichte sind immerzu übergreifende Fragen". Dieses Hinüberwirken aus dem sudetendeutschen Stammesgebiet in den großdeutschen Raum ist durch eine Reihe großer Gestalten und Gestalter gekennzeichnet. Balthasar Neumann, der in Eger geborene Artilleriehauptmann und Festungsingenieur arbeitet 1719/20 als 33jähriger die Pläne für das Würzburger Bischofsschloß aus und wird dabei zum Schöpfer eines Stils, der für das ganze Reich Gültigkeit gewinnt. Die dem Sudetendeutschen eigene Phantasie wächst bei Balthasar Neumann in den Raum und in die Landschaft, in die streng gegliederte Fülle der Eingebungen und Gesichte, in eine geniale Neuform der Baukunst, die Architektur, Bildhauerei, Malerei zu einer Einheit von überwältigender Ausdruckskraft verschmilzt. Der Egerländer Neumann gewinnt so als der größte deutsche Baumeister der Barockzeit europäische Bedeutung.

Aus einem anderen Winkel des sudetendeutschen Raumes geht Adalbert Stifters Wirkung in das Deutsche Reich.

Man hat den Bauernsohn Stifter aus Oberplan im Böhmerwald und den Prager Deutschen Rainer Maria Rilke als zwei geistige Pole des Sudetendeutschtums bezeichnet, Stifter den unlösbar mit seiner Heimat verbundenen Dichter, der im „Witiko" den Mythus eines deutschen Stammes aus Geschichte und Landschaft gewoben hat und Rilke, den Dichter der mystischen Gottsuche, der über die Grenze der Heimat strebt, zum Erlebnis fremdvölkischer Kulturen, sich dabei aber immer dem deutschen Geist und dem deutschen Schrifttum verbunden fühlt. Stifters Naturerleben, das Landschaft, Mensch, Pflanze als eine Einheit begreift, findet in seiner deutschen Tiefe und Innerlichkeit nur noch in den Bildern des Donaumeisters Albrecht Altdorfer ein Gegenstück. In Rilkes „Stundenbuch" leben die Tafelbilder der frühen Kölner Meister auf und das Gedankengut der deutschen Mystiker von Eckehart bis Jakob Böhme verdichtet sich zu einer Gläubigkeit, die abseits von jeder dogmatischen Bindung die Nähe zu Gott sucht. Die musikalische Hellhörigkeit für Rhythmus und Reim, das feinfühlige Empfinden für Farbe und Klang der Verse hat Rilke in seinem Werk zur höchsten Ausdrucksfähigkeit gesteigert. Das Naturgefühl Stifters wandelt sich in dem Prager Deutschen Rilke, der an der Grenzscheide zweier Volkstümer aufwächst, in ein Kulturgefühl von ungewöhnlicher Formkraft. Noch ein dritter deutscher Dichter, der dem sudetendeutschen Raum entstammt, zeigt verwandte Züge: Erwin Guido Kolbenheyer. Auch Kolbenheyers Werk sucht die

Brücke zur deutschen Mystik

zu schlagen. Sein Roman „Joachim Pausewang" wandelt auf den Spuren Jakob Böhmes, sein jüngstes Werk „Das gottgelobte Herz" führt in die Zeit des Meisters Eckehart zurück. In seiner Paracelsus-Trilogie schildert Kolbenheyer den großen deutschen Naturarzt am Ausgang des Mittelalters, einen vom Erkenntnisdrang der anbrechenden Neuzeit gezeichneten Deutschen, eine faustische Persönlichkeit, die

Kolbenheyer uns zum Sinnbild des deutschen Menschen und des deutschen Wesens steigert. Der Sinn für die großen geschichtlichen Auseinandersetzungen, der bei den Sudetendeutschen durch einen jahrhundertelangen völkischen Kampf besonders ausgebildet worden ist, hat in Kolbenheyers großen geschichtlichen Dramen seine Ausprägung gefunden. In den dramatischen Dichtungen „Gregor und Heinrich" und „Heroische Leidenschaften" wird das schicksalhafte Thema der Auseinandersetzung zwischen Volk, Führertum und Rom, selbstverantwortlicher Gläubigkeit und dogmatischer Bindung zur Entscheidung gestellt.

Wie Adalbert Stifter stammt auch Hans Watzlik aus dem Böhmerwald. In seinem reichen Werk — fast fünfzig Bände zählt bis heute sein Schaffen — hat die

sudetendeutsche Naturverbundenheit

und Heimattreue ihre romantische Ausprägung gefunden. Es ist keine Romantik der blauen Wunderblume und verstiegene Schwärmerei, die in Watzliks Werken aufwächst. Die innige Liebe zum kämpfenden deutschen Volkstum sucht die verschwiegenen Quellen der Volkssage und heimatlichen Mären auf und stellt sie in das Rauschen der unendlichen Wälder seiner Heimat, begreift sie aus dem Walten einer geheimnisvollen übermächtigen Natur, zu der Watzlik wie Stifter das innigste Verhältnis haben. Ausgeprägt ist bei Watzlik wiederum das sprachschöpferische Genie, die Eigenart des großen Dichters und Gestalters, der nicht die ausgetretenen Pfade seiner Vorbilder und Vorläufer wandelt, sondern aus dem verborgenen Schatz der deutschen Sprache neue Werte ans Licht holt. Mit seinem historischen Roman „Der Pfarrer von Dornloh" und mit seinem volkstümlichen Schelmenwerk „Furloh oder die Taten und Anschläge des Kaspar Dullhäubel" hat Watzlik das deutsche Schrifttum der Gegenwart um zwei eigenartige Werke von stärkster Phantasiekraft und sprachlicher Meisterschaft bereichert.

Die Erdkraft Böhmens hat einem anderen sudetendeutschen Dichter zu einem Werk verholfen, das in der ganzen Weltliteratur kein Gegenstück hat. Der aus dem Isergebirge stammende bedeutendste Heimatdichter des Sudetenlandes Gustav Leutelt legt mit seinem „Buch vom Walde" ein einzigartiges Zeugnis deutscher Naturverbundenheit ab. Der heimatliche Wald wird in Leutels Buch zur Seele der Landschaft, zum

Mythus der Erde,

zur Urheimat göttlicher Kraft. Eine Dichtung aus unverdorbener germanischer Geisteshaltung verdankt das deutsche Volk diesem Sudetendeutschen, der erst an seinem Lebensabend die Anerkennung für sein stilles Schaffen fand. Wir wollen auch den 1935 verstorbenen Hanns Wittek nicht vergessen, dessen Roman „Sturm über dem Acker" zum ersten Male im deutschen Schrifttum das Werk der Bauernbefreiung in dichterisch gültiger Form gestaltet. Die Sudetendeutschen Robert Hohlbaum und Karl Hans Strobl haben schon um die letzte Jahrhundertwende den völkischen Selbstbehauptungskampf des Deutschtums in großen historischen Romanen gestaltet. Bruno Brehm deutet in seiner Trilogie vom Untergang des Habsburger Reiches die weltgeschichtlichen Hintergründe für den Schicksalskampf der Sudetendeutschen und die Geburt des Großdeutschen Reiches auf. Kampf ist die Grundmelodie und Losung des jüngsten sudetendeutschen Schrifttums, ein mit kompromißloser Opferbereitschaft erfüllter Volkstumskampf, der nicht einen Schritt vor dem Gegner zurückgewichen ist, unerschütterlich in der Treue zur Mutter Deutschland. Jeder in diesem Kampf Gefallene war dieser kämpfenden Dichtung eine Gewähr auf den kommenden Tag der Freiheit.

Welche schöpferische Leistung ist von der sudetendeutschen Gruppe des deutschen Volkstums in den Jahrzehnten der höchsten Not vollbracht worden, die heute mit etwa 20 Dichtern von Rang und Ruf zum Mutterland zurückgekehrt ist! Ob wir Gottfried Rothackers Roman „Dorf an der Grenze" lesen, in dem sich der Widerstandswille eines gepeinigten Volkes gegen das ungeheuerliche Unrecht aufbäumt, ob wir die Kampfgedichte des Egerländers Wilhelm Pleyer aufklingen hören, die Sehnsucht nach dem Großdeutschen Reich flammt in jeder Zeile und findet in der Befreiungstat unseres Führers endlich ihre Erfüllung.

Schon die Titel der im letzten Kampfabschnitt vor der Befreiung entstandenen Dichtungen spiegeln die kämpferische Haltung dieser jungen Mannschaft wider, die wie die braunen Bataillone der innerdeutschen Kampfzeit als

eine geistige SA. Bannerträger des deutschen Volkstums wurde: „Wir tragen ein Licht, Rufe und Lieder sudetendeutscher Studenten", „Kameraden der Zeit", „Wir, Bekenntnis der Gemeinschaft", „Aus Tag und Kampf", „Not", „Männer von morgen", „Heimat", „Aus unerlöstem Lande", „Wir marschieren". Franz Höller hat in seinem Roman „Die Studenten" dem großdeutschen Fühlen dieser sudetendeutschen Jugend Ausdruck gegeben. Auch Rudolf Witzany mit seinem geschichtlichen Roman „Die gefesselte Stadt", Josef Schneider mit seiner Sammlung „Ewiger Arbeitstag", Karl Franz Leppa mit der bäuerlichen Lyriksammlung „Kornsegen", Rudolf Haas mit seiner dreibändigen Schilderung des Kärtner Freiheitskampfes gehören in diesen Kreis der Dichter des kämpfenden sudetendeutschen Volkstums.

Die starken heimatgebundenen Kräfte des sudetendeutschen Kunstschaffens sind im Frühjahr im Rahmen der sudetendeutschen Kunstausstellung dem deutschen Volk ins Bewußtsein gerufen worden. Wir wollen uns nur an den sudetendeutschen Maler Ferdinand Staeger erinnern und nicht vergessen, daß zwei der bedeutendsten Denkmäler Deutschlands von Sudetendeutschen geschaffen wurden. Das Hamburger Bismarck-Denkmal ist ein Werk des sudetendeutschen Meisters Hugo Lederer und Franz Metzner, der frühverstorbene Bildner aus dem böhmischen Land hat einer wenig kraftvollen Kunstepoche der jüngsten Vergangenheit den wuchtigen Bildschmuck des Leipziger Völkerschlachtdenkmals als mahnendes Vorbild gegeben.

Das Sudetendeutschtum ist nicht mit leeren Händen zur deutschen Mutter heimgekommen! Nicht nur Opfer und Not säumen die mühselige Straße der Rückkehr ins Reich. In der Landschaft zwischen dem Riesengebirge, dem Isergebirge und dem Böhmerwald, wo deutsches Volkstum immer wieder in der Brandung fremdvölkischer Überflutungen standgehalten hat, sind auch die geistigen Kämpfe mit besonderer Härte und Glaubensstärke ausgetragen worden. Die mehr als drei Millionen Sudetendeutsche, die als erlöste Brüder ins Großdeutsche Reich eingegangen sind, bringen uns einen Zuwachs an schöpferischer Kraft, an phantasievoller Vielgestalt und bildnerischer Treue, der uns allen ein Ansporn sein soll.

Walter Horn

Randbemerkungen

Staatssekretär Backe fünf Jahre im Amt

Am 26. Oktober jährte sich zum fünften Male der Tag, an dem R. Walther Darré endlich seinen alten Kampfgefährten Herbert Backe mit dem Amt des Staatssekretärs im Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft betrauen konnte. Bei dem großen Einfluß, den Staatssekretär Backe als einer der engsten Mitarbeiter des Reichsbauernführers und Reichsministers R. Walther Darré auf die deutsche Agrar- und Ernährungspolitik seit der Machtübernahme gehabt hat, ist es gerechtfertigt, nach seiner fünfjährigen Tätigkeit kurz auf sein Wirken zurückzuschauen.

Bereits vor dem 26. Oktober 1933 hatte der Reichsbauernführer seinen alten Mitkämpfer im Agrarpolitischen Apparat, Herbert Backe, an der Ausarbeitung der Grundlagen der nationalsozialistischen Agrarpolitik, die eine neue Wirtschaftsordnung einleiteten, maßgebend beteiligt. Als einen seiner nächsten Mitarbeiter vor der Machtübernahme berief er ihn bei der Übernahme des Ministeramts zum Reichskommissar für Landwirtschaft. In dieser Eigenschaft hat Backe an der Ausarbeitung des Reichserbhofgesetzes, des Reichsnährstandsgesetzes und einer Reihe anderer grundlegender Gesetze mitgewirkt, die vor dem ersten Erntedanktag im Jahre 1933 erlassen wurden. Seine Berufung als Staatssekretär in das Ministerium zur Leitung der wirtschaftspolitisch wichtigsten Abteilungen stellte daher nur die äußere Dokumentierung eines Zustandes dar, der an sich bereits vorher bestanden hatte.

Am Aufbau der Marktordnung, an der Durchführung der Erzeugungsschlacht und besonders



aller jener Maßnahmen, die im Rahmen des Vierjahresplans im Interesse einer weiteren Erzeugungssteigerung und der Sicherung der Nahrungsfreiheit des deutschen Volkes getroffen werden mußten, hat Staatssekretär Backe in diesen fünf Jahren an führender Stelle mitgewirkt. Der Reichsbauernführer hat in seiner Rede auf dem diesjährigen Reichsparteitag, in der er die stolzen Erfolge des deutschen Bauerntums vor dem Führer und vor der Welt darlegte, darauf hingewiesen, daß die wichtigsten Voraussetzungen für diese Erfolge das Festhalten an ganz klar herausgearbeiteten Grundsätzen gewesen ist. Nicht eine Reihe aneinandergereihter Maßnahmen, die von Fall zu Fall ergriffen wurden, sondern die Ausrichtung der gesamten deutschen Ernährungswirtschaft auf ein neues Wirtschaftsprinzip habe allein die Erfolge ermöglicht. Es ist das besondere Verdienst Staatssekretär Backes, daß er bei der täglichen Aufbau- und Verwaltungsarbeit mit beharrlicher Stetigkeit an diesen Grundsätzen festgehalten, darüber hinaus sie aber auch vor allen Angriffen beschützt, ihre gedankliche Vertiefung gefördert und die Übertragung dieser Grundsätze auf die gesamte Wirtschaftsführung bei allen Gelegenheiten in Reden, Vorträgen und Aufsätzen immer wieder gefordert hat. In seinem Buch „Das Ende des Liberalismus in der Wirtschaft", das als eine Sammlung seiner Reden und Aufsätze im Laufe dieses Jahres erschien, sind alle jene grundlegenden Gedanken zusammengefaßt, die als Fundament der neuen Wirtschaftsordnung nach der Machtübernahme im agrarpolitischen Sektor angewandt worden sind. Ihr Wert und ihre Gültigkeit geht über das Gebiet der Agrar- und Ernährungspolitik weit hinaus, sie sind richtungweisend für den Aufbau einer nationalsozialistischen Ordnung in der gesamten Volkswirtschaft überhaupt.

Die Grundlagen dieser neuen Wirtschaftsordnung und die Unterschiede zwischen ihr und der liberalistischen Auffassung, wie sie bis dahin galt, sind im wesentlichen folgende:

Die Zeit der ungestümen Wirtschaftsentwicklung des vergangenen Jahrhunderts, die offenbar ohne die Lösung aller bestehenden Bindungen und Beziehungen in dieser Schnelligkeit nicht hätte erfolgen können, ist zum Abschluß gekommen. Sie hat durch den Zusammenbruch der Weltwirtschaft ihr Ende gefunden. Sie muß einer Wirtschaftsform Platz machen, deren wesentlichsten Merkmale in der Stetigkeit der wirtschaftlichen Grundlagen und der Gebundenheit der wirtschaftenden Menschen aneinander und an ihre volkswirtschaftlichen Aufgaben zu suchen sind. In dieser neuen Wirtschaftsform muß alles wirtschaftliche Tun gemessen werden an dem, was der einzelne sowie jeder Stand zur Erfüllung der ihm von der Volksgemeinschaft gestellten Aufgaben beiträgt. Aufgabe der Gesamtwirtschaft ist dabei die Deckung des Bedarfs des eigenen Volkes. Diese Gebundenheit entsteht dadurch, daß die Ordnung, die Zusammenfassung der an der Wirtschaft Beteiligten nicht nach ihren wirtschaftlichen Funktionen erfolgt, daß also — um hier ein Beispiel aus der Ernährungswirtschaft zu nennen, in der diese Prinzipien seit Jahren angewandt werden —, etwa alle Großhändler zusammengefaßt werden, sondern daß, wie in den Hauptvereinigungen des Reichsnährstandes, jeweils alle diejenigen vereinigt werden, die eine volkswirtschaftliche bestimmte Aufgabe, z. B. der Versorgung des deutschen Volkes mit Brot, zu erfüllen haben.

Diese Stetigkeit muß aber auch ihren Niederschlag bei der Festsetzung des Lohnanteils finden, den die Volkswirtschaft für die Erfüllung der zugewiesenen Aufgaben zu zahlen bereit ist. Die Marktordnung mit ihren Festpreisen stellt die Anwendung dieses Grundsatzes in der Agrarwirtschaft dar. Diese Festpreise wurden zur Grundlage einer Erzeugungssteigerung größten Ausmaßes. Nur infolge der Stetigkeit der Preise war der deutsche Bauer in der Lage, die Erzeugungssteigerung vorzunehmen, weil sie sich nicht, wie im liberalistischen Wirtschaftssystem, wieder an ihm selbst durch niedrige Preise rächen konnte.

Die Stetigkeit der Preise macht aber andererseits eine autoritäre Führung der Wirtschaft durch die staatlichen und ständischen Stellen notwendig. Sie verlangt einen Ausbau der Vorratswirtschaft, ohne die eine Beherrschung des Gesetzes vom Angebot und Nachfrage — die Voraussetzung für Festpreise — gar nicht möglich ist. Die Gebundenheit der Wirtschaft hat jedoch als wichtigste Voraussetzung — und hier scheint das Wesentlichste zu liegen, was Backe zu sagen hat — eine grundlegende Änderung in der Haltung des wirtschaftlichen Menschen überhaupt. Zu einer nationalsozialistischen Wirtschaftsordnung gehört der Typus des „wirtschaftenden National-

sozialisten", der sich vom liberalistischen Wirtschaftsmenschen dadurch unterscheidet, daß er in „realem Idealismus", wie Backe es einmal ausgedrückt hat, sein Wirtschaften auf die ihm gestellten Aufgaben und Erfordernisse im Interesse des Volksganzen ausrichtet. Hier stehen wir heute noch ganz in den Anfängen einer großen Umwälzung. Es ist nicht verwunderlich, daß in dieser Beziehung größere Erfolge noch nicht aufzuweisen sind. Denn die Bildung dieses Menschentypus ist eine Erziehungsaufgabe, die Jahrzehnte in Anspruch nehmen wird. Die Durchdringung der Menschen mit dem Gedankengut des Liberalismus, der ja zunächst Kräfte entfaltete, die es leicht machen, den eigenen Interessen zu dienen, war auch nicht damit abgeschlossen, daß in Frankreich eine große Revolution gewonnen und jene Menschenrechte verkündet wurden, die fast 1½ Jahrhunderte in Europa maßgebend gewesen sind. Dazu war eine lange „Erziehungs"arbeit notwendig. Die Erziehung zum „wirtschaftenden Nationalsozialisten" ist aber eine viel schwierigere Aufgabe und wird lange Zeit in Anspruch nehmen. Sie muß jedoch durchgeführt werden, da sie ein wesentlicher Bestandteil der neuen Wirtschaftsordnung ist. Erst dann wird, worauf Backe immer wieder hingewiesen hat, die Arbeit jedes einzelnen Wirtschaftsstandes in Deutschland jene gerechte Wertung erfahren, die ihr gebührt, erst dann werden die größten Leistungen möglich sein, die zum Aufbau des Großdeutschen Reiches von der Gesamtwirtschaft des nationalsozialistischen Deutschlands zu fordern sind.

Das Buch, ein Kraftquell der Nation

Erste Großdeutsche Buchwoche vom 30. Oktober bis 6. November 1938

Wir leben heute in einer Zeit, die an jeden einzelnen von uns die größten Anforderungen stellt. Alle uns zur Verfügung stehenden Mittel, die uns bei diesen gesteigerten Anforderungen helfen können, müssen wir daher mit Freuden ergreifen. Eine der stärksten und zuverlässigsten Hilfen besitzen wir im deutschen Buch. Es hat daher seinen guten Sinn, über die „Erste Großdeutsche Buchwoche" das Leitwort: „Das Buch, ein Kraftquell der Nation," zu stellen. Es konnte auch kein besseres Motto für diese Buchwoche gefunden werden!

Die Woche des Buches soll uns nun nicht auf die in den letzten 5 Jahren im Buchwesen erreichten Erfolge hinweisen, sondern sie soll vielmehr auch den letzten Deutschen für das Buch gewinnen. In verantwortungsbewußter Zusammenarbeit aller am Schrifttum interessierten Stellen der Partei, des Staates und der Gemeinden wird die diesjährige Woche des deutschen Buches in besonders großzügiger Weise durchgeführt. Während der Dauer der Buchwoche werden in mehr als 2000 Städten des Reiches Veranstaltungen stattfinden, in denen für das deutsche Buch in besonders eindrucksvoller Form geworben werden soll. In den Gaustädten wird jeweils die „Jahresschau des deutschen Schrifttums" gezeigt, die in diesem Jahre nicht weniger als 850 Bücher enthält, während auf der vorjährigen Jahresschau nur 350 Bücher als besonders wertvoll bezeichnet werden konnten. Blättert man das Inhaltsverzeichnis der Jahresschau durch, so ist man erstaunt darüber, daß zahlreiche Namen auftauchen, die bisher gänzlich unbekannt waren. Damit wird bestätigt, daß das deutsche Literaturschaffen sich ungewöhnlich produktiv entwickelt hat. Bei der Zusammenstellung der „Jahresschau des deutschen Schrifttums" wurden die höchsten Anforderungen gestellt.

Das Buch soll aber dem ganzen Volk, dem Arbeiter, dem Bauern und Handwerker zugänglich gemacht werden. Deshalb ist es gerechtfertigt, einmal in jedem Jahre eine Woche lang für das deutsche Buch die Werbetrommel zu rühren. In diesem Jahre sollen auch in zahlreichen Orten und kleineren Städten Dichterlesungen stattfinden. Darüber hinaus soll in Kundgebungen in den Dörfern, in den Betrieben und Schulen, in den Veranstaltungen der Partei und ihrer Gliederungen mit dem Leitgedanken „Mit dem Buch ins Volk!" für das deutsche Schrifttum geworben werden.

Ohne ein gutes Buch kann der schaffende Mensch auf dem Lande heute auch kaum auskommen. Gerade ihm gibt es Entspannung von der Arbeitslast des Alltags und schafft Freude und Abwechslung und stellt für ihn die Beziehung her zu den großen Geschehnissen in unserem Volk. Das Fachbuch gibt ihm wertvolle Anregungen im Hinblick auf Verbesserung und Erleichterung seiner Wirtschaftsführung. In der „Jahresschau des deutschen Schrifttums" entdeckt gerade der Bauer und Landwirt viele Bücher, die ihm eine Hilfe und im

wahrsten Sinne des Wortes ein „Kraftquell" bedeuten können. In den Schilderungen der Dichter erlebt der Bauer seine eigene Scholle auf neue Weise, begreift sich selbst und sein Wesen. Deshalb muß sich das Buch auf dem Bauernhof eine immer stärkere Stellung erobern. In jedes deutsche Bauernhaus gehört ein Bücherbrett mit den besten Erscheinungen von Vergangenheit und Gegenwart! Das zu erreichen soll auch in erster Linie der Zweck der „Ersten Großdeutschen Buchwoche" sein. Ein deutsches Dichtertreffen auf der Wartburg wird der Buchwoche vorangehen, die in der Dichterstadt Weimar eröffnet wird. Wien bringt darüber hinaus eine große Buchausstellung, und in München wird die „Erste Großdeutsche Buchwoche" abgeschlossen. Karl August Rust

Magische Landwirtschaft?

Innerhalb des Vierjahresplanes ist dem deutschen Landvolk durch die Erzeugungsschlacht die Sicherstellung der Nahrung zur Aufgabe gemacht worden. Groß ist die Aufgabe, groß ist der Einsatz des deutschen Landvolks. Dabei bleibt aber zu berücksichtigen, daß die Landwirtschaft durch die Abhängigkeit vom Wetter besondere Schwierigkeiten zu überwinden hat. Hierbei ist die meteorologische Wissenschaft von besonderer Bedeutung. Mit ihrer seit längerer Zeit herausgegebenen Zehn-Tage-Wettervoraussage leistet sie für den deutschen Bauern eine sehr wichtige Arbeit. Zu dieser wichtigen zusätzlichen Hilfe bietet sich nun eine weitere „Hilfe" an, die in Form von kosmobiologischen Bauernkalendern „Ratschläge" für die Garten-, Land- und Hauswirtschaft erteilt. Im „Ebertin-Kalender 1939" heißt es auf Seite 126 unter Hinweis auf den Vierjahresplan: „Auch wir wollen an der Erfüllung des Vierjahresplanes mitarbeiten, indem wir versuchen, astrologische Erkenntnisse zur Steigerung der Erträgnisse unseres Bodens zu verwenden." Die „Erkenntnisse" sind folgende (S. 127): „Mond im Widder (desgleichen Schütze und Fischen): nicht säen, nicht pflanzen." Auf Seite 128 heißt es: „Die günstigsten Pflanz- und Säzeiten sind für Kartoffeln 14. und 15. März, 10. und 11. April, 7., 8. und 9. Mai vormittags." Der „Hamburger Uranus-Kalender 1939" sieht für den März allerdings noch keine Pflanzzeit für Kartoffeln vor. Dagegen empfiehlt er als besonders günstige Tage für diese Arbeit im April den „3. April, Mond in Waage . . ., 20., 21. April, Mond in Stier, 24., 25. April, Mond in Krebs" (S. 40). Dieser Kalendermann scheint überhaupt großzügiger zu sein, da er im Gegensatz zum „Ebertin-Kalender 1939" den 9. Mai ohne Einschränkung und darüber hinaus noch den 1., 2., 17., 18., 22., 23. und 28., 29. Mai als Aussaattage für Kartoffeln empfiehlt. Diese Großzügigkeit bringt ihn allerdings noch in Gegensatz mit einem anderen Kalender, dem „Weltrhythmus-Kalender 1939". Dort heißt es auf Seite 166: „Für die Getreideaussaat kann sowohl die Zeit des zunehmenden, wie des abnehmenden Mondes gewählt werden, aber es ist hierbei zu beachten, daß die Aussaat bei zunehmendem Mond in den Vormittagsstunden und bei abnehmendem Mond in den Nachmittagsstunden zu erfolgen hat. So kommen also im Jahre 1939 als günstigste Aussaatzeiten für Roggen und Weizen im Oktober die Nachmittagsstunden vom 6. bis 11. und die Vormittagsstunden vom 20. bis 27. Oktober in Frage." Der „Uranus-Kalender 1939" nimmt die Nachmittagsstunden vom 6. bis 11. Oktober ausdrücklich aus und empfiehlt als günstigste Aussaattage den 1., 2., 12., 13., 16. bis 25. und 28. und 29. Oktober. Diese letzten beiden Tage allerdings nur für Roggen! Empfiehlt „Weltrhythmus": „Zum Jauchefahren (Beschütten) dagegen wählt der Bauer möglichst die Zeit, da der Mond die Tierkreiszeichen Skorpion oder Fische durchläuft, und verlegt daher im Jahre 1939 diese Verrichtung auf den 14., 15., 23. und 24. Jannar usw." (S. 166), so läßt sich „Uranus" hierüber nicht weiter aus. Er ist auch vorsichtiger in seinen Terminangaben für die Ernte, die er lediglich für die Obst-, Kartoffel- und Rübenernte als günstigste Tage wie folgt bestimmt (S. 45 und 46): 6., 7. November, Mond in Jungfrau", für die Obsternte. „Kartoffelernte: 14., 15. September, Mond in Waage, 18., 19., 20. September, Mond in Schütze, 13. Oktober, Mond in Waage, und 16., 17. Oktober, Mond in Schütze." Für die Rübenernte sind besonders günstige Tage dieses Jahr bedauerlicherweise nicht vorgesehen. Etwas grundsätzlicher äußert sich „Weltrhythmus" wie folgt (S. 167 und 168) wörtlich zur Ernte:

„Da nach den gemachten Erfahrungen das Gras bei zunehmendem Mond den meisten Saft besitzt, wird der besinnliche Bauer dieses, gleichgültig, ob es als Grünfutter dienen soll oder als Heu und Grummet gebraucht wird, mög-

lichst in der Zeit des zunehmenden Mondes säen, um so kräftiges Futter zu bekommen. Soll es aber lediglich als Grünfutter verwendet werden, so sollte es nicht gerade in der Zeit gemäht werden, da der zunehmende Mond das Tierkreiszeichen Skorpion durchläuft, denn es wird dann vom Vieh nicht gern gefressen.

Für das Einbringen aller Ernte ist als beste Zeit die Zeit des Vollmondes zu nennen, da zufolge dieses Mondeinflusses das Eingebrachte dann mehr als sonst haltbar sein soll. Es sind also für die Heu-, Grummet-, Obst-, Korn-, Tabak-, Gemüse- und Feldfruchternte möglichst die Tage des Vollmondes zu wählen; doch wenn es angängig ist, sollten hierbei die Tage, da der Mond die Zeichen Jungfrau, Waage und Skorpion durchläuft, ausgeschaltet werden, weil die Mondkräfte in diesen Zeiten für die Einbringung der Ernte nicht so förderlich sind, wie die der anderen Vollmondtage. Es kommen danach im Jahre 1939 als beste Erntezeiten für Heu, Grummet, alle Sorten Obst, Korn, Tabak, Gemüse, Feldfrüchte in Betracht: 2. bis 9. Juni, 1. bis 8. Juli, 31. Juli bis 7. August, 29. August bis 5. September, 28. September bis 5. Oktober und gegebenenfalls auch noch die Tage vom 28. Oktober bis 3. November."

In diesen Vorausbestimmungen der Erntetage widersprechen sich also „Uranus" und „Weltrhythmus" völlig. Vielleicht einigen sich die beiden Kalendermacher in einem Kompromiß auf die bisher noch nicht genannten Tage als beste Erntetage des Jahres 1939!

Diese „Erkenntnisse" der verschiedenen Kalender sollen noch durch einen im „Weltrhythmus-Kalender 1939" erschienenen und — sinnigerweise — „Magie in der Landwirtschaft" überschriebenen Beitrag abschließend ergänzt werden. Diesem vielversprechenden Artikel entnehmen wir einige — ebenso vielsagende — Unterüberschriften: „Bogenlampenlicht als Düngemittel", „Wurzeln werden angehext", „Obstbau und magisches Reis", „Mehr Milch durch Musik" und — last not least — „Der Ziegenbock als Heilfaktor". Es bleibt dem Verfasser dieses magischen Artikels überlassen, an seine Weisheit zu glauben. Aber nicht überlassen sollte es ihm bleiben, Menschen, die an diese „magischen Bekenntnisse" nicht glauben, nun als „materialistische Menschen" (S. 118) zu bezeichnen. Sollte damit ein astrologisches Dogma verkündet werden? Es soll zweifellos Menschen in Deutschland geben, die nicht an „jahrtausendalte Mondregeln" glauben, wie sie der Verfasser in seiner magischen Musik- und Ziegenbocktheorie für die Landwirtschaft offenbart. Wird die Verbrennung dieser Ketzer nun bei zu- oder abnehmendem Mondlicht und im Zeichen der absteigenden Venus oder des aufsteigenden Widder stattzufinden haben?

Der deutsche Bauer wird sich auf seine praktischen Erfahrungen mehr verlassen, als auf die sich widersprechenden „astrologischen Erkenntnisse". Er wird vor allem auch sein Getreide an „astrologisch ungünstigen Tagen" einfahren, wenn an diesen „ungünstigen" Tagen schönstes Erntewetter herrscht. Und das um so mehr, als sich der astrologische Kalendermacher wohl kaum dafür verbürgen kann, daß an den astrologisch günstigsten Erntetagen auch entsprechendes Erntewetter herrscht. Es dürfte für den Bauern eine böse Erkenntnis sein, schönes Erntewetter ungenutzt vorbeigehen lassen zu haben, um an den astrologisch günstigsten Tagen durch Regen am Einfahren gehindert zu sein. Jedenfalls dürfte eine Befolgung dieser Erkenntnisse kaum „zur Steigerung der Erträgnisse unseres Bodens" beitragen. Es ist zu verstehen, daß sich jeder vernünftige Mensch empört gegen die Verbreitung solcher „wissenschaftlich astrologischen Erkenntnisse" wendet. Denn das dürfte wohl jedem klar sein, daß die Erzeugungsschlacht nur mit Vernunft, nicht aber mit „Magie in der Landwirtschaft" gewonnen werden kann.

Czichy

Der Abwehrkampf der Kärntner Bauern vor 20 Jahren

November 1918. Kaiser Karl hat seine eigene Armee an den Feind verraten, das Habsburgerreich ist zusammengebrochen. Von den Schlachtfeldern Italiens fluten die Regimenter völlig aufgelöst zurück und durchziehen die Gaue der deutschen Ostmark. Auch Kärnten teilt dieses Los. Und während die Heimat von vier Weltkriegsjahren, von der verlustreichen Verteidigung der Landesgrenzen ausgeblutet am Boden liegt, sammelt sich hinter dem Gebirgskamm der Karawanken ein neuer Feind. Unterstützt von der neugebildeten Regierung in Laibach, die verkündete, es gelte die Befreiung der Kärtner Slowenen vom deutschen Joch, überschreiten die slawischen Abteilungen unter Anführung junger, ehrgeiziger Offiziere im Dezember die Landes-

grenze gegen Kärnten, besetzen Teile des Landes, das Lavanttal, den Bezirk Völkermarkt und Bleiburg und halten die deutsche Bevölkerung mit Mordandrohungen und Geiselverschleppungen in Angst und Schrecken.

Da treten die Männer, die eben erst von der Front zurückgekehrt sind, wieder unter die Waffen. Deutsche und Windische schließen sich zusammen zu gemeinsamer Abwehr. Kärnten steht in diesem Freiheitskampf allein. Denn in Wien regiert ein demokratisch-parlamentarischer Klüngel, dem es allein um die Aufrichtung der Parteidiktatur, dagegen nicht im geringsten um die Erhaltung deutschen Volks- und Kulturbodens zu tun ist.

Deutsche Bauern waren es, die den ersten Befreiungsversuch unternahmen und so den Anstoß zur Kärtner Freiheitsbewegung gaben. Mit ihren Jagdflinten und nur wenigen Militärgewehren hielten die Pustritzer Bauern tagelang den Angriffen stand, bis ihre Munition zu Ende ging und ihr Heimatdorf von feindlicher Artillerie beschossen wurde. Ebenso haben die Bauern vom oberen Gailtal auf eigene Gefahr die Gegner, die sich in Arnoldstein und Fürnitz eingenistet und an deutschem Eigentum vergriffen hatten, vertrieben. Der Anfang Januar durchgeführte deutsche Gegenangriff führte überraschend schnell zum Erfolg. Die Ortschaften wurden gestürmt, die Besatzung geriet in Gefangenschaft.

Die Kampfhandlungen zogen sich bis Mitte Januar hin. Schnell herangezogene Alarmkompanien — darunter Greise und Buben, größtenteils in Zivil, nur mit einer Militärkappe als Abzeichen versehen — brachten den slawischen Vormarsch zum Stehen und trieben den Feind über den Loiblpaß zurück. Die Kärntner Bevölkerung, sowohl die deutsche als auch die Mehrzahl der windischen, bewies dadurch eindeutig, daß sie von einer Loslösung des Kärntner Unterlandes nichts wissen wollte. Den starken Willen, an der gemeinsamen Heimat festzuhalten, brachten die Kärntner auch in jubelnden Begrüßungen einer amerikanischen Studienkommission zum Ausdruck, die infolge der Januar-Kämpfe das gemischtsprachige Gebiet besuchte. Im Frühjahr zog sich aber das drohende Unwetter neuerdings über Kärnten zusammen: Die Serben brachen den im Januar abgeschlossenen Waffenstillstand. Zwar gelang es Kärntens Freiwilligen zunächst, die ganze Draufront des Gegners aufzurollen, so daß sie bald wieder an der alten Landesgrenze standen. Aber dem darauffolgenden allgemeinen Angriff, an dem vier serbische, drei ehemalige k. u. k. Infanterieregimenter teilnahmen, waren die Landesverteidiger nicht mehr gewachsen; sie wurden über die Drau zurückgeworfen. Die Beschießung Völkermarkts mit Artillerie hat schwere Opfer unter der Zivilbevölkerung gefordert, 15 000 Kärntner flüchteten vor der slawischen Flut von Haus und Hof. Selbst der Landeshauptstadt Klagenfurt blieb das Schicksal der Besetzung durch fremde Truppen nicht erspart.

Aber das Kärntner Volk sollte nicht umsonst gekämpft und gelitten haben, es erzwang die Volksabstimmung, die mit einem überwältigenden Bekenntnis zum Deutschtum endete. Dank dem mutigen Einsatz der Kärntner ist ganz allein ihrem Land das Recht auf Selbstbestimmung geworden, das die Ententemächte sonst allen anderen deutschen Gebieten der alten Donaumonarchie vorenthielten.

Trotz des Terrors, unter dem das Kärntner Unterland vor und während der Abstimmung stand, war das Abstimmungsergebnis vom 10. Oktober 1920 überwältigend: Rund 20 000 Stimmen für Kärnten gegen 15 000 für Südslawien. Damit war vor der Welt bewiesen, daß die Bewohner des Kärntner Unterlandes, Deutsche wie Windische, mit gleicher Treue an ihrer Heimat hängen, die ihrem Wesen und ihrer Geschichte nach deutsch ist seit einem Jahrtausend. Die folgenden Wahlen der Jahre 1922 bis 1930 haben gezeigt, daß das Ergebnis der Volksabstimmung ohne gegnerischen Druck noch ungünstiger für Jugoslawien ausgefallen wäre. Die Entscheidung der Kärntner für Deutsch-Oesterreich war zugleich ein Bekenntnis der Südmark zum Großdeutschen Reich, denn sie fiel in eine Zeit, in der Österreich von seiner eigenen Nationalversammlung als ein Teil der Deutschen Republik erklärt wurde! So verdankt das deutsche Volk allein dem entschlossenen Abwehrkampf des Kärntner Landvolkes die Erhaltung seiner südlichen Grenzmark.

J. Kretschmar

Der Dorfbüchereigedanke marschiert!

Als sich 1934 das neugebildete Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung auch der Förderung des Volksbüchereiwesens zuwandte, stellte sich heraus,

daß gerade auf dem Gebiete des Dorfbüchereiwesens trostlose Verhältnisse herrschten. Zwar hatten der „Verein für ländliche Wohlfahrtspflege“ und andere private oder halbamtliche Organisationen sich auch vor der Machtübernahme mit der Errichtung von Dorfbüchereien beschäftigt, doch war nur ein verschwindend kleiner Teil der in einer amtlichen Erhebung gezählten Büchereien auf dem Lande als wirklich lebensfähig anzusehen. Die meisten Büchereien enthielten nur wenige und dazu noch veraltete Bände und fanden keine Leser mehr. Unter Berücksichtigung dieser Umstände ist die Zahl der wirklich brauchbaren Dorfbüchereien, die übernommen werden konnten, mit etwa 3000 bis 4000 nicht zu hoch angegeben.

Seit 1934 haben sich die Verhältnisse grundlegend geändert. Von Jahr zu Jahr verstärkte sich die vom Reichserziehungsministerium, dem Reichsnährstand (Unterausschuß für öffentliche Dorfbüchereien) und anderen Organisationen bis in das kleinste Dorf hineingetragene Werbung für den Dorfbüchereigedanken. Und nicht ohne Erfolg — so können wir heute feststellen — denn nach den neuesten anläßlich der „Woche des deutschen Buches“ veröffentlichten Zahlen gibt es heute in Deutschland rund 7000 lebensfähige Dorfbüchereien. Während 1937 unter 730 Volksbüchereien 650 Dorfbüchereien waren, stieg ihr Anteil an den Neugründungen im Jahr 1938 erheblich an. Von 1250 neugegründeten Volksbüchereien befinden sich allein 1150 (93 vH.) im Dorf. Diese Aufwärtsentwicklung zeigt deutlich, daß das Interesse für den Büchereigedanken auch auf dem Lande immer festeren Fuß faßt. Mit Hilfe umfangreicher Geldmittel, die vom Reich, den Kommunalverbänden oder den Gemeinden zur Verfügung gestellt werden, muß und wird es gelingen, in kürzester Zeit die Zahl der Dorfbüchereien zu verdreifachen, und so das Ziel: Jedem Dorf die eigene Bücherei! zu erreichen.

R. Helm

Buchbesprechungen

In eigener Sache:

Der Blut und Boden Verlag in der Reichsbauernstadt Goslar, Verleger der Monatsschrift „Odal“, kündigt eine Reihe Neuerscheinungen an, für die er die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter erbittet. Es sind Werke, die es beanspruchen können, beachtet zu werden, jedes in seiner Art eine Arbeit von außerordentlicher Durchschlagskraft, Bücher, die auf keinem Weihnachtstisch fehlen dürfen.

Bereits in der vorigen Ausgabe dieser Monatsschrift konnte über die Herausgabe von Ernst Moritz Arndts

Agrarpolitische Schriften

berichtet werden. Das Werk wurde von W. O. W. Terstegen aus den Quellen des großen Vorkämpfers für das Bauerntum wieder erschlossen. Es liegt nun für jeden tiefer schürfenden, politisch und geschichtlich denkenden Freund des Bauerntums leicht greifbar vor, zum Preise von 6,50 RM. im Leinenband. Der Wunsch derjenigen, die es erfahren haben, wie schwer es oft ist, bis zu den in den Büchereien liegenden Unterlagen vorzudringen, ist mit dem Erscheinen des unentbehrlichen Werkes erfüllt. Grundlegend für die Kunde vom Werden und Wachsen des baierischen Volksstammes ist die große Arbeit Heinz Haushofers und Johann von Leers'

„Baiern führen den Pflug nach Osten"

der Wilhelm Staudinger ein einführendes Kapitel voransetzte. Das reich bebilderte Werk, ebenfalls im Leinenband, kostet 6,85 RM. In diesem Buch wird dem deutschen Volk der Beweis erbracht, wie widersinnig die Grenzen zwischen dem Altreich und Österreich waren und wie ausschlaggebend das bairische Bauerntum beim Aufbau der Ostmark ist.

Die Besiedlung der Südostmark, des späteren Österreich, durch die Baiern ist oft über der großen mittelalterlichen Kolonisation östlich der Elbe und Oder in Vergessenheit geraten. Und doch ist sie der erste nachhaltige und wegweisende Vorstoß eines germanischen Stammes in den seit der Völkerwanderung von den Germanen nicht mehr festbesiedelten Osten. Das vorliegende Buch hat sich die Aufgabe gestellt, diese früheste deutsche Ostkolonisation, die der Führer selbst in „Mein Kampf" als ersten großen Erfolg unserer Außenpolitik bezeichnet hat, darzustellen und zu würdigen.

Die beiden Verfasser wollen kein wissenschaftliches Werk im Sinne einer die Quellen neu erforschenden Arbeit geben, aber sie erheben den begründeten Anspruch, ein historisches Ereignis auf der Grundlage nationalsozialistischer Geschichtsbetrachtung neu darzustellen. Denn der besondere Wert des Buches liegt darin, daß es die baierische Ostkolonisation als bäuerliche Leistung erkennt. Deutsche Geschichte ist hier nicht mehr Geschichte von Fürstenhäusern oder Territorialstaaten, sondern als Träger und Gestalter des politischen Geschehens steht das Bauerntum im Mittelpunkt der Darstellung. Die Eroberung Österreichs für den deutschen Volksboden wird aufgefaßt und geschildert als eine „der markantesten Erscheinungen der dynamischen Lebensäußerung deutschen und germanischen Bauerntums". Damit wird, wie W. Staudinger in der Einführung hervorhebt, ein schlagender Beweis geführt gegen die oft vertretene Ansicht, daß das Bauerntum niemals Träger, sondern nur Objekt der Geschichte gewesen sei.

Über die Darstellung der Besiedlung der Südostmark hinaus wird von den Verfassern ein sehr lebendiges Bild der Lebens- und Wirtschaftsweise des baierischen Bauern, seiner kulturellen Leistung und seines an germanischer Überlieferung so reichen Brauchtums entworfen. Zahlreiche Bildtafeln, Textabbildungen und Kartenskizzen erhöhen die Anschaulichkeit des Buches, das im Jahre der Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich wie kein anderes geeignet ist, das Wissen vom Werden der ältesten Ostmark in weite Kreise des Volkes hineinzutragen.

Als dritte Neuerscheinung kündigt der Verlag einen neuen Nöck Sylvus:

Ist eine Landschaft — heißt Angeln

an. Der Verfasser hat die seltene Gabe des sonnigen Humors und eine packende Art der Natur- und Menschenschilderung, die dem Leser den Stoff des Buches sofort vertraut und lieb macht. Die Landschaft Angeln, das verrät eine Bilderkarte

von Siegfried Kiok, die für das Buch eine eindrucksvolle Vorbereitung ist, liegt im meerumschlungenen Schleswig-Holstein. Sie war die Wiege des Volkes der Angelsachsen und ist noch heute von Menschen mit weitem Blick und kühnem Herzen bewohnt. Die Schilderungen erinnern mitunter an die Darstellungskunst eines Hermann Löns. Nöck Sylvus erzählt wie der Dichter der Heide plaudernd, manchmal (für Menschen, die nicht nachdenken) etwas zu schlicht. Aber gerade das hebt das Werk über die wortreichen, mit Satzbildern übersättigten Arbeiten hinaus. Das Buch, das eine große Liebe zu einer kleinen Landschaft verrät, kostet im Leinenband 4,80 RM. Es eignet sich außerordentlich als Stoff für ein besinnliches Lesen und für beschauliche Stunden.

Eine Neuerscheinung ganz eigener Art ist

Brehms Tierleben für das Bauernhaus,

das der Verlag trotz der reichen Ausstattung und einer Fülle außerordentlich fesselnder seltener Tier-Aufnahmen und trefflicher Zeichnungen für 6,50 RM. anbietet. Über den Aufbau des Werkes, das ein prächtiges Geschenkwerk für das Landvolk und den tierliebenden Städter ist, sagt das Vorwort: „Das ist nun der Sinn dieser Volksausgabe, dieses Auszugs aus Alfred Edmund Brehms „Tierleben" für das Bauernhaus: Das Buch will Anregung sein, es will die Phantasie bewegen, indem es von den Tieren erzählt, die zum Flor des deutschen Landmannes gehören. Es will aber auch von denen berichten, die Feinde des Besitzes der Volksgemeinschaft sind. Wir sind dabei der ersten Ausgabe des „Brehm" gefolgt, die 1864 erschien.

Wir haben natürlich die einzelnen Abteilungen von überflüssigen Längen befreit, längst Überholtes weggelassen, Altertümlichkeiten beseitigt und manches erklärt, ergänzt und nach neueren Forschungen berichtigt, wenn die Gefahr einer Irreführung bestand. Neu sind die Einführungen, die das Tier oder doch seine Gattung — kurz beleuchtet — in seiner kulturgeschichtlichen Stellung im germanischen Siedlungsraum zeigen. Neu sind die Nachworte: Sie geben Bilder der großen Bedeutung von „Haus- und Nutztier", von „Wild und Fisch" im Kampf, der die Nahrungsfreiheit des deutschen Volkes sichert. Sie geben aber auch im Buche „Freund und Feind" einen Einblick in den erbitterten Vernichtungskrieg, den der Nährstand gegen die Heerscharen der Schädlinge führt — für Deutschland!"

„Deutsches Landvolk." Bäuerlicher Abreißkalender für das Jahr 1939, 1. Jg. Bearbeitet im Auftrage des Reichsbauernführers von Rolf Helm, Berlin. Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf., München. Mit einem farbigen Umschlagbild, 105 bebilderten Kalenderseiten. Preis 1,80 RM.

Mit den Abreißkalendern ist es ein eigen Ding. Ein Buch, das uns nicht gefällt, stellen wir ohne weiteres in den Schrank zurück. Wenn so ein Abreißkalender aber erst einmal an der Wand hängt, nimmt man ihn schwerlich wieder fort, selbst wenn er uns mißfällt. Eher ärgern wir uns das ganze Jahr hindurch täglich bei seinem Anblick. Nun, das können wir schon im voraus versichern: ärgern wird sich bestimmt

keiner, dessen Blick auf die Blätter des soeben erschienenen Kalenders „Deutsches Landvolk 1939“ fällt. Wir glauben vielmehr, daß jeder mit Freude 365 Tage lang auf diesen Abreißkalender blicken wird, denn dafür bürgen allein schon die ausgesucht schönen und interessanten Photos, die jeden in ihren Bann ziehen müssen. Da sehen wir herrliche Landschaften aus allen Gauen Großdeutschlands, prächtige alte Bauernhäuser und vorbildliche Neubauernstellen, ausgeprägte bäuerliche Charakterköpfe und Landjugend bei Sport, Spiel und Tanz, lebendiges Brauchtum der Dorfgemeinschaft und schöne Tierbilder. Die nationalen Feiertage und die starke deutsche Wehrmacht erstehen ebenso vor unseren Augen wie die Feld- und Hofarbeit des Bauern und das schwere Tagewerk des städtischen Arbeiters und Handwerkers. Besinnliche Sprüche und Worte großer Deutscher aus Vergangenheit und Gegenwart vertiefen noch den Eindruck, den die ausgezeichneten Photos auf uns machen.

Die Kurzartikel auf der Rückseite der Kalenderblätter behandeln nicht nur grundsätzliche Fragen nationalsozialistischer Weltanschauung und Agrarpolitik, sondern bringen auch zahlreiche praktische Hinweise und Anregungen für das Landvolk, wie dies schon aus den Überschriften hervorgeht, von denen hier einige genannt sein sollen: „Wie werde ich Neubauer? — Sportgeräte auf dem Lande — Die Maschine als Helfer des Bauern — Vom Spinnen und Weben im Bauernhaus — Was ist bei der Herbstbestellung zu beachten? — Gebote für die Gattenwahl — Sinnbilder am deutschen Bauernhaus — Richtig ernten! — Vom bäuerlichen Tanz — Erntebräuche — Wie kommen wir zu einem Dorfbad? — Die Ernährung des Säuglings — Winterarbeit im Bauernwald.“ Wie man sieht, wendet sich der Kalender nicht nur an den Bauern und Landarbeiter selbst, sondern ebenso stark auch an die Bauersfrau und vor allem an die Landjugend.

Seine künstlerische und gediegene Ausstattung — dem Kalender sind noch acht Tiefdruckpostkarten und ein Röteldruck beigegeben — macht diesen Jahrweiser besonders zu Geschenkzwecken geeignet. So wird dieser bäuerliche Abreißkalender als schönes und zugleich praktisches Geschenk im Bauerntum sicherlich bald viele Freunde gewinnen, darüber hinaus aber durch seine betonte Vielseitigkeit auch in der Stadt bei allen denen Anklang finden, die sich mit Stolz zum Bauerntum ihrer Vorfahren bekennen.

Buettner

Anton Zischka: **„Wissenschaft bricht Monopole.“** Verlag Wilhelm Goldmann, Leipzig. Preis: Leinen 6,80 RM., kart. 5,50 RM.

Vor eineinhalb Jahren ist dieses Werk erschienen und nunmehr hat es bereits eine Auflage von 100 000 erreicht. Angesichts dieser Tatsache ist es eigentlich überflüssig, die hohe Qualität dieses Buches noch besonders zu betonen. Man hat es mit Recht als bestes Buch über den Vierjahresplan bezeichnet, und es wurde in die NS.-Bibliographie und in die Reichsliste für Volksbüchereien aufgenommen. Die Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes hat es auch besonders empfohlen, und welches Interesse es im Ausland fand, ergibt sich daraus, daß Übersetzungen in Argentinien, Brasilien, Holland, Italien, Polen und in der Tschechei erschienen sind. Jede der bisherigen Auflagen ist jedesmal durchgearbeitet. Die Neuauflage wurde neu gesetzt.

Die verschiedenen besonderen Vorzüge des Werkes sind bekannt. Es bietet nicht nur eine einzigartige Schau über alle die technischen Errungenschaften, die besonders heute jeden Deutschen interessieren, es ist auch in einem Stil geschrieben, der jeden bis in alle Einzelheiten des Themas hinein fesselt. Damit ist es bestens geeignet, zur Einführung in alle Probleme des heutigen deutschen Kampfes um die Sicherung der wirtschaftlichen Freiheit. Ein ungeheures Material ist es, das der Verfasser zur Grundlage seines Werkes nimmt und das er meisterhaft gesichtet und zur Darstellung gebracht hat. Über alles Technische aber stellt er abschließend die wichtigste aller Synthesen, die wahre Gemeinschaft des Volkes und schließlich auch der Völker in einer Welt des Friedens und des Fortschrittes. Es ist kein Zweifel, daß dieses Buch auch weiterhin seinen Weg machen wird.

Schmidt-Walkhoff

Paul Siebertz: **„Die tschechische Gefahr.“** J. F. Lehmanns Verlag, München 15. Geh. 3,80 RM., Lwd. 4,80 RM.

Nachdem Sudetendeutschland zum Großdeutschen Reich gehört, ist die Kenntnis über Schicksal und Leben unserer sudetendeutschen Brüder durch die Jahrhunderte deutscher Geschichte erst recht wichtige Voraussetzung für den Politiker und Wirtschaftler. Das vorliegende Werk von

Siebertz hebt sich aus der Fülle der jüngsten sudetendeutschen Literatur durch die besondere Note einer streng historischen Untersuchung heraus. Der Verfasser widerlegt an Hand schlüssigsten Beweismaterials, unterstützt durch genaue wissenschaftliche Quellenangaben, die von den Tschechen proklamierte Behauptung, daß das Land von Urbeginn an von Tschechen besiedelt worden sei. Alles, was man an slawischen Kulturresten vorfindet, geht nicht über die Zeit Karls des Großen zurück. Jahrhundertelang vor den Tschechen haben germanische Stämme in den Gebieten des heutigen Böhmen und Mähren gesessen. — Der Verfasser schildert abschließend im einzelnen den Feldzug Beneschs zur Irreführung der Welt, wie aus Unwahrhaftigkeiten der Tschechenstaat künstlich geschaffen wurde. Deetjen

Ivar Lißner: **„Menschen und Mächte am Pazifik".** Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Hamburg 1937. Preis kart. 5,50, Lein. 6,50 RM.

Ein lebendiges Bild der Länder um das größte Weltmeer entsteht vor unseren Augen. Lißner versteht es, Geschichte, Kultur und Wirtschaft von Japan, China und Australien in ihren Plänen, Nöten und Sorgen mit hervorragender Beobachtungsgabe in bestechendem Stil zu schildern. Alle brennenden Fragen Ostasiens, die heute mehr denn je auch ihre europäische Dynamik besitzen, werden durch eingehende Prüfung mit viel Wirklichkeitssinn zu beantworten versucht. Vom Gesichtswinkel unserer Odal-Leser aus gesehen, wird das Buch Lißners dort besonders aufschlußreich, wo der Verfasser sich mit den Fragen von Bauerntum und Landwirtschaft beschäftigt. So wenn er die ewige Erkenntnis Chinas feststellt, daß der Boden mächtiger ist als das Bündnis von Zeit und Menschenhand und nichts seine Kräfte überwinden kann. Der Zug der Ackernden geht allen Kriegen und Katastrophen zum Trotz über tote Menschen und tote Flüsse von einer Ewigkeit in die andere. „Leben niemals im Überfluß, aber stark genug, Geschlecht an Geschlecht zu reihen." Deetjen

Johann von Leers: **„Europas Auswanderungsrückgang und seine Folgen."** Ferdinand Enkel-Verlag Stuttgart. 1938. Preis geheftet 3,— RM.

In übersichtlicher Weise werden hier Berichte über die Auswanderungsverhältnisse in den einzelnen europäischen Staaten gegeben. Vor allem wird das Nachlassen der europäischen Auswanderung nachgewiesen und die Gründe hierfür aufgezeigt. Die Höhepunkte der Auswanderung sind für die nordischen europäischen Staaten seit langem überschritten. Die Ursache dürfte hier vor allem in dem Geburtenrückgang zu suchen sein, darüber hinaus aber auch in der Zuzugssperre der Überseeländer, besonders Nordamerikas. Hinzu kommt jedoch, daß die einzelnen Staaten selbst aus wehr- und wirtschaftspolitischen Gründen ihren Geburtenüberschuß im Lande halten. Seitdem in Amerika die wirtschaftlichen Verhältnisse sich änderten und den europäischen langsam anglichen, hat auch der Anreiz aufgehört, in großem Umfang nach Amerika auszuwandern. Auch aus den romanischen Ländern ist die Auswanderung immer mehr zurückgegangen. In Spanien und Portugal ist sogar ein Rückwanderungsüberschuß in den letzten Jahren festzustellen. Es hängt dies mit der Landarbeiterauswanderung zusammen, die saisongebunden ist. Bei den slawischen Völkern ist ebenfalls keine übermäßig starke Auswanderung festzustellen, so daß auch von dort die Zuwanderungsströme nach Übersee ausbleiben. Für die überseeischen europäischen Besitzungen bedeutet das Schrumpfen der Zuwanderung vor allem eine politische Schwächung. Völker, die genügend kolonisatorischen Drang, wie z. B. das deutsche Volk, haben, sollen das Recht bekommen, Kolonien zu besitzen. Die kleine Schrift gibt in übersichtlicher Weise eine gute Materialzusammenstellung und füllt eine Lücke im bevölkerungspolitischen Schrifttum aus. Einige kleine Zahlenfehler müßten jedoch richtig gestellt werden. E. Wiegand

Josef Müller: **„Die biologische Lage des deutschen Bauerntums."** Ein Beitrag zum Geburtenrückgang im Bauerntum. Verlag S. Hirzel, Leipzig. Preis 4,20 RM.

Die Veröffentlichungen über die biologische Lage des Bauerntums in den letzten fünf bis sieben Jahren sind sehr gering, so daß bisher durch die Darstellungen von Burgdörfer aus dem Jahre 1927 immer noch jenes sehr günstige Bild der Vergangenheit als allgemeingültig hingenommen wurde. In der Zeit von 1927 ab aber trat eine entscheidende Wandlung auf dem Lande in bevölkerungspolitischer Hinsicht ein. Der Geburtenrückgang machte sich dort ebenso stark bemerkbar, z. T. noch stärker, als in der städtischen Bevölkerung. Die Schrift von Müller

fußt in ihrem statistischen Teil auf Angaben des Statistischen Reichsamts von der Volkszählung 1933 und auf verschiedenen Einzeluntersuchungen wissenschaftlicher Art. Es kann allenthalben der Nachweis geführt werden, daß das Bauerntum in seiner biologischen Kraft sehr stark geschwächt ist und ebenfalls in seiner großen Mehrheit zum Zweikindersystem überging. Überzeugend wird nachgewiesen, daß die Ursachen des Geburtenschwundes im Bauerntum nicht auf biologischen Veränderungen beruhen. Weder hat sich das Heiratsalter und die Heiratshäufigkeit der Frauen wesentlich verschoben, noch ist ein Nachlassen der Gebärkraft feststellbar. Ausführlich wird auf die Zusammenhänge zwischen wirtschaftlicher Lage und Kinderfreudigkeit eingegangen. Die Wirtschaftsnot der Vergangenheit zwang viele bäuerliche Betriebe, die Familienzahl einzuschränken, um die Wirtschaftskraft des Hofes mit der Anzahl der Menschen, die vom Hof leben, in Einklang zu bringen. Es wird deshalb gefordert, daß den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen auf dem Lande stärkstens Rechnung getragen wird, da sonst mit einem weiteren anhaltenden Geburtenrückgang zu rechnen sei. Die Schrift, die verantwortungsbewußt die biologische Lage des Bauerntums behandelt, ist für Schulungszwecke sehr gut geeignet. E. Wiegand

ᛋᛋ-Obersturmführer Dr. Arnold Brügmann: **„Roms Kampf um den Menschen."** J. F. Lehmanns Verlag, München, 1938. Geh. 7,80 RM., Lwd. 9,20 RM.

Der Verfasser, Dozent an der Universität München, ist zu der vorliegenden Arbeit durch die politisch-weltanschaulichen Fragen unserer Tage angeregt worden. Die Arbeit, frei von konfessionellen Vorurteilen, dient der historischen Forschung der Voraussetzungen und Grundlagen der katholischen Politik der Menschenführung. Alle römischen Bestrebungen zeigen das Bemühen, Leben, Denken und Fühlen der Menschen in einen überstaatlichen Rahmen zu spannen. Anfang und Ende der katholischen Menschenführung ist das Ziel einer Gleichrichtung der Geister. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß das Wesen der katholischen Machtpolitik vor allem dieser ständige Kampf um den Menschen bildet, der alle Schichten des Volkes in allen Lebensbereichen total zu erfassen sucht. Der stattliche Band enthält eine Fülle von Quellenangaben, die Tatsachen in die Erinnerung rufen, die in den Erörterungen unserer Tage vielfach vergessen worden sind. Deetjen

Dr. Richard Busch-Zantner: **Agrarverfassung, Gesellschaft und Siedlung in Südosteuropa unter besonderer Berücksichtigung der Türkenzeit.** Beihefte zur „Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa". Herausgegeben vom Südosteuropa-Institut an der Universität Leipzig. Heft 3. Leipzig, Harrassowitz, 1938. 158 S. Brosch. 6,— RM.

Die Beeinflussung des Lebens der Bauernvölker der Balkanhalbinsel durch die seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nach Westen vordringende osmanisch-islamische Kulturwelt — ein Vorgang, der im allgemeinen als „Orientalisierung" der Balkanhalbinsel bezeichnet wird — ist zugleich in der Form des Einbruchs neuer religiöser und sozialer Gestaltungen als auch der siedlungsmäßigen Besitzergreifung vonstatten gegangen. Da der Balkan altbesiedeltes Gebiet war, konnte die türkische Landnahme nicht allzu umfangreich sein. Abgesehen von der teilweisen kolonisatorischen Besetzung gewisser Landstriche der Balkanhalbinsel ist die Orientalisierung durch Islamisierung eingesessener Bevölkerungsteile erfolgt. Am wirkungsvollsten aber war die Durchsetzung nichttürkischer oder nichttürkisierter Gebiete mit der neuen Sozialordnung und mit der türkischen Agrarverfassung. Dieser Frage widmet daher der Verfasser in erster Linie seine Aufmerksamkeit. Bemerkenswert ist bei dieser Erörterung die Feststellung, daß die Zadruga als bäuerliche Einrichtung der eingesessenen Völker von der türkischen Agrar- und Sozialverfassung übernommen und in das neue Gefüge eingebaut worden ist.

Das Buch, dessen Ergebnisse sich auf umfangreiches deutsches und fremdsprachiges Schrifttum und auf gute Landeskenntnis des Verfassers stützen, behandelt eine Frage, die für die Beurteilung der heutigen Agrarverhältnisse auf dem Balkan grundlegend ist. Dr. Stubenrauch

Friedrich Lütge: **„Die Agrarverfassung des frühen Mittelalters im mitteldeutschen Raum, vornehmlich in der Karolingerzeit."** Fischer (Jena). 370 S., br. 11,— RM., geb. 16,50 RM.

Die deutsche Agrar- und Sozialgeschichtsschreibung, besonders des frühen Mittelalters,

hat lange unter dem Fehler allzu großer Verallgemeinerung gelitten. Erst in jüngster Zeit hat die Forschung erkannt, daß es unzulässig ist, die durch Bearbeitung eines Teilgebietes gewonnenen Ergebnisse ohne weiteres für das gesamte Reichsgebiet als verbindlich anzuerkennen. Während die agrar- und sozialgeschichtliche Entwicklung der Karolingerzeit bisher fast nur vom Westen her gesehen wurde, hat Friedrich Lütge in überzeugender Weise den Versuch gemacht, auf Grund des Quellenmaterials des mitteldeutschen Raumes, d. h. also im wesentlichen Thüringens, die Probleme der deutschen Volksgeschichte der Karolingerzeit neu aufzurollen. Die dabei gewonnenen Ergebnisse sind geeignet, die bisherigen allzu schematischen Vorstellungen über die Karolingerzeit zu korrigieren. Besonders zu begrüßen ist es, daß Lütge aufzeigt, wie der Wandel der sozialen Struktur eine völlige Wandlung in der Bedeutung des Wortes „frei" und dessen, was als eine Beeinträchtigung der Freiheit angesehen wurde, mit sich zog. Nicht das Aufkommen der Grundherrschaft ist das eigentlich Neue, sondern daß die grundherrlichen Formen der Sozialverfassung, die bisher nur Unfreie erfaßt hatten, auch auf die bisher persönlich Freien übergriffen, und daß mehr und mehr als „unfrei" galt, wer zu Leistungen einem Herrn gegenüber verpflichtet war, möchte er sich auch, wie in Thüringen allgemein, die persönliche Freiheit bewahrt haben. — Stärkste Beachtung verdienen auch die Ausführungen Lütges über die Grundherrschaft, die Entstehung der Hufe und die Markgenossenschaft. Das Buch ist eines der wesentlichsten Beiträge zur Agrar- und Sozialgeschichte des frühen Mittelalters.

Claus Schmidt

Richard Johaentges: **„Die Entstehung der Erbteilung und die Entwicklung der bäuerlichen Erbsitten im Bezirke Miltenberg."** Verlag Otto Mauser, Forchheim, Ofr., 1936.

Der Verfasser, ein Doktorand der Universität Würzburg, hat in seiner Arbeit den Versuch unternommen, die Ursache des oft so engen räumlichen Nebeneinanders von geschlossener Vererbung und Erbteilung zu suchen.

Er geht dabei von der Erkenntnis aus, daß die ursprüngliche Vererbungsform des bäuerlichen Bodens in Deutschland die Anerbensitte ist. Es bleibt also zu klären, woher die Erbteilung stammt. Der Verfasser führt nun an Hand der durch eingehende Quellenforschungen dargestellten Verhältnisse des Bezirkes Miltenberg (Unterfranken) den Nachweis, daß die Entstehung der Erbteilung weder durch die Umwelttheorien Serings oder Bürgers, noch durch den Einfluß der Grundherrschaft oder des Römischen Rechts (Brentano oder Miaskowski) erklärt werden kann.

Die teilweise Verdrängung der Anerbensitte ist nach seiner Meinung vielmehr die Folge der bei der keltischen Vorbevölkerung herrschenden Erbteilung, welche auf die Familienverfassung einzelner germanischer Stämme eingewirkt hat. So sind die Siedlungsgebiete der keltisch beeinflußten Stämme Deutschlands vielfach Freiteilungsgebiete geworden. Die Untersuchung ist gerade für die unmittelbare Gegenwart fruchtbar, weil der Verfasser aus seinen Forschungsergebnissen mit Recht folgert, daß der Bewahrung und Sicherung der Anerbenfolge durch das Reichserbhofgesetz nunmehr eine systematische Angriffswelle auf die Freiteilungsgebiete folgen müsse. Unermüdliche Aufklärungs- und Erziehungsarbeit im Bauerntum, zielbewußte Raumordnung durch Neusiedlung, Umlegung, Landzulagen und Ausnutzung der in den Genehmigungsverfahren gebotenen Möglichkeiten müssen mit Recht auf dieses Ziel hin ausgerichtet werden.

Dr. Hipfinger

Josef Müller-Blattau, **Germanisches Erbe in deutscher Tonkunst.** Herausgegeben von der Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe", Berlin. Widukind-Verlag Alexander Boß, Berlin-Lichterfelde, 1938. Preis: 2,85 RM.

Unter allen Fachmusikern ist Müller-Blattau heute der berufenste, das germanische Erbe in deutscher Tonkunst darzustellen. Schon 1926 erschien in Hermann Nollaus großem Sammelwerk „Germanische Wiedererstehung" ein umfangreicher Beitrag Müller-Blattaus unter dem Titel „Die Tonkunst in altgermanischer Zeit; Wandel und Wiederbelebung germanischer Eigenart in der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Tonkunst". Schon diese Titelfassung verrät, daß Müller-Blattau einer der ersten gewesen ist, die sich bemühten, das rassisch Dauerbare in den weit auseinanderliegenden Einzelerscheinungen eines bestimmten Gesittungsgebietes zu erkennen. Dieser Betrachtungsweise ist er treu geblieben. Das vorliegende Buch ist die beste Zusammenstellung alles dessen, was die deutsche Tonkunst ihrer germanischen Ver-

gangenheit verdankt. Müller-Blattau erbringt durch seine Typenforschung den klaren Beweis, daß die Wunderblüte des deutschen Volksliedes — des geistlichen ebenso wie des weltlichen — sich keineswegs aus der eingeführten Musik der Kirche, sondern aus den Wurzeln der germanischen Vorzeit entfaltet hat. Vielfach ganz neu aber ist es, wie der Verfasser auf knappen 30 Seiten nachweist, daß das Volkslied der nie ermüdende Nährboden der sogenannten „hohen Tonkunst" vom ausgehenden Mittelalter bis hin zur Gegenwart gewesen und geblieben ist — womit nochmals erhärtet wird, daß das eigentlich Zeugende und Fruchttragende unserer gesamten Tonkunst eben aus dem germanischen Erbe stammt. Das Buch ist allgemeinverständlich geschrieben, setzt allerdings einige Kenntnisse im Notenlesen und im altdeutschen Volksliede voraus. Richard Eichenauer

„Ewiges Deutschland." Ein deutsches Hausbuch. Herausgegeben vom Winterhilfswerk des deutschen Volkes. Mit vielen Holzschnitten. Leinen 3,— RM. Verlag Georg Westermann, Braunschweig.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß das Winterhilfswerk des deutschen Volkes nichts, aber auch gar nichts mit den „wohltätigen Spenden wohlhabender Kreise" einer vergangenen Zeit zu tun hat, dann ist er durch dieses Buch geliefert, das vom Winterhilfswerk jedem der von ihm betreuten Kinder unter den Weihnachtsbaum 1938 gelegt werden wird. Nicht nur der materiellen Not, auch der geistigen will sich das Winterhilfswerk annehmen, und was wäre dazu besser geeignet, als die in diesem Hausbuch zusammengetragenen schönsten Schöpfungen deutscher Dichter und Geistesgrößen, von Walther von der Vogel-

Anschriftenverzeichnis der Mitarbeiter der Monatsschrift „Odal" November 1938

Reichsleiter Alfred Rosenberg, Berlin W 35, Margarethenstr. 17

Dr. Hermann Reischle, Stabsamtsführer des Reichsbauernführers, Berlin W 35, Tiergartenstr. 2

Günther Pacyna, Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 5

Nils Bukh, Ollerup/Fyn., Dänemark

Anna Sievers, Hamburg 20, Naumannsweg 3 III

Dr. Wolf Kilian, Würzburg, Ludwigstr. 8 I

Dr. Alfred Thoß, Goslar, von Garssenstr. 22

Prof. Dr. Johann von Leers, Berlin-Dahlem, Goßlerstr. 17

Christoph Frhr. v. der Ropp, Berlin-Lichterfelde-West, Gardeschützenweg 105

Walter Horn, Berlin-Zehlendorf, Wilskistr. 1

Dipl.-Landw. Rolf Helm, Berlin NW 87, Bachstr. 4

Karl August Rust, Glasow-Mahlow, Scharnhorststr. 7

Herbert Czichy, Berlin-Friedenau, Sponholzstr. 50

Dr. Immo Kretzschmar, Berlin-Zehlendorf, Holzungsweg 21

Jedes Heft RM. 1,50 / Vierteljährlich 3 Hefte RM. 3,60

zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Erfüllungsort Goslar. Postvertrieb ab Berlin.

Hauptschriftleiter: Dr. Hermann Reischle. Stellvertreter und verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Wilhelm Staudinger. Anschrift der Schriftleitung: Berlin NW 7, Friedrichstraße 110/12. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Rudolf Damm, Goslar. Verlag: Blut und Boden Verlag G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar. DA. 4000, III. Vj. 38. Pl. Nr. 5. Druck: Wendt & Matthes, Berlin C 2, Magazinstraße 15/16.



weide bis zu den jungen Dichtern der Gegenwart.

Dieses Buch soll aber nicht nur ein Geschenk des Winterhilfswerks, also des ganzen deutschen Volkes an seine ärmsten Kinder bleiben, es soll ein Geschenk jedes deutschen Elternpaares für alle deutschen Kinder, ob reich oder arm, werden. Dazu eignet sich dieses prächtig bebilderte und vorzüglich ausgestattete Werk ganz besonders. R. Helm

Heinz Halter: **„Finnlands Jugend bricht Rußlands Ketten."** Schwarzhäupter Verlag, Leipzig. 230 Seiten, geb. 4,80 RM.

Die Jugend Finnlands hat bereits vor dem Krieg ihren Befreiungskampf vor dem russischen Joch gekämpft, und als der Augenblick günstig erschien, hat sie die Stunde genützt und ihre Ketten gebrochen. Nach Ausbruch des Weltkrieges fanden sich zahlreiche Finnen in Deutschland zusammen, um mit der Waffe in der Hand zunächst im Verband der deutschen Armee gegen Rußland zu kämpfen. So entstand ein Kampfbataillon, das an der Ostfront zum Einsatz kam und den Namen „Preußisches Jägerbataillon 27" führte. Anfang 1918 wurde dieses Bataillon aufgelöst, um in Finnland selbst Schulter an Schulter mit der dortigen Bauernarmee an der Befreiung Finnlands aktiv mitzuwirken. Wir erleben hier ein Stück Geschichte, werden eingeführt in das diplomatische Spiel der damaligen Zeit und gewinnen ein Bild von jenem heldischen Streben, das diese finnischen Freiheitskämpfer erfüllte. Das Ganze ist um so wertvoller, als es sich auf Urkunden und Quellen aufbaut und somit den Anspruch auf historische Echtheit machen kann. Jeder Deutsche wird es mit Begeisterung lesen. Czichy



J 1786

haben bereits die LANZ-WERKE in Mannheim verlassen. Diese gewaltige Zahl ist der lebendige Ausdruck einer Leistungsfähigkeit, die bahnbrechend für den Einsatz des Schleppers auf allen Gebieten wurde. Sie beweist aber auch die folgerichtige Konstruktion, hohe Qualität und überragende Wirtschaftlichkeit des LANZ-Bulldog. Hinter diesem Beweis steht das Urteil der Praxis: Der LANZ-Bulldog ist der meistgekaufte deutsche Schlepper und erlangte darüber hinaus Weltruf!



Odal

Monatsschrift für Blut und Boden

Herausgeber R. Walther Darré

[Po]stvertrieb Berlin

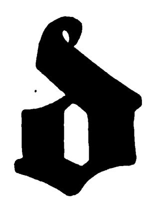
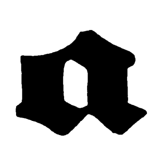
Dezember 1938



Herausgeber: R. Walther Darré
Hauptschriftleitung: Hermann Reischle
Blut und Boden-Verlag G. m. b. H.
Reichsbauernstadt Goslar, Bäckerstr. 22

Inhaltsverzeichnis

Das Titelbild des Heftes „Die Luziabraut" wurde nach einer Aufnahme von Scherls Bilderdienst gefertigt. Die Karten zu den Aufsätzen von Schaper und Wagner wurden nach Angaben der Verfasser von H. Strangfeld gezeichnet. Die Bildbeilage zum Aufsatz „Probleme des Grenzlandes" von Hans Bonnet wurde nach Aufnahmen der Photographen A. Gerspach (Neustadt a. d. Weinstraße), Cornelsen, Hans Bittner, Scherls Bilderdienst, der Landesgewerbeanstalt, Archiv Landesbildstelle Saarpfalz zusammengestellt. Das Bildnis von Pettenkofer ist eine Federzeichnung von Erich Heermann, Berlin-Charlottenburg.

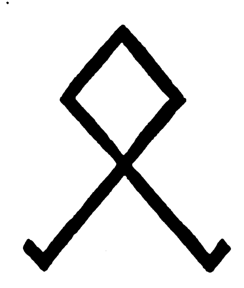
Monatsschrift für Blut und Boden

Heft 12 7. Jahrgang Dezember 1938

Vorspruch

„So sind wir angetreten und marschieren nach unabänderlichen Gesetzen als ein soldatischer, nationalsozialistischer Orden nordisch bestimmter Männer und als eine verschworene Gemeinschaft ihrer Sippen den Weg in eine ferne Zukunft und wünschen und glauben, wir möchten nicht nur sein die Enkel, die es besser ausfochten, sondern darüber hinaus die Ahnen spätester, für das ewige Leben des deutschen germanischen Volkes notwendiger Geschlechter."

Heinrich Himmler



Hermann Reischle:

Goslar und die Welt

Man wird es als eines der bedeutsamsten Geschehnisse des verflossenen 6. Reichsbauerntages bezeichnen dürfen, wenn maßgebende Vertreter aus dem Auslande sich zu der Überzeugung bekannten, daß eine wirkliche und wahrhaftige Kameradschaft der Bauern aus aller Welt sich in Goslar entwickelt habe. Der Sinn dieses Bekenntnisses soll ganz gewiß nicht der sein, daß man primär an irgendwelche organisatorischen Vorstellungen oder Veranstaltungen zu denken hätte. Organisatorisch sind viele internationale Institutionen in der Vergangenheit sozusagen mit allen Schikanen erstellt worden. Woran sie zum Teil unter unseren Augen zugrunde gehen, ist dies, daß keine lebensgesetzliche Idee die äußeren Lebenserscheinungen, also die Organisation und die praktische Arbeit, trägt. Die Ausländer zielen, wenn sie von Goslar sprechen, deshalb allein ab auf den Geist der Kameradschaft, von dem sich jeder Ausländer in Goslar angeweht fühlt und der — was keinem verborgen bleibt — insbesondere die den Reichsbauerntag immer zahlreicher besuchenden ausländischen Bauernvertreter umschließt. Abgesehen davon, daß diese ausländischen Bauernvertreter — und im besonderen die Landfrauenvertreterinnen — während der Vorträge unserer Bauernführer zu den aufmerksamsten Zuhörern gehören, ist es für uns während der arbeitsreichen Tage in Goslar geradezu eine frohe Erholung, wenn wir abends in den Räumen des Internationalen Büros für Bauerntum und Landwirtschaft mit den Ausländern zusammen sein können. Das besonders Kennzeichnende dieses Zusammenseins ist in der Tat das unbedingte Gefühl aufrichtiger Kameradschaft, das es durchaus gestattet, ja sogar erwartet, daß ohne diplomatisch-taktische Hemmungen offen und ehrlich gesprochen wird. Diese Methode der direkten Aussprache, die dank der unablässigen Bemühungen des Führers das Zusammenarbeitsverhältnis der meisten Völker schon heute zu wandeln beginnt, ist in Goslar zwischen unseren Auslandsfreunden und uns von allem Anfang an kennzeichnend gewesen.

Dazu kommt, daß sich die nationalsozialistische Agrarpolitik R. Walther Darrés infolge der Lebensgesetzlichkeit und Klarheit ihrer Konzeption wie auch durch die unabdingbare Grundsatztreue in der Gestaltung die Achtung der Welt gesichert hat. Wenn auf anderen Lebensgebieten die Gewohnheit mancher Ausländer, Deutschland gouvernantenhafte Belehrungen erteilen zu wollen, noch nicht völlig überwunden werden konnte, so gilt dies für die Agrarpolitik seit langem nicht mehr. Im Gegenteil: die nationalsozialistische Agrarpolitik hat sich Anerkennung in aller Welt verschaft. Und, was eben gerade entscheidend ist, nicht nur wegen ihres praktisch-wirt-

schaftlichen Erfolges, sondern und vor allem wegen der Lebensgesetzlichkeit ihrer Grunderkenntnisse und Grundsätze. Man kann mit Fug und Recht sogar sagen, daß das Verständnis für die nationalsozialistische Gesamtpolitik in der Welt draußen am ehesten über die Agrarpolitik zu finden ist und in Zukunft noch mehr zu finden sein wird. Dies hat ja der eben stattgefundene Reichsbauerntag besonders schlagend bewiesen. Denn die Fragen, welche wir in Goslar zur Aussprache und Beantwortung gestellt haben, sind ja heute mehr denn je Grundprobleme aller bodenständigen Völker der Welt. Überall sehen die Staatsmänner mit besonderer Sorge auf ihre Landwirtschaft und ihr Landvolk. Sei es, weil die Welterscheinung der Landflucht die Gefahr der Zerstörung gesicherter Nahrungsgrundlagen mit sich bringt, sei es, daß Befürchtungen über die wehrpolitische Sicherung aufdämmern oder daß gar die blutsmäßige Bedeutung des Bauerntums und die Konsequenzen seiner Zerstörung erkannt werden. Da für uns Deutsche die ganze Skala der vorstehend skizzierten Fragen wesentlich ist, ist es klar, daß unsere Antworten eigentlich überall in der Welt mit besonderem Interesse erwartet werden. Besonders auch die im Zusammenhang mit der L a n d f l u c h t wirtschaftlich entscheidende Fragestellung nach der Höhe und den Ursachen der U n t e r b e w e r t u n g d e r l a n d w i r t s c h a f t l i c h e n A r b e i t findet ein weltweites Echo. Wir haben es in Goslar unternommen, gerade diese Frage nicht nur vom deutschen, sondern vom weltweiten Gesichtspunkt anzupacken. Und es ist für uns besonders reizvoll gewesen, in Unterhaltungen mit einer ganzen Reihe maßgebender Agrarpolitiker und Journalisten aus dem Auslande feststellen zu können, wie besonders dankbar man war, daß wir wenigstens in einigen Strichen die Methoden unserer Untersuchung dieser Frage skizziert haben. Denn sie ist die Lebensfrage aller Völker, welche über eine bodenständige Landwirtschaft verfügen und beinahe noch mehr derjenigen, welche sie bereits verloren haben. Es gehört auch keine Sehergabe dazu, vorauszusagen, daß rund um uns in der Welt die Austragung des Kampfes um die Lebensrechte und -möglichkeiten des Landvolks auf der Basis der in Goslar ins Feld geführten Argumente neu entbrennen wird. Darüber können wir uns nur freuen. Denn wir haben kein anderes Interesse als dies, daß in der ganzen Welt die bodenständigen, auf ein gesundes Landvolk gestützten K r ä f t e d e s L e b e n s zum Siege kommen gegenüber den nomadischen Mächten des Schmarotzertums und der Zerstörung. Denn es ist und bleibt Wahrheit, was bereits im Jahre 1934 R. Walther Darré als den Grundsatz unserer Zusammenarbeit mit dem Landvolk der Welt herausgestellt hat: „Wenn jemand es sich leisten kann, im besten Sinne i n t e r n a t i o n a l zu sein, so der Bauer in allen Völkern. Denn da er schicksalhaft untrennbar mit dem nationalen Volksboden verbunden ist, kann über seine n a t i o n a l e Grundeinstellung niemals ein Zweifel sein." Dieser Satz wird für alle Zukunft richtungweisend und wegsichernd über jener Kameradschaft stehen, die uns in Goslar mit den Landvolkvertretern der Welt zusammenführte.

Ernst Schaper:

Raumpolitik ohne Bauerntum

Warum das Baltenland nicht von Bauern besiedelt wurde

„Wie sehr das Gesetz vom Bauerntum für unser Volk gilt, kann man im Osten unseres Reiches an einer geschichtlichen Tatsache beobachten. Es ist zum Beispiel zur gleichen Zeit vom deutschen Ritterorden erobert worden sowohl Ostpreußen als auch das damalige Baltikum, die heutigen Staaten Estland und Lettland. Während es der Ritterorden im Baltikum nicht verstand, deutsches Bauerntum nachzuziehen und seine Eroberungen mit deutschen Bauern zu untermauern, ist in Ostpreußen der Ritterorden gerade umgekehrt vorgegangen und hat das Land mit deutschen Menschen bäuerlich aufgesiedelt. Das Ergebnis dieses unterschiedlichen Vorgehens liegt heute nach 700 Jahren eindeutig vor aller Augen: Ostpreußen ist heute noch deutsch wegen seiner bäuerlichen Besiedlung, obzwar der Ritterorden dort schon seit Jahrhunderten untergegangen ist, während das Baltikum trotz 700 Jahren deutscher Herrschaft und Arbeit nunmehr doch das Erbe der Urenkel jener Bauern geworden ist, die als Esten, Letten, Kuren oder Liven vor 700 Jahren vom Orden besiegt und unterworfen worden sind. Bedenkt man, daß noch vor 50 Jahren deutsches Recht, deutsche Selbstverwaltung und deutsche Sprache im Baltikum amtlich gehalten, so wird es erst voll verständlich, auf wie t ö n e r n e n F ü ß e n e i n e H e r r s c h a f t b e r u h t, d i e s i c h n i c h t a u f B a u e r n g l e i c h e n B l u t e s z u s t ü t z e n v e r m a g. Wahrlich, eindeutiger läßt sich die Bedeutung des Bauerntums in der Geschichte eines deutschen Landes nicht erweisen als an diesen beiden Beispielen im Osten unseres Reiches. Wenn man sich diese Tatsache in ihrem vollen Umfange vergegenwärtigt, begreift man erst das Wort des Generalfeldmarschalls von Moltke, daß an dem Tage, an dem das deutsche Bauerntum zugrunde gehen würde, auch das deutsche Volk ohne einen Kanonenschuß ebenfalls zugrunde gehen muß."

(Reichsbauernführer R. Walther Darré in seiner Schlußrede auf dem 6. Reichsbauerntag in Goslar 1938.)

Als Ursache für die nicht stattgefundene deutsch-bäuerliche Besiedlung Altlivlands wird gewöhnlich angenommen, daß zwischen Altlivland und dem Deutschen Reiche kein Landweg vorhanden gewesen sei und daß sich die deutschen Bauern vor dem Seeweg gefürchtet hätten.

Diese Begründung steht aber, soweit sie sich auf die bäuerliche Überseekolonisation im Verlauf des 13. und 14. Jahrhunderts bezieht, in einem merkwürdigen Gegensatz u. a. zu der vorhergegangenen Landnahme der Angeln und Sachsen in England, der Besiedlung Islands und der Gründung der Kolonie Winland, die ebenso wie die späteren bäuerlichen Abwanderungen nach Übersee das Merkmal einer altgewohnten Seetüchtigkeit des germanisch-deutschen Bauerntums aufweisen.

Wenn die mittelalterlichen Quellen über die deutsche Ostwanderung auch nicht unmittelbar von einer bäuerlichen Überseekolonisation sprechen, so lassen die beiden

folgenden Urkundenauszüge doch darauf schließen, daß eine solche wenigstens in beschränktem Umfange stattgefunden hat:

Am 27. April 1261 „bittet Georg, Vicemeister des deutschen Ordens in Livland, infolge der Verluste, welche der Orden an Pferden, Waffen und anderen Gütern erlitten, und um die abtrünnigen Heiden wieder zum Christentum zurückzubringen, den Rath, die Bürgerschaft und Gemeinde der Stadt Lübeck um Rat und Hilfe, und verspricht denjenigen Deutschen, welche zu diesem Zweck herbeiziehen wollen, in Kurland und in anderen Gegenden Livlands, wo ihnen Seehäfen offen stehen, Lehngüter zu verleihen: Ein Ritter oder ehrbarer Bürger mit einem gerüsteten Streitroß erhält 60 sächsische Hufen zu Lehn; ein Knappe mit einem gerüsteten Streitroß 40 Hufen, ein Knecht mit einem Pferde und einem Brustharnisch 10 Hufen; Bauern sollen soviel, als sie bauen wollen, auf sechs Freijahre erhalten, nachgehendst aber davon dem Orden den Zehnten entrichten; alle sollen gern unterstützt werden; übrigens mögen sie vor dem Winter kommen und in Memel landen."

Am 26. Mai 1323 schreibt Gedeminne, der Litauer und aller Rutenen König, an die Vögte und Räte der Seestädte Lübeck, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin und nach Gotland, sowie an die Kaufleute daselbst, daß sie Bauern für ihn werben und in sein Land senden möchten. Die Ackersleute, die nach Litauen kommen und sich dort niederlassen wollen, sollen 10 freie Jahre in allen Abgaben und Arbeiten erhalten. Nach Ablauf dieser Zeit sollen sie, nach Maßgabe der Erträge, nur soviel am Zehnten geben, als in anderen Ländern üblich ist. Alle Einzöglinge sollen das Stadtrecht von Riga haben, wenn ihnen nach dem Rate bewährter Männer ein anderes nicht besser erscheint.

Diese beiden Urkunden lassen darauf schließen, daß zumindest bei den niederdeutschen Bauern keine grundsätzlichen Bedenken gegen den Seeweg bestanden haben. Und weiterhin geben sie den Hinweis dafür, daß die Verwendung von Schiffen seitens der bäuerlichen Siedler üblich gewesen sein muß. Andernfalls hätte der Vizemeister Georg diese Voraussetzung in seinem Schreiben nicht anwenden können, und der litauische König Gedeminne wäre mit seiner Bitte nicht gerade an die Seestädte herangetreten, wenn sich dort nicht wenigstens ein Teil der bäuerlichen Auswanderer versammelt hätte.

Daß auch im Verlauf des 13. Jahrhunderts eine bäuerliche Überseekolonisation stattgefunden hat, beweist neben der Gründung von Holländerkolonien in Deutschland auch die friesische Einwanderung in Preußen. Unter Berücksichtigung der Überseekolonisation friesischer und flandrischer Bauern in Portugal ist anzunehmen, daß auch hierbei der Seeweg längs der Ostseeküste benutzt worden ist. Für das 15. Jahrhundert ist er durch die vorgefundenen Belege für das Ausgehen

von Auswandererschiffen aus holländischen Häfen nachgewiesen worden. Außerdem spricht neben der Bequemlichkeit des Seeweges auch die größere Sicherheit gegenüber dem Landweg für ihn. Auch die preußischen Kaufleute nahmen besonders seit dem 15. Jahrhundert den Landweg nur in Ausnahmefällen in Anspruch. Der erforderliche Schiffsraum für die Überfahrt der bäuerlichen Ansiedler stand zudem durch den lebhaften Aktivhandel der Holländer mit den Preußen und durch die ausgedehnte Handelstätigkeit des Ordens selbst in genügendem Umfange zur Verfügung.

Diese Erwägungen und besonders die beiden eingangs hervorgehobenen Urkunden zeigen, daß auch während des 13. und 14. Jahrhunderts eine Verwendung von Schiffen für bäuerliche Überseekolonisation stattgefunden hat. Auch in dem Lied der alten Ostlandfahrer heißt es:

„Na Oostland will wi fahren,
Na Oostland will wi mee,
All öwer de Berge und Dale,
Frisch öwer de Heiden
Un öwer de blaue See."

Jedenfalls hat sich der deutsche Bauer in dieser Zeit ebensowenig wie vorher und nachher vor dem Seeweg gefürchtet, so daß diese Begründung für die nicht stattgefundene deutsch-bäuerliche Besiedlung Altlivlands als hinfällig betrachtet werden muß.

Der Landweg zwischen Preußen und Livland

Wenden wir uns nun der Frage zu, ob die andere Begründung zu Recht besteht, daß die nicht stattgefundene deutsch-bäuerliche Besiedlung Altlivlands auf den fehlenden Landweg zwischen Preußen und Livland zurückzuführen ist.

Bis zum Jahre 1255 war dem Deutschorden die Unterwerfung von Pomesanien, Pogesanien, Ermland, Natangen, Barten, Galinden und Samland gelungen. Nach der Gründung von Elbing dehnte er seinen Herrschaftsbereich längs der Ostseeküste immer weiter nach Nordosten aus. Durch die Eroberung von Nadrauen, Sudauen und Schalauen stieß der Orden bis zum Jahre 1283 weit über Memel hinaus nach Kurland vor und stellte damit die Verbindung zwischen Preußen und Livland her. Der livländische Ordenszweig hatte schon vorher Semgallen und Kurland erobert und war bis zur Dange vorgestoßen. An dessen Zusammenfluß mit der Memel lag die alte Memelburg, die zur Beherrschung des Stromes und der Nehrung sowie zur Niederhaltung der Kuren errichtet war. Die neue stärkere Burg wurde gemeinsam von beiden Ordenszweigen in den Jahren von 1252 bis 1254 erbaut.

Nach dem großen livländischen Angriff vom Jahre 1248 auf Litauen trat der litauische König Mindowe zum Christentum über (1251). In den Jahren von 1253

bis 1257 übereignete er dem Orden den südwestlichen Teil von Kurland sowie Teile von Ostpreußen und das ganze Land Samaiten. Damit war der Orden neben Kurland auch in den Besitz der breiten Landbrücke zwischen Preußen und Livland gekommen. Während aber die Gebiete der Kuren von dem Orden fast ununterbrochen bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts beherrscht werden konnten, mußten die Samaiten erst mit Waffengewalt



Die Grenzen Livlands gegen Preußen und Litauen

1328
1384
1422

unterworfen werden. Seitens des livländischen Ordenszweiges war die Eroberung Samaitens mit großen Schwierigkeiten verbunden, weil die livländischen Bischöfe und die Stadt Riga Bündnisse mit den Litauern gegen den Orden abgeschlossen hatten. Und als diese Gegensätze beigelegt waren, wurde die Kraft des livländischen Ordens durch die Unterdrückung des Estenaufstandes gelähmt, so daß der Angriff auf Samaiten fast nur von Preußen aus geführt werden konnte.

Nachdem die samaitischen Unterwerfungs- und Grenzverträge des öfteren wieder verletzt waren, erfolgte der letzte große Angriff des Ordens im Jahre 1383 unter Führung des Hochmeisters Konrad Zöllner von Rothenstein. Hierbei gelang es dem Orden, nicht nur seine Herrschaft über Samaiten zu befestigen, sondern die Samaiten selbst zu einem gemeinsamen Krieg gegen Litauen zu bewegen. Durch den Vertrag vom 10. Oktober 1385 wurde dann auch König Andreas von Polozk gezwungen, das ihm von dem litauischen König angewiesene Gebiet dem deutschen Orden in Livland mit allen Rechten und Freiheiten abzutreten und als Lehen zurückzuempfangen.

Der Erfolg des über ein Jahrhundert immer wieder aufgelebten Kampfes wurde aber durch die verhängnisvolle Verbindung zwischen dem litauischen König Jagello und der polnischen Königstochter Hedwig gefährdet. Samaiten wurde nun von Polen beansprucht. Dagegen erklärten im Jahre 1390 eine Anzahl samaitischer Häuptlinge ihren freiwilligen Anschluß an den Orden. Zwischen dem Orden und Samaiten wurden auf Grund dieser Erklärung ein Schutz- und Trutzbündnis und ein Handelsvertrag abgeschlossen.

Durch den Friedensvertrag vom Mai 1404 gestand Litauen dem Orden nochmals die Herrschaft über Samaiten zu. Auch nach der Schlacht von Tannenberg am 15. Juli 1410 erhielt der Orden die rechtliche Anwartschaft auf Samaiten zugesichert. Zuerst war es aber unter Vorbehalt an Litauen und Polen gekommen. *Nach langen Streitigkeiten gab der Orden im Jahre 1419 seinen Anspruch auf Samaiten selbst auf. Damit war die breite Landbrücke zwischen Preußen und Livland endgültig verloren.*

Was der Orden aber nicht aufgegeben hatte, war der Anspruch auf die schmale Landbrücke längs der Küste, auf der er schon seit Jahrhunderten ein unstrittiges Besitzrecht ausübte und die er durch die Burgen Memel, Tilsit und Ragnit beherrschte. Die Landschaften Nadrauen und Schalauen waren auch nicht, wie man behauptet hat, von jeher litauisch, sondern sie waren, wie es die neuere Forschung bewiesen hat, ursprünglich von Preußen besiedelt. Und an der Verbindungsstelle zwischen dem preußischen und livländischen Ordensgebiet saßen die unterworfenen Kuren. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts hat der Orden diese Landbrücke im festen Besitz gehabt. Am 25. Mai 1328 beurkundet der Hochmeister Werner von Orsela die folgende Grenzziehung zwischen Preußen und Livland: Von der Mündung des Flusses Heilige Aa ins Meer, an diesem hinauf bis zu seinem Ursprung, von da zum Feld Emmere gegen den Fluß Emmerbecke abbiegend, diesen Fluß abwärts bis zu ihrem Ursprung aus dem See Hasenplute.

Die Überbrückungsgebiete zwischen Preußen und Livland hat der Orden auch nach der Schlacht von Tannenberg und nach dem Verlust von Samaiten für sich beansprucht. Sämtliche Verhandlungen scheiterten aber, und auch durch das Schwert

vermochte er seine Forderung nicht durchzusetzen, so daß erst durch den Frieden von 1422 die Verbindung zwischen Preußen und Livland zerrissen wurde. Seitdem war der Weg zwischen den beiden Ländern durch einen etwa 15 km breiten Keil getrennt.

Bis zu dieser Zeit, also vom Ende des 13. bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts, war der Weg zwischen Preußen und Livland nicht gesperrt. Zwischen den beiden Ländern hat auf der Straße Memel—Polangen—Grobin—Goldingen während des ganzen Mittelalters ein lebhafter Verkehr stattgefunden, der nur gelegentlich während der kriegerischen Zeiten durch litauische Überfälle auf das kurländische Gebiet des Ordens gestört wurde. Es muß bezweifelt werden, daß die deutschen Bauern, die bei ihrer Auswanderung innerhalb der Reichsgrenzen selbst so manche unsichere Wegstraße zurückzulegen hatten, vor dieser Gefahr zurückgeschreckt wären. Außerdem hätte es auch ohne weiteres in der Macht des Ordens gelegen, die Bauerntrecks durch eine militärische Begleitung innerhalb der Gefahrzone vor feindlichen Überfällen zu schützen.

Der Verkehr zwischen Preußen und Livland war im Mittelalter aber nicht nur auf die vorgenannte Küstenstraße beschränkt, sondern er hat sich während der Kampfpausen auch über das Innere des Landes Samaiten erstreckt, wie zahlreiche Abkommen mit Litauen über Handelsverkehr beweisen. Es ist selbstverständlich, daß dieser Verkehr in den kriegerischen Zeiten unterbrochen und auf die Küstenstraße bzw. auf den Seeweg beschränkt wurde. Hierbei hat es sich aber immer nur um ein paar Jahre gehandelt, auf die dann stets eine längere Kampfpause folgte. Trotz der politischen Gegensätze zwischen dem Orden und Litauen war z. B. der Herzog Witowd ebenso wie auch seine Vorgänger bestrebt, der deutschen Kultur in Litauen Eingang zu verschaffen. Mit Hilfe deutscher Einwanderer gründete er nach deutschem Vorbild die Stadtgemeinden Kowno und Wilna. Vor allem leistete er auch der Handelsverbindung zwischen Preußen und Livland nachhaltigen Vorschub. Als dann gegen Ende des 14. Jahrhunderts durch den Verzicht des Ordens auf Samaiten die Kriegsfahrten ihren Abschluß gefunden hatten, trat an deren Stelle eine friedliche Handelsverbindung, die bald darauf zur Gründung eines deutschen Kontors in Kowno führte. Der Verkehr spielte sich neben den befriedeten Landstraßen vornehmlich auf den vielen Wasserstraßen ab.

Die alte Landstraße, die den Seeweg auf der Ostsee begleitete, ging von Lübeck längs der Küste über Wismar—Rostock—Usedom—Wollin—Treptow a. d. Rega—Kolberg—Köslin—Stolp nach Danzig. Hier spaltete sie sich in den unmittelbaren Weg nach Elbing und den Umweg über Dirschau—Marienburg. Von Elbing ging sie weiter über Braunsberg nach Königsberg. Dann teilte sich der Verkehr. Nach Osten ging es über Ragnit nach Kowno und Wilna, nach Nordosten über die Kurische Nehrung nach Memel—Polangen—Grobin oder Libau—Goldingen—Riga—Wol-

mar—Dorpat—Wesenberg—Narwa—Peipussee—Pustya—Nowgorod, wo sich die Straße nach Twer und Moskau anschloß.

Diese Betrachtungen führen zu dem Ergebnis, daß der Landweg zwischen Preußen und Livland vom Ende des 13. bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts nicht versperrt gewesen ist, und daß für die deutschen Bauern während dieser Zeit die Möglichkeit vorhanden war, über Preußen nach Livland zu trecken.

Die eigentlichen Gründe

Wenn sich der deutsche Bauer nicht vor dem Seeweg gefürchtet hat, und wenn auch der Landweg zwischen Preußen und Livland nicht versperrt gewesen ist, dann müssen andere Gründe für die Verhinderung der deutsch-bäuerlichen Ansiedlung in Livland maßgebend gewesen sein.

Zunächst stellte das politische Gefüge des altlivländischen Staatenbundes selbst ein beachtliches Hindernis dar. Zwischen dem Orden und den Bischöfen herrschten fortwährend Reibereien, die des öfteren sogar in offene Feindschaften ausarteten. Diese Zwistigkeiten sind besonders auf die Einmischung des Papsttums zurückzuführen, von dem lange Zeit versucht wurde, aus Livland einen unabhängigen, dem Papsttum unterworfenen Vasallenstaat zu machen. Als der Livländische Orden der Schwertbrüder nach seiner Vernichtung im Jahre 1239 durch die Litauer in der Schlacht bei Saule in den deutschen Orden überging, trat dieser den Bestrebungen des Papsttums entgegen und wahrte die Rechte des Reiches gegenüber den Ansprüchen der römischen Kirche. Trotzdem blieb aber der Gegensatz zwischen dem im Jahre 1245 vom Papst eingesetzten livländischen Erzbischof und dem deutschen Orden bestehen und hielt die herrschenden Kräfte des Landes in einem stets schwankenden Gleichgewicht. Die Ansiedlung deutscher Bauern aber hätte nur unter einer einheitlichen und starken Staatsgewalt erfolgen können, wie es z. B. in Preußen der Fall war. Dort wurden nicht nur die staatlichen Mittel für eine weitsichtige Siedlungspolitik flüssig gemacht, sondern auch die kapitalkräftigen Lübecker Bürger für das Unternehmen gewonnen. In Livland hatten dagegen der Orden und die Bischöfe um ihre eigene Selbstbehauptung zu kämpfen. Ihre gesamten Einkünfte wurden fast restlos von Burgenbauten und Heeresrüstungen verschlungen, so daß ihnen für die deutsch-bäuerliche Besiedlung des Landes sowohl die Mittel wie auch die Kräfte fehlten.

Hierzu kam, daß die Wälder und Odländereien in Livland noch zur Volksallmende, also noch nicht den Landesherren gehörten und daß diese darüber, auch selbst zu Siedlungszwecken, nicht frei verfügen durften. Da die Allmende allen Markgenossen — den einheimischen Bauern wie den Lehnsleuten — zur Nutzung offenstand, mußte deren Einverständnis für jede Rodung und Neusiedlung erworben bzw. erkauft werden.

Wenn dafür aber noch nicht einmal der Staat die Mittel aufbringen konnte, dann mußten sie den ursprünglich kleinen Landedelleuten erst recht fehlen. Denn ihre Unternehmungskraft war durch die fortwährenden Kriege, für deren Teilnahme sie die Ausrüstung und Verpflegung selbst stellen mußten, ebenso geschwächt wie das Aktionsvermögen der Landesherren. Schließlich war die mittelalterliche Siedlung auch nicht nur eine Landfrage, sondern auch eine solche des Kapitals für die Werbung der Bauern und ihre Unterbringung sowie für die Stellung der Hofwehr und die Gewährung der üblichen Freijahre.

Immerhin wären bei einigem guten Willen auch diese Schwierigkeiten zu überwinden gewesen, wenn die zeitlich vorherrschenden Verhältnisse eine deutsch-bäuerliche Ansiedlung bedingt oder wenn ernsthafte Absichten dahinter gestanden hätten. Solange das aber nicht der Fall war, begnügte man sich mit den fügsamen einheimischen Bauern, die meist nicht nur anspruchsloser und williger waren, sondern die auch bequemere und billigere Arbeitskräfte darstellten als die deutschen Bauern. Unter diesen Umständen galt schon im Mittelalter und erst recht in der Neuzeit jeder Versuch einer deutsch-bäuerlichen Ansiedlung für abwegig und unwirtschaftlich, zumal auch in dem ständischen Aufbau der livländischen Ritterschaft, mit seinem bunten Gewirr mannigfach sich kreuzender Standesrechte und -stufungen, kein Platz für einen deutschen Freibauernstand vorhanden war.

Während des Mittelalters hat es in Livland deshalb auch keine Macht gegeben, die sich ernsthaft für eine deutsche Ansiedlung eingesetzt hat. Die ersten Versuche wurden erst später durch Stephan Bathory und Gustav Adolf aufgegriffen. Stephan Bathory erwarb sich besonderen Ruf der Bauernfreundlichkeit durch seine im Jahre 1586 aufgestellte Forderung nach Erleichterung der bäuerlichen Lage durch Senkung von Fronen und Abgaben und durch Abschaffung der Prügelstrafen. Schon vorher im Jahre 1583 hatte er einen Aufruf zur Neubesiedlung Livlands erlassen und hierbei den Siedlern 10 Jahre Steuerfreiheit versprochen. Seine Aufforderung auf die Heranziehung von Kolonisten erging insbesondere an die süddeutschen Bauern. Dem Livländer Franz Schaden gelang es, im Auftrage Bathorys eine Anzahl Bauern aus den Gegenden um Köln und Münster sowie aus Bayern anzuwerben und sie in Dorport, Walk, Lais und Rositten anzusiedeln. In der schwedischen Zeit hat Gustav Adolf im Jahre 1624 holländische Bauern bei Wesenburg, und im Jahre 1630 mecklenburgische und andere Bauern in das Land gerufen. Andere Versuche dieser Art sind in der livländischen Geschichte nicht zu verzeichnen. Und selbst diese beiden Unternehmungen konnten keinen dauernden Erfolg aufweisen, weil es dem Standeswesen der livländischen Ritterschaft zuwiderlag, den Kolonisten die notwendigen Sonderrechte für ihre Selbstbehauptung einzuräumen und ihnen die erforderliche Fürsorge angedeihen zu lassen.



Soweit sich feststellen läßt, tauchte im livländischen Landtag der Plan für eine deutsch-bäuerliche Ansiedlung erstmalig im Jahre 1860 auf. Im Hinblick auf die damals von den Jungletten und Jungesten geförderte Auswanderungsbewegung unter dem einheimischen Landvolk forderte ein Landtagsmitglied Ersatz durch deutsche Landarbeiter und Bauern. Als Vorbedingung dazu, so führte er aus, müßten allerdings zunächst alle Hindernisse beseitigt werden, die eine dauernde Niederlassung der Deutschen verhinderten. Ebenso müßten die Prügelstrafe und die Rekrutenpflichtigkeit für die deutschen Einwanderer aufgehoben werden. Der Landtag beantragte daraufhin mit Erfolg bei der russischen Staatsregierung die Aufhebung der Prügelstrafe für ausländische Kolonisten und die Übertragung der Kontrolle in Kolonistensachen vom Domänenminister an die livländische Ziviloberverwaltung.

Auch in den beiden anderen Provinzen Estland und Litauen waren ähnliche Bestrebungen im Gange, so daß Graf A. Kayserling dem livländischen Landesmarschall schrieb: „Die Einwanderungsprojekte aus Deutschland gewinnen bei den Herren." Ein Erfolg war den Bemühungen aber ebensowenig beschieden wie dem Versuch, im Jahre 1862 deutsche Kolonisten aus Polen, wo sie von den Aufständischen vertrieben wurden, in die Ostseeprovinzen hinüberzuziehen. Auf die Aufforderung des Landratskollegiums, sich um solche deutschen Kolonisten zu bewerben, meldeten sich nur zwei Gutsbesitzer. Immerhin zeigt aber dieser Vorfall, daß *der Wunsch, das Landvolk zu germanisieren und deutsche Bauern anzusetzen, erst anfing lebendig zu werden, als die Durchführung dieser Pläne durch die Verrussungsversuche schon unmöglich gemacht war.*

In beschränktem Umfang haben der Orden, die Bischöfe und die Städte während des Mittelalters die Siedlung durch Landverleihungen an deutsche Kriegsknechte, Krüger, Müller, Wagenbauer und andere Handwerker unterstützt. Wenn außer diesen Einwanderern von deutschen Bauern in Livland gesprochen wird, handelt es sich um solche, die im Lande selbst durch Blut- und Sprachenmischung entstanden sind. Diese sogenannten „Landfreien" oder „Freikerle" setzten sich aus den halbdeutschen Ackerbürgern, den Söhnen der deutschen Handwerker und Hofbeamten und zum Teil aus den Nachkommen des niederen Adels zusammen. Der Nachweis für einen früheren und größeren Versuch zur Ansiedlung deutscher Bauern in Altlivland kann außer dem angeführten Schreiben des Vicemeisters Georg an die Lübecker vom 27. April 1261 nicht erbracht werden.

Wenn nach dem Vorhergesagten festgestellt worden ist, daß das Fehlen des deutschen Bauern in Livland darauf zurückzuführen ist, daß sich die Landesherren und der deutschbaltische Adel weder im Mittelalter noch in der Neuzeit jemals ernsthaft für die Ansiedlung eingesetzt haben, dann muß andererseits aber auch geprüft werden, ob nicht innerhalb des deutschen Bauerntums selbst Hindernisgründe dafür vorhanden gewesen

sind. Wir wissen z. B. aus Preußen, daß der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen im Jahre 1305 festgestellt hat, daß die einheimischen Landesbewohner „das Land besser kennten und bereiteten, auch mit allem besser umzugehen wüßten, als die von dem Orden hierher gebrachten Fremden, die hierin erst von den Preußen ablernen müßten". Maßgebend dafür waren zweifellos die ungewohnten klimatischen Verhältnisse und die anders geartete Bodenbeschaffenheit.

Das bei der deutschen Eroberung Altlivlands vorgefundene Landschaftsbild war durch die Jahrtausende währende Klimaverschlechterung hervorgerufen und zeigte einen großen Laubwaldreichtum, neben umfangreichen Sumpfwäldern und Mooren. Während des Frühjahres, das in den baltischen Ländern unfreundlich und kühl ist, war annähernd die Hälfte des ganzen Landes infolge der Schneeschmelze unpassierbar. Die Feldarbeiten konnten erst im Mai ausgeführt werden und waren auch in diesem Monat noch durch das Ausbleiben der erforderlichen Niederschläge und der Nachtfrostgefahren bis in den Juni hinein gefährdet. Während die klimatischen Verhältnisse im Sommer für die Landwirtschaft im allgemeinen gedeihlich sind, setzten aber bereits im September schon wieder die Nachtfröste ein. Der unbeständige Wechsel zwischen kontinentalem und maritimem Klima, der kurze Sommer mit seinen häufig eintretenden Dürreperioden und das niederschlagreiche Wetter im Frühjahr und im Herbst bei der Ernte sowie die in diesen Jahreszeiten auftretenden Nachtfröste bildeten für die Landwirtschaft des deutschen Bauern ein ungewohntes Betätigungsfeld. Außerdem erforderte die äußere Bodenbeschaffenheit des Landes von den Kolonisten umfangreiche Vorarbeiten durch Waldrodungen und Trockenlegungen der Sümpfe. Daneben verteuerte sich ihre Lebenshaltung infolge des rauhen Klimas, das eine reichere Nahrung und wärmere Kleidung erforderte. Es ergibt sich daraus, daß die Beschaffenheit der Böden und die ungewohnten klimatischen Verhältnisse schon allein einen beachtlichen Hindernisgrund für die Ansiedlung deutscher Bauern in Altlivland dargestellt haben.

Besonders bedenklich für den einwandernden deutschen Bauern mußte aber die vorgeschobene Lage des Landes mit seinen unsicheren politischen Verhältnissen sein, zumal bei den häufigen Raubzügen der Russen und Litauer die Bauern sehr oft als Gefangene verschleppt wurden.

„Der Bauer kauft keine Katze im Sack." Das trifft auch für die Kolonisation zu. Erst dann, wenn einige Pioniere im neuen Land Erfolg gehabt haben und die Kunde davon in der Heimat laut geworden ist, lassen sich größere Scharen zur Auswanderung bewegen, die auch ihrerseits immer wieder neue Kräfte nach sich ziehen. Wenn dagegen die Ansiedlung aussichtslos erscheint oder mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden ist bzw. wenn eine Anpassung an die vorherrschenden Verhältnisse nicht gelingt, dann muß das Unternehmen von vornherein scheitern. In Livland waren während des Mittelalters die Voraussetzungen für eine deutsch-bäuerliche

Kolonisation infolge der dauernden Kriegsgefahren tatsächlich denkbar ungünstig und nicht geeignet, den deutschen Bauern ein ruhiges Siedeln zu ermöglichen. Außerdem stellte der näherliegende Osten genügend Land zu besseren Bedingungen für die siedlungshungrigen Bauern zur Verfügung, so daß sie schon aus diesem Grunde gar keine Veranlassung hatten, nach dem weiter liegenden Altlivland zu ziehen. Die letzte Welle der geschlossenen deutschen Ostsiedlung ist im Mittelalter nicht über die Memel hinaus gelangt, sondern schon vorher in Ostpreußen verebbt. Sie war auch nicht mehr stark genug, um Ostpreußen selbst auszufüllen, so daß zur Besiedlung der Wildnis litauische Bauern hereingezogen werden mußten. Im 14. Jahrhundert hörte dann der Zustrom aus dem deutschen Mutterlande fast ganz auf. Während dieser Zeit hat es den deutschen Bauern also auch an der inneren Kraft zur Kolonisierung Livlands gefehlt.

Hans Bonnet:

Probleme des Grenzlandes

Die wirtschaftliche und bevölkerungspolitische Struktur eines Gaues bestimmt entscheidend seine Aufgabenstellung und die Möglichkeiten zu deren Lösung. Der Gau Saarpfalz ist Grenzland in des Wortes engster Bedeutung. Schon dies ist ausschlaggebend für die Zielsetzung und Durchführung agrarpolitischer Maßnahmen. Hinzu kommt, daß er kaum ein Gegenstück in der Vielfalt der durch Boden und Klima bedingten Anbauverhältnisse, der Verschiedenartigkeit der Betriebsformen, der Gegensätzlichkeit in der Bevölkerungsdichte und in dem Wechsel von Industrie und Landwirtschaft hat. Fruchtbarstes Land in der oberrheinischen Tiefebene grenzt an eines der größten deutschen Waldgebiete, den Höhenzug der Haardt. Dieses wiederum wird gen Westen abgelöst von dem kargen Boden mit rauhem Klima des Westrich und der Sickinger Höhe. Anschließend folgt das Saarland, gleichermaßen Industrie- und Bauernland. Auf engstem Raum stehen hier Bauer und Arbeiter zusammen, unlöslich und unmittelbar aufeinander angewiesen durch einen jahrhundertelangen Kampf für dieses deutsche Land.

Auf einer Fläche von 741 600 ha, von der nur rd. 55 vH landwirtschaftlich, aber 40 vH forstwirtschaftlich genutzt sind, leben über 1,8 Millionen Menschen, so daß auf den Kopf der Gesamtbevölkerung bei einer durchschnittlichen Bevölkerungsdichte von 242 Einwohner/qkm (im Saarland allein 424, im Reich rd. 141) nur 0,23 ha

landwirtschaftliche Nutzfläche entfallen (im Reich 0,43). Bei insgesamt rd. 94 000 landwirtschaftlichen Betrieben mit über 0,5 ha Fläche ist der Klein- und Kleinstbetrieb, teilweise sogar die ausgesprochene Spatenwirtschaft vorherrschend. Dies geht schon daraus hervor, daß in der Pfalz rd. 40 vH und im Saarland über 77 vH aller Betriebe unter 2 ha liegen.

Die Saarpfalz müßte eine geradezu paradiesische Fruchtbarkeit besitzen und mehr als zwei Ernten im Jahr bringen, sollte sie ihre Bewohner aus eigener Kraft ernähren. So ist und bleibt sie für die wichtigsten Lebensmittel Zuschußgebiet, das vom Reich her ergänzend versorgt werden muß. Hierbei darf nicht außer acht gelassen werden, daß durch die Kleinheit der Betriebe infolge der unbegrenzten Erbteilung eine Unmenge von Trennstücken in Form von Rainen, Furchen und Wegen entstanden ist, die die Ertragsmöglichkeiten schmälern.

Steht so die ausreichende Versorgung besonders des Saarlandes im Vordergrund, so ist auf der anderen Seite die Pfalz für Wein, Obst und Gemüse erhebliches Überschußgebiet. Die Vorderpfalz ist ein gesegneter Landstrich mit außerordentlich mildem Klima. Die Durchschnittsjahreswärme ist die höchste in Deutschland und erreicht an manchen Stellen 10 Grad. So können hier die anspruchvollsten Kulturpflanzen, ja selbst Mandeln, Zitronen und Feigen im Freien gedeihen und reifen. Gewiß sind einige Gebiete dieser oberrheinischen Tiefebene, die in das Mainzer Trockenbecken fallen, sehr regenarm. Doch hier wird mit zunehmendem Erfolg durch genossenschaftliche Beregnungsanlagen darauf hingewirkt, daß die Vorteile des milden Klimas und guten Bodens nicht durch Wasserarmut aufgehoben werden. Durch zwei, ja zum Teil drei Ernten im Jahr konnte sich so die Vorderpfalz zu einem der wichtigsten deutschen Frühgemüsegebiete entwickeln. Sie beliefert mit dessen Erzeugnissen nicht nur Westdeutschland, sondern auch Großstädte in Nord- und Süddeutschland.

Neben dem Frühgemüse stehen Tabak- und Zwiebelanbau, von den vielen anderen Sonderkulturen ganz abgesehen. Mit 2800 ha Anbau von Tabak in 14 000 Betrieben und 1008 ha Zwiebeln ist die Pfalz für diese beiden Erzeugnisse das zweitgrößte deutsche Anbaugebiet.

Aber noch für ein weiteres Edelerzeugnis trifft dies zu: für den Wein. Von der französischen Grenze bei Schweigen bis gegen Hessen sowie in der Nordpfalz erstreckt sich dieser gewaltige Weingarten, durchschnitten von der herrlichen deutschen Weinstraße. Bei normaler Ernte darf man bei einer Rebfläche von rd. 16 500 ha mit einem Ertrag von rd. 1 Million Hektoliter rechnen. Hiervon sind 90 vH Überschuß, die in den anderen deutschen Gauen abgesetzt werden müssen. Für alle Gaumen erzeugt die Pfalz geeignete Weine. An der Oberhaardt wachsen Tischweine verschiedenster Tönung, in der Mittelhaardt edelste Spitzen. Hier finden wir Namen, die Weltruf genießen: Forster Ungeheuer, Deidesheimer Kieselberg, Deidesheimer Herrgottsacker, Wachenheimer Schenkenböhl, Kallstadter Saumagen, Dürkheimer Feuerberg u. v. a.

An der Unterhaardt finden wir ebenfalls süffige Weine, im schönen Zellertal charaktervoll liebliche Gewächse, in der Vorderpfalz sowie im Alsenz- und Nahetal aber jene fruchtigen erdig-stahligen Weine, die sich immer mehr Freunde erwerben.

Die Saarpfalz hat in den rd. $3^1/_2$ Jahren, seit die Landesbauernschaft besteht, bewiesen, daß sie sich trotz der Kleinheit der Betriebe und trotz der Schwierigkeiten als Grenzland aktiv und erfolgreich in die Erzeugungsschlacht eingeschaltet hat. Hierfür nur einige Leistungsbeispiele. Es stiegen der Anbau von: Flachs von 2 auf 350 ha, Hanf von 0 auf 75 ha, Wintergerste von 700 auf 2400 ha, Körnermais von 50 auf 900 ha. Die Grünfuttereinsäuerungsbehälter wurden von 13 474 cbm auf 34 022 cbm vermehrt, die Kartoffeleinsäuerungsbehälter von 432 auf 20 012 cbm; Kartoffeldämpfkolonnen waren früher überhaupt nicht vorhanden, jetzt arbeiten bereits 80 Anlagen. Der Zuckerrübenanbau wurde um 25 vH erweitert, der Anbau von Luzerne konnte von 13 500 ha auf 18 000 ha gesteigert werden.

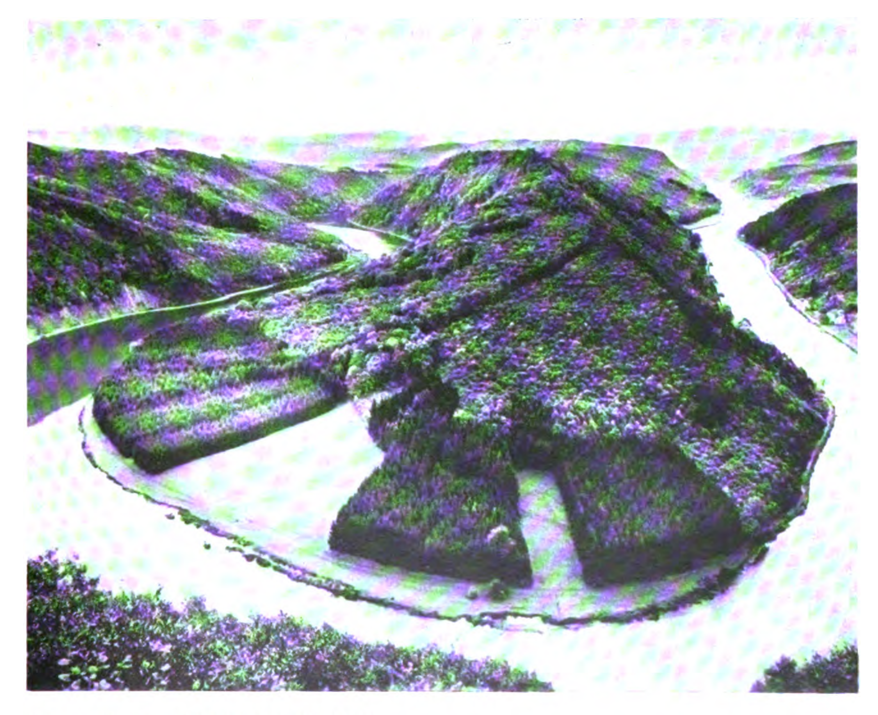
Schon aus dieser Aufstellung geht hervor, daß neben der Bedeutung der Spezialkulturen auch die Tierzucht und allgemeine Ackerwirtschaft eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Über 100 000 ha werden mit Getreide bebaut, 40 000 ha mit Spätkartoffeln, rd. 3000 ha mit Frühkartoffeln und 4000 ha mit Zuckerrüben.

Das Land um den Donnersberg und am Glan ist bekannt durch seine Rindviehzucht. Hier wird das Glan-Donnersberger Rind gezüchtet, ein einfarbig-gelbes Höhenrind, das als erste veredelte deutsche Rinderrasse hier entstand. Auf der Sickinger Höhe, wo sich noch heute Bauernverfassungen aus der Zeit vor den Bauernkriegen wirksam finden, züchtet man das Zweibrücker Pferd, ein Warmblut edelster Herkunft, entstanden aus der Kreuzung vorhandener Landstuten mit arabischen Beutehengsten aus den Kreuzzügen. Heute noch führt der Zweibrücker einen großen Anteil arabischen Blutes, und andere deutsche Zuchtgebiete haben häufig bei ihrem Aufbau auf dieses Tier zurückgegriffen. Ich erinnere an die Aufstellung Zweibrücker Hengste zu Beginn der ostpreußischen Zucht sowie an jenen „Nonius“, den die Österreicher als Beutepferd aus den Freiheitskriegen mit nach Hause brachten. Es war ein Zweibrücker Hengst, den zuvor die Franzosen aus der Pfalz nach Frankreich „requiriert“ hatten, und dessen Blut heute noch die gesamte österreichische Pferdezucht beherrscht. Infolge der jahrelangen Vernachlässigung des Landes durch die lange Besetzung und durch die vielen früheren Kriegszüge war allerdings die Durchschnittsbasis einer den örtlichen Verhältnissen angepaßten Tierzucht recht gering. So ist es hier eine der wichtigsten Aufgaben, bei Rindern und Pferden eine möglichst breite Basis artgemäßer Zucht mit hoher Durchschnittsleistung zu schaffen und Rassenmischmasch zu beseitigen. Das harte Schicksal, das dieses Grenzland immer wieder betroffen hat, macht dies wirtschaftlich außerordentlich schwer. Mehr als irgendwo sonst wird deshalb hier die Förderung einsetzen müssen.

Das Grenzlandschicksal unseres Gebietes, verschärft durch eben die Wirtschaftsstruktur, erfordert aber über all das hinaus besondere Maßnahmen. In erster Linie



Burg Trifels



Die große Saarschleife bei Mettlach

Maikammer an der Weinstraße



Billigheim (Südpfalz)

Beinsweiler an der Weinstraße



Bürgermeisteramt in Deidesheim



Ruine Hardenburg bei Bad Dürkheim (Freilichtbühne für Schillers „Räuber“)



Die Ebernburg (einst „Herberge der Geselligkeit“ Ulrich v. Huttens und Franz v. Sickingens, heute Bauernschule)



Schulungsraum auf der Bauernschule
„Franz v. Sickingen“



Hof im Neubauerndorf Limbach



Rebenhügel in der Nordpfalz

„Zweibrücker" im Gestüt „Eichelscheiderhof"



Pfälzische Winzer bei der Ernte



Bergmannsarbeit in einem Flöz



Pfälzer Feigen



Aus der Billigheimer Trachtengruppe

gilt es, einen gesunden, leistungsstarken Menschenwall als besten Grenzschutz zu erhalten. Die intensive Wirtschaftsweise, besonders in der Vorderpfalz, die Spezialkulturen mit höchsten Erträgen lassen auf kleinem Raum viele Menschen satt werden. Sobald aber hier irgendwelche Naturgewalten größere Ertragsausfälle bringen, entsteht für diese Kleinstbauern eine ernste Lage, die nur durch den Einsatz der Gemeinschaft gemeistert werden kann.

Es ist Schicksal und Aufgabe eines Grenzgaues, Bollwerk zu sein. Dies gilt bevölkerungspolitisch, aber auch wirtschaftlich. So hat die Südwestmark des Reiches als erste den aus Frankreich kommenden Kartoffelkäfer abzufangen, hat als erstes Gebiet aber auch in ihrer schärfsten Form den Kampf gegen die Maul- und Klauenseuche zu führen, der die Entwicklung unserer Tierzucht erheblich zurückwarf. So wenig wie es möglich ist, dieses Grenzgebiet aus eigener Scholle restlos zu ernähren, ebensowenig ist aber auch das Landvolk der Saarpfalz in der Lage, aus eigener Kraft einen derartigen Abwehrkampf durchzuhalten, den es für das ganze Reich führt.

Sicherung der Landwirtschaft im Grenzgau Saarpfalz ist zugleich beste grenzpolitische Sicherung. Zwei Aufgaben ergeben sich hieraus: einmal den Menschen bodenständig zu halten, zum anderen aber auch den Bevölkerungsüberschuß des Landvolkes zweckmäßig einzusetzen.

Das erste Problem gilt vor allen Dingen für das Saarland. Der gewaltige Erfolg des Deutschtumskampfes an der Saar ist nicht zuletzt der Schollenbindung des saarländischen Bergmanns zu danken. Hier ist geradezu ideal und für das ganze Reiche vorbildlich das Ziel verwirklicht, den deutschen Arbeiter direkt mit dem Boden zu verwurzeln. Nirgendwo ist die Bevölkerung in allen Schichten besitzmäßig so mit der Heimaterde verbunden, als im Saarland. Nur rd. 7500 Bauern und Landwirte des Saarlandes haben keinen Nebenberuf. In 23 500 Wirtschaften aber hat der Familienvater zusätzlich eine andere Beschäftigung bzw. ist Landwirtschaft zweiter Beruf. Davon sind allein rd. 15 000 im Bergbau tätig, 2200 im Baugewerbe und 5600 in der Metall verarbeitenden Industrie. Mit anderen Worten: fast ein Drittel der Bergmänner des Saarlandes sind zugleich Landwirte im üblichen Sinne. Dazu hat weiter mindestens die Hälfte aller Bergleute Eigenland unter 1/2 ha, auf dem insbesondere die Ziege, die „Bergmannskuh", gehalten wird. Es ist kein Zufall, daß diese im Saarland ihren höchsten züchterischen Stand vom ganzen Reich erzielt hat. Sie gibt die Möglichkeit, kleinste Flächen, die sonst produktionslos liegen würden, zu nutzen. Rund 55 Millionen Liter Milch liefert allein die Ziegenhaltung in der Saarpfalz! Für uns ist es wichtig, diesen schollenverwurzelten Bergmann zu erhalten. Es werden gewiß Einwände gegen diese Struktur hin und wieder vorgebracht. Aber sie alle sind nicht stichhaltig, und sie lassen vor allem die bevölkerungs- und grenzpolitische Seite außer acht.

Das andere Problem besteht darin, den Bestand des bodenverwurzelten Bauerntums zu erhalten, damit seine Blutskraft nicht geschmälert wird oder gar verlorengeht. Eine weitere Realteilung ist nicht nur gesetzlich, sondern auch wirtschaftlich eine Unmöglichkeit. In den Klein- und Kleinstbetrieben finden wir einen begrüßenswerten Kinderreichtum. Hier muß dringend die Neubildung deutschen Bauerntums, für die sich im Grenzgau Saarpfalz infolge seiner Raumknappheit kaum zusätzliche Möglichkeiten ergeben, durch die West-Ost-Siedlung Entlastung im Westen und Stärkung im Osten bringen, ohne daß dadurch irgendwie die bodenständige Stärke der Saarpfalz benachteiligt wird.

Karl Währer:

Germanisches Bauerntum der Ostmark

„Ihr seid Blut von demselben Blut wie die Bauernführer des Altreichs." Mit diesen Worten begrüßte der Reichsbauernführer auf dem 6. Reichsbauerntag in Goslar die Führer des ostmärkischen und sudetendeutschen Bauerntums. Er stellte damit vor aller Welt die blutsmäßige Einheit des Bauerntums im Altreich und in den heimgekehrten Gebieten fest, eine Einheit, die der Nationalsozialismus seit jeher betonte und die uns die Geschichte klar vor Augen rückt. Sowohl in der Ostmark wie in Sudetendeutschland bildet heute wie einst das germanische Blut die Grundlage.

Die ersten germanischen Bauernvölker, die die Ostmark besetzten, waren die Kimbern, Teutonen und Ambronen, die aus dem nördlichen Jütland und aus Schleswig-Holstein in den heutigen deutschen Süden vorgestoßen waren. Es ist gerade in unseren Tagen von großer Bedeutung, daß damals, etwa 120 Jahre vor dem Beginn unserer Zeitrechnung, kleinere Teile dieser germanischen Völker auf ihrem Zuge in den Südosten Europas in Nordböhmen zurückblieben, in der Bodenbacher Gegend an der Elbe, wo sie zusagendes Siedlungsland gefunden hatten. Das deutsche Bauerntum im Sudetenland entstand also lange vor der Einwanderung der Tschechen in die Mitte des böhmischen Kessels, die erst 700 Jahre später stattfand. In die Ostmark kam der Hauptstamm der drei Germanenvölker der Kimbern, Teutonen und Ambronen von Osten, entlang der Drau und Mur; nach der Niederlage, die sie den Römern 113 v. Ztr. bei Neumarkt in Obersteier bereitet hatten, zogen sie durch die Schweiz oder Süddeutschland jedoch wieder aus der Ostmark hinaus, nach Gallien, so daß durch diese Stämme noch keine dauernde germanische Besiedlung der Ostmark vollzogen wurde. Diese fand jedoch bald darauf, im 1. Jahrhundert n. d. Ztr., statt.

Mit Stolz und Freude kann nun die ostmärkische Wissenschaft heute feststellen, daß der Gau der Ahnen unseres Führers, das Waldviertel von Niederdonau, den Ruhm beanspruchen kann, das älteste germanische Bauernland der Ostmark zu sein. Denn inzwischen hatten die Römer unter Augustus 16 v. d. Ztr. die bis dahin von Kelten bewohnte Ostmark südlich der Donau erobert und ihrem Reich einverleibt; die Donau machten sie zur Nordgrenze dieses Reiches, abgesehen von kurzen Zeiträumen, in denen sie auch auf Teile des nördlichen Ufers übergriffen. Die Landschaften nördlich der Donau, die heutigen Mühl-, Wald- und Weinviertel, konnten eben nicht dauernd ins Römische Reich einbezogen werden und blieben dadurch der Besiedlung durch andere Völker offen. Ungefähr gleichzeitig hatten sich die germanischen Markomannen unter ihrem Führer Marbod in Böhmen niedergelassen, wo sie einen mächtigen germanischen Bund gründeten, der den Römern sehr gefährlich wurde und dessen sie sich nur mit größter Anstrengung erwehren konnten. Wir besitzen zwar aus so früher Zeit noch keine germanischen Funde aus dem Waldviertel; die ältesten Germanenfunde der Ostmark stammen vielmehr aus den Grenzlandschaften zwischen Wein- und Waldviertel, aus der Kampgegend; aber die Annahme, daß die Ausläufer dieses mächtigen markomannischen Reiches in Böhmen bis ins Waldviertel (und zwar ins Thayatal) sich erstreckten, ist durchaus berechtigt; um so mehr, als ein zweites Germanenreich, das der Quaden, große Teile des benachbarten Weinviertels in festem Besitz hatte und auch in den Ostteil des Waldviertels reichte. Das beweisen zahlreiche Funde. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung verdichtete sich diese germanische Besiedlung im nördlichen Niederdonaugau, die natürlich eine rein bäuerliche war, immer mehr. 166—180 bedrohten Markomannen und Quaden im sogenannten Markomannenkrieg das Römische Reich in gefährlichster Weise; bis an die Adria drangen damals ihre Heere vor. Und auch noch später wiederholten sich die Einfälle dieser kraftvollen germanischen Bauernstämme.

Als dann zu Ende des 4. Jahrhunderts n. d. Ztr. der Sturm der Völkerwanderung losbrach, wurde die Ostmark, besonders ihre Donaulandschaften, das Durchzugsland vieler germanischer Stämme, die hier auf dem Zuge nach dem Süden und Südwesten Europas geeignetes Land zum Anbau schon gefunden zu haben glaubten, das sie später freilich wieder aufgaben, bedrängt von anderen nachdrängenden, landhungrigen Scharen. Die Quaden im Weinviertel von Niederdonau zogen teils ab, teils schlossen sie sich anderen germanischen Stämmen an; jedenfalls tauchen sie im 5. Jahrhundert im Trubel der Wanderungen unter. Dafür siedelten sich in eben dieser Zeit vereinzelte westgotische Gruppen im nördlichen Weinviertel und Marchfeld an. 40 Jahre siedelten in Niederdonau (und zwar wieder nördlich der Donau) die Rugier, die, ursprünglich an der Odermündung seßhaft, für längere Zeit diesem Teil der Ostmark auch den Namen gaben (Rugiland). Nach ihnen kamen in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts die Langobarden (512—568), während südlich der

Donau auch Teile der Ostgoten und Heruler zu Ende des 5. Jahrhunderts sich niedergelassen hatten. Daß diese germanischen Bauern in den fruchtbaren Landstrichen nördlich der Donau auch über ihren Bedarf landwirtschaftliche Waren erzeugten, berichten uns die gleichzeitigen römischen Quellen, die besonders die stark besuchten rugischen Märkte hervorheben. Doch all die genannten Germanenstämme zogen aus der Ostmark wieder fort, zuletzt die Langobarden 568. Freilich blieben auch Reste von Germanen zurück, wahrscheinlich auch die noch im 4. Jahrhundert von den Römern selbst südlich der Donau angesiedelten markomannischen Hilfstruppen, so daß man doch von einer gewissen germanischen Besiedlung am Ende der Völkerwanderungszeit in der Ostmark sprechen kann.

Die endgültige germanische Landnahme der Ostmark erfolgte aber von Westen, aus dem bayrischen Gebiet her, seit dem 6. Jahrhundert. Denn auch der Stamm der Markomannen war etwa 530 aus dem Sudetenlande ausgezogen und hatte sein mächtiges Reich in das Land zwischen der oberen Donau und den Alpen verlegt, wo er bald nach seinem alten Sitz Böhmen den Namen „Bajuwaren" (Bayern) erhielt. Schon der Weg von Böhmen nach Bayern führte die Markomannen über ostmärkisches Gebiet, da sie über den Kerschbaumer Sattel (zwischen Budweis und Linz) in das Alpenvorland von Oberdonau zogen, wo sie sich bis zum Gebirgsrand ausbreiteten. Unter seinen kraftvollen Herzögen aus dem Geschlechte der Agilolfinger entfaltete dieser Stamm nun eine großartige Kolonisationstätigkeit, deren Ergebnis die vollständige und immerwährende Besiedlung der Ostmark durch germanische, bayerische Bauern ist. Wohl haben sich auch andere deutsche Stämme, wie Franken und Schwaben, ja sogar Niedersachsen, an der Germanisierung der Ostmark beteiligt, aber in der Hauptsache ist der heutige Ostmärker bayerisch-germanischen Stammes. Die Landnahme war z. T. eine kriegerische, da seit dem Abzug der Germanenstämme aus der Ostmark im 6. Jahrhundert einige Slawenstämme aus dem Südosten, entlang der Drau und Mur, bis nach dem südlichen Oberdonau, Salzburg und Osttirol sich vorgeschoben hatten. Aber die Zurückdrängung bzw. Germanisierung dieser Slawen gelang verhältnismäßig sehr leicht, zumal sie nur in dünner Besiedlung sich in den Ostalpen niedergelassen hatten.

Die nun folgende Kultivierung der Ostalpen ist eine der Großtaten germanischen Bauerntums gewesen; in kurzer Zeit war das große, z. T. verödete Gebiet bevölkert und gerodet, so daß es schon im frühen Mittelalter auf Grund seiner schnell eintretenden wirtschaftlichen Blüte geistige und künstlerische Höchstwerte dem deutschen Volke schenken konnte.

Schon zu Ende des 6. Jahrhunderts war ganz Tirol germanisch; das Inn- und Wipptal aufwärts waren die bayerischen Bauern schon damals auch ins Eisacktal vorgedrungen, wo von Süden ihnen die Langobarden im Etschtal entgegentraten. Die Reste der romanischen Bevölkerung wurden leicht unterworfen; nur die Slawen in Osttirol (Pustertal) leisteten heftigeren Widerstand. Aber auch da waren bayrische

Bauern schon im 6. Jahrhundert bis ins Toblacher Feld vorgerückt. Lechtal und Oberinntal wurden von Alemannen, den Nachkommen der einst in Brandenburg wohnenden Semnonen, besiedelt, die auch das ganze Land vor dem Arlberg besetzten. Unter dem berühmten Ostgotenkönig Theoderich waren den Alemannen schon um die Wende des 5. und 6. Jahrhunderts das Bodenseegebiet und die Rheinebene zur Ansiedlung zugewiesen worden; von da aus drang die germanische Besiedlung langsam immer weiter nach Süden und ins Hochgebirge vor; nur im südlichsten Teil Vorarlbergs erhielt sich romanisches Volkstum bis in die Neuzeit.

Salzburg war gleichzeitig mit der Ansiedlung der Bayern zwischen Donau und Alpen germanisch geworden, also in der 1. Hälfte des 6. Jahrhunderts. Es ist, wie ein großer Teil Oberdonaus, altbayrisches Stammland, das übrigens erst 1805 an das Ländersammelsurium der Habsburger kam. In Oberdonau gehört alles Land bis zur Enns zum altbayrischen Siedlungsgebiet; aber auch das Alpenland von Oberdonau wurde schon früh von Bayern erobert und war bei der dünn gesäten slawischen Vorbevölkerung sehr bald ganz germanisch.

Bajuwarische Bauern drangen auch über die Enns nach Niederdonau vor, zunächst im Alpenvorland bis zur Melk und Traisen, die sie wohl noch im 6. Jahrhundert erreicht hatten, und von dort in östlicher Richtung in stetem Zurückdrängen der Slawen und Awaren noch zu Ende des 7. Jahrhunderts bis zum Wiener Wald. Gleichfalls noch zu Ende des 6. Jahrhunderts hatten sich die Ränder des nördlich der Donau gelegenen Waldviertels besetzt, in dessen Inneres sie zu Ende des 7. Jahrhunderts vorstießen, mit den dort bereits vorhandenen Resten der germanischen Markomannen und Quaden sich wieder vereinend.

Als dann 772 auch das bis dahin slawische Herzogtum Karantanien von dem Bayernherzog Tassilo unterworfen wurde, standen nun auch die Gebiete des heutigen Kärnten, Steiermark und der Alpen von Niederdonau der germanisch-deutschen Kolonisation offen.

Seit dem Aufgehen des bayrischen Herzogtums im Reiche Karls des Großen (788) stand die gewaltige Kraft dieses germanischen Weltreiches hinter dem Kolonisationswerk des bayrischen Stammes, das nun noch intensiver fortgesetzt wurde. Welche Bedeutung Karl der Große diesen südöstlichen Grenzländern des germanischen Raumes beimaß, kann man schon daraus ersehen, daß er hier eigene Marken errichtete, in denen Markgrafen mit weitgehenden militärischen Befugnissen zum Schutze des Reiches geboten. Ueber die Leitha hinaus bis zum Plattensee wurden jetzt auch das frühere Burgenland und Westungarn von bayrischen Bauern besiedelt; nur im südlichen Kärnten konnte sich die slawische Bevölkerung halten. Durch reichliche Grundbesitzschenkungen aus dem großen Bestand an herrenlosem Gebiet von seiten des Königs an weltliche und geistliche Grundherren und an freie Bauern schritt die Besiedlung und Germanisierung rasch fort; wie stark wirtschaftlich die Ostmark schon an das übrige germanische Reich angeschlossen war, zeigt deutlich die berühmte Zoll-

ordnung von Rafellstätten bei Linz, die der Markgraf zur Regelung des Verkehrs nach dem Norden und Nordosten herausgab.

Die Einfälle der Magyaren unter den schwächlichen Nachfolgern Karls des Großen um die Wende des 9. und 10. und in der 1. Hälfte des 10. Jahrhunderts bedeuteten wohl einen Rückschlag, aber weniger der Besiedlung, als vielmehr des staatlichen und kulturellen Lebens; nachdem die Begründer der deutschen Einheit, die kräftigen Könige aus sächsischem Stamme Heinrich I. (933) und sein Sohn Otto I. (955) den Ansturm der Magyaren abgewehrt hatten, war in den neu errichteten südöstlichen Marken des Reiches unter energischen Herzogs- und Grafengeschlechtern (Babenberger, Traungauer, Sponheimer, Eppensteiner, Ebersberger) das Verlorene bald wieder aufgeholt. Unter ständigem Zurückdrängen der Magyaren nach Osten und der Slawen nach Norden wurden schon um die Mitte des 11. Jahrhunderts Thaya, March, Leitha und Alpenrand die historischen Grenzen der Ostmark, über die aber bald eine spätere deutsche Kolonisation noch hinausgriff. So kann man feststellen, daß die Ostmark vom 6. bis 10. Jahrhundert durch Schwert und Blut der Bauern germanisch wurde und seit dieser Zeit es für immer geblieben ist.

Kunde von der hier kurz geschilderten germanischen Geschichte der Ostmark geben uns neben den Berichten der Geschichtsschreiber die unzähligen Germanenfunde, die auch in der Ostmark in großer Zahl und Schönheit gemacht wurden. Die vielen Germanengräber, Depot- oder Lagerfunde und die germanischen Ortsnamen liefern uns wertvolle Zeugnisse über die Kultur unserer gemanischen Vorfahren im deutschen Südosten. Auch hier ist der germanische Bauer kein unsteter Nomade, sondern seßhafter Ackerbauer gewesen, der freilich in den stürmischen Zeiten den Pflug wie das Schwert zu führen verstand.

Den heutigen germanischen Charakter des deutschen Bauerntums der Ostmark aufzeigen, hieße eine Darstellung fast der gesamten bäuerlichen Kultur der Ostalpen geben. Denn ob wir nun den Hausbau oder das Brauchtum, das Ehe- und Liebesleben oder die Wirtschaft betrachten, überall stoßen wir auf Schritt und Tritt auf altgermanische Züge, ganz abgesehen von der rassischen Eigenart der Menschen selbst. Ja auch die Mundarten erinnern oft in sehr überraschender Weise an die Sprache unserer nordgermanischen Stammesbrüder: es sei nur das bekräftigende „Jaha“ (= Ja) erwähnt, wie es etwa im Schwedischen allgemein üblich ist, das man auch aus ostmärkischem Munde vernehmen kann.

Hier sei nur auf einige der wirtschaftlichen Erscheinungen des germanischen Charakters der Ostmark hingewiesen; in der Siedlungsweise z. B. können wir alte Dörfer und ebenso alte Einzelhöfe sehen, während Städte in ältester Zeit fehlten, da sie auch in der Ostmark von den Germanen zunächst gemieden wurden. Es bietet sich uns also das gleiche Bild wie im germanischen

Norden. Aehnlich ist es beim H a u s b a u : Das altgermanische Gehöft mit seinen verschiedenen Gebäuden (Wohnhaus, Stall, Scheune, Backhaus) in mehr oder weniger freier Weise ohne bestimmte Anordnung auf dem Hofplatz ist ja geradezu typisch für viele Gegenden der Ostmark, in der Wissenschaft u. a. als „karantanischer Haufenhof" bekannt. Sehr oft ist noch Holz der Baustoff der Gebäude. In altgermanischer Zeit wurden ferner die Wände der Häuser vielfach mit F i g u r e n u n d O r n a m e n t e n bemalt und Türen und Balken mit oft prachtvollen Schnitzereien verziert. Beides ist heute noch in vielen Gegenden der Ostmark üblich; es seien nur die sogenannten „Roßgoschen" erwähnt, jene geschnitzten Dachfirstbalken in Form von Tierköpfen (Pferden), wie sie etwa im Waldviertel von Niederdonau häufig zu sehen sind. Wie sehr auch der Hausrat des Ostmarkbauern an den des germanischen Nordens gemahnt, ist auf Wanderungen und Fahrten leicht zu sehen (Kästen, Truhen).

Weit verbreitet ist noch in der Ostmark das W e b e n u n d S p i n n e n der Bauersfrau, wozu Schafwolle und Flachs verwendet werden; die Schilderung des altgermanischen Flachshechelns, die z. B. Heyne in seiner großen „Deutschen Altertumskunde" gibt, paßt noch ganz auf so manchen bäuerlichen Betrieb der Ostmark. Auch eine andere Frauenarbeit, das R e i n i g e n d e r W ä s c h e, geschieht noch in alter Weise mit Schlagholz (Bleuel), Lauge und walker- oder mangelartigem Plättholz.

Die altgermanischen A c k e r g e r ä t e mußten natürlich vielfach den neuzeitlichen Maschinen weichen; doch der Pflug ist noch immer der altgermanische Räderpflug mit Streichbrett und eiserner Pflugschar, und auch die altgermanische Schleife, ein schlittenähnliches Gestell, das besonders zur Beförderung des Pfluges von und zum Acker dient, lebt noch fort, ganz abgesehen selbstverständlich von den vielen anderen Geräten, wie Egge, Sichel, Sense, Gabel, Rechen, Schaufel, Haue, Hacke und Säge, die im Verlaufe der Jahrtausende die gleichen geblieben sind und die unsere germanischen Vorfahren so gut verwendeten, wie unsere deutschen Bauern sie heute noch gebrauchen. Die germanischen Bauern droschen das Getreide auf der Tenne mit Dreschflegeln, ein Brauch, der in den Alpentälern noch sehr häufig ist.

Es wäre eine schöne Aufgabe der deutschen Wissenschaft, den germanischen Charakterzügen des deutschen Bauern der Ostmark bis ins einzelne nachzuforschen, auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und geistigen Lebens, und so ihm zu zeigen, daß er sich jetzt wieder als das stolz bezeichnen darf, was er ist: ein germanischer Bauer*).

---

*) Vor kurzem erschien im Blut und Boden-Verlag G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar, das Werk „Baiern führen den Pflug nach Osten" von Heinz Haushofer und Johann von Leers. In diesem Buch wird erstmals die Besiedlung der Ostmark durch germanisches Bauerntum in umfassender Weise zur Darstellung gebracht. Auf diese Veröffentlichung sei nachdrücklich hingewiesen. D. Schriftl.



Hans-Neithart Wagner:

Agrarland Libyen

Der diesjährige achtundzwanzigste Oktober — der Jahrestag des Marsches auf Rom — stand im Zeichen der Kolonisation in Libyen. Während anderswo die Herren des Landes versuchen, mit Tanks und Maschinengewehren die Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten, wird hier ödes Wüstenland kultiviert und an Stelle neuer, schwer bewaffneter Truppen rückt hier eine Armee von 20 000 Landleuten ein, für die nicht nur eine neue dauerhafte Existenzmöglichkeit geschaffen worden ist, sondern die darüber hinaus durch ihre Arbeit einen friedlichen Kampf für den Aufbau und Wohlstand des ganzen Landes führen.

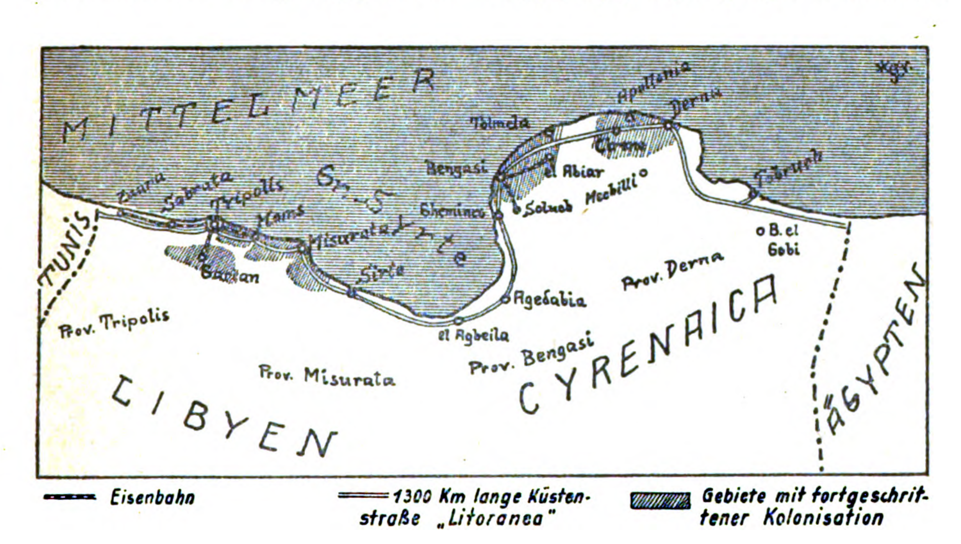
Früher — heute

Um die in Libyen vollbrachten Leistungen Italiens richtig beurteilen zu können, genügt es nicht zu wissen, daß Tripolis im Jahre 1911 von den Italienern in Besitz genommen wurde, sondern man muß sich darüber hinaus einmal klarmachen, daß die endgültige Befriedung des Landes erst im Jahre 1932 vollzogen war, und daß zwischen diesen Zeitpunkten eine Geschichte liegt, in der es nichts gab als andauernden Kampf: den Kampf gegen die Aufständischen, gegen Hitze, Sand und Durst. Während jedoch die italienischen Truppen noch im Fezzan und in der Kufra kämpften und dort — ähnlich wie später in Abessinien — die größten Entbehrungen auf sich zu nehmen hatten, begann bereits die Regierung der Kolonie mit dem Aufbau des Landes. Straßen wurden gebaut; aus dem kleinen verdreckten Tripolis begann man eine moderne, schöne und jedem Anspruch genügende Stadt zu machen, die sich heute mit den herrlichsten Plätzen der französischen Riviera messen kann; den Arabern wurden Schulen gebaut, Krankenhäuser errichtet u. dgl. m.

Nachdem auch die letzten Rebellen durch Marschall Graziani niedergeschlagen waren, ging sein Nachfolger, Luftmarschall Italo Balbo, sofort an den wirtschaftlichen Aufbau der Kolonie. Als er im Jahre 1933 als Generalgouverneur nach Tripolis kam, fand er in dieser Beziehung so gut wie nichts vor. Man hatte bis dahin noch zuviel mit der Niederhaltung und Bezwingung von Aufständen zu tun gehabt, zuviel Zeit hatte für die Schaffung der primitivsten Voraussetzungen einer planvollen Kolonisation verloren werden müssen. Marschall Balbo kam dann gerade in dem Augenblick, der für das „Anpacken" der richtigste war. Und das tat er dann auch, und zwar gründlich.

Hauptproblem: Wasser

Der Duce hat einmal in einer Kolonialrede gesagt: „Wasser ist da; man muß es nur suchen und mit dem Sonnenlicht vermählen!“ Dieses Wort hat sein alter Mitkämpfer Balbo in die Tat umgesetzt. Er erkannte sofort, daß die ganze wirtschaftliche Nutzbarmachung Libyens dann ein leerer Wahn bleiben mußte, wenn es nicht gelang, die dafür in Frage kommenden Gebiete mit genügend Wasser zu versorgen. Zunächst wurden in den Gebieten, in denen das Wasser nicht mehr als zwanzig Meter unter der Erde lag, öffentliche Brunnen und Viehtränken errichtet. Diese bedeuteten zwar eine merkliche Hilfe für die kleinen Anwesen der Eingeborenen, konnten aber der Bewässerung großer landwirtschaftlich genutzter Flächen kaum dienen.



Es mußte also eine andere Lösung gefunden werden. Nach Befragung bedeutender Wissenschaftler ließ Balbo daraufhin Tiefbohrungen zur Förderung tiefliegenden Süßwassers vornehmen. Auf diese Weise entstanden die ersten artesischen Brunnen, die für die Urbarmachung Libyens von ungeheurer Bedeutung sind. Balbo ließ aus Mitteln der Regierung zwölf Tiefbohrer modernster Konstruktion anschaffen, die dort Bohrungen bis zu fünfhundert Meter machten; der Staat mußte dies in die Hand nehmen, denn der Privatinitiative überlassen, wären solche Bohrungen schon wegen der sehr hohen damit verbundenen Unkosten nur langsam vonstatten gegangen. Eine Kommission, die sich aus einem Landwirt, einem Geologen und einem Ingenieur zusammensetzt, prüft jetzt die Anträge der einzelnen Landwirte auf Errichtung artesischer Brunnen nach Erwägung der für den Beginn einer solchen Bohrung notwendigen Voraussetzungen und Möglichkeiten und veranlaßt dann gegebenenfalls die Bohrung direkt. Wenn dann Wasser gefunden wird — und das war bisher meistens

der Fall —, müssen alle die, welche aus dem Brunnen Nutzen ziehen (die ständliche Wasserproduktion beträgt zwischen 200 und 450 cbm), die reinen Bohrungskosten anteilmäßig tragen.

Einen besonders tiefen Eindruck machen die Bewässerungsanlagen von Gioda (unweit von Misurata), wo ein solcher artesischer Brunnen Hunderte von Hektaren unter Wasser setzt; unterirdische Kanäle, lange Aquädukte und weitverzweigte Berieselungsanlagen bewirken eine sachgemäße, ständig überwachte Verteilung des Wassers. Man denkt unwillkürlich an die gewaltigen Wasserleitungen des alten Römischen Reiches, jene Zeugen großen Könnens und unbeugsamer Tatkraft, wenn man vor diesen modernen Anlagen steht, die den Aufbauwillen der Erben dieses großen Reiches beweisen. Auch der artesische Brunnen in Gadames (etwa 800 km südlich der Küste an der tunisischen Grenze liegend) verdient besondere Erwähnung. Er liegt außerhalb jener eigenartigen Stadt, in der sich das Leben der Frauen auf den Dächern und das der Männer in den halb unter der Erde liegenden Häusern abspielt. Um den Brunnen herum entsteht nun eine völlig neue Kolonie kleiner Ansiedlungen, wo vor nicht langer Zeit nichts als Wüste war und wegen der ständigen Trockenheit und Hitze kein Lebewesen außerhalb der Oase existieren konnte; wir hatten dort im April 36 Grad im Schatten!

Die Aufteilung des Landes

Ein anderes Problem, das Balbo sofort in die Hand nahm, war das der Landaufteilung. Zuerst kam es nach seiner Ansicht darauf an, möglichst weite Flächen unter Kultur zu bringen. Zu diesem Zwecke wurden die bebauungsfähigen Gebiete verstaatlicht und dann darauf von der Regierung Konzessionen an Großunternehmer gegeben. Der Aufbau solcher Konzessionen erforderte von dem Inhaber anfänglich die Investierung nicht unerheblicher Kapitalien. Es zeigte sich aber bald, daß der Erfolg um so größer war und um so schneller eintrat, je mutiger — auch in finanzieller Hinsicht — an die Kolonisierung herangegangen wurde. Der Konzessionsinhaber wurde durch staatliche Zuschüsse und durch langfristige Kredite eigens dazu gegründeter Banken weitgehendst unterstützt. Außerdem richtete die Kolonialregierung wissenschaftlich-technische Büros ein, die auf Grund der dort gesammelten und verarbeiteten Erfahrungen den Landwirten in Fragen der sachgemäßen Bebauung und Auswertung des Bodens mit Rat und Tat zur Seite stehen. Wer heute die blühenden Konzessionen besucht, der sieht unschwer, daß sich die großen Aufwendungen an Mühe und Geld, die man hereinstecken mußte, voll gelohnt haben oder zumindest binnen kurzem lohnen werden.

Was den Anbau betrifft, so nimmt hier weit vor allen anderen Pflanzen die Olive die erste Stelle ein. Sie ist für die italienische Volkswirtschaft von besonderer Bedeutung, da der Ölverbrauch sehr hoch ist. Außerdem ist das Olivenöl in letzter Zeit immer mehr Ausfuhrartikel geworden. Auch ist der Olivenbaum besonders

rentabel: Er bedarf nur während der ersten fünf Jahre der Pflege und gedeiht dann von selbst — auch ohne Wasser. Da die uralten Olivenbäume in Süditalien, die der dortigen Landschaft ihr eigenartiges Gepräge geben, besonders ertragreich sind, hat man sie nach Libyen verpflanzt, wo sie auch ausgezeichnet gedeihen. Außer dem an zweiter Stelle stehenden Mandelbaum ist vor allem noch der besonders in allerneuester Zeit stark in den Vordergrund getretene Anbau von Wein zu erwähnen. Er hat besonders den Vorteil, daß er als erster von allen abgeerntet werden kann. Um jeweils die Ernte sachgemäß und finanzpolitisch klug auszuwerten, wurde im Jahre 1932 die „Cantina Sociale" gegründet; durch diese werden große Keltereien eingerichtet, die den einzelnen Landwirt von der sehr kostspieligen Errichtung privater Keltereien entbinden und dadurch auch zusätzliche Kredite einsparen. Außerdem beugt das Institut dem vor, daß durch die Unerfahrenheit der Anbauer qualitativ und quantitativ die Weinproduktion eingeschränkt wird. Die zu diesem Zwecke errichteten Anlagen entsprechen den modernsten Anforderungen.

Gerade für die großen Konzessionen spielt, wie bereits erwähnt, das Wasser die entscheidende Rolle. Wo artesische Brunnen noch nicht existieren, wird das Wasser meist mit elektrischer Kraft hochgepumpt. Dies ist natürlich nur möglich, wenn es nicht zu tief liegt, da sonst die Unkosten zu hoch werden würden. Bei Fehlen der notwendigen Verteilungsanlagen wird das Wasser meist in ein großes Sammelbecken gefüllt und in großen Kanistern von Kamelen an die zu bewässernden Stellen getragen.

Neben der geschilderten Aufteilung des Landes hatte Marschall Balbo auch von vornherein die Kolonisation im kleinen Stil im Auge. Sowohl in wirtschafts- wie auch in bevölkerungspolitischer Hinsicht hat der kleinere Kolonistenhof für die Entwicklung einer Kolonie besondere Bedeutung. Dazu kommt noch, daß im Mutterlande — vor allem in Süditalien — ungezählte Familien auf felsigem und unfruchtbarem Boden ein unwürdiges Dasein fristen, die, in die Kolonien verpflanzt, eine sichere und ausreichende Existenz aufbauen können. Die Vorbereitung und Durchführung dieser Art von Kolonisation liegt vornehmlich in den Händen zweier Einrichtungen: der Gesellschaft zur Kolonisation Libyens und dem Nationalen Faschistischen Institut für die Soziale Fürsorge. Beide haben den Zweck, Land, das ihnen vom Staat zur Verfügung gestellt worden ist, durch die Verteilung an italienische Kolonistenfamilien auszuwerten und dem Kolonisten selbst in jeder Beziehung weiterzuhelfen. Durch die Tätigkeit dieser Einrichtungen findet der nach Libyen kommende italienische Landmann alles, was er für sich, seine Familie und den Aufbau des neuen Hofes braucht: Das Haus mit voller Einrichtung — sogar die Bilder vom König und vom Duce fehlen nicht —, etwas Vieh, einen kleinen Eselskarren, gefüllte Vorratskammern, Saatgut u. a. m.; darüber hinaus bekommt er in der ersten Zeit sogar auch monatlich etwas Bargeld. Nach der ersten Ernte bringt der Landmann alles das, was er über seinen Lebensbedarf hinaus hat, zu einer Genossenschaft, die den Weiterverkauf in die Hand nimmt. Ein Teil des dadurch verdienten Geldes

wird sogleich für die Abzahlung der ihm gewährten Kredite verwandt. Von dem Rest kann er sich dann eigene Sachen, neues Saatgut, Geräte u. dgl. m. erwerben. Die Größe dieser Höfe hängt im allgemeinen von der Beschaffenheit des Bodens ab. In der Regel liegt die Größe in Tripolitanien zwischen 50 und 60 ha, in der Cyrenaica zwischen 25 und 35 ha. Der Anbau ist meist dergestalt geregelt, daß die Hälfte Obstplantagen und auf der anderen Hälfte je nach den bodenmäßigen und klimatischen Bedingungen verschiedene Arten von Gemüse, sowie Getreide und auch Tabak angebaut werden. Es wird angestrebt, den Bauern mit der Zeit Eigentümer des ihm zur Verfügung gestellten Hab und Gutes werden zu lassen. Dies ist ihm durch ein fein durchdachtes Abzahlungssystem, im allgemeinen etwa in dem Zeitraum von 25 Jahren, möglich.

Einst Wüste — jetzt fruchtbares Land

Auf diese Weise sind in den ehemals öden Wüstengegenden Nordlibyens ganz neue Dörfer entstanden, und jährlich wachsen weitere aus dem Boden. Die einzelnen Höfe gruppieren sich jeweils um ein Zentrum, das sich gewöhnlich aus vier Gebäuden zusammensetzt, die zugleich die Umrahmung eines Fest- und Kundgebungsplatzes bilden: Schule, Krankenhaus, Parteihaus (mit Kinosaal, Café usf.) und Kirche. Durch Schaffung dieser Zentren hat man wirklich alles nur Erdenkliche für die Landbevölkerung getan, für Bauern und Arbeiter, die als Pioniere ihrer eigenen und ihres Landes Zukunft herausgezogen sind. Außer der zweifellos harten Arbeit — an deren Ende ja immer als leuchtendes Ziel der eigene Hof steht — finden sich Sport, Vergnügen aller Art und Abwechslungen, die über die Schwierigkeiten des Klimas genau so hinweghelfen wie über das etwa einmal aufkommende Gefühl von Heimweh. Jedoch gerade diese Gedanken, fern der lieben Heimat zu sein, werden sich allmählich verlieren: Blühende Dörfer werden entstehen; Italiener und Italienerinnen leben, die einmal den Stolz haben können, ihrem Lande eine neue Provinz erobert zu haben. Gerade in der letzten Zeit sind solche neuen Siedlungen wie Pilze aus dem Boden geschossen.

Es ist nun noch kurz auf eine dritte Art der landwirtschaftlichen Erschließung des Bodens einzugehen: die Gärten und kleinen Anwesen der Araber (die bei den großen Märkten lebenden Juden sind dort genau so wenig Bauern, wie sie es bei uns gewesen sind). Der Araber hat durch seine Religion ein starkes Verhältnis zum Boden. Er hält ihn genau wie sein Blut für einen von Gott gegebenen Wert, der niemals veräußert werden darf; jedoch sind sein Fatalismus und die eng damit und mit dem Klima zusammenhängende Trägheit immer ein Hindernis für eine hohe Entwicklung der Eingeborenenlandwirtschaft gewesen. Die ersten Versuche haben aber gezeigt, daß der Araber durch leisen Druck und geschickte Anleitung zu nicht unbeachtlichen Leistungen gebracht werden kann. Geht man heute durch die Gärten, die man rund um Tripolis trifft, ist man erstaunt über die Üppigkeit, mit der alles gedeiht. Vor

allem die Frau schafft hier viel durch ihrer Hände Arbeit, und es gibt Gärten genug, wo fünf- bis sechsmal im Jahre geerntet wird und der ganze Boden mangels eines Pfluges mit der Hacke bearbeitet werden muß. Wenn die Bedeutung dieser Gärten für die Gesamtlage auch nur sehr gering ist, so hemmen die hier lebenden Eingeborenen doch nicht im geringsten seine Entwicklung.

Die Gegner: Juden und Nomaden

Wirkliche Hindernisse, von dieser Warte aus betrachtet, stellen nur zwei besondere Sorten von Eingeborenen dar: die Juden und die Beduinen. Wer einmal die Höhlenwohnungen der Juden in Tigrinna — womöglich noch bei schlechtem Wetter — und die Judenviertel in Tripolis und vor allem in Suk el Giuma besucht hat, der kann nur mit Grauen daran zurückdenken. Es sind Stätten des Schmutzes und der völligen Verwahrlosung, der Krankheit und im übrigen — des Nichtstuns. Die Versuche, diese Juden in ordentliche und saubere Siedlungen zu bringen, sind gescheitert. Ihre Wohnstätten waren binnen kurzem so verkommen, daß sie sich in nichts von den früheren Behausungen unterschieden.

Ein ebenso ernstes Problem stellen die Beduinen dar, die als Nomaden das Land durchziehen; nicht nur sie selbst gehen als aufbauende Kräfte verloren, sondern sie bilden — vor allem die sogenannten Großen Nomaden Südlibyens — eine gewisse Gefahr für die Gegenden, die sie durchziehen, weil sie Schmarotzer sind und sich unter Umständen das, was sie zum Leben nötig haben, mit Gewalt nehmen. Bei den Kleinen Nomaden Tripolitaniens hat man in der Seßhaftmachung bereits ganz gute Erfolge zu verzeichnen gehabt, wenn es auch unendlich schwer ist, diesen seit Generationen kämpfenden Stämmen Liebe zu Boden und Heim beizubringen, die nun einmal die erste Voraussetzung jeder aufbauenden Tätigkeit ländlicher Bevölkerung bilden.

Marschall Balbos Verdienst

Man kann eine solche Betrachtung nicht abschließen, ohne des Mannes zu gedenken, der seit fünf Jahren Libyen in eine große Zukunft führt, des Libyschen Generalgouverneurs Se. Exzellenz Italo Balbo. Wenn man das Glück gehabt hat, oftmals in persönlichen Kontakt mit dem Marschall zu kommen, dann weiß man, daß er in Idee und Verwirklichung der geniale Leiter dieser Kolonie ist. Ob es sich um das Ausprobieren eines neuen Kolonialflugzeuges handelt, um einen neuen Bauplan, um eine neue Methode zur Bebauung und Auswertung des Bodens, um einen Weg, die Nomaden seßhaft zu machen, oder was immer es auch sein mag, immer bemerkt man den führenden Geist und besonders den starken Willen dieses Mannes, der hinter allem steht. Ganz besonders kam das zum Ausdruck, als vor einigen Jahren in Tripolis eine so starke Hitze und Trockenheit einsetzte, wie sie in diesem Ausmaße bisher kaum dagewesen war. Sämtliche Brunnen begannen auszutrocknen, die Vegetation verdorrte, und das Vieh war der Gefahr des Verdurstens ausgesetzt. Da

ordnete Marschall Balbo kurz entschlossen die Verfrachtung eines erheblichen Teiles des tripolitanischen Viehbestandes auf dem Wasserwege nach der Cyrenaika an, wo die klimatischen Verhältnisse wesentlich bessere waren. Als die Regenperiode in Tripolitanien einsetzte, kehrte das Vieh mit nur ganz geringen Verlusten auf dem Landwege, der durch Anlegung von Brunnen und Tränken sorgfältig vorbereitet war, wieder auf die alten Weideplätze zurück. Diese Tat des Marschalls steht wohl einzig da in der modernen europäischen Geschichte, und Italien und Libyen können stolz sein, einen solchen Mann auf dem Posten zu haben.

Fritz Martini:

Bauernkrieg und Reichsreform im Spiegel zeitgenössischer Literatur

Um 1500 und 1800 liegen die entscheidenden Ansatzpunkte einer vertieften seelischen Wertung des Bauerntums, die im Wesen des Bauern jenseits seiner nur sozialen Aufgabe eine völkisch allgemein gültige Berufung erkennt. Justus Möser, E. M. Arndt gaben vor und nach 1800 ein neues Bild der bäuerlichen Welt; sie erkannten die Bedeutung des Bauerntums aus der völkischen Geschichte, seine den gesamten Volkskörper von innen heraus aufbauenden Kräfte. Sie entdeckten in ihm das natürliche und ursprüngliche Volkstum. Aus der Kenntnis des westfälischen Bauerntums erwuchs Möser ein Bild der germanischen Welt. Ähnlich sah Arndt im Bauerntum das Zeichen der entscheidenden Kräfte der Nation. G. A. Bürger, Matthias Claudius, J. H. Voß hatten erschütternde dichterische Aufrufe gegen die Knechtung des Bauerntums als innere Vorbereitung der Bauernbefreiung hinausgesandt; sie suchten zuerst auch, das Wesen des bäuerlichen Menschen im dichterischen Wort einzufangen. Der Bauer wurde zum Ziel einer sozialen und völkischen Besinnung aus dem Bewußtsein innerer Gemeinschaft heraus, die seelisch und biologisch begründet ist.

Zum völkischen Sinnbild wurde der Bauer auch um 1500 — wiederum im erbitterten Kampf gegen die herrschenden Mächte der Zeit. Drei Grundansichten der Stellung zum Bauerntum als sozialer Eigenwelt sind während des Mittelalters durchgehend zu verfolgen. Aus ältester, bis zu den Kirchenvätern zurückgehender Tradition entnahm die Kirche die religiöse Rechtfertigung der Unterdrückung des Bauern. Er galt als Abkömmling jenes Ham, den sein Vater Noah wegen seiner Sittenlosigkeit verfluchte. So war er sittlich und sozial als Strafe für die Sünde zum niedersten Stand innerhalb der von Gott gesetzten Ordnung der Welt bestimmt;

der Sündenfall bedingte die Unfreiheit. Daneben findet sich in der Predigt, auf Augustin zurückführend, auch die religiöse Verherrlichung des „rusticus benedictus", als der durch einen besonderen Gnadenstand ausgezeichnete Arme, Einfältige, dem für sein schweres Leben auf dieser Erde die Krone im Jenseits gebührt. Beide Schichten laufen getrennt nebeneinander; im sozialen Leben blieb die Kirche stets bei der Behauptung der ständischen Unterordnung des Bauern, da über dem Anspruch des einzelnen das Gesetz der ständischen Schichtung unverletzlich stand. Jede Änderung der sozialen Lage des Niederen wurde als widergöttlich verdammt. Daneben trat die „Bauernverachtung" der höfisch-ritterlichen Dichtung, die, vom französischen Kulturkreis abhängig, sich als konventionelle ständische Formel forterbte, im Bauern den schlechthin unhöfischen Menschen begriff, das sozial nicht gebundene Gegenbild der eigenen Gesittungswelt. Daß diese Bauernverachtung nicht zu wörtlich genommen werden darf, beweisen Dichtungen des 13. Jahrhunderts, die zuerst den Ansatz machen, im Bauerntum als allgemein verbindliches Vorbild das völkische Ethos zu erkennen. An ihrer Spitze steht der Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenaere.

Das 15. Jahrhundert ist das Zeitalter des alle Ordnungen erschütternden Zusammenbruches der mittelalterlichen Welt; der Kaiser war macht-, das Reich kraftlos, die Kirche ihrer religiösen Sendung entfremdet. Die soziale Gemeinschaft war in den Streit sich heftigst befehdender Interessenverbände zerrissen. Jeder Stand suchte Selbsthilfe, war doch das Bewußtsein der Einheit gänzlich zerstört. Kaiser und Kirche, die Stände wie der Humanismus versagten an der Reform — sie waren zur inneren Erneuerung unfähig. Das Volk fühlte sich verraten; das Rechtsgefühl war erschüttert, die Autorität der Kirche unterwühlt. Allein im Volksboden schien ein fester Grund gegeben; allein im Volkstum ahnte man die aufgestauten Kräfte der Erneuerung — Volk aber bedeutete Bauerntum. Der Bauer wurde zum mythischen Hüter der Zukunft.

Das Bild des Bauern, das im Schrifttum seit etwa der Mitte des 15. Jahrhunderts erscheint, ist vom Glauben getragen, mehr eine mythische als eine soziale Wirklichkeit. Es ist ein Bekenntnis und ein Ideal. Hinter ihm steht der lebendige Wille des Volkes, eine neue deutsche Ordnung aus eigener Kraft zu finden. Eine Verherrlichung des Bauerntums trotz sozialer Mißachtung kannte schon die mittelalterliche Literatur. Der Bauer galt als der von Gott eingesetzte Ernährer der Menschen, als ein Gott besonders naher Stand der Unschuld, der idyllischen Einfalt, als mühseliger Arbeiter im Dienst der sozialen Gemeinschaft. Die Lehre vom ersten Menschen Adam sah im Bauerntum den Urstand der Menschheit. Aus seiner Saat wuchsen alle anderen Stände auf. Der Sämann und der Pflüger erhielten eine mystisch-allegorische Heiligung unter dem Einfluß zahlreicher Gleichnisse der Bibel.

In der Geschichte des nationalen und sozialen Selbstbewußtseins hat auch der Humanismus Bedeutung gehabt. Wie von Humanisten der deutsche Reichsgedanke, der Wert deutscher Art und das Eigenrecht der deutschen Bildung immer wieder verteidigt wurden, so wiesen sie auch wiederholt auf die Unerträglichkeit der sozialen Lage des Bauerntums. Das soziale Gerechtigkeitsgefühl war erwacht und wandte sich gegen die Rechtlosigkeit, der der Bauer hilflos erlag. Das natürliche Recht lehrte die Gleichheit aller Menschen von Geburt an; das göttliche Recht lehrte die religiöse Berufung der Einfältigen und Unterdrückten. Das alte Recht auf völkischem Grunde gab die Pflicht zur Selbsthilfe gegen unrechte Gewalt und verlangte den Widerstand gegen die soziale Entrechtung. Der Schweiz endlich entwuchs ein politischer Aufruf, denn dort war auf altgermanischer Rechtsgesinnung im Eidgenossentum ein neues Gemeinwesen vom Bauerntum gegründet worden — ein in der abendländischen Geschichte einzigartiges Geschehen. So stießen die verschiedensten Kräfte zusammen, um in der Gestalt des Bauern dem Zeitalter das Mahnzeichen einer neuen Ordnung vorzuhalten. Hinter der neuen ideellen Wertsetzung, die das Bauerntum als Stand erfuhr, stand eine ungeheure, drohende Kräfteballung im Volke selbst. Mit gutem Recht urteilt Th. v. d. Goltz: „An innerer Tüchtigkeit überragte am Ausgang des Mittelalters der Bauernstand durchschnittlich sowohl die Ritterschaft wie die Geistlichkeit."

Das Bauerntum in den Flugschriften

Der Bauer tritt im Schrifttum um 1500 in den Mittelpunkt des allgemeinen Bewußtseins; nicht nur als revolutionäres Sinn- und Idealbild, sondern es geht um den konkreten Anspruch, aus bäuerlichem Volksgrunde heraus eine neue deutsche Ordnung zu schaffen. Die tiefgreifende Erschütterung des Volkskörpers löste bisher nur in der Unterschicht beharrende, uns nicht immer greifbare Kräfte. Sie ließen bisher nicht in das allgemeine Bewußtsein getretene Spannungen des völkischen Selbstbewußtseins zur Aussprache kommen. Die bis heute allgemein herrschende Blickrichtung auf die religiöse Gärung in dieser Zeit, die in der Reformation gipfelte, hat bedeutsame völkische Bewegungen verdeckt oder verfärbt. Zur Stimme des Volkes wurden die zahlreichen namenlosen Flugschriften, die seit etwa 1520 ungemein rasch auftauchen. Sie sind nur zum Teil veröffentlicht; zahlreiche noch nicht herausgegebene Schriften bergen die Sammlung aus der Bibliothek des Klosters Salem in Heidelberg und die Sammlung Gustav Freytags, die in Frankfurt a. M. liegt.

Volksgeschichtlich überaus bedeutsam, bilden sie die wesentliche Erkenntnisquelle in allen Fragen der inneren Seelenlage und des revolutionären Willens im breiten Kreise des Volkes. An geschichtlichem Wert stehen sie den vielen Artikeln der Bauernaufstände gleich; sie übertreffen sie, da sie dichterisch-polemisch ein bisher

unbekanntes Bild des Bauerntums auffangen. Neben ihnen gehen uns hier vor allem die großen Reformschriften an, die seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hervortreten. Sie kreisen um die brennende Frage der neuen inneren Ordnung des Volkskörpers; seltsam verbinden sie einsichtige Realpolitik mit übersteigerten Reformentwürfen, mystische Prophezeiungen mit klarer Erkenntnis. Hierher gehören die „Reformation Kaiser Sigmunds", etwa 1438, die wohl aus Augsburg stammt, die Schrift von „Teutscher Nation Notdurft" und vor allem die Schrift des sog. oberrheinischen Revolutionärs — ein umfassender, kühner Plan zur Reform der deutschen Volksordnung. Mit grellem Blitzlicht erhellt sie die bis zum Zerreißen gespannte Lage der Zeit. Es geht dem unbekannten Verfasser um die Erneuerung des ganzen Volkskörpers: um das Reich, den Glauben, die Stände, die Bildung, die soziale und auch wirtschaftliche Verfassung. Der Träger dieser Reform ist die mythisch verklärte Gestalt des geheimnisvoll verkündeten Kaisers. Seine ihm von Gott bestimmten Gefährten sind die Bauern; in ihnen schart sich das Volk um den Herrscher. Das Bauerntum wird zum Ruf in die Zukunft.

In ihm beschwor der Reformwille des Zeitalters ein neues Urbild des Menschen, das, frei von der Verderbnis aller anderen Stände, beauftragt schien, die ersehnte Reform zu erkämpfen. Als eine ungebrochene, gleichsam bisher geschichtslos beharrende Kraftmitte des Volkes schien allein das Bauerntum übrigzubleiben, wenn alle Stände zusammenbrachen. Vom Volksgrunde her — das ist das Leitwort des oberrheinischen Revolutionärs wie des Reformprogramms, das Eberlin von Günzburg im 10. und 11. Bundesgenossen seiner 1521 erschienenen Schrift entwickelt — muß die neue Ordnung kommen. Der niederste Stand hat den höchsten Auftrag zu erfüllen. Einst verachtet, bildet er in diesen Schriften den höchsten Wertsatz der völkischen Erneuerung: religiös als Gott besonders nahe in Armut und Schlichtheit, ständisch als Grundlage aller Gemeinschaft, als ihr von Gott gesandter Ernährer, ethisch als der von allen Mächten gedrückte Arme, Verachtete, sozial als Träger des göttlichen Rechtes, völkisch als Hüter der alten Rechte. Im Bauern steht das Volk gegen die Überfremdung durch Jahrhunderte, gegen die Kirche, das römische Recht, die Territorialherrschaft, die artferne Bildung auf. Der Bauer wird so zum Sprecher der Zeit. Aus dem bäuerlichen Volke steigt der Ruf nach dem Führer auf, der aus seiner Mitte heraus im radikalen Zugriff ein neues Zeitalter einleite. Das Volk sucht in seiner Mitte den Mann der Tat, der in der Kirche und in der willkürlichen Territorialherrschaft die verderblichen Mächte zerschlage. Von den Bauern soll er emporgetragen werden — hier wartet vernichtender Aufruhr. Es geht nicht nur um eine erregte soziale Fürsprache wie in Jakob Wimphelings „Oratio vulgi ad Deum" (1517), wie in Berthold Pirstingers „Onus ecclesiae" 1519, nicht nur um die

sozialrechtliche und wirtschaftliche Befreiung von Steuern, Zins und Untertänigkeit, sondern die Gründe dieser Auflehnung sind von weit tieferer Art. Mit erschüttertem Rechtsgefühl am Reformwillen der oberen Stände verzweifelnd, im Glauben an die Kirche verraten, sucht das Volk, sich aus sich selbst zu retten. Daß es eine soziale Macht wurde, beweist, daß Kaiser Maximilian sich in seinen Reichsreformplänen an die Bauern wandte, um ihre Unterstützung zu suchen. Seit dem 15. Jahrhundert schwoll drohend das Gerücht vom Aufruhr der bäuerlichen Schichten; als Mahn- und als Schreckbild für die versagenden Mächte der Zeit, als ein Wunschbild der Reformgläubigen.

Die Schrift des oberrheinischen Revolutionärs

Aus der Fülle der Schriften sei hier eine kleine Zahl herausgegriffen, die die Zeitlage eindrücklichst verdeutlicht. Noch wartet der Reformentwurf des oberrheinischen Revolutionärs der Herausgabe, die volksgeschichtlich ungemein wesentlich ist. Erst heute sind wir fähig, den Gehalt dieser Schrift recht zu verstehen. Der Verfasser wird dem Oberrhein, vielleicht dem Elsaß entstammen; dort hatte der Reichsgedanke im Humanismus besondere Pflege erfahren. Gegen die Türken wird er selbst gekämpft haben. Als eine Art Prophet fühlte er sich, nicht als gelehrter Jurist, als er, offenbar im Alter, das Werk verfaßte. Häufig wird er in politischen Kämpfen ungehört, vielleicht mißachtet, das Wort ergriffen haben. So ruft er erbittert zum Aufruhr gegen den pflichtvergessenen Kaiser: „Man wird dem Kaiser ein Bauernhütlein aufsetzen und ihn in das Elend schicken!" Ungewiß ist, wieweit Beziehungen zum Bundschuh bestanden. Die Schrift ist eine leidenschaftliche Kampfansage gegen die Kirche, gegen Rom und gegen die westliche, romanische Welt. Hier beherrscht sie ein starker nationaler Willen, eine glühende Verherrlichung des deutschen Wesens.

Wir wissen nicht, welche Wirkung die Schrift hatte. Echt humanistisch ist die Freude, den Stoff zu häufen, mit den Quellen zu wuchern. Alte Traditionen leben hier fort — neben eine pessimistische religiöse Morallehre tritt ein heftiger sozialer Radikalismus. So seltsam sich oft das Geschichtsbild verzerrt, es wird vom leidenschaftlichen Einsatz für das eigene Volk bestimmt. Das Volk der Deutschen aber ist das Bauerntum.

Im Bauern stellt sich die breite, namenlose Masse der unteren Volksschicht dar. Der Bauer vertritt den Stand, der seit Jahrhunderten unter dem mit äußerstem Grimm geschilderten Druck der herrschenden Mächte ausgesogen wurde, „wan der arm uß sinem blutigen schweiß muß geben". Aus dem Bauerntum schlägt gegen die an Rom gekettete Kirche ein bitterer Haß empor — das düstere Mahnbild des blutigen Aufstandes wird beschworen. „Und wan der gemein man understott zu wuoten, so grost er im herzen und setzt kein barmherzigkeit und bezalt mit dem meß,

do mit man in gemessen hat." Im Bauerntum ruhen die Grundrechte des Volkes. Über dem Gebot des Kaisers steht das alte völkische Recht als eine geheiligte Ordnung, und es gilt auch für den ärmsten Bauern: „ich bin nit gehorsam dem bot des künigs, aber dem gebot des gesazten rechtes." Der frevelnde Herrscher kann vom Volk vertrieben werden, das „einen schlechten frumen man" an seine Stelle setzen wird. So machten auch die Römer einst „ein puren zu eim keiser". Sehnsüchtig wartet das Volk auf den Herrscher, der aus seiner Mitte als Retter kommen muß: „wan die unschuldigen menschen, die ir blut und schweiß han vererret, scrien zu got: herr, rech unser schuld." Der altgermanische, stets in unserem Volke lebendige Führergedanke durchzieht die Schrift. Der kommende Kaiser des Heils, wie ihn die Volkssage aus ältester germanischer Überlieferung verkündet, wird den gemeinen Mann zu sich berufen, den „pursman an sich nemen". Er ist der Retter, er wird den „ackerman frien". Die Bauern werden seine auserwählte Gefolgschaft bilden. Dann bricht die Zeit der freien Gemeinschaft an, „daz wir Dutsche sind fri, ledig . . . all edel". Das bäuerliche Volk erhält das politisch-soziale Recht zur eigenen Entscheidung, denn in ihm liegt die höchste Souveränität des völkischen Willens. „Der arm gemein man mag verfluchen beid, keiser und bebst, si umb daz übel stroffen, wen daz volk macht ein keiser und der keiser macht nit daz volk." Damit ist der höchste Anspruch erhoben, daß sich das Volk den Führer wählt. Die Not der Führerlosigkeit wird als Sehnsucht nach dem Befreier wiederholt hinausgerufen: „Ist es nit zit, daz sich der arm man bedenk und einen sins glichen uffwerf, der die schinderei der geistlichen abstell?" Hoch lodert die Fackel des Aufruhrs, heißt es doch, daß „wir bald blut für win trincken". Der Kampf geht gegen die Kirche, gegen den Ablaß, die Kirchengüter, das Zölibat, den Heiligenkultus, die sittliche Entartung der Klöster, die Ausnützung der Armen: „wan sie genug sugt des Bluts von den menschen, den so veracht sie in und fliehet."

Furchtbar leiden die Bauern unter der Willkür der Fürsten: „wan ein furst kriegen will, so ist das erst, daz er tut, er nimpt dem puren rosz, ochsen, . . . und pfluog und waz er hat, und darzuo verbrent der rutter huß, schuren mit den fruchten . . . der arm man verflucht den fürsten." Ähnlich die Ritter: „si totden den ackermann." Erbittert lehnt sich der Verfasser gegen die Leibeigenschaft auf, die das römische Recht stützte, gegen die Frondienste und die Abgaben. Diese Klagen sind dem Leben entnommen, auch wenn er wohl allzu pessimistisch übertreibt. Wucherisch knechtet der Großhandel die Bauern. Schwer lastet der wirtschaftliche Druck der Städte auf dem Lande. Wucherzinsen treiben den Bauern vom Hof — kein Richter verteidigt sie, kein Gericht hört sie. Stets trifft die Strafe den Bauern, er wird „verbrennt, beroupt, gestokt und gepfendt", während Adel und Städter frei durchgehen. So wird in dieser Schrift ein furchtbares Zeitbild entworfen, das die Knechtung des

lebenswichtigsten, breitesten Standes erschreckend zeigt. Sicher hat der Verfasser sein Bild mit den dunkelsten Farben gezeichnet, der Klage die grellste Stimme gegeben — daß er das Bild nicht verzerrte, beweist die Geschichte. Was an revolutionären Spannungen den deutschen Volkskörper in jener Zeit zerriß, wurde von ihm in zorniger Bitterkeit eingefangen. Nur einen schmalen Ausschnitt aus den Gedankenmassen der umfänglichen Schrift konnte hier gegeben werden.

Der „Newe Karsthans" Martin Butzers und der Dialog Stanbergers

Wir greifen zwei andere Schriften des gleichen Zeitalters heraus, den „Newen Karsthans" des Martin Butzer (1521) und den Dialog zwischen Petrus und einem Bauern, den 1523 Balthasar Stanberger in Weimar schrieb. Seit 1520, dem Erscheinen von Ulrich v. Huttens an Lukian geschultem „Gesprächsbüchlein" überschwemmte eine Flut von Flugschriften Deutschland. Sie sind vorwiegend von humanistisch oder theologisch gebildeten Verfassern geschrieben, doch wäre es irrig, sie deshalb vom lebendigen Volksgrunde abzuschnüren. Für den Bauern, das breite Volk waren sie bestimmt, in der Sprache des Bauern warben sie für die Reformation. Sie wollten das Gemüt des bäuerlichen Volkes packen, selbst wenn sie ihre Dialoge oft allzu gelehrt mit breiten Diskussionen befrachten. Zuerst seit Jahrhunderten wendet sich die höhere Bildungsschicht bewußt und wirksam an das Volk selbst, um es zum Kampf aufzurufen. Man kann diese Flugschriften als Werbe-, ja, auch Schulungsschriften betrachten, geben sie doch, meist im Wechselgespräch, in zündenden Worten, das Rüstzeug des geistigen und sozialen Kampfes. Um das Religiöse geht es vor allem; doch nicht um den Glauben als Dogma, sondern ein neues sittliches Rechtsgefühl. Der religiöse Kampf will die Reform des allgemeinen Lebens in der Gemeinschaft. Vor allem gilt der Kampf der Kirche. Doch ist nicht in Luther der Vater der Flugschriften, soweit das Bild des Bauern betroffen wird, zu suchen. Seine Reformation lockerte nur hier bisher richtungslos gebundene Kräfte. Die Grundlagen dessen, was hier verkündet wurde, lagen in der breiten Volksstimmung. Auch darstellerisch erobern die Schriften Neuland: ihnen gelingt es, in Wort und Gebärde die bäuerliche Erscheinung getreu nachzuahmen, den Sprachton des Bauern vielfach zu treffen. Darin liegt ein bedeutsamer literarischer Durchbruch zur Wesenserfassung des Bauern. Auch das Bild, der schlagkräftige Holzschnitt, erhielt einen hohen polemischen Sinn. Was das Wort kündete, verwirklichte das Bild.

Diese Flugschriften sind ein erster Triumph der raschen Presse, ein Beginn deutscher Publizistik, der sich bedeutende Köpfe gern zum Dienst boten. Vom Bauern wurde gesprochen, zugleich für ihn. Die dramatisch-mimische Gesprächsform, die Hutten genial erneuerte, wurde zum Mittel, den Bauern in seinem Tagwerk zu zeigen, bei der Arbeit, auf der Gasse, im Wirtshaus. Der

Bauer wird zum Fürsprecher des Verlangens des ganzen Volkes, zum erbitterten Kläger, zum sozialen Schiedsrichter. Darin lag eine Umwälzung aller ständischen Ordnungen. Man darf den politischen Charakter dieser Schriften nicht unterschätzen, auch wenn die humanistische Gelehrsamkeit und religiöse Polemik ihn oft überwuchert. Es geht um die Zerstörung aller volksfremden Mächte, der Kirche als sozialem Machtgebilde wie Roms als politischer Macht; es geht um die deutsche, nicht mehr lateinische Sprache, um die Beseitigung erblicher Ämter, um die Freiheit auch des ärmsten Mannes, um ein „geschöpftes" deutsches Landrecht, um die Pflicht zur Arbeit und die Achtung der niederen Stände, um Volkskirche und Volksrecht und eine feste politische Ordnung. Die Flugschriften wollen nicht eine Revolution, aber eine eingreifende Reform; sie wollen die gänzliche Erneuerung von innen heraus.

Ob es sich um den „Karsthans" (1520), den der gelehrte Joachim von Waadt, einst Rektor der Universität Wien, schrieb, um den „Newen Karsthans", den „Cunz und Fritz", wohl von Urbanus Rhegius (1521), die Rede des Bauernpfarrers Hans Knüchel des Dr. Seb. Meyer aus Basel, die „Göttliche Mühle", an der Zwingli mitarbeitete, um die „Klagred" handelt: stets geht es um das gleiche Gedankenfeld, den Aufruf zu einem einheitlichen Willen in der politischen, sittlichen und sozialen Erneuerung des Volkskörpers. Was hier an altem germanischem Erbgut wieder auftaucht, kann nur angedeutet werden.

Martin Butzer, der Verfasser des „Newen Karsthans" war ein Dominikanermönch gewesen; er fand 1518 zu Luther. Seit 1521 lebte er auf der Ebernburg, wo Franz von Sickingen, der Freund Huttens, ihm eine Stätte bot. 1522 wurde er Pfarrer in Landstuhl. In seiner Flugschrift tritt ein armer und geplagter Bauer, seines Pferdes wegen, das er besonders wert hielt, in Kirchenbann getan, dem Ritter Sickingen um Hilfe flehend gegenüber. Weniger auf das religiöse Gespräch, das im bittersten Haß gegen die Kirche, in leidenschaftlicher Werbung für Luther endet, in dem auch Hutten wiederholt genannt wird, kommt es hier an, als auf das Bild des Bauern. Der Kampf gegen die alte Kirche richtet sich nicht nur gegen ihre täuschende Glaubensführung, mehr noch gegen ihre soziale Macht und Willkür. Das Vertrauen des bäuerlichen Volkes zu den herrschenden Mächten muß neu gestärkt werden. Der Bauer drängt zum Aufruhr und wirbt um Sickingen, damit er der Führer der Bauernschaft werde. „Mit pflegeln und knitteln" will er drein schlagen, er drängt zur Rache: „ich würd mich einmal gröblich vergessen, denn sie übermachen das spiel". Bitter beklagt er die Mißachtung durch die Kirche; die Bauern werden gehalten „dann wären wir unvernünftige tier; das thut mir wee". Nach dem wahren Glauben verlangt der Bauer „in großem hunger des göttlichen wortes". Es geht ihm nicht um eine an sich berechtigte revolutionäre Rache, sondern um die Zukunft der völkischen Gemeinschaft: „und solt keinem sein freund

oder eigen nutz lieber sein dann das ganz vaterland und gemeine wolfart". Es ist der alte deutsche Satz: Gemeinnutz geht vor Eigennutz. „Des ganzen vaterlandes wolfarn" ist das bewußt ergriffene Richtungsziel, wie es bisher im Schrifttum des Mittelalters noch nie einem Bauern in den Mund gelegt worden war. In dieser Flugschrift ist die Hilflosigkeit des nach Führung verlangenden bäuerlichen Volkes eingefangen, zugleich sein Wille zur Selbstwehr, sein Ruf nach dem Recht.

Noch entschiedener sind die Umrisse in Stanbergers genannter Flugschrift. Vom Leben des Verfassers wissen wir nichts; nur der Name ist überliefert. Petrus, auf Erden wandelnd, trifft einen Bauern in härtester, mühseliger Arbeit auf dem Felde. Wieder geht das Gespräch um die Frage einer Reform der Kirche, die Erneuerung des Glaubens. Wieder wird für Luthers Evangelium geworben. Doch liegt auch hier nicht allein in der religiösen Lehre der Ausgangspunkt, sondern im Verlangen nach dem natürlichen und dem göttlichen Recht, nach der Gerechtigkeit der sozialen Ordnung. Noch leidenschaftlicher als im „Newen Karsthans" erhebt sich die Stimme des betrogenen Bauern. Während die Pfaffen im Reichtum sitzen, ächzt er unter der Last seiner schweren Arbeit. Doch höher als alle Kirchlichkeit steht der Fleiß des werktätigen Mannes in den Augen Gottes: „Glaub mir", sagt ihm Petrus, „das du mit deinem flegel got einen angenemeren dienst thust." Der Bauer ist kraft seines inneren Ethos berufen, die neue Glaubensordnung zu finden. Da alle Stände versagen, will er zur Macht greifen. Der Kampf gilt der alten Kirche: „Werden die flegel regieren, so werdens die geystlichen nit gut haben." Der bisher von allem eigenen Recht ausgeschaltete Stand erhebt sich in revolutionärer Wendung zu drohender Macht, die selbst noch einmal das Schicksal der Zeit entscheiden wird: „Der bawer muß noch die sachen richten, muß auch noch einmal herr im haus werden, dem pfaffen den flegel auch geben, damit er seiner kinder auch ernere." „Fürwar, wir bawren wollen eins mals alle zusammen thun, ein bewrisch concilium machen und alle geistliche und auch weltliche dazu erfordern." Dann wird von den Bauern über den Glauben entschieden, ersteht aus ihrem Schiedsspruch eine neue soziale Ordnung. So wird der Bauer zur Mitte der neuen Gemeinschaft des Volkes. Was in der Reformschrift des oberrheinischen Revolutionärs im fanatischem Aufruf verkündet wurde, erscheint in diesen Flugschriften jetzt als Anklage und Forderung vor den breitesten Massen, von Mund zu Mund wandernd, immer wieder gelesen. Darin lag eine zündende Schlagkraft, die im bäuerlichen Volke vielfach Widerhall fand, wie es die Artikel der Aufstände bezeugen.

Die „germanische Idee der Genossenschaft" bei Günzburg

Greifen wir endlich zu den schon erwähnten „Fünfzehn Bundesgenossen", die Eberlin von Günzburg hinausschickte. Er war Mönch gewesen, ließ sich von Luther ergreifen und beschwichtigte 1525 als evangelischer

Prediger in Erfurt in bedeutender Fähigkeit zu politischer Führung einen gefährlichen Aufruhr. Er starb — es ist ungewiß, wann — als Prediger in Wertheim am Main. Uns geht aus seiner leidenschaftlichen Kampfschrift gegen Kirche und Mönchswesen vor allem der 10. und 11. Bundesgenosse an; dem radikalen Angriff auf die römische Kirche wird ein Plan der neuen Ordnung des gesamten völkisch-sozialen Aufbaus eingeordnet. Eberlin entwirft ein Staatsbild, die Verfassung des Staates „Wolfaria" — nicht als willkürliche Utopie, sondern im engen Anschluß an die Forderungen und sozialen Strömungen der Zeit. Den Urgrund seiner Gedanken bietet die noch im Volke lebendige, germanische Idee der Genossenschaft; aus einer solchen germanischen Kontinuität erhält der Entwurf überzeitliche Geltung. Es ist überraschend, wie diese Gedanken der Zielsetzung unserer Tage entsprechen. Gerade an der Schrift Eberlins erkennt man die Bedeutung der völkischen Bewegung in dieser Zeit und es ist von einer tiefen Tragik, daß sie noch nicht reif war, diese Gedanken politisch-tathaft auszutragen, zu verwirklichen. Es ist das Verhängnis dieses völkische Grundkräfte in bisher nicht gekanntem Ausmaße entbindenden Zeitalters, daß ihm der politische Führer fehlte, der zu dieser Verwirklichung führen konnte, daß Luthers Reformation nur einer neuen kirchlich-religiösen Bindung den Weg bereitete, die sich diesen Volkskräften schicksalhaft verweigern mußte.

Eberlin gründet seinen Staat auf den Willen des Volkes; in ihm liegt die entscheidende Gewalt, das Recht, das die Gemeinschaft bindet: „Kein oberhand soll gewalt haben etwas zu thun on hylff und rath deren, so vom hauffen der underthon darzu gesatzt oder geordnet sind." Der Ackerbau hat den höchsten Wert im Staate. „Kain eerlichere arbeit oder narung soll sein dann ackerbaw. Aller adel soll sich neren vom ackerbaw." Der Wehrstand und der Nährstand sind ihm die wichtigsten Ämter. „Kain eerlichere narung soll gehalten werden dann fäldbuwen und ysenschmid handtwerk." Auch im Kriege darf die Arbeit des Bauern nicht gestört werden. Das Volk trägt selbst die Entscheidung über seine Führung; es vertraut sich dem von ihm erkorenen Führer an. So wird eine Gemeinschaftsverfassung entworfen, die auf der Freiheit und dem gleichen Recht aller Volksglieder beruht, aus denen durch die Wahl in der strengen Verpflichtung an den „gmeinen nutz" die Führerschaft ständig emporwächst. Adel und Bauerntum, d. h. Wehrstand und Nährstand, sollen die freie Sozialgemeinschaft im Staate bilden. In seiner Gründung liegt für Eberlin die Berufung des Volkes; religiöses und nationales Bewußtsein verschmelzen zur Einheit: „Nun hat got angesehen tütsche nation in grossen genaden." Im Bauerntum sieht auch Eberlin den berufenen Rächer der Verdorbenheit der herrschenden Stände, vor allem des sittlichen Zerfalls der Kirche: „Sölich trügery ist die wält vol und wirt kein uffhören do sein, biß das die pawren einmol erhencken und ertrencken böß und guot miteinander, so ist darnach der trügery gelonet." Doch steht ihm eine eigentümlich revolutionäre Wendung fern; er wollte nicht den zerstörerischen Aufruhr, nur die

gerechte Reform, deren Träger allein, abseits von allen willkürlichen Herrschaftsansprüchen, das bäuerliche Volk nach altem Rechte ist. So wird, in durchaus altgermanischer Art, der Staat von unten nach oben, vom Volksgrunde aus aufgebaut. An den Willen des Bauerntums bindet Eberlin die Verwirklichung seines Planes, zu der jedoch alle notwendigen geschichtlichen Voraussetzungen, gleichsam die Reifestufe, dem Zeitalter noch fehlten; ein Verhängnis, das jedoch die Kühnheit und ursprüngliche Kraft des Entwurfes eher noch steigert. Entgegen dem römischen Recht verlangt Eberlin das alte Volksrecht, entgegen der Herrschaft des päpstlichen Roms die Volkskirche; er fordert im Gegensatz zu der herrschenden Erblichkeit der Ämter die Volkswahl. Er will — auch dies ein im Ahnenerbe tief verwurzelter Gedanke — die Pflicht zur Arbeit als ein soziales Ethos, die Pflicht jedes Mannes zum Waffendienst als eine nationale Aufgabe. Er fordert den Kampf gegen alle Ausländerei. „Müßiggen soll ein offentliche schand sein gehalten." Überraschend gegenwärtig sind alle diese Gedanken: wenn Eberlin geregelte Armenfürsorge, eine gerechte Preisordnung, die allgemeine Schulpflicht verlangt, die weitgehende Autarkie des Handels, den Kampf gegen die Juden und den Wucher, die Unverletzbarkeit der freien Allmende, die Freiheit des einzelnen innerhalb der Gemeinschaft von jeder knechtenden Abhängigkeit, die Bindung an das Herkommen der Väter. Über allen diesen Leitsätzen steht der Gedanke einer festen und strengen Bewahrung und Verteidigung des gemeinen Nutzens — wie denn alle seine Forderungen aus dem Willen zur alle verpflichtenden Gemeinschaft herauswachsen und in ihn zurückmünden. Die Grundlage und Sicherung dieses neuen Staatsbaues soll als der natürliche Volksboden das Bauerntum bieten.

Die Reformentwürfe im Bauernkrieg

Es geht bei diesem Reformentwurf nicht um den kühnen Traum eines erfinderischen Mannes allein. Daß diese Schriften im Bauerntum selbst einen lebhaften Widerhall fanden, daß sie das Verlangen nach einer politisch-sozialen Umgestaltung der Volksordnung befestigten und beeinflußten, zeigt ihre offenbare Nachwirkung in den zahlreichen, völkisch bedeutsamen Reformentwürfen während des Bauernkrieges im Kärntner Entwurf, in der Tiroler Landesordnung Michael Gaismayrs, in dem Plan des Bundschuh von Joß Fritz, im Entwurf der Christlichen Vereinigung wohl unter B. Hubmayr, in dem fränkischen Plan des Friedrich Weigandt von Miltenberg. Wieweit hier die Einflüsse im einzelnen gehen, läßt sich schwer sagen; daß in allen Grundgedanken eine Übereinstimmung herrscht, ist das Zeichen der inneren Einheitlichkeit dieses völkisch-sozialen Kampfes. Entscheidend ist für diese Schriften die Willensrichtung, das soziale Zielbild — auch unabhängig von der Verwirklichung, die noch nicht erreicht werden konnte. Dieses Zeitalter ist reich an wieder für Jahrhunderte erstickten Ansätzen zu einer deutschen Volksgestaltung und zugleich ein Erweis, wie der völkische Wille an altes germanisches Erbgut

anschließt und in ihm, indem es aus breiter Volksstimmung neu geweckt wird, das Ziel der eigenen Ordnung findet. Verschiedenste Kräfte wirkten am Bilde des Bauerntums, wie wir es aus wenigen Schriften herauslösten. Ihre Zahl ließe sich leicht vermehren. Nach Jahrhunderten der Mißachtung trat der Bauer in den Mittelpunkt des nationalen Bewußtseins; er wird zum Richtbild des Willens zur sozialen und sittlichen Erneuerung. Die religiöse Verherrlichung des Armen, Einfältigen, die evangelische Verkündigung des Laienpriestertums, der Gedanke an den „Bauern" Adam als Stammvater der Menschheit, die soziale Achtung der bäuerlichen Arbeit als Dienst an der Gemeinschaft, des Ackermannes, als ihr Ernährer und der Bebauer des Brot und Wein spendenden Feldes, die ständische und religiöse Erhöhung des Unterdrückten, die Furcht vor dem drohenden Aufstande und der Rache des Volkes, der Kampf gegen Rom, das Erwachen und die Verkündung ältester völkischer Wertsätze treten zusammen und geben seiner Gestalt als Träger und Ziel eine besondere Geltung. Der Bauer war seit Jahrhunderten von jeder Beteiligung am Geschick der Nation und Gesellschaft willkürlich und gewaltsam ausgeschlossen; nur dem alemannischen Bauerntum in der Schweiz gelang eine eigene Staatsordnung aus bäuerlichem Geiste heraus. Der Aufbruch des völkischen Gewissens spiegelt sich im Bilde des Bauern, wie es das Schrifttum vermittelt, und gibt dem bisher verachteten, niedersten Stande eine mythische Berufung.

Daß trotzdem eine Wandlung der sozialen Lage nicht eintreten konnte, ein ungeheurer Ansatz keine Wirkung fand, ist ein tragisches Verhängnis, das in enger Verbindung mit der Reformation und der Entscheidung Luthers steht. Der Bauernkrieg 1525 erbrachte eine grauenhafte Niederlage, die auch das Bild des Bauern zum Schreckbild eines gottlosen, räuberischen und mörderischen Aufrührers verzerrte. M. Luthers feindlicher Aufruf gegen die Bauern schien dieses Zerrbild endgültig zu bestätigen. Es wäre ungeschichtlich, von einer Schuld des Reformators zu sprechen; was Luther tat, war notwendig gebunden an seine religiöse Berufung, an seine Stellung zu den politischen Mächten der Zeit, an die Pflicht zur Verteidigung und Sicherung der Reformation als eine Befreiung der deutschen Seele. Es geht nicht an, wie etwa Walter Köhler zu sagen, daß Luther das ganze Problem nicht „wirklichkeitsmäßig, sondern ideologisch und bibelgebunden" sah; für die Reformation als eine deutsche Glaubenswerdung bedeutete der Bauernkrieg eine furchtbare, in allen ihren Gefahren von Luther mit verantwortlicher Härte erkannte Gefahr.

Man muß das Gesamt der geschichtlichen Lage in allen ihren Gefahren und eigengesetzlichen Notwendigkeiten besonnen erwägen, wenn man zum gerechten Urteil vordringen will. Ohne Zweifel bildet Luthers Absage an das Bauerntum eine der verhängnisvollsten Stunden der deutschen Volksgeschichte. Die tiefe Tragik dieses Geschehens muß voll und ohne konfessionelle Verflachung oder Verzerrung erkannt werden. Daß Luther sich gegen das Bauerntum wandte, bedeutete eine Zerstörung

der völkischen Erregung und Besinnung, die sich in dem von uns geschilderten Bilde des Bauern einen einzigartigen Ausdruck schuf. Denn jetzt wurde dem Bauern vom Evangelium aus rechtlich und christlich jedes Recht zur Selbsthilfe genommen. Das 16. Jahrhundert wurde wirtschaftlich und sozial zu einer Tiefzeit im Schicksal des deutschen Bauerntums, ohne daß sich ein soziales oder völkisches Gewissen dagegen erhob. Der Bauernkrieg hinderte auf Jahrhunderte die Lösung der sozialen Probleme. Daß das Bauerntum, diesem Schicksal wehrlos überlassen, seine Knechtung als eine göttliche Ordnung und soziale Notwendigkeit betrachtete, ist nicht nur die Folge der Haßwelle, die sich als Rache für den Aufstand gegen den Bauern in Adel und Kirche in allen Landen, geschickt aufgereizt, erhob und fortpflanzte, sondern auch die Wirkung des Vorwurfes eines rechtlosen Aufruhrs gegen die christliche Pflicht des Gehorsams und gegen die von Gott ursprünglich bestimmte Ordnung der Stände, der von Luther ausging. „Wenn Luther . . . den bauernwürgenden Fürsten drohend zurief: ‚Die Rache ist mein, spricht der Herr!', so war das Drohung mit einem idealen Faktor, der praktisch das bluttriefende Schwert nicht in die Scheide zwang" (W. Köhler). Im allgemeinen Bewußtsein der herrschenden Schichten und ebenso im Schrifttum galt seit 1525 das Bauerntum wieder als der niederste, recht- und willenlose Stand, dessen einzige Pflicht der Gehorsam auch in der Willkür und Unterdrückung war, dem allgemeine Verachtung galt. Das zeigt sich im Schrifttum wie auch in der bildenden Kunst, wo seit 1525 die gehässige Bauernkarikatur mehr denn je wuchert. Als gegen Ende des 16. Jahrhunderts ein humanistischer Gelehrter, Nicodemus Frischlin (1578), sich in Tübingen in schwungvoller, von antiken Vorbildern befruchteter Rede („Oratio de vita rustica") für das Bauerntum einzusetzen wagte, traf ihn die bitterste Schmähung und Verfolgung, galt doch jede Fürsprache für den Bauern als ein frevlerischer Aufruf zum neuen Aufstande. Liest man die Protestschreiben der Ritterschaften und Fürsten gegen diese rasch berühmt werdende Rede, so erkennt man den furchtbaren Riß, der den Volkskörper in sich grimmig befehdende Schichten zerteilte, die anmaßende Willkür und geheime Furcht des Adels, die zur Entrechtung des Bauern im Gefühl der hier drohenden Kräfte trieb. Es war jedes Gefühl der Gemeinsamkeit im völkischen Grunde, wie es etwa der „Newe Karsthans" zeigte, verloren. Es erfolgte seit 1525 ein gewaltsamer Rückschlag, eine neue soziale und geistige Bindung des Bauerntums, deren enge, starre und willkürliche Schranken erst das völkische Denken eines J. Möser, E. M. Arndt durchbrachen, von denen zu Beginn gesprochen wurde. Das soziale Schicksal des Bauerntums läßt sich nie von der seelischen und völkischen Wertung trennen, die es innerhalb der Volksordnung erfährt. So ist stets die Geschichte des Bildes des Bauern im Schrifttum zugleich eine Geschichte des Schicksals des Bauerntums überhaupt.

Otto Huth:

Das Haus als Heiligtum

Über germanische Sinnbilder und Kulte

„Ich bin im deutschen Hause, ich bin in einem Heiligtum“ (Ernst Moritz Arndt). Die Wahrheit dieses Wortes tritt nirgends deutlicher hervor als beim deutschen Bauernhause. Die Heiligkeit des Hauses verdichtet sich um zwei Stellen: Tür und Herd; um diese ordnen sich die häuslichen Riten. Hier wohnen auch die Hausgeister, die schützenden Ahnenseelen. Vor dem Hause — innerhalb des Hofwalles oder Zaunes — steht der Schutzbaum; auch in ihm, glaubt man, wohnt der Schutzgeist des Hauses, der in den einzelnen Landschaften verschiedene Namen führt und nichts anderes zu sein scheint, als eine mächtige Ahnenseele. Die Geräte des Hauses tragen die alten, tiefsinnigen Sinnbilder. Sie sind, wie das Haus selbst, von dem Bauern oder einem Ahnen hergestellt. Oft verkünden, z. B. an einem Stuhl, eine Jahreszahl und ein Name, welcher Vorfahr ihn einst seiner Braut schenkte. Die Heiligkeit des Hauses gründet darin, daß in ihm die Vergangenheit lebendig ist. Das lebende Geschlecht ist verbunden mit seinen Ahnen, die in liebender Verehrung gehegt den Nachfahren Hilfe und Schutz gewähren. Der häusliche Kult ist vor allem Ahnenverehrung.

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwinget die Sicheln und schneidet die Saaten,
Und was wir vollendet und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen,
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdischer Wandel gebunden,
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im strahlenden Lichte,
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele —
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!

(C. F. Meyer, Chor der Toten.)

Der Wall des Bauernhofes schirmt diesen gegen ein feindliches Draußen; er ist der Ring, der das Haus zu einer Welt im kleinen zusammenschließt. Dies Ab-

schließen und Schirmen ist aber zugleich ein Verbinden. Der Hofring weist hinaus auf den Horizontring, der dem Bauern eine ständig erlebte Wirklichkeit ist. Bei jedem größeren Hof fand sich früher ein Kalenderkreis, eine Stein- oder Pfahlsetzung, an der der Bauer die Tages- und Jahreszeit ablas. Das Werk des Bauern ist an die Jahreszeit gebunden, er lebt in der Ordnung der Zeit, die der Städter beiseiteschiebt und durch eine künstliche Ordnung ersetzt. Der Kalenderkreis ist zur Ermöglichung der Beobachtung vom Hof getrennt; das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Mittelpunkt des Horizontkreises der Hof selbst ist oder genauer dessen Kern: der Herd. Der Hofring ist dem Horizontring zugeordnet, und beider Mitte ist der Herd. Das Herdfeuer findet sich in der Mitte des Hauses, es bezeichnet zugleich die Mitte der Welt. Dem Schutzbaum des Hauses entspricht der Weltbaum des Mythos, der in der Mitte der Welt steht. Der Schutzbaum ist der Weltbaum in jedem Augenblick täglichen Erlebens, in dem die Ferne mit der Nähe verschmilzt. Die Welt des Mythos ist eben die menschliche, irdische Welt der Nähe, erlebt jedoch im Zustande der festlichen Steigerung. Es ist grundsätzlich erlaubt, die mythische Wirklichkeit in der menschlichen zu suchen, wenn man sich des Unterschiedes bewußt bleibt. Die heidnischen Götter sind Menschen, und zwar Menschen einer bestimmten Zeitepoche, und doch sind sie keine sterblichen Menschen: vielmehr erhebt sich der Mensch zu ihnen nur in den Augenblicken des kultfestlichen Überschwangs. Nähe und Ferne sind aufeinander bezogen, sie spiegeln sich gleichsam ineinander, so daß ein Pol die Gestalt des anderen annehmen kann, und doch bleiben sie unterschieden. Nach dem Wort des Dichters (W. Raabe) „sind umschlossen im engsten Ringe . . . weltweite Dinge“.

Im Hause wird seit ältesten Zeiten ein heiliges Tier gehegt, die Hausschlange. Sie ist uns für fast alle größeren indogermanischen Völker bezeugt (Kelten, Römer, Griechen, Inder, Armenier, Altlitauer und Altpreußen, Slawen)[1]. Im germanischen Kreise gibt es Belege erst aus neuerer Zeit; doch kann es nicht zweifelhaft sein, daß die Hausschlange den Germanen seit alters vertraut war. Im 16. Jahrhundert berichtet Olaus Magnus in seiner „Geschichte der nördlichen Völker“, daß die Schlange in abgelegenen Höfen Norwegens wie des schwedischen Wärmlandes als eine das Haus schirmende Gottheit galt. In ganz Deutschland ist die Volkserzählung verbreitet, daß die Hausschlange mit dem Kinde aus einem Napf Milch trinkt. Wer diese Sagen sich genauer ansieht, der erkennt, daß nach dem Glauben des Volkes die Schlange der Schutzgeist des Hauses war und ihre Tötung dem Geschlecht den Untergang brachte. Die Schlange, die man im Hause hielt und pflegte, war die Ringelnatter, die ungiftig ist und übrigens tatsächlich gern Milch trinkt. In Norddeutschland heißt sie im Gegensatz zur giftigen Otter „Snake“, im Westen Deutschlands „Unke“. Das bekannte Grimmsche Märchen von der Unke,

[1]) Die Belege findet man jetzt im Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens unter „Schlange“ (insbesondere Sp. 1139 ff).

die Milch aus der Schüssel des Kindes trinkt und dem Kinde „aus ihrem heimlichen Schatz allerlei schöne Dinge" bringt, bezieht sich auf die Hausschlange. Die Tötung dieser Hausschlange, die uns in der Erzählung Grimms so schmerzlich berührt und unverständlich bleibt, ist nur eins der erschütternden Beispiele dafür, daß ein naturentfremdeter Glaube die althergebrachten Heiligtümer des Volkes zerstörte[2]). Jahrhundertelang ist uns der Abscheu vor den Schlangen anerzogen worden. Diese Sachlage ist für den Volkskundler klar erkennbar, und es bedurfte nicht der Feststellung der Naturwissenschaftler — die uns gleichwohl willkommen ist —, daß die Schlangenfurcht dem Menschen nicht angeboren ist[3]). Die Volkserzählungen von der Hausunke lassen erkennen, daß die Hausschlange noch bis in die nahe Vergangenheit in deutschen Landen im Hause gehegt wurde, und es ist daher nicht verwunderlich, daß es sie in abgelegenen Gegenden, so im Bayerischen Wald, noch in der Gegenwart gibt[4]). Eben dort ist bezeichnenderweise auch eine andere Form unserer Hausunkensage zu Hause, die im Gegensatz zu der bekannten Grimmschen Fassung zu einem versöhnenden Schlusse führt. Sie stammt aus Tirschenreuth und lautet folgendermaßen: „Eine Hausschlange war mit dem Kinde sehr vertraut, spielte mit ihm, fraß ihm aber auch die Milch aus der Schüssel. Da schlug sie das Kind mit dem Löffel leicht auf den Kopf und sprach dazu: ‚Friß Brocken auch!' Dieses hörte die Mutter, und von nun an stellte sie auch der Schlange ein Schüsserl voll Milch hin. Das Glück blieb bei dem Kinde."[5])

Die Hausschlange ist also ursprünglich ein heiliges Schutztier, sie kennzeichnet wiederum das Haus als Heiligtum. Die sinnbildliche Bedeutung der Schlange hat mehrere Gründe. Einer, vielleicht der wesentlichste, ist das Ringeln der Schlange. Sie stellt das Bild des Zeitkreises, des ewig sich erneuernden Jahres dar, und deshalb galt sie als Hüterin heilender, lebenweckender und erneuernder Kräfte. Die an den Geräten des Hauses zu findenden Sinnbilder sind zum guten Teil Jahreslaufzeichen (Kreis, Rad, Hakenkreuz, sechs- und achtstrahliger Stern) und bedeuten dasselbe, wie die sich ringelnde Natter.

Das eigentliche Heiligtum des Hauses ist der Herd, der in alter Zeit einmal in der Mitte des Einraumhauses sich befand. Das Herdfeuer mußte dauernd brennen; es galt als schlechtes Vorzeichen, wenn es ausging. Das ist nicht aus dem Umstand zu verstehen, daß früher einmal das Entzünden des Feuers mit größeren Schwierigkeiten verbunden war als heute, und man daher das Feuer lieber dauernd unterhielt, als es

---

[2]) Vergl. meine Ausführungen in „Die Fällung des Lebensbaumes", Berlin 1936, Hauptteil Abschnitt 2 „Die Tötung der Hausschlange".

[3]) H. Hediger, „Die Schlangen Mitteleuropas", Leipzig und Basel 1937, Schwabe-Verlag, S. 27. Dies mit ausgezeichneten Abbildungen versehene Werk sei wärmstens empfohlen. Es lehrt, ungiftige und giftige Schlangen Europas an einfachen Merkmalen zu unterscheiden und will dazu beitragen, die Schlangen vor der Ausrottung zu schützen.

[4]) Siehe „Odal", Augustheft 1937, S. 92 ff.: „Schlangen als Haustiere. Was die Waldler von der Hausnatter zu erzählen wissen."

[5]) Schönwerth-Winkler, Oberpfälzische Sagen, Kallmünz o. J. Oberpfalz-Verlag, S. 86.

öfter neu anzuzünden oder vom Nachbar zu holen. Vielmehr handelt es sich um einen religiösen Brauch, der nicht aus irgendwelchen praktischen Zwecken herleitbar ist. Das Feuer des Herdes war das Sinnbild des Lebens der Sippe, deshalb durfte es nicht verlöschen. Es ist nicht zu verkennen, daß die große Achtsamkeit, mit der man früher für das Feuer sorgte, in völkischem Frohsinn gründet. Das mag folgende Erzählung Roseggers lehren: „Der Herd ist das Herz des Hauses ... Meine Großmutter hat siebzig Jahre von Tag zu Tag in die Flamme des Herdes geblickt, und in ihrer letzten Stunde, ehe sie als hochbetagte Greisin das Auge schloß, glühte in demselben noch der Widerschein. ‚Gebt Achtung, daß das Feuer nit auslöscht!' Das ist ihr letztes Wort gewesen."[6])

Beim Herde in der Hausmitte waren die Sitze des Hausherren und der Hausherrin; von hier aus konnte man das Haus überblicken, wie es Justus Möser in seinen „Patriotischen Phantasien" hervorhebt. „Der ‚häusliche Herd', jetzt nur noch eine Redefigur, war auch vor Zeiten einmal eine Wirklichkeit."[7]) Die Wirklichkeit des Herdes, die Wirkung des Herdfeuers ist von niemand besser beschrieben worden, als von S. Lagerlöff in ihrer weniger bekannten Erzählung „Der Ring des Generals". Sie schildert die Sorgen der Bauern in Wärmland, als der Frost die Ernte vernichtet hatte und die Wölfe in den Herden wüteten.

„Trotzdem behielten sie die längste Zeit ihre gute Laune. Wo wären sie auch sonst hingekommen? Aber dies kam vielleicht daher, daß es in jedem Haus einen Tröster gab. Es gab einen, der zu dem Reichen geradeso gut kam wie zu dem Armen, einen, der nie im Stich ließ und nie müde wurde. Aber glaubt nur ja nicht, daß dieser Tröster etwas Feierliches oder Hochgestimmtes war, wie Gottes Wort oder Gewissensfrieden oder Liebesglück! Glaubt auch nicht, daß er etwas Niedriges oder Gefährliches war, wie Trunksucht oder Würfelspiel. Er war etwas ganz Unschuldiges und Alltägliches, er war nichts anderes, als das Feuer, das an den Winterabenden im Herde flammte. Herrgott, wie machte es doch alles schön und traulich in der kleinsten Hütte! Und wie es mit den Leuten dort drinnen seinen Scherz trieb, solange der Abend währte! Es knisterte und prasselte, es war als lachte es sie aus. Es zischte und spuckte, da war es als wollte es jemandem nachmachen, der zornig und böse war. Manchmal wußte es sich keinen Rat, wie es einem astreichen Klotz den Garaus machen sollte. Dann erfüllte es den ganzen Raum mit Rauch und Dunst, als wollte es den Leuten zu verstehen geben, daß es zu schlechte Kost hatte, um davon zu leben. Manchmal nahm es die Gelegenheit wahr und sank gerade dann zu einem Gluthaufen zusammen, wenn die Leute im allerbesten Arbeitstakt waren, so daß man die Hände in den Schoß legen und laut auflachen mußte, bis es wieder hochkam. Am allermutwilligsten war es, wenn die Hausfrau mit den dreibeinigen Kochgeschirren kam und verlangte, daß es das Essen kochen sollte. Ein seltenes Mal war es willig und diensteifrig und machte seine Sache rasch und gut, aber meistens tanzte es stundenlang leicht und toll um den Topf, ohne ihn zum Sieden zu bringen. Wie leuchtete es nicht in den Augen des Hausvaters auf, wenn er naß und erfroren aus dem schmutzigen Schnee heimkam und das Herdfeuer ihn mit Wärme und Traulichkeit empfing! Wie gut war es nicht, an das wachende Licht zu denken, das in die dunkle Winternacht hinausströmte, ein Leitstern für arme Wanderer und gleichsam ein Zeichen des Schreckens für Luchs und Wolf. Aber das Herdfeuer konnte mehr als wärmen und leuchten und Essen kochen, es verstand merkwürdigere Dinge, als zu funkeln, zu sprühen, zu prasseln und Rauch zu machen. Es war imstande, die Spiellust in der Menschenseele zum Leben zu erwecken. Denn was ist die Menschenseele anderes, als eine spielende Flamme, sie auch? Sie flackert in und über und um den Menschen, wie die Feuerflamme, in und über und um das rauhe Holz flackert. Wenn nun die, die an einem Winterabend um das Herdfeuer versammelt waren, ein Weilchen schweigend dagesessen und

[6]) Rosegger, Volksleben in Steiermark, 1923, 36. Auflage, S. 45.
[7]) Riehl, Die Familie, Stuttgart, 1855, S. 164.



hineingeblickt hatten, dann begann das Feuer zu einem jeden in seiner eigenen, besonderen Sprache zu sprechen. „Schwester Seele", sagte die Feuerflamme, „bist Du nicht Flamme wie ich? Warum so düster und schwer?" „Schwester Flamme," antwortete die Menschenseele, „ich habe Holz gehackt, und ich habe den ganzen Tag den Haushalt geführt. Ich kann nichts anderes als stillsitzen und Dich ansehen." — „Das weiß ich schon", sagte das Feuer. „Jetzt ist es Abendstunde. Mach es jetzt wie ich, flackere und leuchte! Spiele und wärme!" Und die Seelen gehorchten der Feuerflamme, und begannen zu spielen. Sie erzählten Märchen, sie rieten Rätsel, sie strichen Geigensaiten, sie ritzen Ranken und Rosen in Werkzeuge und Ackergerätschaften. Sie spielten Spiele und sangen Lieder, sie lösten Pfänder aus und erinnerten sich alter Sprichworte. Und unterdessen taute die Eiseskälte aus den Gliedern, die Brummigkeit aus den Gemütern. Sie lebten auf und hatten es fröhlich. Das Herdfeuer und das Spiel vor dem Herdfeuer machten ihnen wieder Lust, das karge, mühselige Leben zu leben."[8])

Beim Tod des Hausherrn wurde das ewige Feuer des Herdes gelöscht; der Erbe zündete es nach der Beerdigung wieder an. So ist es aus Westfalen überliefert, ähnlich war es auch in Schweden Brauch[9]). Abgesehen aber davon, wurde das „ewige Feuer" des Herdes jährlich einmal gelöscht und feierlich erneuert. Im germanischen Altertum scheint der Termin dieser Herderneuerung die Wintersonnenwende gewesen zu sein; darauf weist u. a. die Julblocksitte hin. Noch im vorigen Jahrhundert wurde in germanischen und angrenzenden slawischen Ländern zu Weihnachten ein großer Wurzelknorren eines alten Eich- oder Buchenbaumes oder jedenfalls ein starker Baumstamm ans Herdfeuer gelegt, der das ganze kommende Jahr über am Feuer verblieb. In der späteren Volksüberlieferung finden wir allerdings andere Herderneuerungstermine, nämlich Ostern, erster Mai, Sommersonnenwende. Ihre Herkunft haben wir hier nicht zu untersuchen. Wichtiger ist der Sinn dieses Kultbrauches. Aus ihm wird deutlich, daß nach ursprünglicher Anschauung die Ewigkeit stete Erneuerung, nicht ewige Dauer ist. Das ewige Feuer muß im bestimmten Rhythmus, der dem Menschen durch die große Ordnung der Welt vorgezeichnet ist, gelöscht und neu entzündet werden. Das Herdfeuer entspricht dem Sonnenfeuer, das nach dem alten Glauben in der Wintersonnenwende verlischt und erneuert aufflammt. Die Neuerzeugung des Herdfeuers war einst die wichtigste Kulthandlung des Wintersonnenwende-Neujahrsfestes. Nur mit dem Holzfeuerzeug, d. h. durch Reiben von zweierlei Holz, durfte es erzeugt werden, und das war Aufgabe von Zwillingsbrüdern, die als Abbilder der Zwillingsgottheiten (Dioskuren) aufgefaßt werden dürfen[10]).

Zu den verbreitetsten und sichtbarsten Sinnbildern des Bauernhauses gehören die Giebelzeichen. Es sind vor allem zwei Formen verbreitet: Pferdekopfgiebel und Schwangiebel. Für die Beurteilung dieser Zeichen ist zunächst die Feststellung wichtig, daß die Pferde der Giebelzeichen Schimmel sind. Das ergibt sich aus der vor allem in Städten verbreiteten Sage von den Schimmeln, die zur

[8]) Selma Lagerlöf, Der Ring des Generals, München 1925, S. 77 ff.
[9]) H. Freudenthal, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch, Berlin 1931, S. 57, und E. M. Arndt, Nordische Volkskunde, Leipzig 1937, S. 53.
[10]) Vergl. Verfasser, Janus, Bonn 1932 und ders., Sonnenwendfest und Zwillingskult, „Germanien" 1933, Heft 6 und 7.



Dachluke herausgucken. Sie ist entstanden, als man die Giebelzeichen nicht mehr verstand und ihre Herkunft zu erklären versuchte[11]). Man hat daran gedacht, diese Giebelzeichen, deren germanisches Alter zum Überfluß nachweisbar ist, mit Wodan, dem „Zwiefachen", in Verbindung zu bringen. Aus der nordgermanischen Überlieferung wissen wir, daß Odin außer dem achtbeinigen Schimmel (Doppelroß?) eine Zweiheit von Tieren heilig ist, nämlich die beiden Raben „Hugin und Munin" und die beiden Wölfe „Geri und Freki". Doch liegt eine andere Deutung der Giebelzeichen näher, worauf gerade das Nebeneinander von weißen Rossen und Schwänen führt. Im vorigen Jahrhundert (um 1875) hießen die Giebelpferde bei den Bauern in Jevenstedt bei Rendsburg (Holstein) noch Hengist und Hors — d. i. Hengst und Roß —, hatten also dieselben Namen wie die Anführer der Jüten nach England. Die Zwillingsfürsten der Germanen dürften — ebenso wie die spartanischen — als menschliche Vertreter der Zwillingsgötter gegolten haben, deren Namen sie trugen[12]). Ohne diese Überlieferung aus Holstein zu kennen, hatte Rudolf Much die Giebelzeichen auf die germanischen Zwillingsgötter bezogen[13]). Es ist nun sehr bedeutsam, daß die „Dioskuren" gemein-indogermanische Gottheiten sind und insbesondere als schützende und heilende Götter galten. Sie sind Reiter, erscheinen — vor allem im griechischen Mythos — auf Schimmeln und wurden ursprünglich selbst in Roßgestalt vorgestellt. Zugleich aber zeigen sie auch eine enge Beziehung zum Schwan. Außer als Schimmel dürften sie auch einmal als Schwäne gedacht worden sein. Es mag hier genügen, an die griechischen Überlieferungen zu erinnern, wo die Dioskuren Leukippoi (Schimmel) heißen und als Söhne der Leda auch als schwangestaltig vorgestellt wurden. Im germanischen Altertum sind die Zwillingsgötter uns zunächst nur bei den Silingen, einem Teilstamm der Wandalen, ausdrücklich überliefert (bei Tacitus). Hier heißen sie Alchi, d. i. Schützer. Dieser Name ist mit R. Much als Beiname aufzufassen, der eigentliche Name der germanischen Zwillinge war außer Hengist und Hors wohl Ambri und Assi, d. i. Pflock (ambra) und Holzstange (ask = Esche) bzw. Raos und Raptos (germanisch raho und rafts), d. i. Stange und Balken — Namen, die wiederum zunächst für Dioskurenfürsten überliefert sind. Die Namen Ambri und Assi stellt Much zusammen mit den eddischen Namen der ersten Menschen Ask und Embla (ask und ambrilo), die man schon öfter als Namen des heiligen Holzfeuerzeuges angesprochen hat[14]). Wir dürfen also diese Namen der germanischen Zwillingsgötter mit der Neufeuererzeugung im Wintersonnenwendekult verknüpfen.

---

[11]) Otto Böckel, Die deutsche Volkssage, Leipzig 1922. S. 11 f.

[12]) A. Haupt, Die älteste Kunst der Germanen, Berlin 1923, S. 281, Anm. 1.

[13]) Rudolf Much, Wandalische Götter, Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 27, Breslau 1926. Ebenso unabhängig von Much der Verf., Janus, S. 87; vergl. „Germanien" 1933 a. O. — Much erwähnt, daß die Tochter des Jütenführers Hengist den Namen „Weißmähne" (in keltischer Überlieferung Rowen, d. i. white mane) trug und schließt daraus, daß „bei Hengist an ein weißes Roß gedacht wurde" (a. O. S. 40). Das wird durch die oben mitgeteilten Überlegungen über die Giebelpferde weiter gestützt.

[14]) Zuletzt Gering-Sijmons, Edda-Kommentar, 1. Teil, Halle 1927, S. 21.

Über dem Harlungenmythos, in dem Erinnerungen an den vandalischen Dioskurenkult fortleben, läßt sich übrigens auch noch der Name Brisingar, d. i. „die Feuer", als Beiname der germanischen Zwillingsgötter erweisen[15]). Wir erkennen nun den engen Zusammenhang dieser Giebelzeichen, die heute noch dem Bauern als Schützer des Hauses gelten, mit dem innersten Heiligtum des Hauses, dem Herd. *Die Giebelzeichen, Pferde wie Schwäne, sind Sinnbilder der göttlichen Zwillinge, die als Erzeuger des neuen Feuers galten.* Das Herdfeuer aber war das kleine Abbild des Sonnenfeuers. Nach altindischer Überlieferung besitzen die Aschwins, d. i. die Rosseherrn — es sind die indoarischen Dioskuren — ein goldenes Feuerzeug. Aus den alten Texten scheint sich zu ergeben, daß sie mit ihm das im Mittwinter erloschene Sonnenfeuer neu entzünden. Wenn nicht alles trügt, stoßen wir hier auf tiefste verborgene Gründe des altindogermanischen Mythos und seine kultische Ausgestaltung. Bis in neueste Zeit haben sich diese Überlieferungen bei germanischen Völkern erhalten. Die Verbreitung der Giebelzeichen lehrt — wenn unsere Auffassung, deren Begründung hier nur angedeutet werden konnte, zurecht besteht —, daß die Verehrung des göttlichen Brüderpaares einst eine große Bedeutung im germanischen Leben gehabt hat und keineswegs auf wandalische Stämme beschränkt war, für die sie zunächst aus alten Überlieferungen erweisbar ist. Es scheint durchaus möglich, ja wahrscheinlich, daß die Stelle des Diodor (4, 56, 4), in der die Rede davon ist, daß die am Meere wohnenden „Kelten" am meisten von allen Göttern die „Dioskuren" verehrten, auf die Germanen zu beziehen ist. Daß Griechen wie Römer öfters germanische Völker als Kelten bezeichneten, ist eine bekannte Tatsache. Außer an den Giebeln finden sich *die Pferdeköpfe* in Norddeutschland und Skandinavien auch *als Schmuck des Herdrahmens.* Dies Sinnbild am Herde kann einen tiefen Sinn haben: Hengist und Hors wachen über das von ihnen angezündete, immer brennende heilige Herdfeuer.

Das Feuer ist das Zeichen der liebenden Verbundenheit der Sippe, und die „*Zwillinge*" sind nichts anderes als das Vorbild dieser Verbundenheit, *das Bild engster Zusammengehörigkeit und Verwandtschaft.* Die Dioskuren sind *das Sinnbild tiefster Freundschaft*, die auf dem Zusammenklang verwandter Seelen beruht.

Eine Geschichte des Hauses ist ein Stück Frömmigkeitsgeschichte. Eins dürfte aus unseren Betrachtungen sich ergeben: Die Entwicklung aus den einfachsten Anfängen, dem Einraumhaus der Steinzeit, und dem diesen noch nahestehenden Bauernhaus bis zu den städtischen Bauten ist gewiß in mancher Hinsicht ein Fortschritt, aber dieser Fortschritt wurde erkauft um den Preis inneren Lebens. Die Sinnbilder leben nur in dem Haus auf eigenem Boden, in dem die Ahnen gegenwärtig sind, und nur hier auch gedeiht die Rasse. So wird denn immer der Satz gelten: Das Bauerntum ist der Lebensquell des deutschen Volkes.

---

15) Siehe Much a. O.

Bäuerliche Charakterköpfe

Heinz Wülcker:

Pettenkofer

Der äußere Lebensweg Max (v.) Pettenkofers, der aus dem Hause des Moorsiedlers Johann Baptist Pettenkofer zum ersten und berühmtesten Hygieniker des 19. Jahrhunderts, zur höchsten Würde der Münchener Universität und zum Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften führt, ist ebenso wenig alltäglich wie die Leistungen dieses Mannes als Chemiker und Hygieniker auf wissenschaftlichem und praktischem Gebiet.



Als eins von acht Geschwistern wird Pettenkofer*) vor 120 Jahren, am 3. Dezember 1818, in der „Einöde" Lichtenheim bei Neuburg a. d. Donau geboren. Sein Vater, „Moorkolonist und Gutsbesitzer", kann seine große Familie aus der Landwirtschaft nur schwer ernähren und hätte kaum aus eigenen Kräften die Mittel für ein Studium seines Sohnes aufbringen können. So verdankt Pettenkofer seinen Ausbildungsgang, der ihn bald zum Universitätslehrer an der Münchener Universität führte, dem Eingreifen eines nahen Verwandten, der seine Begabung früh erkannte, ihn schon als Jungen zu sich nahm und ihm Schulbesuch und Studium in München ermöglichte. Nach einem Studium der Naturwissenschaften und der Medizin und einer praktischen Lehrzeit als Apotheker beginnt Pettenkofer mit etwa 25 Jahren als Dr. med. und approbierter Apotheker seine praktische Berufstätigkeit.

*) Wir folgen hier den Darstellungen von O. Neustätter („Max Pettenkofer" in: Meister der Heilkunde, Band 7, Wien 1925) und Gruber (Biographisches Jahrbuch 1901, Band 6, Berlin 1904).

Wie jede große Leistung eines Menschen ist auch Pettenkofers Lebenswerk aus einem Zusammentreffen überdurchschnittlichen Erbgutes, das sich in Begabung und Charakter zeigte, mit günstigen Zeit- und Umweltverhältnissen, die große Leistungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet ermöglichten, entstanden.

Die äußeren Bedingungen und Zeitumstände lassen sich mit wenigen Worten schildern. Das 19. Jahrhundert steht im Zeichen der „Entwicklung der Naturwissenschaft zur Weltmacht" (Gruber) und bietet die besten Auswirkungsmöglichkeiten für vorhandene naturwissenschaftliche Begabungen, wie es gleichzeitig zur Einführung exakt-naturwissenschaftlicher Methoden auf den Nachbargebieten, so in der Medizin, drängt. Das Anwachsen der Großstädte und die Zusammenballung großer Menschenmassen auf engstem Lebensraum stellen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Medizin und ihr als Forschungsfach neu entstandenes Teilgebiet, die Hygiene, vor große Aufgaben, deren Lösung mit naturwissenschaftlichen Methoden unternommen werden muß. So fand Pettenkofer Auswirkungsmöglichkeiten, wie sie ein Jahrhundert vorher noch nicht gegeben waren.

Was bringt Pettenkofer selbst für den Kampf um den Arbeitsraum, der seinen Fähigkeiten angemessen war, mit?

Die Ahnen des Münchener Hygienikers entstammen bayerischen Dörfern und Städten, sie führen mütterlicherseits nach der Oberpfalz, väterlicherseits in die Städte Ingolstadt und Kempten. So gehört Pettenkofer stammesmäßig dem bayerischen Volkstum an. Soziologisch ist der Stamm der Vorfahren der Mutter, die als „Kolonistentochter" heiratet, bäuerlicher als der von väterlicher Seite: Landwirte, Kolonisten und Tagelöhner („operarius") werden genannt. Pettenkofers Vater dagegen, „Kolonist und Gutsbesitzer", entstammt ursprünglich bürgerlichen kleinstädtischen Familien; Brauer, Wirte, Hofschneider sind als Berufe verzeichnet. Doch steht z. B. der Brauerberuf in dem kleinstädtischen Ingolstadt in enger bäuerlicher Umgebung dem bäuerlichen Lebenskreis im 18. Jahrhundert noch näher, als wir nach der heutigen soziologischen Differenzierung vermuten. Aus dem städtischen, aber noch stark mit dem Land verbundenen Handwerk und Gewerbe tritt Pettenkofers Großvater als erster heraus, er wird „Mautbeamter" in Neuburg a. d. Donau oberhalb Ingolstadt. Als dann Neuburg mit Bayern wieder vereinigt wird, erwirbt er in Neuburg ein Anwesen und wird Kolonist, der das Donaumoor urbar macht. Diesen Besitz übernimmt Pettenkofers Vater.

„Harte Arbeit und ein kärgliches Auskommen" ist das Leben eines Moorsiedlers, das für viele nachgeborene Bauernsöhne ein Weg zur Erhaltung des Bauerntums wird, als durch das Wachstum des Volkes eine Einengung des bäuerlichen Lebensraumes eintritt. Nur ein stark im bäuerlichen Denken und in der Wertordnung des Bauerntums stehender Mensch konnte die schweren Lebensbedingungen eines Moorsiedlers auf sich nehmen. Auch in der Entscheidung des Pettenkofers, der z. T. wohl

durch äußere Umstände veranlaßt, zum Kolonisten wurde, mag ein gut Teil bäuerlicher Einstellung zum Ausdruck kommen. So ist die Ahnenschaft Pettenkofers über den Zweig der mütterlichen Vorfahren, die durch die Geburt dem Bauerntum angehören, hinaus auch im väterlichen Stamm durch die Lebensleistung dem Bauerntum zugehörig, und wir erkennen in dem großen Forscher selbst Charakterzüge, die sich aus diesem Bauerntum seiner Vorfahren ableiten lassen. Fleiß, Energie, eine hohe geistige Arbeitskraft zusammen mit körperlicher Leistungsfähigkeit und Zähigkeit, die Gabe, sich mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit für eine Sache einzusetzen, und der Sinn für ein reales naturwissenschaftliches und praktisches Denken sind Eigenschaften, die jeder Beruf auslesen und erhalten kann; sie sind aber in keinem anderen Beruf so stark Voraussetzung für die Existenz wie im Bauerntum. Erst diese Gaben des Charakters haben Pettenkofers hoher allgemeiner und wissenschaftlicher Begabung zur Durchsetzung verholfen. Auf die Herkunft aus einer Familie, die schon aus dem Durchschnitt des Bauerntums hervorgehoben war, weist die Tatsache hin, daß alle drei Brüder des Vaters studiert hatten. Die hohe Begabung der Familie tritt in Pettenkofer selbst als „geniale" Leistung zutage.

Auffallend ist in der Charakteristik des großen Hygienikers, daß er niemals in seinem Beruf ein einseitiger Spezialist geworden ist. Er verbindet ein weites allgemeines Interesse mit theoretischen und praktischen Arbeiten auf chemischen und teilweise medizinischen Gebieten, er schwankt anfangs zwischen dem Studium der Philosophie und dem der Naturwissenschaften und verdient sich auch in einem beruflichen Zwischenspiel, zu dem ihn der Bruch mit seinen Verwandten zwingt, zeitweise als Schauspieler seinen Lebensunterhalt. Seine „chemischen Sonette" sind ein Versuch auf dichterischem Gebiet. Dies alles zeigt die Vielseitigkeit seiner Fähigkeiten. Wenn Gruber Pettenkofer einen der größten populär-wissenschaftlichen Schriftsteller nennt und seine Erfolge als „Agitator" seiner eigenen Gedanken über Gesundheitsführung hervorhebt, und wenn Pettenkofer durch seine Einfachheit und Schlichtheit eine der populärsten Persönlichkeiten Münchens wurde, so verdankt er wohl auch seine Volkstümlichkeit der Herkunft aus dem bäuerlichen Lebenskreis, die ihn vor der Abkapselung des „reinen Wissenschaftlers" stützte. Als wesentlichen Charakterzug heben seine Schüler Entschiedenheit und Mut hervor, eine Kampfesfreude im geistigen Streit und den persönlichen Einsatz, der sich z. B. zeigte, als er im Selbstversuch die Unschädlichkeit von Cholerabazillen, die er aus einer frischen Kultur verzehrte, zeigte.

Der äußere Lebensgang Pettenkofers beginnt mit Arbeiten als Chemiker in Würzburg und bei dem berühmten Chemiker Liebig in Gießen. Dieser Zeit verdankt Pettenkofer die stärkste Anregung und seine begeisterte Entscheidung für die chemische Forschung als Lebensaufgabe. Trotz guter Ergebnisse dieser Arbeiten ist er durch Geldmangel gezwungen, eine Assistentenstelle im Haupt-Münzamt in München an-

zunehmen. Hier entwickelt sich seine praktische Seite, die ihn als Technologen zur Vervollkommnung praktisch angewandter Chemieverfahren führt, zugleich bringt ihn diese Zwischenzeit aber von seinem ursprünglichen Ziel, einer Professur für medizinische Chemie, ab. Erst nach zwei Jahren erhält er 1847 einen in München geschaffenen Lehrstuhl für medizinische Chemie. Aber auch in den ersten Jahren bleibt seine Arbeit auf die Anwendung der Wissenschaft eingestellt. Zu den technischen Problemen, mit denen er sich befaßt und hier Erfolge erzielt, gehören u. a. die Leuchtgasgewinnung aus Holz, ein Verfahren, das bald in holzreichen Gegenden häufig zur Anwendung kam; gehören weiter die Ausarbeitung des später von anderer Seite fabrikationsmäßig ausgewerteten Verfahrens zur Herstellung des Liebigschen Fleischextraktes, Verbesserungen in der deutschen Zementherstellung und viele andere praktische Aufgaben. Eine wichtige theoretische Arbeit macht Pettenkofer zum Vorläufer des für die Chemie grundlegenden periodischen Systems der Elemente. Untersuchungen über den Stoffwechsel beim Menschen führen zu genialen Erfindungen, die erst die technischen Voraussetzungen schaffen, um Nahrungsbedarf und Bilanz des Stoffwechsels zu prüfen.

Erst 1851 beginnen die eigentlichen hygienischen Arbeiten mit Untersuchungen über Wohnverhältnisse, der bald weitere folgen. Den Arbeiten folgt auch die praktische Durchführung zahlreicher Anregungen, die von Pettenkofer ausgingen. „Ihm hat München vor allem zu danken, daß es eine der gesündesten Städte geworden ist" (Gruber). Bald gehört Pettenkofers gesamte Arbeitskraft fast ausschließlich der hygienischen Forschung, der naturwissenschaftlichen Durchforschung aller Lebensverhältnisse des Menschen. Auf diesem Gebiet erwirbt er sich bald seine größten Verdienste, seit 1865 auch als ordentlicher Professor der Hygiene. Unter diesen Arbeiten ist vor allem seine Mitarbeit an der Erforschung der Cholera zu nennen, wenn er hier auch falsche Wege gegangen ist, da die Bakteriologie erst nach der Aufstellung der Pettenkoferschen Choleratheorien zur Entdeckung des Cholerabazillus führte. Die Stadt München verdankt Pettenkofer ihre Mangfall-Quellwasserleitung und die Einführung einer grundlegend neuen Kanalisation. Wenn heute auch viele Ergebnisse der ersten hygienischen Forschung, so Pettenkofers Choleratheorien, überholt sind, so liegt seine Bedeutung doch weniger in diesen Einzelergebnissen, als vor allem in der Entwicklung einer naturwissenschaftlichen Methodik in der hygienischen Forschung. Diese hat er nicht nur durch die Arbeiten seines Instituts, sondern ebenso durch die Gründung und Herausgabe mehrerer Zeitschriften und durch mehr als 200 eigene Schriften gefördert. Die moderne Hygiene wäre ohne die Lebensleistung Pettenkofers nicht zu denken.

Zum Schluß mag die Charakteristik wiedergegeben werden, die sein Schüler Gruber über Pettenkofers wissenschaftliche Entwicklung und Tätigkeit gibt: „Bis zu seinem 40. Lebensjahr etwa sehen wir ihn auf äußere Anstöße hin seinen Beruf in jähen Sprüngen wechseln; sehen wir ihn auch in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit fast ausschließlich durch die Anforderungen bestimmt, die zufällig an ihn gestellt werden. Mit gleichem Eifer greift er das Verschiedenartigste an, zufrieden, sich nützlich zu machen,

die Methoden exakter Wissenschaft anwenden zu können. Technische Erfindungen und Verbesserungen scheinen ihn ganz in Anspruch zu nehmen. Sein Talent und seine Erfolge stellen ihn rasch in die erste Reihe der Technologen. Da entdeckt er ein neues Feld für wissenschaftliche Arbeit, das vor ihm noch niemand in seiner ganzen Größe und Bedeutung erfaßt hatte, und, begeistert durch die Hoffnung auf den Segen, den diese neuartige Anwendung der Wissenschaft seinen Mitmenschen bringen muß, widmet ihr der edle Mann von nun an seine ganze große Kraft. Er dient ihr nicht allein als Forscher. Er wird zum Agitator! Unermüdlich predigt er in Wort und Schrift den Nutzen und die rechte Art der Gesundheitspflege. Er entwickelt sich zu dem größten populär-wissenschaftlichen Schriftsteller, der unter den deutschen Naturforschern nur in Liebig seinesgleichen hat."

Zahlreiche Gedanken Pettenkofers, die über sein engstes Fachgebiet hinausgreifen, sind heute in der Volkshygiene (und weiter gegriffen Rassenhygiene) verwirklicht. So hat Pettenkofer in seinen Schriften und Vorträgen immer wieder hervorgehoben, daß der einzelne in einem Volke nicht allein steht und daß die Gemeinsamkeit der Gesundheitsgefahren nur durch ein Zusammenwirken aller beseitigt werden kann.

Max v. Pettenkofer, der seit 1883 den Adelstitel führte, starb am 9. Februar 1901. Der Tod seiner Frau, zweier Söhne und einer Tochter hatten in den letzten Jahren häufiger zu gedrückten Stimmungen geführt, die ihn zum freiwilligen Tod veranlaßten, als ihn während einer Krankheit „das Gefühl überwältigte, dem nicht mehr nachgehen zu können, was seinen Feuergeist mit Befriedigung erfüllt hätte" (Neustätter).

Die Umschau

Weltpolitischer Bericht

Der abgelaufene Berichtsmonat brachte eine ganze Anzahl politisch bedeutsamer Entscheidungen.

Der Wiener Schiedsspruch, der am Abend des 2. November vom Deutschen Reich und Italien gefällt wurde, nachdem die Verhandlungen wegen einer gerechten ethnographischen Grenzziehung zwischen Ungarn und der Tschecho-Slowakei gescheitert waren, hat Ungarn ein Gebiet von 12 400 qkm mit einer Bevölkerung von 1 064 000 Menschen gegeben. Preßburg und Neutra sind der Tschecho-Slowakei verblieben, es bestanden auch nicht magyarische Ansprüche auf diese beiden Städte. Ungarn hat bekommen Komorn (mag. Kamorom) mit 20 000 Einwohnern, Lewenz (mag. Leva) mit 15 000 Einwohnern, Neuhäusl (mag. Ersekujvár) mit 22 000 Einwohnern, Großsteffelsdorf (mag. Rimaszombat) mit 8000 Einwohnern aus dem Bestand der Slowakei; aus dem Bestand der Karpatenukraine bekam Ungarn Kaschau (mag. Kassa) mit 70 000 Einwohnern und Uschhorod (mag. Ungvár) mit 30 000 Einwohnern, Munkacz mit 26 000 Einwohnern und Beregszasz mit 19 000 Einwohnern. Fast alle diese Städte haben sehr viel Juden. Sonst handelt es sich um ein überwiegend agrarisches Gebiet. Ungarn kann zufrieden sein. Es hat alles bekommen, worauf es vom Gesichtspunkt des Volkstums Anspruch erheben konnte.

Wir verstehen dabei durchaus, daß sich Ungarn in einer gesellschaftlichen und geistigen Umwandlung befindet. Die

Anerkennung des Volkstumsgedankens



als Grundlage der Revision bedeutet ebenso den inneren Verzicht auf die Wiederherstellung volkstumsmäßig nicht begründeter Grenzen, wie eines Tages sich daraus die Notwendigkeit ergeben wird, auch die innere und gesellschaftliche Struktur, deren Reformbedürftigkeit dann nicht mehr durch die brennende Revision der Grenzen abgelenkt wird, in Angriff zu nehmen. Einer der klügsten Magyaren unserer Tage, Stefan Milotay, wies unter der Überschrift „Unerbittliche Stunden" im „Uj Magyarsag" vom 2. Oktober des Jahres auf diese Notwendigkeiten hin, wie in einer zahlreich aufsprießenden Literatur zur ungarischen Bauernfrage die Notwendigkeit innerer Reform seit langem scharf anklang.

Die Eingliederung der gewonnenen sudetendeutschen Lande in das Reich, die Bildung des Sudetengaues und die Übernahme der südmährischen und Böhmer-Walds-Gebiete durch die angrenzenden Reichsgaue ist durchgeführt, lediglich die Ergänzungswahl zum Reichstag in Sudetendeutschland wird noch einmal die Bestätigung der Heimkehr bringen.

Die Tschecho-Slowakei beginnt sich ganz ruhig zu konsolidieren. Neben der Zentralregierung besteht jetzt eine tschechische, eine slowakische und eine ukrainische Landesregierung mit weitgehenden Kompetenzen; die Freimaurerlogen sind aufgelöst, das politische Parteienwesen wird vereinfacht. Das tschechische Volk, gesundend von dem unsinnigen Experiment, es als Rammbock gegen das Deutsche Reich zu benutzen, findet zu Aufbau und Arbeit zurück. Wir haben jeden Grund, ihm dies sachlich zu erleichtern. Die Tschechen sind viele Jahrhunderte hindurch — nur unterbrochen durch die Hussitenkämpfe — amici atque federati des Reiches gewesen, Deutsche und Tschechen haben sich dabei gut gestanden. Auf lange Sicht ist gar kein Grund, warum sie es nicht wieder werden sollten.

Die innere Entwicklung in Rumänien ist nicht ohne Besorgnisse. Die Experimente des Wirtschaftsministers Constantinesku, sich wirtschaftlich an England anzulehnen, unterstrichen durch den Königsbesuch in London, die Polizeiuntersuchungen bei deutschen Firmen, die der Innenminister Calinesku vornehmen ließ, weil man einen Beweis dafür herbeischaffen wollte, daß die „Eiserne Garde" von Deutschland bezahlt sei, die Duldung der jüdischen Hetzpresse in Bukarest, die Brutalität, mit der die nationale und judengegnerische Bewegung in Rumänien verfolgt wird, die Unfreundlichkeiten, mit denen Deutschland in der rumänischen Presse bedacht wird — das alles sind wenig erfreuliche Zeichen.

In Wirklichkeit ist die

Erbitterung gegen die Juden

in erheblichen Teilen des rumänischen Volkes sehr groß und ist in Erhebungen gegen die Juden am 10. und 11. November im Buchenland und in der Dobrudscha zum Ausbruch gekommen. Wir haben vom deutschen Standpunkt aus ein Interesse an einem starken und kräftigen Rumänien — aber es kann uns nicht gleichgültig sein, wenn die nationale rumänische Jugend gerade und deshalb unter Druck gesetzt wird, weil sie die Außenpolitik Großrumäniens auf eine Zusammenarbeit mit dem Reich einstellen will.

Die Ermordung des deutschen Diplomaten Ernst vom Rath in Paris durch den Juden Herschel Seibel Grynszpan hatte im Deutschen Reich eine starke Empörung gegen die Juden zur Folge. Die ganze Weltpresse, soweit sie unter jüdischem Einfluß ist, tobte darauf los. Vor allem, als den Juden 1 Milliarde Reichsmark Buße auferlegt wurde, schrie das Judentum in seinem Heiligsten verletzt auf. („Wer mer nemmt mein Geld, nemmt mer mei Ehr", sagte schon der alte Rothschild.)

Sofort trat alles in die Schranken, was mehr oder minder jüdisch gebunden war. Am heftigsten war die Reaktion gegen uns in Amerika. Hier kam es zum regelrechten Boykott deutscher Geschäfte, Präsident Roosevelt hielt eine neue unfreundliche Rede und berief den Botschafter zum Bericht nach Amerika zurück. Die

Hetze in USA.

hat unerträgliche Formen angenommen.

Hier müssen die Hintergründe aufgehellt werden.

Als amerikanische Pressevertreter an den Präsidenten die Frage richteten, ob seine Ahnen Juden gewesen seien oder nicht, gab Roosevelt folgende ausweichende Erklärung ab: „Meine Ureltern kamen vor etwa 300 Jahren aus Holland nach Amerika. Ob diese meine Ahnen Juden, Katholiken oder Protestanten waren — diese Frage beunruhigt mich nicht; mir genügt es, daß sie gute Bürger und gottesfürchtig waren" („Neue Freie Presse", Wien, 20. März 1935).

Roosevelts Umgebung ähnelt einer Synagoge: Morgenthau, Baruch und eine ganze Flut von kleineren Juden. Baruch, während des Weltkrieges Mitglied des Kriegsindustrieamtes und

heute der größte Treiber zur Aufrüstung in USA., verlangte, daß die Vereinigten Staaten den „Schutz" des ganzen amerikanischen Kontinents übernehmen müßten. Am 26. Oktober unterstrich Roosevelt diese Behauptung noch besonders. Die Parole wurde ausgegeben, Deutschland beabsichtige ideologisch durch nationalsozialistische Propaganda einen der südamerikanischen Staaten in seinen Besitz zu bringen. So nahm USA. in diesen Wochen die Stellung einer Vormacht über Südamerika in Anspruch — in der argentinischen Presse fanden sich sofort recht lebhafte Zurückweisungen dieser Anmaßung, auch in der Presse Brasiliens und Mexikos fanden sich, neben einigen recht unklugen Angriffen auf Deutschland, Zurückweisungen der Vorherrschaftsansprüche von USA. Hinter diesen steht in Wirklichkeit ein erhebliches Stück der alten

Dollardiplomatie.

Man versucht Süd- und Mittelamerika mit der deutschen Gefahr zu ängstigen, um sie so unter den Einfluß des Kapitals von Wall Street zu bringen. Man will dabei nicht zuletzt Handelsvorteile erzielen, die aufstrebende Wirtschaft der südamerikanischen Staaten dem amerikanischen imperialistischen Kapitalismus verknechten. Schon heute ist der Anteil von USA. am Handel Südamerikas ein sehr hoher. Der Direktor des Bureau of Foreign and Domestic Commerce gab auf der New Yorker Tagung des National Foreign Trade Council selbst zu, daß die lateinamerikanischen Republiken 1937 in den Vereinigten Staaten mehr gekauft hätten als Deutschland, Großbritannien, Italien und Japan zusammen. Der nordamerikanische Anteil am lateinamerikanischen Import betrug im vergangenen Jahre 34,4 vH., während Deutschland 14,1 vH. lieferte, Großbritannien 12,6, Japan 2,7 und Italien nur 2,6 vH. Umgekehrt waren die USA. 1937 auch die größten Abnehmer der zwanzig lateinamerikanischen Staaten; sie kauften volle 31,1 vH. ihrer Erzeugnisse ab. — Das Toben der amerikanischen Presse gegen Deutschland ist höllisch. Die wenigen Stimmen der Vernunft dringen dabei nicht durch.

Japans Sieg in China

wird immer vollkommener. Mit Hankau und Kanton besitzt Japan die beiden letzten chinesischen Großstädte, die noch Widerstand leisteten. Die Engländer in Hongkong sind in der Lage eines Fisches auf dem Trockenen. Dieser große englische Umschlaghafen, vielleicht einer der größten der Welt, kann heute faktisch von den Japanern ausgeschaltet werden; keine Seifenkiste können die Engländer nach China hineinbekommen, wenn die japanische Militärverwaltung es nicht erlaubt. Das Ende der englischen Vorherrschaft auch in Südchina ist mit der Besetzung von Kanton durch die Japaner gekommen. Die japanische Zeitung „Shiunso" fordert, Japan müsse rücksichtslos den beiden angelsächsischen Mächten gegenüber seine machtpolitische Stellung geltend machen. London sei außerstande, seine Rechte und Interessen in Ostasien, in der Südsee und auch in Australien zu verteidigen, wenn Japan zupacke. Das Blatt verlangte: „Wir müssen fordern, daß die Männer, die vor England Angst haben, die erste Linie verlassen und durch jene Männer ersetzt werden, die keine Angst vor ihnen haben." Das war geschrieben kurz vor dem Rücktritt des kompromißfreundlichen Außenministers Ugaki, der gerade das englisch-japanische Verhältnis pflegen sollte. Seit seinem Abgang ist der Ton der Japaner viel schärfer geworden. In Washington ist der stark amerikanisierte Botschafter Saito durch einen viel schärferen Mann ersetzt worden, Shigemitsu ist an Stelle des englandfreundlichen Yoshida Botschafter in London geworden. Eine unverschämte Note von USA. vom 6. Oktober, in der nicht mehr und nicht weniger als die Aufrechterhaltung der „Offenen Tür" in China, d. h. die Fortsetzung des amerikanischen Wirtschaftsimperialismus gefordert wurde und deren Ton von Anmaßung strotzte, ist von der japanischen Regierung mit der eisigen Bemerkung zurückgewiesen worden, die Forderung nach der „Offenen Tür" entspräche nicht mehr der gegenwärtigen Lage. Vor der „Offenen Tür" stehen nämlich jetzt japanische Soldaten, mit Handgranaten umgeschnallt!

Außenminister Arita — übrigens aus einer der vornehmsten Familien Japans und langjähriger Vertreter enger Zusammenarbeit mit Deutschland und Italien — hat in seiner außenpolitischen Erklärung höflich, aber mit schneidender Kühle zu verstehen gegeben, daß die japanische Armee die Opfer in China nicht umsonst gebracht hat.

Wie gerechtfertigt sind heute alle jene, die seit jeher die enge Freundschaft zwischen Deutschland und Japan befürwortet haben! Die japanische Macht im Fernen Osten, das blanke

Schwert der Samurai ist eine der besten Garantien des Friedens — alle jene

jüdischen Kriegstreiber

in Moskau, New York, aber auch die Herren Churchill, Eden, Cooper und ihre Freunde müssen mit der Macht Japans rechnen, die in ihrem Rücken steht.

Andererseits erkennen japanische Kreise gern an, daß Japan viel Zeit und Muße gewonnen hat, die Angelegenheiten im Fernen Osten in Ordnung zu bringen, als die Heimholung Österreichs und der Sudetenlande die Aufmerksamkeit Westeuropas band.

Eine besonders schöne Illustration zu dem Geschrei der englischen Presse über die Behandlung der Juden in Deutschland lieferten die Ereignisse in **Palästina**. Immer wieder muß man darauf hinweisen, daß es eine Menge Engländer gegeben hat und wohl heute noch gibt, die das gute Recht der Araber anerkennen. Es war erst jener unglaubliche Sieg der zionistischen Exekutive im Jahre 1930, als sie Lord Passfield, der in seinem Weißbuch sehr verständig auch die Rechte der Araber anerkannt hatte, zum Rücktritt zwang, wodurch überhaupt erst der „scharfe Kurs" in Palästina möglich wurde.

Das Bild dort ist heute grauenhaft. Zahlreiche Dörfer, die ganze Stadt Jenin sind von den Engländern in die Luft gesprengt worden. Die Zahl der Toten ist auf arabischer Seite außerordentlich hoch — durch die Aufstellung von Tausenden jüdischer Hilfspolizisten aber hat sich die dort kämpfende englische Armee mit einem blutigen Schächtertum verbündet, von dessen Taten entsetzliche Dinge durchsickern. In den arabischen Gebieten wird eine Photographie verbreitet, auf der ein gefangener Araber dargestellt wird, den man dadurch angebunden hat, daß man ihm einen Strick durch die Ohrmuschel zog; in Jenin haben jüdische Hilfspolizisten gefangenen Arabern mit Zangen die Fingernägel ausgerissen. Besonders viehisch ist das Verfahren gewesen, um von den Kindern die Verstecke der bei den Freiheitskämpfern stehenden Väter zu erfahren, diese Kinder auf offenem Felde hinter Stacheldraht zusammenzutreiben. Sie mußten dann in der offenen Sonne des Mittags, vor der sich im Orient alle Menschen in den Schatten des Hauses zurückziehen, aufrecht stehen, bis sie umsanken. Zahlreiche Moscheen sind durchsucht, verwüstet, der Koran mit Bajonetten zerfetzt. Die Auferlegung ungeheurer Geldstrafen soll die arabische Bevölkerung zwingen, ihr Hab und Gut, vor allem ihr Land an die Juden zu verkaufen. Das Mittel der Kontributionen dient in Palästina dem Zweck, das arabische Land in jüdische Hände zu überführen.

Die Proteste aus der islamischen Welt werden immer größer. Nicht nur Syrien, Transjordanien und Ägypten sind in Erregung, die indischen Muslim beginnen zu protestieren, Englands schmachvoller Litteldienst für das Judentum schafft ihm immer mehr Gegnerschaft im islamischen Orient. Schon taucht das Wort vom „dschihâd fi sabil Allah, vom „Krieg auf den Wegen Gottes" auf. Die Beschimpfungen der Moscheen und des Korans erregen auch jene arabischen Massen, die vom modernen Nationalismus noch nicht recht ergriffen sind, aber deren religiöses Empfinden jetzt aufs tiefste verletzt ist. Wären die Araber einiger — im Untergrund geht ihr Parteienstreit noch weiter und schädigt ihre Position —, so würden ihre Erfolge größer sein. —

Man soll das Geschrei der Juden in der Welt nicht überschätzen. Wir und Italien sind ein sehr starker Block; Japan bekommt die Hände immer mehr frei und wächst an Macht von Monat zu Monat. Das Judentum bekommt fertig, was man bis dahin nicht zu hoffen wagte — eine politische Mobilisation der islamischen Völker, die sich gerade gegen das Judentum wendet und sowohl den europäischen Westmächten wie den Sowjets, die 23 Millionen Muslim unterdrücken, noch viele Sorgen bereiten wird. Ein realer Anlaß, uns zu bedrohen, liegt aber weder für Frankreich noch für England vor; die französische Politik arbeitet an der inneren Reform ihres Landes, in England hat zwar Eden und seine Gruppe Auftrieb bekommen, aber weder das englische noch das französische Volk haben in Wirklichkeit, auch wo sie von der Judenhetze aufgeregt werden, Lust, sich mit uns in einen Konflikt einzulassen. Ohne diese beiden aber nützt dem Judentum die kochendste Volksseele in USA. wenig. Wenn eine Prophezeiung erlaubt ist, so wird die große Judenhetze gegen uns jedenfalls in diesem Jahr ausgehen wie das alte Bauernsprichwort: „Viel Geschrei und wenig Wolle, sagte der Teufel, als er das Schwein scheren wollte."

Auf der anderen Seite ist — und man darf zweifeln, ob ihm das lieb sein wird —, das

Judentum hierdurch in der ganzen Welt zur Diskussion gestellt. Da man uns nun nicht überall für gänzlich unbegabt hält, so wird die Zahl der Menschen zunehmen, die nach den Gründen der deutschen Judengegnerschaft fragen. Wenn diese aber einmal diese Gründe verstanden haben, so werden sie selber Judengegner werden. Es kann den Juden dabei gehen wie jenem Dieb im arabischen Märchen, dem der Kadi eine Tracht Prügel verabreichen ließ. Der Dieb schrie und brüllte wie am Spieß, tanzte nach empfangener Prügel herum, lärmte und heulte. Die ganze Stadt lief zusammen. Da aber meldete sich erst der Hassan, dann der Ali, dann der Omar: „Kadi, Kadi, mir hat er auch etwas gestohlen!" Die Folge war, daß der Dieb nur noch viel mehr Prügel bekam.

Prof. Dr. Johann von Leers
(Abgeschlossen am 20. November 1938)

Weltwirtschaftlicher Bericht

Seitdem sich die Wellen um die große Krise in diesem Herbst auch in der Wirtschaft gelegt haben, treten alte und neue Strömungen der Wirtschaftspolitik der Welt wieder mit besonderer Deutlichkeit und mit scharfen Umrissen hervor, zum großen Teil freilich immer vor dem Hintergrund der großen politischen Entwicklungen. Die Frage:

Wohin geht die Weltwirtschaft?

die in den Tagen der Krise ebenso deutlich beantwortet zu werden schien, wie kurz darauf nach der Münchener Erleichterung, beginnt nun langsam wieder in das Ungewisse zu verschwimmen, in dem sie vorher lag. Wie nach einer Unterbrechung des Schauspiels infolge einer Naturkatastrophe treten nun nach der Wiederaufnahme des Theaters die alten Schauspieler in alten Rollen wieder auf und fangen genau dort wieder an, wo sie vordem entsetzt aufgehört hatten. Während der alte Kontinent nun immer noch von den Möglichkeiten zerrissen zu sein scheint, die für den Weg der Weltwirtschaft bestehen, legt sich der neue Kontinent mit geradezu sturer Eindeutigkeit immer stärker auf eine Rückentwicklung zu der guten alten Zeit fest. Nicht anders sind die jüngsten Äußerungen und Reden des amerikanischen Staatssekretärs Cordell Hull zu verstehen. Nachdem er den englisch-amerikanischen Handelsvertrag glücklich unter Dach und Fach gebracht hat, ein Hauptbeweisstück seiner Politik, glaubt er mit um so größerer Siegesgewißheit das Ideal der Meistbegünstigung und des freien Welthandels verkünden zu können, und wenn er darüber auch einige harte Wirklichkeiten etwas zurechtbiegen soll. Tatsächlich scheint ihm wenigstens in der Grundhaltung der innerpolitische Wahlerfolg der Republikaner recht zu geben, denn wenn diese auch seine innerpolitischen Gegner sind, so vertreten sie doch genau wie er die Forderung nach der Freiheit der Wirtschaft vom Staate. Aber daß dies gleichzeitig den Absichten seines Chefs Roosevelt zuwiderläuft, kennzeichnet nur die verworrene Lage, in der sich die Geistesströmungen heute befinden. Ähnlich ist es ja auch in Frankreich, wo man nach der Überwindung des Schocks vom September die Führung der Finanzen wieder einem so soliden, alterfahrenen Manne anvertraut hat wie Reynaud, nachdem zunächst eine ganz andere Richtung zu triumphieren drohte. Gedanklich ist man sich in Frankreich also mindestens nicht einig, genau so wenig wie in England, wo auch konservative und reformatorische Strömungen um die Wirtschaftsführung ringen. Daß die Revolution in Mitteleuropa der reformatorischen Richtung in der Tschecho-Slowakei einen großen Auftrieb verliehen hat, ist bezeichnend für die Wandlungen und für die Zusammenhänge. Es scheint zunächst, daß sich die drei großen Demokratien stärker in der Richtung einer konservativen Wirtschaftspolitik orientieren, also Cordell Hull, Paul Reynaud Sir John Simon mit Neville Chamberlain, der, so merkwürdig es klingt, in diesem Falle durchaus konservativ denkt und auch alle Versuche reformatorischer oder gar revolutionärer Umgestaltung der englischen Wirtschaft eisern abgeschlagen hat, wie sie im Zusammenhang mit dem Ausbau der Wehrwirtschaft gemacht worden waren. Zu dem englisch-amerikanischen Handelsabkommen tritt die erneute Betonung des Drei-Mächte-Abkommens über die Währung, die besonders wichtig war im Hinblick auf die letzten Vorgänge auf den Devisenmärkten, auf die anhaltende Pfundschwäche, den Goldstrom nach Amerika und die Flucht aus dem Franken. Man munkelt sogar von materiellen Hintergründen dieses Drei-Mächte-Abkommens, bzw. von einer Anleihe der Vereinigten Staaten an Frankreich zur endgültigen Sanierung. Um das zu verstehen, erinnere man sich kurz der letzten

Sensationen auf dem Goldmarkt.

Die Kapitalisten aller Welt bewiesen wieder ihre



Vaterlandsliebe, indem sie angesichts eines drohenden Weltkriegs Gold hamsterten, Gold in aller Welt. Und es entstand damals eine atemberaubende Jagd nach dem gelben Metall, das plötzlich im Preise anstieg. Niemand wollte sein gutes Geld mehr in englischen Pfunden anlegen, von französischen Franken ganz zu schweigen, und selbst der amerikanische Dollar war für die Sicherheit nicht mehr gut genug. Es mußte blankes Gold sein. So entwickelte sich neben der chronischen Frankenschwäche vor allem eine anhaltende Unterbewertung des Pfundes gegenüber Gold und Dollar, so daß man immer wieder von einer Neufestsetzung des Verhältnisses Pfund zu Dollar sprach — und damit die Unterbewertung nur noch mehr verstärkte. Der Goldhunger schien gar nicht mehr zu befriedigen zu sein, und sowohl die Goldminen von Südafrika, mehr aber noch die Minen in Nordamerika, Mexiko und Australien machten die gewaltigsten Anstrengungen und verzeichneten wahre Rekordleistungen an Steigerungen ihrer Ausbeute. Aber welch ein Sinn lag in alledem, wenn die gesamte Mehrausbeute und darüber hinaus noch viel mehr in den amerikanischen Eiskellern für Gold wieder verschwand? Allein im letzten Vierteljahr, dem der Weltkrise, sind für 2¼ Milliarden Mark Gold nach den Vereinigten Staaten geflossen und dort sterilisiert worden. Der gesamte Goldbestand der Vereinigten Staaten beträgt jetzt rund 35 Milliarden Mark, das sind beinahe 60 vH. des gesamten Weltgoldbestandes, während sie vor etwa zehn Jahren noch einen Bestand von 25 Milliarden hatten. Wo soll das hinführen, wenn die Entwicklung so weitergeht? Dabei ist die Handelsbilanz Nordamerikas anhaltend aktiv mit 100 bis 200 Millionen Mark im Monat, der Exportdrang wird aus innerwirtschaftlichen Gründen (Arbeitslosigkeit) immer größer, und es besteht eher der Wunsch, den Ausfuhrüberschuß zu erhöhen — als ihn abzubauen und in einen großen Einfuhrüberschuß zu verwandeln, wie es bei der geschilderten Goldlage nur zu natürlich wäre. Um nun aus diesem Dilemma herauszukommen, überlegt man sich schon die Frage einer Anleihegewährung, besonders an Frankreich, vielleicht auch an England, besonders aber an Südamerika, wo man besondere wirtschaftspolitische Ziele verfolgt. Der Kreditgewährung an die westeuropäischen Demokratien stehen freilich immer noch die unbezahlten, vielmehr ungeregelten Kriegsschulden gegenüber; ein dunkler Schatten überhaupt für die Wiederbelebung des Kapitalismus. Deswegen wird vorerst auch noch nicht von derartigen Anleihe- oder Kreditoperationen gesprochen. Aber schließlich muß einmal der Mut zur Konsequenz aufgebracht werden, wenn vor allem Amerika nicht bei gefüllten Goldkellern verhungern will. Die Größe und Dringlichkeit dieser Frage ist zunächst allerdings wieder in den Hintergrund gedrängt worden durch den

starken Konjunkturaufschwung in Amerika.

Was man noch vor wenigen Wochen nicht für möglich gehalten hätte, befindet sich in vollem Zuge. Seit der Beendigung der politischen Weltkrise, seit dem beruhigenden, ausgleichenden Ergebnis der Kongreßwahlen ist die große, langerwartete Konjunkturwende eingetreten. Die Erzeugung steigt wieder erheblich, die Kapazität der Stahlindustrie ist zu über der Hälfte wieder ausgenutzt, die General-Motors-Gesellschaft hat wieder 35 000 Arbeiter eingestellt. Und natürlich sind die Börsenkurse in der Wall Street entsprechend heraufgeklettert. An dieser Stelle ist immer davor gewarnt worden, den Konjunkturabstieg der Staaten zu sehr als eine Krise im Sinne von 1930 auszulegen; dazu sind die inzwischen ergriffenen binnenwirtschaftlichen Maßnahmen eben zu groß gewesen. Genau so wurde vor einer Überschätzung der Weltkonjunktur im Frühjahr 1937 gewarnt. Man wird sich auch jetzt immer vor Übertreibungen nach beiden Seiten hüten müssen. Dazu befindet sich die gesamte Weltwirtschaft doch zu sehr in einem Übergang zur planvoll, staatlich gelenkten Wirtschaft, zur „économie orientée", um einen Ausspruch des französischen Handelsministers zu benutzen, der sich auch noch mit Paul Reynaud im Amt befindet — genau wie im amerikanischen Kabinett neben dem sturen Freihändler Hull der Gegenpol in Gestalt des Landwirtschaftsministers Wallace vorhanden ist. So werden in Amerika auch die Wahlsiege der Republikaner keine Rückkehr zum zügellosen Kapitalismus nach sich ziehen, und auch die gegenwärtige Konjunktur ist zu sehr in dem Übergang verwurzelt, als daß die Bäume in den Himmel wachsen könnten. Denn einerseits ruht sie zunächst auf binnenwirtschaftlichen Maßnahmen und Plänen, ganz besonders auf den gewaltigen Rüstungen zu Land und zur See und auf den Vorbereitungen der amerikanischen Industrie zur Umstellung auf eine Kriegswirtschaft im Notfalle; eine ähnliche Entwicklung wie in England und daher auch

eine ähnliche Konjunktur. Andererseits haften ihr immer noch zu sehr alle Übel aus der kapitalistischen Systemkrise an: hohe Vorräte an Baumwolle, Getreide, Petroleum usw., die künstlich zurückgehalten werden; die gigantische Vereisung des Goldes und im Zusammenhang damit auch eine unfruchtbare Goldflüssigkeit, so daß die Banken schon keine neuen Konten mehr eröffnen wollen, wenn die Beträge zu klein sind. Natürlich hat die Konjunkturbelebung auch auf fast sämtliche Rohstoffmärkte der Welt übergegriffen, wo die

Güter der Erde wieder in Bewegung

geraten sind, auch hier, nachdem die Septemberkrise wie eine furchtbare Lähmung gewirkt hatte. Bemerkenswerterweise hatte die Kriegspsychose hier nicht zu Panikkäufen geführt, wie bei früheren Anfällen gleicher Art, die aber viel schwächer waren, wie etwa bei dem Beginn des italienischen Feldzuges nach Abessinien. Erst nachdem die Gefahr vorüber war, belebten sich die Märkte. Es war also umgekehrt, daß man eher dazu geneigt hatte, mit seinen Bedarfskäufen zurückzuhalten, als sich Vorräte hinzulegen neben den schon bestehenden. Die Bedarfskäufe wurden nach der Krise nachgeholt, die allgemeine Erleichterung und Konjunkturbelebung kamen hinzu, und schließlich taten die Rüstungsprogramme in Amerika, Frankreich und England ein übriges. Dennoch lastete auf der Erde die Sorge eines überreichen Erntesegens und riesiger Rohstoffvorräte, so daß es nicht zu einer regelrechten „Hausse" kam. Die innerpolitischen wirksamen Strömungen wirkten sich immer erkennbarer auch hier aus. Auf allen großen Märkten der Welt sind heute Versuche wirksam, das Auf und Ab der Warenpreise durch planvolle, geregelte Maßnahmen zu dämpfen, mögen sie im einzelnen auch noch so anfechtbar sein. So hat z. B. die amerikanische Baumwolltaktik erwirkt, daß sich die Baumwollpreise von ihrem Tiefstand erholten, obwohl noch riesige Vorräte lagern. Die diesjährige Ernte wird dabei übrigens erheblich niedriger geschätzt, ganz besonders die qualitativ wichtige ägyptische Ernte. Auch bei der Wolle wird die diesjährige Schur geringer geschätzt; dazu kommen große Bedarfskäufe aus Nordamerika, aus England und dem europäischen Kontinent, so daß auch hier die Preise anziehen konnten. Der bisher fast völlige Ausfall Japans als Wollkäufer im Zusammenhang mit dem Krieg in China fiel demgegenüber gar nicht ins Gewicht. Auf allen Metallmärkten konnten sich natürlich kräftige Belebungen durchsetzen, die aber, noch größer gewesen, zur Hausse ausgeartet wären, wenn hier nicht besonders jene dämpfenden Marktregelungen bestünden, so besonders beim Kupfer, vor kurzem beim Zinn (Puffer-Pool) und jetzt ganz neu auch beim Blei; in naher Zukunft wahrscheinlich auch wieder beim Zink. Sogar die Aufregung am Kakaomarkt, die im vergangenen Winter zu einem Lieferstreik der Kakaopflanzer an der Goldküste führte, soll nach dem Gutachten englischer Sachverständiger jetzt durch eine Art Marktregelung endgültig beigelegt werden. — In diesem allgemeinen Bild der Belebung der Weltwirtschaft steht immer noch abseits

Frankreich als Insel der Depression.

Wie schon angedeutet, lagen hier die beiden Strömungen wegen der Art der Wirtschaftsführung besonders heftig im Streit. Marchandeau vertrat die Richtung, die auf eine stärkere autoritäre Lenkung der Wirtschaft durch den Staat hinausgelaufen wäre, und er wollte auch in diesem Sinne eine große Vermögensabgabe und vor allem Überwachung des Kapitalverkehrs und Devisenkontrolle durchführen. Hier siegte jedoch zunächst noch das konservative Element, und Paul Reynaud konnte seine Maßnahmen durchaus unter dem Motto starten: „Zurück zum Kapitalismus!" Nur auf diesem Wege, so heißt es, könne man in Frankreich noch die alten Ideale und Lebensformen erhalten. Diese Erhaltung der alten Lebensformen kostet aber die Franzosen zunächst einige Opfer: Erhöhung der Steuern und Abgaben, Durchbrechung der 40-Stunden-Woche, ohne daß der durchschlagende Erfolg dieser Maßnahmen zu übersehen wäre. Auch Reynaud behilft sich weiter mit der abermaligen Aufwertung des Goldbestandes, mit kleinen Finanzoperationen zwischen Staat und Notenbank, mit dem Auftrieb aus einer Aufrüstung, die bald 2 Milliarden Mark jährlich verschlingt — aber es fragt sich, ob damit dem Grundübel Frankreichs geholfen werden kann, das nur rein äußerlich in dem Fehlbetrag von 4½ Milliarden Mark sichtbar wurde. Es hat fast den Anschein, als ob das Programm Reynauds doch im Hinblick auf eine baldige großzügige Finanzhilfe aus Amerika aufgemacht worden wäre, um das noch schlimmere Übel zu verhüten: der Abkehr vom Kapitalismus und der Übergang zu einer Art autoritärer Wirtschafts-

lenkung. Gerade diese Entwicklung macht sich neuerdings immer stärker

im mitteleuropäischen Raum

bemerkbar, wo sich wenigstens die geistigen Ausstrahlungen des nationalsozialistischen Deutschland auswirken. Die Wendung in der Tschecho-Slowakei, die auch wirtschaftlich bisher der Hort der „Freiheit“ war, wurde bereits angedeutet. Viele Wirtschaftsbereiche, wie das Baltikum, zum Teil auch Polen, sind bereits autoritär gelenkt; bei anderen scheint sich ähnliches vorzubereiten, wie in Rumänien, und auch in Ungarn, wie man es beispielsweise aus italienischen Äußerungen entnehmen konnte. Der deutsche Einfluß macht sich aber nicht nur geistig, sondern vor allem auch handelspolitisch stärker bemerkbar. Stärker noch als die Rundreise Dr. Schachts vor einigen Jahren ist in diesem Jahr die Reise des Reichswirtschaftsministers Funk aufgefallen und die damit zusammenhängenden Abkommen über eine deutsche Kreditgewährung an Polen und an die Türkei, nachdem die letztere gerade kurz vorher einen großen Pfundkredit aus England bekommen hatte. Die natürliche Wirtschaftsverflechtung des ganzen Gebildes setzt sich nun doch allmählich durch, auch gegen andere Gedankenkonstruktionen, und für die Konzession, die England uns gegenüber auf diesem Gebiet gemacht hat, ist der Ausspruch von Chamberlain bezeichnend und bedeutsam, es könne Deutschland nicht verwehrt werden, in Südosteuropa die Stellung einzunehmen, die ihm gemäß seiner geographisch beherrschenden Stellung zukomme, und man wolle sich nicht von der Annahme leiten lassen, daß es einen Wirtschaftskrieg zwischen Deutschland und England geben muß. Und aus der wirtschaftlichen und handelspolitisch beherrschenden Stellung, die Deutschland in diesem Raum einnimmt und einnehmen wird, ergibt sich natürlich für die Wirtschaftsgestaltung bei all diesen Staaten eine entsprechende Einstellung oder Umstellung; schon aus ganz praktischen, nüchternen Erwägungen, denn so große Verrechnungsabkommen, die den bedeutendsten Anteil an dem gesamten Außenhandel eines Landes umfassen, lassen sich natürlich auch nur dann wirksam durchführen, wenn man die Mittel zur Beeinflussung der wirtschaftlichen Kräfte des Landes selbst besitzt.

Ferdinand Fried. Zimmermann

(Abgeschlossen am 17. November 1938)

Weltagrarpolitischer Bericht

Die Produktion etwa einer Schraubenfabrik um 1000 und mehr vom Hundert zu steigern, liegt bekanntlich durchaus im Bereiche der Möglichkeiten. Wenn die Produktionsmittel und die Arbeitskräfte entsprechend vermehrt werden, läßt sich die Erzeugung sogar theoretisch unbegrenzt steigern. In der Landwirtschaft muß man aber mit dem Boden und der Natur als einem annähernd konstanten „Produktionsmittel“ rechnen, bei dem durch Mehreinsatz anderer Produktionsmittel (wie Dünger, Maschinen usw.) und durch Mehreinsatz von Arbeitskräften keinesfalls eine entsprechende Steigerung der Erzeugung einzutreten pflegt. Vor allem aus diesem Grunde ist man berechtigt zu sagen, daß landwirtschaftliche Produktionssteigerungen in den meisten Fällen ungleich schwerer wiegen als solche in irgendeinem beliebigen Industriezweig. Die Entwicklung der

deutschen landwirtschaftlichen Erzeugung seit 1880,

wie sie kürzlich in einer Untersuchung des Institutes für Konjunkturforschung dargestellt wurde, ist das wahrhaft stolze Ergebnis einer jahrzehntelangen mühevollen Kleinarbeit der landwirtschaftlichen Praxis und der Landbauwissenschaft in Deutschland. Der Wert der deutschen Agrarerzeugung stieg von 1880 bis 1937/38 um 6,8 Milliarden Reichsmark auf 12,6 Milliarden Reichsmark. Er hat sich also mehr als verdoppelt, und auch der Menge nach ist die Steigerung entsprechend gewesen. Trotz der Landverluste durch Versailles hat die landwirtschaftliche Erzeugung wert- und mengenmäßig bereits wieder die Ergebnisse der letzten Vorkriegsjahre erreicht, und das alles bei einer gleichzeitig ununterbrochen

schrumpfenden landwirtschaftlichen Bevölkerung.

Je Hektar der landwirtschaftlichen Nutzfläche sind 1937 um 13 vH. weniger landwirtschaftliche Berufszugehörige tätig gewesen als 1880. Während die Zahl der städtischen Verbraucher in dieser Zeit von 26 Millionen auf 54 Millionen, also um 108 vH. gestiegen ist, sank die Zahl der mit der Erzeugung von Lebensmitteln beschäftigten Personen von 19,2 Millionen auf 13,5 Millionen, d. h. um fast ein Viertel. Anders gesagt: im Jahre 1880 ernährte ein Landbewohner zwei Städter, im Jahre 1937 dagegen deren vier.

Besonders groß ist nach dem Vorhergesagten die Steigerung je Kopf der landwirtschaftlichen Bevölkerung gewesen; diese Steigerung betrug nicht weniger als 166 vH. Aber auch das Produktionsvolumen als Ganzes hat um 87 vH. zugenommen. — Man muß sich vergegenwärtigen, was für eine Vielzahl einzelner Maßnahmen nötig war, um in diesen wenigen Jahrzehnten ein solches Ergebnis zu erzielen. Die immer stärkere Maschinenanwendung, verbesserte und vermehrte Düngung, bessere und zweckmäßigere Gebäude, Verfeinerung der Wirtschaftsmethoden, Verbesserung der Fruchtfolgen sowie die Zunahme des Hackfruchtbaues, alles dieses und noch manches andere mehr hat dazu beigetragen, die Leistung der Landwirtschaft immer weiter zu steigern. Bei diesem Aufstieg der landwirtschaftlichen Produktion mußte sich aber nicht allein die Schrumpfung der landwirtschaftlichen Bevölkerung als schweres Hemmnis auswirken, auch der ständige

Rückgang der Nutzfläche

ist eine Erscheinung der letzten Jahrzehnte, die in nicht geringem Ausmaße der Sicherung der Selbstversorgung entgegenwirkte. Die rückgängige Bewegung der landwirtschaftlichen Nutzfläche setzt sich bis in die heutigen Tage, und gerade jetzt in verstärktem Ausmaße, fort. Die Beanspruchung des Landes für andere als landwirtschaftliche Zwecke hat einen ungeheuren Umfang angenommen. Man hat geschätzt, daß seit dem Jahre 1933 rund 300 000 Hektar für die Schaffung von Autobahnen, Truppenübungsplätzen, Sportplätzen, Wohnbauten und Wasserstraßen in Anspruch genommen worden sind. Dies bedeutet, wie das JfK. ausführt, den Ausfall einer Fläche, von der ungefähr 550 000 Menschen ernährt werden könnten. So ist also auch die Erzeugung je Flächeneinheit viel stärker gestiegen als das gesamte Erzeugungsvolumen; die Steigerung beträgt hier 132 vH. Ein besonders anschauliches Bild von der Leistungszunahme in der deutschen Landwirtschaft erhalte man, so heißt es im JfK.-Bericht, wenn man sich vergegenwärtige, daß zur Zeit in der Landwirtschaft ein Mensch auf 1,2 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche eben so viel erzeugt, wie um 1880 noch 2,7 Menschen auf 4,9 Hektar. — Die deutsche Landwirtschaft hat es aber

trotz aller dieser Gegenkräfte

erreicht, daß der Grad der Selbstversorgung gegenüber 1913 gesteigert werden konnte. Es mindert nicht die Leistung der Landwirtschaft, wenn man feststellt, daß Deutschland sich 1880 in noch höherem Maße selbst versorgte. Damals betrug der Anteil der eigenen Erzeugung an der Gesamtversorgung 95 vH. (1937 gleich 82 vH.). Man darf aber nicht vergessen, daß die Zahl der städtischen Verbraucher sich, wie oben bereits ausgeführt, seit der Zeit um 1880 verdoppelt hat und daß durch das Versailler Diktat Deutschland nicht weniger als 14 vH. der damaligen landwirtschaftlichen Nutzfläche mit fast durchweg sehr guten Böden genommen worden sind, während die Bevölkerung im Nachkriegs-Altreich 1937 um 2 Millionen Menschen größer war als im Vorkriegs-Deutschland in der Zeit von 1909 bis 1913. — Wie ist eine solche

ungeheure Leistung der Landwirtschaft

möglich gewesen? Etwa durch besondere Förderung seitens des Staates, durch Sicherung auskömmlicher Preise oder durch Bevorzugung der landarbeitenden Bevölkerung gegenüber den anderen Schichten des Volkes? Es ist bekannt, daß dieses nicht der Fall gewesen ist. Im Gegenteil, und das ist das Erstaunliche an der Leistung der Landwirtschaft: sie wurde erzielt, obwohl der Staat durch seine Agrarpolitik jahrzehntelang der Landwirtschaft schwere Hindernisse in den Weg gelegt hatte, und indem das Landvolk das Opfer ungeheurer Arbeit und eines niedrigen Lebensstandards um der Nation willen auf sich nahm. Wieviel Bauernschweiß, Bauernnot und Bauernsorgen in den oben angeführten Zahlen enthalten sind, das kann nur der ermessen, der selbst die Landarbeit und das Leben eines Landmannes kennt. — Mag die

Arbeitsüberlastung des Landvolkes

auch nicht immer so groß gewesen sein wie heute, wo die Abwanderung der Landbevölkerung in die Städte bereits das Optimum überschritten hat und einfach die allernotwendigsten Arbeitskräfte fehlen — der Landmann hat immer im Schweiße seines Angesichtes arbeiten müssen, ohne den vollen Lohn seiner Arbeit sorglos genießen zu können. Seitdem es aber Industrie und Großstädte im heutigen Sinne mit ihren scheinbar besseren Lebensbedingungen gibt, ist ihm dieses stärker zum Bewußtsein gekommen, und seit dieser Zeit eigentlich erst kann man von einer Unterbewertung der landwirtschaftlichen Arbeit sprechen. Ein Teil dieser Unterbewertung ist auch die übermäßige Ausnutzung der Arbeitskraft auf dem Lande. Sie ist ja eigentlich eine

Folge der Unterbewertung, die gleichzeitig mit anderen Ursachen zu der großen Binnenwanderung vom Lande zur Stadt und von der Landwirtschaft zur Industrie geführt hat. Hierdurch wurde die Landbevölkerung in einem weit höherem Maße zahlenmäßig dezimiert, als es die Verbesserung der landwirtschaftlichen Methoden in dieser Zeit gerechtfertigt hatte. Die Folge davon wiederum ist einmal die Minderung des Selbstversorgungsgrades gegenüber etwa dem Jahre 1880 und zum anderen eben die ungeheure und für einen durchschnittlichen Städter nur schwer vorstellbare Arbeitsüberlastung des Landvolkes, insbesondere seines bäuerlichen Teiles. Nach einer Untersuchung aus dem Kreise des RKTL. von Dr. Herbert Sudau ist der Bauer in Deutschland mit 120 vH. der jährlichen Vollbeschäftigung (eine jährliche Vollbeschäftigung gleich 300 Tage zu je 10 Stunden gerechnet) gegenüber andern Berufen stark überanstrengt. Noch mehr trifft das auf

die geplagte Bäuerin

zu, deren Arbeitsleistung noch um 10 vH. höher zu veranschlagen ist als die des Bauern. Das Problem der Arbeitsentlastung für das Landvolk wird so lange weiterbestehen, bis die bisherige Wanderungsbewegung in die Städte sich so weit abschwächt, daß ein ausreichender Teil des Bevölkerungsüberschusses der Landbevölkerung dem Lande erhalten bleibt. Nach den neuesten Feststellungen sind seit 1933 rund 400 000 Landarbeiter aus der Landwirtschaft abgewandert. Damit ist in Deutschland das beim heutigen Stande der landwirtschaftlichen Technik volkswirtschaftlich höchstzulässige Maß der Abwanderung wahrscheinlich bereits längst überschritten, und es wird schwer fallen, durch weitere Rationalisierungsmaßnahmen und andere Hilfen für die Landwirtschaft ein Abgleiten der Erzeugung zu verhindern. Daß man entschlossen ist, es zu tun, zeigt eine Reihe von Maßnahmen aus der letzten Zeit, die teils dem Ausgleich für den Ausfall an Arbeitskräften dienen, teils eine weitere Verschlechterung der Lebensverhältnisse und damit eine

weitere Abwanderung verhindern

sollen. Zu diesen letzten Maßnahmen ist vor allem die Erhöhung der Erzeugerpreise für Milch und Butter zu rechnen, die ohne Zweifel zu einer spürbaren Verbesserung der Lage in den bäuerlichen Veredlungswirtschaften führen wird. — Die günstige Wirkung, die vielfach in stark bevölkerten und primitiven Agrarländern eine gewisse Abwanderung der Landbevölkerung auf die Verbesserung der landwirtschaftlichen Wirtschaftsmethoden gehabt hat, verführt leicht zu der verallgemeinernden Behauptung, jede Landflucht trage dazu bei, daß die landwirtschaftliche Arbeit rationeller und ergiebiger und die Landwirtschaft dadurch zwangsläufig modernisiert und intensiviert werde. Wir haben gerade in der letzten Monatsübersicht im Novemberheft des „Odal" zeigen können, daß man in den stark bevölkerten Agrarländern des europäischen Südostens tatsächlich von einer Abwanderung solche günstigen Wirkungen erwarten könne. Aber selbst in diesen Ländern kann sich eine Abwanderung als Katastrophe oder doch mindestens als eine schwere Schädigung des Wirtschaftslebens auswirken, wenn sie sich in einem Tempo abspielen sollte, dem die Rationalisierung und Intensivierung der Landwirtschaft nicht folgen könnte. Bedeutend schlimmer ist es um die Länder bestellt, die über eine für ihren derzeitigen landwirtschaftlichen Intensitätsstand bereits zu dünne Landbevölkerung verfügen. In dieser Lage befindet sich in gewissem Ausmaße Deutschland, und es gibt eine ganze Reihe von Ländern in Europa, für die das gleiche zutrifft. Schwieriger als in den meisten anderen Ländern ist die Lage in dem kleinen Lettland, das eine schon absolut sehr niedrige Bevölkerungsdichte aufweist und sich zur Zeit in einem Verstädterungsprozeß befindet, der das Land immer mehr von Menschen entblößt. Wenn man hört, daß die

Universität Riga nicht weniger als acht- bis zehntausend Hörer im Jahr

zählt (in einem Lande mit insgesamt knapp 2 Millionen Einwohnern) und gleichzeitig jährlich etwa 50 000 ausländische Landarbeiter in der lettländischen Landwirtschaft tätig sind, so kann man sich einen ungefähren Begriff davon machen, wie sehr der Drang in die Stadt und ein falsch verstandener Bildungshunger das Gleichgewicht im lettischen Volk und in der lettländischen Wirtschaft ins Wanken gebracht haben. Heute liegen die Dinge in Lettland tatsächlich so, daß eine ordnungsgemäße landwirtschaftliche Arbeit in vielen Fällen gar nicht mehr möglich ist und weite fruchtbare Flächen brach liegengelassen werden müssen. Die Beschaffung ausländischer Arbeitskräfte, die aus nationalpolitischen Gründen nicht einmal immer sehr erwünscht zu sein braucht, ist zudem in der aller-

letzten Zeit schwieriger geworden, und es ist nicht ausgeschlossen, daß Polen, das bisher das Hauptkontingent dieser Wanderarbeiter stellte, eines Tages die Abwanderung seiner Landarbeiter ebenso sperren wird, wie es Litauen und Estland praktisch bereits getan haben. Es ist darum nur natürlich, daß in Lettland heute der

Ruf nach Rationalisierung der Landwirtschaft

laut wird, um so mehr, als hier noch große Rationalisierungsreserven liegen. Zwar hat sich zweifellos die lettländische Landwirtschaft seit dem Bestehen des Staates und der Lösung vom russischen Großraum sehr stark entwickelt und ist in dieser Zeit überhaupt erst zu einer modernen Landwirtschaft geworden, wobei Dänemark und in gewissem Maße auch Holland die großen Vorbilder waren. Aber trotz der großen Erfolge, die die baltischen Staaten bei der Entwicklung ihrer tierischen Veredlungswirtschaft erzielt haben, sind sie in vieler Beziehung noch weit hinter ihren Vorbildern zurück, und das mag bei dem heutigen Stande der Dinge vielleicht ihr Glück sein. Denn nun können sie — für Estland mindestens gilt im Prinzip das gleiche wie für Lettland — den Folgen ihrer etwas übereilten Industrialisierung und Verstädterung wenigstens dadurch begegnen, daß sie die Rationalisierungsreserven in ihrer Landwirtschaft ausschöpfen. Der lettische Staatspräsident Ulmanis hat darüber hinaus auch noch einen

„Kampf gegen die Leere des Landes"

gefordert, und so plant man in Lettland, durch gleichzeitige Rationalisierungsmaßnahmen in der Industrie einen Teil der Industriearbeiter freisetzen und aufs Land zurückführen zu können. Voraussetzung dafür wäre freilich eine umfassende Sozial- und Kulturpolitik auf dem Lande, die Schaffung besserer Wohnungen und Schulen usw., denn auch in Lettland ist der Fehler gemacht worden, daß im Zuge der Industrialisierung soziale Einrichtungen in den Städten geschaffen wurden, daß aber das Land dabei völlig übergangen wurde. Bei dem heutigen Stande der kulturellen und sozialen Fürsorge auf dem Lande dürfte es nicht gelingen, einen irgendwie nennenswerten Teil der bereits Abgewanderten aufs neue dauernd ans Land binden zu können. — Im Südostraum Europas sind im vergangenen Monat durch

die Vergrößerung Ungarns

neue wirtschaftliche Kräfteverlagerungen zu verzeichnen. Ungarn ist ein im wesentlichen agrarisches Gebiet zugefallen, das durch große Fruchtbarkeit ausgezeichnet ist. Die ungarische Landwirtschaftliche Erzeugung wird hierdurch eine wesentliche Erhöhung erfahren, vor allem an Weizen, aber auch an Roggen und Gerste, Hafer und Mais. Die im neugewonnenen Gebiet gelegenen Industrien gründen sich in erster Linie auf die agrarischen Rohstoffe des Landes. Von besonderer Bedeutung sind die Mühlen-, die Brennerei- und die Zuckerindustrie. Die wirtschaftliche Struktur Ungarns wird sich durch die Gebietsvergrößerung nicht sonderlich verändern, auch die Rohstoffversorgung wird in Zukunft kaum anders aussehen als bisher. Einige agrarische Rohstoffe, wie Hanf und Flachs, werden reichlicher vorhanden sein, die Industrie wird aus den reichen Wasserkräften des zurückgewonnenen Oberlandes Nutzen ziehen können.

In der Tschecho-Slowakei

wird sich der neue Kurs auf dem Gebiete der Landwirtschaft in der Richtung einer „dirigierten Wirtschaft" auswirken. Der Prager Landwirtschaftsminister Dr. Feierabend plant, nach dem Muster des tschechischen Getreidemonopols auch ein Viehmonopol einzuführen und die Mühlenindustrie und die Mehlbewirtschaftung allmählich dem Getreidemonopol anzugliedern. Die Besinnung auf die agrarischen Werte macht in der Tschecho-Slowakei anscheinend immer weitere Fortschritte. Man erinnert sich daran, daß das Land in seinen wirtschaftlich besten Jahren ein wichtiges Agrarausfuhrland war. Auch heute noch ist die landwirtschaftliche Basis keineswegs schmal zu nennen. Die Versorgung der Tschecho-Slowakei mit Fleisch, tierischen und pflanzlichen Fetten kann heute aus eigener Erzeugung vollständig gedeckt werden. Die Getreideproduktion kann ohne weiters noch erheblich gesteigert werden. — Die wachsende Einsicht in die wahren wirtschaftlichen Aufgaben der Tschecho-Slowakei, wobei Zug um Zug die alten Zweckträume einer „Kleinen Wirtschaftsentente" über Bord geworfen werden, und die Erfolge der deutschen Wirtschaftspolitik im europäischen Südostraum lassen die Ansicht als durchaus berechtigt erscheinen, daß allmählich eine immer weitergehende handelspolitische Konsolidierung in Mittel- und Südosteuropa eintreten wird. — In einem gewissen Gegensatz dazu stehen die

Großraumpläne US.-Amerikas

auf dem amerikanischen Kontinent. Dort geht es bedeutend unharmonischer zu. Die Gegen-



sätze prallen vielfach scharf aufeinander, und die Möglichkeiten einer alle Teile befriedigenden Zusammenarbeit scheinen in weiter Ferne zu liegen. Von diesen Zusammenhängen wird später noch zu reden sein. Die Panamerikanische Konferenz, die im Dezember in Lima (Peru) stattfinden wird, mag manche wertvollen Aufschlüsse gerade auch in wirtschaftlicher und agrarwirtschaftlicher Hinsicht geben.

Christoph v. d. Ropp
(Abgeschlossen am 22. November 1938)

Kulturpolitischer Bericht

Die Winterspielzeit der deutschen Theater hat in der Provinz mit einer außerordentlichen Aktivität der Spielplangestaltung begonnen. Junge Dramatiker melden sich überall zum Wort. Das Bestreben, nicht nur den Rhythmus der Aufführungen, sondern auch die Spielpläne mit nationalsozialistischem Geist zu erfüllen, ist unverkennbar. Das dramatische Epigonentum der ersten Jahre nach dem Umbruch, das mit marschierender SA., Marschmusik und pathetischer Kämpferpose Gesinnungslorbeeren sammeln wollte, ist dank der achtsamen Tätigkeit der Reichsdramaturgie von den Spielplänen verschwunden. Überall ist ein Ringen um die Vertiefung des weltanschaulichen Erlebnisses zu spüren.

Die Dramatiker gestalten die Sinnbilder und Gleichnisse ihres politischen Erlebens im Schauspiel, so wie Maler, Bildhauer und Baumeister ihre

Kunst in den Dienst unserer Weltanschauung

stellen, wenn ihr Herz jung genug geblieben ist. Ein Blick auf die Spielpläne zeigt, daß das historische Schauspiel, das geschichtliche Drama, die Form der klassizistischen Tragödie noch überwiegen. Dramen wie Hymmens „Beton", das ein Schicksalsthema unserer Zeit mit echt dramatischer Gestaltungskraft anpackt, sind noch selten. Zu ihnen gehört das kürzlich in Hannover uraufgeführte Schauspiel „Ich klage an" von Gert von Klaß, das am Beispiel der Entführung des Generals von Miller, des Führers der nationalistischen russischen Emigranten in Frankreich, die unversöhnliche Feindschaft aufdeckt, die das junge, seiner völkischen Kraft bewußte Europa vom bolschewistischen Weltfeind trennt. Gert von Klaß durchdringt das große Schicksalsthema der Gegenwartsgeschichte mit einem ausgeprägten Willen zur geistigen Vertiefung. Er erkennt in der Antithese Faschismus und Bolschewismus den Gegensatz zwischen Gottbekennern und Gottleugnern, wobei es nicht darauf ankommt, wie Gott verehrt wird, sondern daß ein Volk das Walten der göttlichen Kraft erkennt und in seinem tätigen Dasein verehrt. Der Bolschewismus leugnet das göttliche Prinzip, er ist ein blinder Anbeter der seelenlosen Mechanisierung und Technisierung, er vernichtet das Bauerntum, den gottnahen Urstand jedes gesunden Volkes, er wird an einer eigenen blinden Sinnlosigkeit zugrunde gehen.

So hat Gert von Klaß für sein Drama einen festen geistigen Standpunkt gefunden, der diese auch künstlerisch wesentliche Dichtung klar in das weltanschauliche Bild unserer Gegenwart einordnet. Der Verfasser hat selbst zu dem Verlangen nach einem lebendigen und

dem Zeitgeschehen aufgeschlossenen Gegenwartsstück

gesagt: „Diesem Verlangen liegt die gesunde Erkenntnis zugrunde, daß es allein mit einer historisierenden Kunst nicht getan sein kann, mag diese auch noch so sehr gegenwartsbezogen sein. Jede Zeit wünscht direkt angesprochen zu werden, benötigt unmittelbare Auseinandersetzung mit den sie bewegenden Fragen. Das Theater insbesondere bringt sich um seine stärksten Wirkungsmöglichkeiten, wenn es auf das ernste Gegenwartsstück verzichtet."

Die große Bühnenbegabung Thilo von Trothas, des leider durch einen Unglücksfall frühzeitig dem deutschen Volk entrissenen Vorkämpfers der Nordischen Bewegung, ist uns durch die Uraufführung seines hinterlassenen Lustspiels „Prinzessin Plumpudding" am Altonaer Volkstheater noch einmal eindringlich vor Augen geführt worden. Hier wird eine historische Anekdote mit Anmut und Leichtigkeit in ein heiteres unbeschwertes Komödienspiel verwoben, das in der Geschichte ein zeitloses Sinnbild unseres menschlichen Schicksals sucht. Lebhafteste Beachtung fand mit Recht die Hamburger Uraufführung von Eberhard Wolfgang Moellers geschichtlichem Drama „Karthagos Untergang", wobei die Beurteilung trotz der rückhaltlosen Anerkennung, die Moellers dichterische Aktivität findet, nicht einheitlich war. Das Bestreben des Dichters ging dahin, am Beispiel des versumpften und verrotteten Schieberstaates Karthago das unentrinnbare Schicksal des Weimarer Parlamentarismus und seiner Nutznießer und Paladine zu brandmarken. Moeller wählt dabei

in den ersten Akten mehr den Spiegel der grotesken politischen Karrikatur als das Gleichnis der dramatischen Charakterisierung. Die Karthager bewegen sich ganz wie Bürger eines demokratischen Staatsgebildes der Gegenwart. Sie trainieren Rudermannschaften für die Olympiade, sie besitzen Autos, Luxusvillen, betrügerische Staatspapiere und eine Liga für Menschenrechte mit einem ausgesuchten Musterexemplar von molluskenhaft-charakterlosem Vorsitzenden. Moeller schreibt in seiner Einführung zu diesem Spiegelbild jüngster Vergangenheit: „In Wirklichkeit hat die karthagische Bevölkerung genau so wenig gekämpft wie bei uns die jüdischen Kriegsgewinnler, Börsenschieber, Journalisten und Saboteure des Kurfürstendamms. Vielmehr saßen sie in ihren protzigen Villen am Meer, berechneten die Gewinne aus ihren Plantagen oder Kolonien, überlegten den neuesten Geschäftstrick und ließen die nicht semitischen Bauernjungens, auf deren Land sie sich eingenistet hatten, für sich arbeiten oder die angeworbenen Soldaten aus anderen Völkern für sich kämpfen. Daß es ihnen selbst einmal an den Kragen gehen könnte, das begriffen sie erst an dem Tage, an dem der römische General Scipio das letzte Ultimatum auf Räumung und Zerstörung der Stadt stellte, aber da war es zu spät!"

Eine groteske Geschichtsschau von so zweckbedingtem weltanschaulichen und kulturpolitischen Willen hat eine Berechtigung, wenn ein Dichter von echter dramatischer Begabung sich ihrer bedient, um zu eigener Aussageform zu gelangen. Auch Moellers Drama gewinnt in seinen Schlußszenen echten und hohen dichterischen Gehalt, eine tragische Größe der Schau, die die Kraßheiten der satirischen ersten Akte vergessen läßt. Der

Weiterentwicklung des deutschen Dramas

wäre es sicher nicht zuträglich, wenn diese im Grunde gewaltsame Form der dramatisierten Geschichtsschau von weniger begabten Dramatikern gehandhabt würde. Von den Gefahren einer solchen Entwicklung hat Alfred Rosenberg in seiner kulturpolitischen Rede auf der 5. Reichstagung der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums warnend und mahnend gesprochen: „Die Geschichte mit ihren tragenden Persönlichkeiten fordert auch die Berücksichtigung ihrer Tatsächlichkeiten seitens des sie behandelnden Künstlers. Mag man der dichterischen Freiheit noch soviel Raum lassen in der Erkenntnis, daß die geschichtswirkende Kraft eines Menschen nicht notwendig mit seinem sonstigen privaten Schicksal verbunden erscheint und deshalb aus manchen Zufälligkeiten herausgehoben werden kann, so geht es nicht an, wie es manchmal geschieht, einfach Gefühle und Gedanken unserer Gegenwart in Gestalten der Vergangenheit hineinzutragen und diese, ohne sie aus ihrer eigenen Zeit zu begreifen, als Träger der Ideen unserer Epoche vorzuführen. Das Leben auch der Vergangenheit ist so farbig und wechselartig, daß der Dichter immer noch einen weiten Spielraum hat und es ihm deshalb der künstlerische Takt verbieten muß, hier eine Vermanschung der Persönlichkeiten und Gedanken verschiedenster Zeitalter vorzunehmen und gar dann auch noch die bewegungslose Achtung seitens des Urteils der nationalen Gemeinschaft zu erwarten. Erst wenn dieses allgemeine Achtungsgefühl jeden Künstler beherrscht, wenn er ein Thema aus dem Leben der Nation behandelt, dann erst darf auch er erwarten, daß bei Beurteilung seines Werkes das gleiche Gefühl anhält, dann erst darf er als Dramatiker auch die Forderung stellen, das Regisseure und Bühnenbildner sein Werk ebenfalls nicht als Möglichkeit für das Durchexperimentieren subjektivistischer Einfälle betrachten, sondern es aus eigenen Gegebenheiten bewerten und somit nicht ihre, sondern des Werkes Grundgedanken zu verdeutlichen sich bemühen."

Das Berliner Theater nimmt gegenüber der Entwicklung der Provinz noch immer eine Sonderstellung ein. Der erfreuliche

künstlerische Aktivismus,

der bei den kleineren und mittleren Provinzbühnen auf die Spielgestaltung abgestellt ist, bemüht sich in Berlin erfolgreich um die Entwicklung der Bühnentechnik, Regie und Darstellung zu einer Leistungshöhe, die in Europa sonst kaum noch zu finden ist. Unter Führung großer Schauspieler-Intendanten wie Gründgens, Klöpfer, George entwickelt sich ein typisches Schauspieler-Theater, in dem sich ein leidenschaftlicher Gestaltungswille mit dem bemühten Dienst am Wort, mit der ernsthaftesten Verantwortung gegenüber dem Geist des Stückes und dem Anspruch des Zuschauers zusammenfinden. Es liegt in der Natur des Schauspielertheaters, daß es zuerst Rollentheater bleibt, daß der seiner Begabung bewußte Schauspieler nach

der großen charakterisierenden Gestaltungsmöglichkeit sucht, die ihm die Rolle, der ins Rampenlicht gestellte Bühnencharakter, gibt.

Vielleicht ist hier eine Erklärung der ausschließlichen Vorliebe, die die Berliner Bühnen und das Berliner Publikum immer noch für die englische Gesellschaftskomödie von Oscar Wilde bis Bernhard Shaw besitzen, für die Anhänglichkeit, die manche Bühnen den naturalistischen Volksstücken Gerhard Hauptmanns bis in unsere Zeit bewahrt haben. Die englische satirische Bühnendichtung — und auf einer ganz andern dramatischen Ebene auch Hauptmanns soziale Tendenzdramatik — richtet sich gegen eine eben erst überwundene Vergangenheit. Dabei entwickelt sich eine Art geistiges Feuerwerk, ein Gaukelspiel mit Witzen und Pointen, eine Weltschau, die sich moralisch gebärdet und gleichzeitig wesentliche menschliche Werte verneint. Da die englischen Komödien fast immer sorgfältig aufgebaut und unter Beachtung der dramatischen Wirkungsmöglichkeiten gezimmert werden, sind sie ein Labsal für den Schauspieler, der nach den wirkungsvollsten Charakterrollen sucht.

Dabei ist die Grundtendenz besonders der Komödien des Iren Bernhard Shaw oft ein moralisierender geistreicher Nihilismus, eine geistige Zersetzung durch satirische Lebensschau, die für den unvorbereiteten Zuschauer, besonders den einfacheren Volksgenossen, nicht immer ungefährlich sein mag. Wir sehen deshalb eine Aufgabe für die deutsche Dichtung: an der

Schaffung einer echten Volkskomödie

zu arbeiten, die der ausländischen Lustspiel-Invasion ein gesundes Gegengewicht bietet. Vorläufer genug sind da, denken wir an die klassische deutsche Komödie von Lessing, Kleist und Büchner, an Zerkaulens „Sprung aus dem Alltag", an die saftigen Bauernlustspiele von Hinrichs, an die Komödien des rheinländischen Dichters Heinz Steguweit.

Die Dichtung muß versuchen, auch ohne Umweg über die historische Staffage zu einer lebendigen und fruchtbaren Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit zu kommen. Der Mut, den wir vom Dichter fordern, muß in verstärktem Maße auch vom Intendanten und Dramaturgen aufgebracht werden, wenn die deutsche Bühne Spiegel unseres geistigen Lebens sein soll. Es gibt genug Dichtungen unserer Zeit, die es verdienen von einem führenden Theater der Reichshauptstadt mit den modernsten Mitteln der Bühnentechnik aufgeführt zu werden, nachdem sie längst ihren Weg durch die Provinz mit großem Erfolg zurückgelegt haben. So ist Heinrich Zerkaulens Schauspiel „Der Reiter" an über vierzig Bühnen der Provinz mit großem Erfolg gespielt worden. Auch ein Dramatiker von dem hohen geistigen Rang Curt Langenbecks wartet auf die längst fällige Berliner Uraufführung. Das Grabbe-Drama „Der Einsame" von Hanns Johst, die Tragödie „Genie ohne Volk", ein Spiel um den genialen spanischen Maler Francis Goya von Viktor Warsitz, Hymmens „Vasall", Steguweits politisches Lustspiel „Der Nachbar zur Linken" — das sogar schon in Kapstadt seine Erstaufführung erlebt hat — würden die Mühe lohnen, die man noch an mittelmäßige oder veraltete Ausländer, wie Sardous Ladenhüter „Madame sans Gêne" verschwendet. Wir besitzen heute, besonders in der Reichshauptstadt, eine Bühnenkunst, die alle Möglichkeiten der Regie, Darstellung, Ausstattung und dramatischen Charakterisierung ausschöpfen kann. Dieses unvergleichliche Instrument muß mit Leidenschaft in den Dienst der

Vorbereitung unserer jungen deutschen Nationalbühne

gestellt werden. Walter Horn

Randbemerkungen

Die Luziabraut

Unser Dezemberheft zeigt diesmal als Titelbild einen Weihnachtsbrauch, der wohl nur den wenigsten bekannt sein dürfte: das „Luziafest", das man in Schweden am 13. Dezember feiert. Noch vor Morgengrauen tritt die weißgekleidete Luziabraut — meist ist es die älteste Tochter des Hauses — an das Bett der Hausbewohner, weckt sie und wünscht ihnen ein gutes neues Jahr. Auf ihrem Haupt trägt sie einen immergrünenden Kranz mit brennenden Lichtern, und aus der Schale, die sie in Händen hält, verschenkt sie allerlei leckere Speisen und Backwerk. Meist finden sich auf der Schule auch noch der

aus Stroh geflochtene „Julbock" sowie der „Juleber" und der Hahn. Findet das Luziafest in größerem Rahmen statt, so ist die Luziabraut noch mit einem Gefolge von Jungfrauen und Sternknaben umgeben. Man muß einmal ein solches Luziafest in Schweden erlebt haben, um die stimmungsvolle Feierlichkeit, in der sich dieser Brauch vollzieht, ganz erfassen zu können.

Obwohl es sich hier um einen Weihnachtsbrauch handelt, der in dieser Form in Deutschland nicht mehr vorkommt, mutet die Gestalt des Mädchens mit dem Lichterkranz im Haar gar nicht fremdartig an. Kein Wunder, wenn man nämlich weiß, daß diese „Luziabraut" auf uralte Glaubensvorstellungen unserer Vorfahren zurückgeht und einst auch in Deutschland verbreitet gewesen ist. Dem Brauchtum des Luziafestes liegt ein tiefer Sinn zugrunde: Es ist das Erlebnis des ewig wiederkehrenden Naturvorganges, nach dem die Sonne gleichsam stirbt, während eine neue geboren wird, nachdem aus dem Tode immer wieder neues Leben ersteht. In der Edda finden wir jenes Bild, das von der ewig wiederkehrenden weihnachtlichen Neugeburt der Sonne kündet: „Eine Tochter gebiert die strahlende Göttin, ehe der Wolf sie würgt — —" Der Wolf als Sinnbild des Winters ist auch im deutschen Brauchtum, z. B. in Bayern, noch bekannt. Die Vorstellung von der Sonne als der strahlenden Göttin lebt aber in der Lichtgestalt der schwedischen Luzia noch unverkümmert weiter, wenn auch die Kirche hier später eine schlecht gelungene Umtaufe vornahm, indem sie diesen uralten germanischen Brauch der Lichtbringerin in einen Kult um die heilige Lucia, eine sizilianische Märtyrerin, umzudeuten und umzuwandeln versuchte. In Deutschland blieb bei dieser Umwandlung von der germanischen Lichtgestalt kaum noch etwas übrig. Denn hinter der Tiroler „Lutzelfrau", dem Kinderschreck der böhmischen „Lucka" oder der bauchaufschlitzenden „Luzier" der Oberpfalz wird wohl keiner mehr die „strahlende Göttin" der Germanen vermuten. Dem Sinne nach ist auch die im Süden unseres Vaterlandes bekannte und von der Kirche verteufelte „Perchta" oder „Berta" dieselbe germanische Lichtbringerin wie die schwedische Luzia, worauf schon allein ihr Name „Perchta" hinweist, d. h. die „Leuchtende", „Glänzende".

So sehen wir gerade in diesem Brauchtum der Weihnachtszeit einen sinnfälligen Beweis für die auffallend geschlossene Einheit des germanischen Bauernglaubens von Skandinavien bis zu den Alpen.

Paul Erich Buettner

Bauerntum gegen jüdischen Ungeist

Es ist nicht uninteressant, einmal die Herkunft der üblen Hetze in einem Teil der Weltpresse gegen die angebliche „brutale Verfolgung" der Juden in Deutschland zu untersuchen. Es fällt dabei auf, daß nicht etwa nur die gesamte marxistisch-jüdische Presse mit frommem Augenaufschlag ihr Wehgeschrei erhebt, sondern daß an und für sich sonst ganz vernünftige Blätter plötzlich in Deutschland den „Schwarzen Mann" Europas sehen. Erstaunlicherweise spielt eine der ersten Geigen in diesem Haßkonzert das „demokratischste" aller Länder, und dabei hat man gerade dort die allerwenigste Ursache, in Dingen herumzurühren, die einen grundsätzlich nichts angehen. Denn gerade für Großbritannien, das den Grundsatz „Right or wrong — my country" (ob das, was ich tue, recht oder unrecht ist, ist einerlei, wenn es nur zum Nutzen meines Landes ist) zu einem für einen jeden Engländer Gültigkeit besitzenden Prinzip erhebt, hat in seiner Geschichte eine Fülle von Beispielen, die ihm eigentlich besser gerade in diesem Falle Schweigepflicht auferlegt hätten. So betonte Reichsleiter Rosenberg auf einer Wahlversammlung in Karlsbad am 1. 12. 1938, „daß es eine Zeit gegeben habe, wo das Judentum am Ende des 13. Jahrhunderts England nahezu ganz wirtschaftlich beherrschte, d. h. aussaugte". Er weist dabei auf die „Geschichte Englands" des englischen Historikers Trevelyan hin, in der folgender Absatz bemerkenswert ist: „Während der Regierung Eduards I. fand dieses unglückselige System sein grausames Ende (1290). Indem er die Juden aus der Insel verjagte, handelte er im Sinne der besten Männer seiner Zeit." Die besten Männer dieses Abschnittes der englischen Geschichte entstammen aber nachweislich dem schottischen und britischen Bauerntum und Landadel. Wenn sich heute der Brite berufen fühlt, in der Judenfrage die „Gouvernante Europas" zu sein, dann ist es nur daraus zu erklären, daß sich inzwischen die Struktur Großbritanniens ganz ausschlaggebend verändert hat. Nicht nur daß von wirklichem Bauerntum jenseits des Aermelkanals nicht mehr gesprochen werden kann. Gerade die verhängnisvollen Kräfte, die Eduard I. verjagte, spielen heute eine große Rolle,

und das ihrer Rasse gemäße „händlerische Prinzip“ beherrscht in erschreckendem Ausmaße das Denken des Engländers überhaupt.

Dieses „händlerische Prinzip“ aber ist der bäuerlichen Wesensart vollkommen fremd, und so nimmt es denn nicht wunder, wenn gerade auch in der Geschichte Englands immer wieder der Händler zum Kampf gegen den bodenbewirtschaftenden Menschen antritt. Es war ja schließlich im wesentlichen Umfange die indische Landbevölkerung, die im Aufstand gegen den kalt rechnenden englischen Geschäftsmann ihre Freiheit verteidigen wollte. Auch der Kampf der Buren war der Kampf bodenständiger Bauern um die Freiheit ihres Landes, d. h. ihrer Höfe Und wenn wir die jüngsten Vorgänge in Palästina betrachten, so steht auch hier England wieder auf der Seite des jüdischen Weltkapitalismus, d. h. des händlerischen Prinzips, gegen die sich zur Wehr setzende ländliche arabische Bevölkerung.

„Right or wrong – my country“, nach diesem Grundsatz verfahren zu dürfen, scheint nur dem Engländer vorbehalten zu sein, wobei jedoch festzustellen ist, daß wir „Barbaren“ die gebräuchlichen englischen Behandlungsmethoden — Konzentrationslager für Frauen und Kinder im Burenkrieg, Niederbrennen arabischer Dörfer und Hinrichtung arabischer Freiheitskämpfer in Palästina — den „armen deutschen Juden“ gegenüber nicht angewandt haben. Denn es ist immer ein gewaltiger Unterschied, ob die Fensterscheiben einiger jüdischer Läden in Trümmer gehen und im übrigen das G e s e t z gegen Menschen zur Anwendung kommt, die sich schwer gegen das deutsche Volk vergangen haben, oder ob man als E r o b e r e r Menschen, die um ihre Freiheit kämpfen, auf das grausamste niedermetzelt.

Auch in Deutschland ist seit Jahrhunderten der Kampf des Bauern gegen das „händlerische Prinzip“, vertreten durch das Judentum, nie zur Ruhe gekommen. Schon im 13. Jahrhundert und dann in kurzen Zeitabständen immer wieder aufs neue erhoben sich deutsche Bauern gegen die jüdischen Zinswucherer und verjagten sie aus Städten und Dörfern. Aber immer wieder fanden die Verjagten Gelegenheit, mit Hilfe mächtiger Gönner, die auf ihren Geldbeutel angewiesen waren, zurückzukehren und sich erneut ihrer wucherischen „Beschäftigung“ zuzuwenden. Gerade der deutsche Bauer ist es heute, der mit dem ehrlichen Gefühl, nun endlich von einer entsetzlichen Gefahr befreit zu sein, die restlose und gesetzliche Ausschaltung des jüdischen Einflusses im Reiche begrüßt. Gerade er hat ja, besonders in der Nachkriegszeit, am eigenen Leibe erfahren müssen, was es heißt, schutzlos dem Zugriff des jüdischen Spekulantentums ausgeliefert zu sein.

Der deutsche Bauer hat es nämlich noch nicht vergessen, daß es z. B. gerade der jüdische Terminhandel gewesen ist, der an den Börsen mit dem Ertrag des Bauernfleißes und dem Brot des deutschen Volkes sein schamloses Spiel getrieben hat. Und zwar ein sehr verhängnisvolles Spiel, denn wie Theodor Fritsch einmal feststellte, haben z. B. die Gebrüder Sobernheim und Konsorten, eine der übelsten Cliquen jüdischer Getreidespekulanten, „durch ihre Manipulationen, durch ihre Baisse-Treiberei all das Unheil über die Landwirtschaft zustande gebracht, sie waren es, die die Preise geworfen und dem Landmann, dem Bauern, die billigen Preise für ihre Waren zudiktierten“. Gerade im Getreidehandel fand das „händlerische Prinzip“ ein sehr lohnendes Feld, denn Theodor Fritsch sagt einmal an einer anderen Stelle folgendes: „Zwei Berliner Börsenspekulanten, Ritter und Blumenfeld, die vor kurzem noch kein Geld und keinen Kredit hatten — hatten im Juli bereits ein Vermögen von 15 Millionen RM. (mit Getreidespekulationen!) verdient.“ Der Bauer kann auch nicht vergessen, daß es kaum eine Zwangsversteigerung oder Pfändung in seinem Dorf gab, hinter der nicht der Jude steckte.

Wie der Jude im übrigen die bäuerliche Arbeit einschätzt, darüber gibt der Talmud selbst Zeugnis, denn im Traktat Jevamoth heißt es: „Der Ackerbau ist die schlechteste Hantierung. Wer hundert Gulden im Handel hat, mag alle Tage Fleisch essen und Wein trinken; wer dasselbe Geld auf den Ackerbau verwendet, muß Kraut und Kohl essen . . .“. Daß der Jude sich im übrigen über die naturbedingte Kampfstellung des Bauern gegen das jüdisch-händlerische Prinzip, d. h. auch gegen die Kampftruppe des Judentums, den Marxismus, völlig im klaren ist, zeigt ein Ausspruch des jüdisch-roten „Propheten“ Karl Liebknecht, der sich auf dem „Internationalen Sozialistenkongreß“ im Jahre 1880 wie folgt vernehmen ließ: „Das stärkste Bollwerk gegen die Ausbreitung der Sozialdemokratie ist bisher das zähe Festhalten des Bauern an

seinem Eigentum gewesen, das war die Schranke, an welcher das Wachstum der Sozialdemokratie schließlich hätte zum Stillstand kommen müssen. Das amerikanische Getreide (importiert vom jüdischen Börsenspekulanten. Der Verf.) beseitigt nun diese Schranke. Es treibt den Bauern von seiner Scholle, es stößt ihn ins Proletariat hinab und wandelt ihn aus einem Verteidiger zu einem Feind der gegenwärtigen Ordnung."

Das aber ist der grundlegende Unterschied zwischen dem zerstörenden Judentum und den aufbauenden nationalen Kräften in der ganzen Welt, vor allen Dingen aber auch in den Ordnungsstaaten. Der händlerische Jude stützt sich, um Weltmacht zu erreichen, auf das verführte Proletariat, die aufbauende Staatsidee aber stützt sich mit in erster Linie auf den bodenständigen Bauern, dem es ein freies und volksverbundenes Arbeitertum an die Seite stellt.

Rolf Helm

Bauernfunk als Lehrfach

Wir alle haben noch so viele Sünden früherer Zeiten wieder gutzumachen, daß wir mit aller Kraft und mit allem uns zur Verfügung stehenden Rüstzeug an die Arbeit gehen müssen, unser Bauerntum in allen deutschen Gauen in jeder Hinsicht zu fördern und zu festigen. Wohl niemand kann bestreiten, daß der Landfunk hierfür mit das beste Rüstzeug ist. Deshalb muß der Bauernfunk in die Landwirtschaftsschule.

Denken wir einmal an unsere eigene Schulzeit zurück. Wie oft gab es da einen trockenen Stoff, der bis zur Bewußtlosigkeit durchgepaukt wurde. Und wie leicht wäre es damals schon gewesen, diesen spröden, aber vielleicht nicht zu umgehenden Teil des Unterrichts durch ein Bild, vielleicht aber auch sogar in besonderen Einzelfällen durch einen Film uns näher zu bringen, und vor allem aber uns diesen spröden Stoff dadurch besser verständlich zu machen. Der Einwand, daß der Film nicht nur damals, sondern auch heute — in größerem Umfang verwendet — zu teuer ist, mag in den meisten Fällen gelten. Dagegen greifen viele Schulen heute schon in gewissem Umfang zu der Schallplatte, also zum reinen Hörbild. Und damit kommen wir dem Rundfunk schon näher, zumal auch der Schulfunk besonders in den letzten Jahren eine stets steigende Bedeutung gewonnen hat. Das ist für die Ausbildung unserer Jugend ungeheuer viel wert — und die Durchführung ist billig. Es kostet nur die Beschaffung des Empfangsgerätes. Und der Stoff wird für 2 RM. monatlich frei Haus geliefert.

Damit könnte auch die meistens mangelhafte Verbindung zwischen Schule und Haus gebessert werden. Das ist nicht immer allein die Schuld eines städtisch eingestellten Lehrers. Auch der Bauer selbst trägt daran Schuld, wenn er an dem Schulleben seiner Kinder keinen Anteil nimmt. In der Dorfschule fängt das an, wenn der Junge mittags nach Hause kommt. Dann fliegen die Bücher in die Ecke, und dann geht es mit aufs Feld oder in den Viehstall. Von diesem Augenblick an fragt kein Mensch mehr nach der Schule und nach dem dort Gelernten, meistens auch die Eltern nicht. Das würde bestimmt anders sein, wenn durch den Schulfunk in die Schule mehr Abwechselung hineinkäme. Mit der Landwirtschaftsschule kann man das nun nicht unbedingt vergleichen. Aber ähnlich ist es. Wer weiß z. B. etwas von den verschiedenen Musterwirtschaften, Versuchswirtschaften, Forschungsanstalten, den landwirtschaftlichen Nebengewerben, soweit sie nicht gerade in der nächsten Umgebung liegen und von den Werkschulen besucht werden können. Das sind nur wenige Beispiele. Dazu gibt es eine Fülle der verschiedensten Geschehnisse, Tagungen, Lehrgänge und Feiern des Reichsnährstandes, die, im Rundfunk festgehalten, für die Schüler von unschätzbarem Wert sind. Ihre Schaffenskraft wird dadurch angeregt und erhöht, und zugleich ermöglichen wir unseren Schülern, durch die Bauernfunksendungen eine ganz andere Einstellung zu vielen Fragen zu gewinnen. Bei Ausflügen, Besuchen von Versuchswirtschaften u. ä. merken wir es doch immer wieder selbst, wie dankbar die Schüler sind für jede lebensverbundene Anregung. Wie gern möchten sie einmal mehr von der deutschen Heimat sehen, als nur immer ihre engste Umgebung. — Und dann sollten wir nicht die alte Erfahrungstatsache vergessen, daß gute Vorbilder immer über so manche Klippe der Unterrichtsgestaltung hinweghelfen können.

In den landwirtschaftlichen Schulen wird ja auch nicht lediglich trockenes Wissen gelehrt, sondern auch die Denkkraft unseres bäuerlichen Nachwuchses soll geweckt werden: er soll selbständig urteilen lernen, er soll Bauerngeist und Bauernstolz pflegen lernen, und zwar in dem Sinne, daß die Liebe zum Beruf, zur

Heimat, zum Vaterland gefestigt werden muß. Auch deshalb werden gemeinsame Ausflüge unternommen, um die Heimat mit ihren landschaftlichen Schönheiten, landwirtschaftlichen Eigenarten, mit ihren naturgeschichtlichen Besonderheiten und geschichtlichen Denkmälern kennenzulernen. — Auch in dieser Hinsicht will der Landfunk die Arbeit des Bauern nach den verschiedensten Richtungen hin fördern und unterstützen.

Über dem Haus des Rundfunks in Berlin steht das Wort: Rundfunk heißt Miterleben! — Ja, das will vor allem die Jugend. Sie ist überall dabei, wo Leben, wo Erleben, wo Miterleben ist. Auch unsere Landjugend. Der Landfunk birgt dieses Leben in sich, das die Landjugend braucht; er bietet in reichstem Maße die Möglichkeit, auch die entlegenste Schule mit den neuzeitlichsten praktischen technischen und wissenschaftlichen kulturellen Dingen vertraut zu machen.

Wie ich eine ganze Anzahl Lehrwirtschaften kenne, in denen die Lehrlinge grundsätzlich alle Landfunksendungen selbst im Sommer mit abhören müssen, so sind mir auch verschiedene Schulen bekannt geworden, die regelmäßig Gemeinschaftsempfang haben, dem sich dann selbstverständlich eine Aussprache über das Gehörte anschließen muß. — In einzelnen Fällen werden auch rechtzeitig genug vor der betr. Sendung Bilder oder Diapositive besorgt, die dann gleichzeitig während der Sendung auch noch mitvorgeführt werden. Allerdings geht das nicht ohne sehr frühzeitige und systematische Vorarbeit. Also wir sehen, es gibt noch ungeahnte Möglichkeiten, den Landfunk auch nach dieser Richtung hin viel mehr auszunutzen, als es bisher noch geschieht.

Man redet nun auch oft davon, daß sich Bild und Rundfunk gegenseitig ergänzen müßten, daß sie sich gegenseitig steigern müßten. Das klingt stark nach grauester Theorie. Da entsteht ohne weiteres die Frage, wie machen wir es praktisch, Bild und Rundfunk so in den Unterricht einzubauen, daß sie sich tatsächlich zu ergänzen und zu steigern vermögen. — Es handelt sich also darum, die Landfunksendungen durch Lichtbilder oder auch durch Tafelzeichnungen zu begleiten.

In einigen mir bekannt gewordenen Fällen ist versucht worden, eine bestimmte Sendung lediglich durch vorheriges Vorführen von Bildern vorzubereiten. Es hat sich aber erwiesen, daß diese Form nicht genügt. Für den Erfolg entscheidend ist die Gleichzeitigkeit des optischen und akustischen Eindrucks. Damit erreichen wir einen Grad von Anschaulichkeit, wie er ohne den Rundfunk gar nicht erreicht werden kann. Vielleicht sichern wir uns die Anschauungsgrundlage dadurch noch mehr, wenn wir zwar eine bestimmte Sendung durch Lichtbilder vorbereiten, während der Sendung aber ebenfalls eine Auswahl derselben Bilder zeigen. Damit fällt für den Schüler dann zwar der Reiz der Neuheit weg, es fällt gleichzeitig aber auch die Gefahr weg, daß durch das Bild die Aufmerksamkeit des Schülers vom Lautsprecher abgelenkt wird.

Nun noch eine Frage, die hierbei auftauchen wird: Müssen es denn immer Lichtbilder sein? Genügen nicht Wandbilder, die wir sowieso haben? — Darauf wäre zu entgegnen: Erstens haben wir meistens keinen so großen Bestand an Wandbildern. Zweitens aber spricht für das Lichtbild, daß bei der Vorführung der Raum verdunkelt werden muß. Bekanntlich ist im verdunkelten Raum die Konzentration der Aufmerksamkeit sehr viel größer. So ist es ja auch eine altbekannte Tatsache, daß der besonders schlaue Rundfunkhörer das Licht ausschaltet, wenn er eine Sendung mit vollem Genuß anhören will. — Da aber die Landfunksendungen in der Regel am hellichten Tage stattfinden, verdunkeln wir unseren Abhörraum künstlich, wenn wir das beleuchtete Leinwandrechteck zur Hilfe nehmen können.

Wir sehen also, es gibt allerlei Möglichkeiten, daß sich in fruchtbarer Weise Bild und Rundfunk praktisch ergänzen und in ihrer Wirkung steigern lassen, wenigstens solange der Bildfunk für unsere Schulen noch nicht in Betracht kommt.

Voraussetzung für eine erfolgreiche Arbeit in dieser Richtung ist aber zweierlei: Erstens muß in jeder Schule ein betriebsfähiges Empfangsgerät sein. Aber noch viel wichtiger ist die freudige Mitarbeit aller Berufskameraden. Jedoch nicht nur nach der Empfangsseite, sondern auch nach der Sendeseite hin. Wir wissen alle: Gerade auf dem Lande liegen noch so viele wirklich schöpferische Kräfte ungenutzt abseits. Diese gilt es aufzuspüren und der Landfunkarbeit dienstbar zu machen.

Hilmar Deichmann

Buchbesprechungen

„Gutsherrliche Eingriffe in das Privatleben"

Von den in der letzten Zeit im Blut-und-Boden-Verlag in der Reichsbauernstadt Goslar herausgekommenen wertvollen Neuerscheinungen wird den „Odal"-Leser u. a. besonders auch die als Band 6 der Goslarer Volksbücherei erschienene Arbeit von Dr. Bernhard Sommerlad „Aus der Dunkelkammer der Leibeigenschaft" interessieren. Der Verfasser hat es ohne Zweifel verstanden, in sehr eindringlicher und packender Weise die grauenhaften Zustände, wie sie die Leibeigenschaft über die ehemals freien Bauern heraufbeschworen hatte, zu schildern. Das sich streng an wissenschaftliche Tatsachen haltende Buch erfüllt eine wichtige aufklärende Aufgabe, da es sehr volkstümlich einen der leidvollsten Abschnitte deutscher Bauerngeschichte beleuchtet. Der ausgezeichneten Darstellung entnehmen wir die nachstehende Leseprobe:

„Übrigens griff neben dem Verkauf der Leibeigenen die gutsherrliche Gewalt auch sonst schon weit genug in das Leben ihrer Untertanen ein. Denn auch zur Verheiratung der Leibeigenen war die herrschaftliche Genehmigung erforderlich, bei der immer mehr rein wirtschaftliche Gesichtspunkte maßgebend für Erteilung oder Verweigerung wurden. Ein Historiker hat durchaus recht, wenn er einmal sagt: „Auch die Zeugungskraft des Leibeigenen soll dem Gut dienstbar gemacht, nicht gegen das Interesse noch über das Bedürfnis des Gutes hinaus verwendet werden." Schon in der mecklenburgischen Gesinde- und Tagelöhnerordnung von 1654 ist schriftlich festgelegt, daß die Bauersleute und Untertanen sich nicht ohne Vorwissen ihrer Obrigkeit verloben oder verheiraten sollten, weil sie ihrer Herrschaft nach dem Landesgebrauch mit Knechtschaft und Leibeigenschaft samt ihrem Weib und Kindern verwandt und daher ihrer Person selbst nicht mächtig seien. Ja, die schlesische Landesregierung empfahl selbst, nicht allzu freigiebig mit der Heiratserlaubnis zu sein, weil sich oft bloß der Hang zur Freiheit und Faulheit hinter dem Heiraten verstecke. So wird denn der herrschaftliche Heiratskonsens oft genug zur Erreichung eigennütziger ökonomischer Zwecke mißbraucht. Im Amte Stralsund etwa wurde die Heiratsgenehmigung keinem königlichen Untertan erteilt, wenn er nicht bescheinigen konnte, eine gewisse Anzahl von Eichen und Buchen „in Wachstum gebracht zu haben".

Daß diese eigennützige und selbstsüchtige Beschränkung des Heiratens nicht allein für die Bevölkerungsvermehrung von Schaden war, sondern, wie häufig Eheverbote in der Geschichte, eine große Unsittlichkeit hervorrief, wird heute nicht mehr bezweifelt. Zahllose uneheliche Geburten waren die Folge, zumal sich die Erlaubnis zum Heiraten nur nach der Anziennität in der Stellung des Gesindes richtete. Immer wieder stößt man in Spezialakten auf Verhandlungen über außerehelichen Beischlaf und

Schwängerung von Mädchen. Auch die Gutsherrschaft und ihre Angestellten fischten hier im Trüben. Der adlige Kammerrat von Reichenbach mußte ja seine Pappenheimer kennen, wenn er 1784 schrieb: „Gemeiniglich wird den Mägden das Heiraten nicht eher nachgegeben, als bis sie sich vorher entjungfert haben." Läßt nicht „das Gemälde der Sklaverey und Leibeigenschaft" von Theodor Sklavenfeind (1798) ähnliche Erfahrungen durchblicken, in dem es heißt: „Muß nicht mancher Kerl ein Mädchen heyraten, welches auf Verlangen des Gutsherrn und weil die besonderen Umstände es nothwendig machen, einen Mann haben soll? Wird (auf der anderen Seite. D. Verf.) nicht manche Ehe von dem Gutsherrn verweigert?" Der Geheime Justizrat Schmalz wieder, der sicher keine unbegründeten Behauptungen in die Welt setzte, schrieb 1808 zu der Heiratserlaubnis: „Leibeigene, Männer und Weiber, dürfen nicht heiraten ohne Bewilligung der Herrschaft. Allerdings wollen die Gesetze, daß der Herr diese nicht versagen soll ohne gesetzliche Ursache. Aber als eine solche Ursache gilt auch, wenn der andere Verlobte zu schwächlichen Körpers ist für harte Arbeit (!!). Sind so die Gesetze, wie wird ihre Ausübung sein? Es ist nicht selten, daß die Bewilligung ausgeschlagen, daß wiederholte Bitten darum durch körperliche Züchtigung gestraft werden." — Wenn auch das „Recht der ersten Nacht" eine Fabel sei, so fragt Schmalz doch: „Wo hätte die Keuschheit leibeigener Weiber einen Schutz gegen ihren Herrn?" Und wenige Seiten später betont er, „daß die Keuschheit eines leibeigenen Weibes von dem Richter nicht gegen die tyrannistische Anmaßung der Begierde des Herrn verteidigt werden kann, solange dies Recht der willkürlichen Nachzüchtigung nicht gehoben ist". Schon im dritten Kapitel erfuhren wir von Notzüchtigungen der Mägde durch die Herrschaft. In Holstein sah es nicht anders aus. Nach Tychsen (1796) waren dort ebenfalls die Fälle nicht selten, daß der Gutsherr die Heiratsgenehmigung versagte, oft deshalb, weil „durch die zu häufigen Verheirathungen die Zahl der zur Hofarbeit erforderlichen Mägde sehr abnehme. Auch soll es ehedem Gutsherren gegeben haben, die aus Furcht, das Gut möge zu viele Menschen bekommen, die doch alle leben wollen, die Ehen so viel (wie) möglich wehrten. Daher", so fährt Tychsen fort, „kommt es, daß solche Personen oft lange so hingehen müssen, ohne ihren Wunsch, getraut zu werden, erfüllt zu sehen. Ja, es ist nichts seltenes ..., daß das Mädchen zum andern Mal geschwängert wird, ohne noch die herrschaftliche Erlaubnis zur Kopulation (d. h. Heirat) erhalten zu haben." Mit Recht folgert der Verfasser daraus, daß Keuschheit und Sittlichkeit immer mehr verlorengingen.

Auch für diese Frage ist uns Ernst Moritz Arndt bester Zeuge, wenn er über diese Heiratserlaubnis schreibt: „Indessen kann die Laune und der Eigensinn des Herrn, wenn er diese oder jene Verbindung nicht will, sie hindert und aufschiebt, sie genug martern. So weiß ich Güter, wo Personen außer Ehe zwei, drei Kinder miteinander gezeugt haben und der Herr sie doch mit ihrem gegenseitigen Willen nicht zusammenlassen will, entweder aus bloßer Laune, oder weil er keine Wohnungen für

sie hat und sie doch nicht freigeben mag." Der gleiche Ernst Moritz Arndt ist es auch, der einmal schreibt: „Das Besitzrecht des Gutsherrn erstreckte sich selbst auf die Ehre der ihm hörigen Frauen und Mädchen. Ich habe die Zeit noch gesehen, wo der Dorfschulze und der Bauer mit Weibern und Töchtern dem Junkerpatriarchen, wenn es ein liederlicher, böser, verschwenderischer Mann war, rettungslos preisgegeben waren." Das Elend dieser Leibeigenen, die nach der mecklenburgischen Gesinde- und Bauernordnung von 1645 „ihrer Personen selbst nicht mächtig sind", hatte Stein im Auge, wenn er das Schloß des mecklenburgischen Edelmannes mit der „Höhle des Raubtieres" verglich. Und auch der Dichter Johann Heinrich Voß, dessen Großvater ein Freigelassener und dessen Vater noch leieigen unter den Maltzahnen zu Grubenhagen war, hatte noch selbst auf dem mecklenburgischen Gut Ankershagen das schreckliche Los der Bauern und Tagelöhner kennengelernt. Sein in dem Göttinger Musenalmanach von 1794 erschienenes Gedicht „Die Leibeigenen" ist sicher keineswegs allzu schwarz gefärbt:

> „Was, noch Treue verlangt der unbarmherzige Frohnherr?
> Der mit Diensten des Rechts (sei Gott es geklagt) und der Willkür
> Uns wie die Pferde abquält und kaum wie die Pferde beköstigt?
> Der, wenn darbend ein Mann für Weib und Kinderchen Brodkorn
> Heischt vom belasteten Speicher, ihn erst mit dem Prügel bewillkommt,
> Dann aus gestrichenem Maß einschüttet den kärglichen Vorschuß?
> Der auch des bitteren Mangels Befriedigung, welche der Pfarrer
> Selbst nicht Diebstahl nennt, in barbarischen Marterkammern
> Züchtigt und an Geschrei und Angstgebärden sich kitzelt?
> Der die Mädchen des Dorfes mißbraucht, und die [Knaben wie Lastvieh
> Auferzüge, wenn nicht sich erbarmten Pfarrer und Küster?"

Anton Zischka: „Brot für 2 Milliarden Menschen". Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig, 1938, 340 S. Lwd. 8,50 RM.

Die Sorge um das tägliche Brot ist heute noch immer eines der brennendsten Probleme, wie sie es schon im Altertum gewesen ist. Diesem Sorgen um das Brot für 2 Milliarden Erdenbewohner hat der aus seinen bisherigen Büchern längst bestens bekannte Verfasser in seinem neuen Werk ein schriftliches Denkmal gesetzt, das sich in geschliffener Darstellungskraft und packender Schilderung den Vorgängern aus seiner Feder würdig anreiht.

Indem vor den Augen des Lesers verbrecherische Spekulation mit Getreide und Rentabilitätswahnsinn, indem das sogenannte „freie Spiel der Kräfte", bodenzerstörende Monokulturen und bodenverhöhnender Raubbau an einer vieltausendjährigen Geschichte des Brotes dargetan werden, zeigt der Autor, wie Riesenreiche zugrunde gegangen sind oder zugrunde gehen müssen, weil sie die Tuchfühlung zum Bauern und zur Erde verloren haben. Dadurch ausgebeutete und versklavte, verhungerte und getötete Bauern in aller Welt erheben furchtbare Anklage gegen all die vielen, die im Brot nur ein egoistisches Machtmittel oder einen in blinkenden Goldstücken sich äußernden Handelsgegenstand gesehen haben. Indem diese völlige Verkennung vom Sinn und Zweck des heiligen Brotes an aufschlußreichen Beispielen erhärtet, indem dargetan wird, daß Bauernfragen niemals nur das

Landvolk angehen, spannt Z. nicht nur den Leserkreis seines Buches erstaunlich weit. Vielmehr erhellt er ganz eindeutig, daß ein Bauerntum als Quell des Profits (Amerika) ebensowenig leben kann, wie dann, wenn die Staatsführung seinen Wert verkennt (Rußland), oder wenn der Bauer führerlos außerhalb der Politik getreten ist (China).

An einer überraschenden Fülle von überzeugenden und fesselnden Materials lenkt die im Stil und in ihrer inneren Haltung außerordentlich erfreuliche Neuerscheinung den Blick beinahe ganz zwanglos auf die Richtigkeit der Maßnahmen nationalsozialistischer Agrarpolitik wie die von ihr vertretene Grunderkenntnis, die Z in die Worte faßt: „Daß kein Volk bestehen kann, solange es nicht erkennt, daß ewig nur eines ist: Blut und Boden."

Es vergrößert nur den Wert des Werkes, daß eine feinsinnige Geschichte der Hauptnahrungsmittel seinen zweiten Hauptteil abgibt, während in einem dritten die Methoden der Ertragssteigerung von Liebig bis zur Gegenwart in meisterhafter Weise umrissen werden, wobei ein recht verständiges Kapitel der Neulandgewinnung und Siedlung gewidmet ist.

So wird alles in allem das Buch zu einer wahren Fundgrube und einem beseelten Arbeitsinstrument für jeden Agrarpolitiker und Volkswirtschaftler und darüber hinaus zu einem fesselnden Aufriß über die Lebensfrage aller Völker in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft für jeden politischen Menschen überhaupt.

Dr. Bernhard Sommerlad

Rudolf Schulz: **Der deutsche Bauer im Baltikum.** Zur Wirtschaftsgeographie des deutschen Ostens. Volk und Reich Verlag Berlin. Preis kart. 4,— RM. 148 S.

Rudolf Schulz, ein geborener Balte, hat den Versuch gemacht, in einer knapp 150 Seiten umfassenden Schrift die Entstehungsgeschichte des deutschen Bauerntums im Baltikum darzulegen. Auf Grund seiner eingehenden Sachkenntnis

Anschriftenverzeichnis der Mitarbeiter der Monatsschrift „Odal"
Dezember 1938

Dr. Hermann Reischle, Stabsamtsführer des Reichsnährstandes, Berlin W 35, Tiergartenstraße 2
Ernst Schaper, Berlin-Tempelhof, Alboinstraße 125
Hans Bonnet, Landesbauernführer Saarpfalz, Kaiserslautern, Dr.-Frick-Straße 11
Dr. Karl Wührer, Wien V, Margarethenstraße 103
Hans-Neithart Wagner, Berlin-Dahlem, Altensteinstraße 23
Dr. Fritz Martini, Kiel, Reventlowallee 14
Dr. Otto Huth, Berlin W 35, Derfflingerstraße 3
Dr. Heinz Wülcker, Berlin-Zehlendorf, Jänickestraße 46
Dr. Johann von Leers, Berlin-Dahlem, Goßlerstraße 17
Ferdinand Fried. Zimmermann, Törwang bei Rosenheim, Obb.
Christ. Frhr. v. d. Ropp, Berlin-Lichterfelde-West, Gardeschützenweg 105
Walter Horn, Berlin-Zehlendorf, Wilskistraße 1
Paul Erich Buettner, Berlin NW 7, Schiffbauerdamm 28
Rolf Helm, Berlin NW 87, Bachstraße 4
Hilmar Deichmann, Berlin-Charlottenburg, Masurenallee 435

Jedes Heft RM. 1,50 / Vierteljährlich 3 Hefte RM. 3,60 zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Erfüllungsort Goslar. Postvertrieb ab Berlin.

Hauptschriftleiter: Dr. Hermann Reischle. Stellvertreter und verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Wilhelm Staudinger. Anschrift der Schriftleitung: Berlin NW 7, Friedrichstraße 110/12. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Rudolf Damm, Goslar. Verlag: Blut und Boden Verlag G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar. Anzeigenabteilung: Berlin NW 7, Friedrichstraße 110/12. DA. III. Vj. 38: 4000 Stck., Pl. Nr. 6. Druck: Wendt & Matthes, Berlin C 2, Magazinstraße 15/16.

behandelt der Verfasser — wenn auch nicht erschöpfend, so doch in jedem Falle anregend — sowohl die Bevölkerungsstruktur des baltischen Deutschtums wie auch die Siedlungsmaßnahmen in Kurland und Livland seit 1905 und schließlich die heutige Lage dieses deutschen Bauerntums in den Staaten Lettland und Estland. Besonders interessant ist, daß Schulz — wie vor allem auch der Revaler Stadtarchivar Dr. Johannsen — die Ansicht vertritt, daß das Fehlen des deutschen Bauern im Verlauf der mittelalterlichen baltischen Kolonisation weniger zurückzuführen sei auf die seitens der Litauer gefährdete Landverbindung zwischen dem Deutschen Reich und dem baltischen Raum und damit

auf die Beschränkung über die Ostsee als vielmehr auf die ungünstigen innerbaltischen Verhältnisse und das Nachlassen der bäuerlichen Abwanderung aus dem Reich. Alles in allem eine Neuerscheinung, die eine wertvolle Bereicherung der baltischen Literatur darstellt.

Reiner

Deutsche im Hindukusch. Bericht der deutschen Hindukusch-Expedition 1935 der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Herausgegeben von A. Scheibe (Deutsche Forschung, Schriften der Deutschen Forschungsgemeinschaft, neue Folge, Band 1. Berlin 1937, Komm.-Verlag, Siegismund).

Die deutsche Hindukusch-Expedition unter ihrem Leiter A. Scheibe hatte sich zur Aufgabe gemacht, ein Grundproblem der Biologie, die Entstehung der Mannigfaltigkeit der Arten, ihre Aufsplitterung in Varietäten der Wild- und Kulturpflanzen selbst, zu lösen. Sie war in erster Linie landwirtschaftlich bedingt, und ihre Erkenntnisse sollten der deutschen erbbiologischen Forschung nutzbar gemacht werden. Außerdem befaßte man sich mit rassenkundlichen und volkskundlichen Untersuchungen.

Die Expedition fand in Turkistan, Nuristan, Chitral, Afghanistan und Teilen Britisch-Indiens eine große Formenmannigfaltigkeit, besonders bei Weizen, Roggen, Gerste und Hirse, und die Auswertung der reichen Ausbeute haben zahlreiche Institute des Reiches übernommen, und erst nach Jahren wird man Endgültiges über die Ergebnisse sagen können.

Die rassenkundlichen Forschungen erstreckten sich auf die Hindukusch-Kafiren, über die bisher nur lückenhaftes Material vorlag, während im eigentlichen Kafiristan umfassende anthropologische Untersuchungen überhaupt noch nicht vorgenommen worden waren.

Das Buch bringt erstmals umfangreiche Standortskarten der wichtigsten landwirtschaftlichen Nutzpflanzen und eine Reihe hervorragenden Karten- und Bildmaterials.

P. Strangfeld

Gerhard Heberer: **Die mitteldeutschen Schnurkeramiker** („Beiträge zur Rassengeschichte Mitteldeutschlands" im Rahmen der Veröffentlichungen der Landesanstalt für Volkheitskunde zu Halle); Halle 1938. 43 S. Text und zahlreiche Tabellen, 16 ganzseitige Bildtafeln.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, „eine Rassengeschichte des jungsteinzeitlichen Deutschlands zu schaffen". Als ersten Beitrag zu diesem im höchsten Maße erwünschten Werk bringt er die vorliegende Arbeit über die mitteldeutschen Schnurkeramiker heraus. Eine solche über die Bandkeramiker ist im Werden.

Heberer ist der Meinung, daß, wie die jüngere Steinzeit zeitlich betrachtet ein Mittel- und Ausgangspunkt für das Indogermanentum sei, dies räumlich betrachtet, Mitteldeutschland sei, also vor allem das alte Thüringerland. Die

Fundorte für die hier in anschaulichen Bildern vorgelegten Skelettreste gruppieren sich um die Saale und das nördliche Harzvorland. In einer in Nord-Mittel-Europa bodenständigen, hellen und langköpfigen Rassengruppe sieht Heberer die Mutterrasse der Indogermanen. „Sie sitzt heute noch dort in ihren beiden Ausprägungen als Nordische und Fälische Rasse." Nach den archäologischen Bezeichnungen handelt es sich bei dieser Rassengruppe um die Schnurkeramiker und die Großsteingräberleute. Heberer ist der Meinung, wir hätten genügend Anhaltspunkte dafür, daß sogar schon „in der Mittleren Steinzeit in Nord- und Mitteleuropa bzw. Deutschland der nordisch-fälische Mensch gesiedelt hat". Er lehnt daher die alte Lehre klar ab, nach der „indogermanisierende Scharen von Osten in die nordischen Kulturgebiete, in die Gebiete der Megalith- und der schnurkeramischen Streitaxtkultur eingedrungen wären", was ja auch sowohl der rassengeschichtlichen wie auch archäologischen Grundlagen entbehre.

Für das Bauerntum ist diese Arbeit von größter Bedeutung, schafft sie doch nunmehr auch rassenkundlich unserem Bauerntum einen Ahnennachweis bis zurück in die graue Vorzeit. Für den geschulten Kenner ist die getreue lichtbildnerische Wiedergabe der größtenteils noch recht gut erhaltenen Schädel von besonderem Werte. Bauernahnen sehen uns in ihnen an. Wir betrachten sie nicht nur mit wissenschaftlichem Interesse, sondern mit Achtung und Ehrfurcht.

Kinkelin

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Beilagenhinweis

Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei:

„Camenzind, Handbuch der Rindviehzucht und -Pflege" von der Deutschen Tierzucht-Verlags- und Handelsgesellschaft Andrist & Co., Leipzig C 1;

„Deutsche Bücher", ein Bericht über das Schaffen 1938 und eine Auswahl wichtiger Werke aus J. F. Lehmanns Verlag, München;

eine Bestellkarte für „Odal"-Einbanddecken des Blut und Boden Verlages, Reichsbauernstadt Goslar.

GETREIDE-

AKTIEN

AKTIVA **Bilanz zum**

	RM.	
1. Barreserve		
a) Kassenbestand	441 341,31	
b) Guthaben auf Reichsbankgiro- und Postscheckkonto	3 813 917,21	4 255 258,52
2. Schecks		129 854,49
3. Wechsel (mit Ausschluß eigener Akzepte, eigener Ziehungen und eigener Wechsel der Kunden an die Order der Bank)...		7 675 014,78
In der Gesamtsumme 3) enthalten: RM. 7 487 613,40 Wechsel, die dem § 21 Abs. 1 Nr. 2 des Bankgesetzes entsprechen (Handelswechsel nach § 16 Abs. 2 des Reichsgesetzes über das Kreditwesen)		
4. Eigene Wertpapiere		
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reiches und der Länder	499 636,15	
b) sonstige verzinsliche Wertpapiere	147 239,84	
c) börsengängige Dividendenwerte	20 827,50	
d) sonstige Wertpapiere	2 589,99	670 293,48
In der Gesamtsumme 4) enthalten: RM. 608 478,29 Wertpapiere, die die Reichsbank beleihen darf		
5. Kurzfällige Forderungen unzweifelhafter Bonität und Liquidität gegen Kreditinstitute		6 697 757,—
Davon sind RM. 6 697 757,— täglich fällig (Nostroguthaben)		
6. Vorschüsse auf verfrachtete oder eingelagerte Waren		
a) Rembourskredite	—	
b) Sonstige kurzfristige Kredite		
aa) sichergestellt durch Fracht- und Lagerscheine oder sonstige Lagerpapiere (Fremdlager)	16 169 986,10	
bb) gegen Übereignung marktgängiger Waren (Eigenlager)	45 000 215,15	61 170 201,25
7. Schuldner (sonstige)		10 178 922,20
In der Gesamtsumme 7) enthalten:		
a) RM. 315 290,54 gedeckt durch börsengängige Wertpapiere		
b) RM. 9 478 267,99 gedeckt durch sonstige Sicherheiten (Zessionen, Duplikatfrachtbriefe, marktgängige Waren usw.)		
8. Hypothekenforderungen		250 000,—
9. Beteiligungen (§ 131 Abs. 1 A II Nr. 6 des Aktiengesetzes) ..		50 630,—
Davon sind RM. 50 525,— Beteiligungen bei anderen Kreditinstituten		
Abgang: RM. 56 250,—		
10. Grundstücke und Gebäude		850 000,—
(dem eigenen Geschäftsbetrieb dienende)		
Zugang: RM. 12 846,41		
Abschreibung: RM. 62 846,41		
11. Geschäfts- und Betriebsausstattung		1,—
Zugang: RM. 25 554,27		
Abschreibung: RM. 25 554,27		
12. Posten, die der Rechnungsabgrenzung dienen		13 213,41
		91 941 146,08
13. In den Aktiven sind enthalten:		
a) ausweispflichtige Forderungen an Mitglieder der Gefolgschaft (RM. 1 988,10) und an Unternehmen (RM. 166 211,—) gemäß gesetzlichem Formblatt vom 17. Januar 1936/29. September 1937	168 199,10	
b) Anlagen nach § 17 Abs. 1 des Reichsgesetzes über das Kreditwesen	28 447,81	
c) Anlagen nach § 17 Abs. 2 des Reichsgesetzes über das Kreditwesen (Aktiva 9 und 10)	900 630,—	

AUFWENDUNGEN **Gewinn- und Verlust-Rechnung**

Handlungsunkosten		828 200.41
Steuern und ähnliche Abgaben		857 063.80
Abschreibungen auf Inventar und Immobilien		88 400,68
Sonstige Abschreibungen und Rückstellungen		348 980,32
Zuweisung an die Reserven		100 000,—
Zuweisung an die Pensions- und Unterstützungs-Einrichtung der Getreide-Kreditbank Aktiengesellschaft e. V.		50 000,—
Reingewinn:		
Gewinnvortrag aus 1937	RM. 90 913,—	
Gewinn 1. 1.—30. 6. 1938	RM. 154 365.81	245 278.60
		2 017 923.81

Nach dem abschließenden Ergebnis unserer pflichtgemäßen Prüfung auf Grund der Bücher und Schriften der Gesellschaft sowie der vom Vorstand erteilten Aufklärungen und Nachweise entsprechen die Buchführung, der Jahresabschluß und der Geschäftsbericht, soweit er den Jahresabschluß erläutert, den gesetzlichen Vorschriften.

Berlin, den 10. Oktober 1938.

DEUTSCHE REVISIONS- UND TREUHAND-AKTIENGESELLSCHAFT
Rudorf, Wirtschaftsprüfer. Dr. Rittstieg, Wirtschaftsprüfer.

KREDITBANK

GESELLSCHAFT

30. Juni 1938 **PASSIVA**

	RM.	RM.
1. Gläubiger		
a) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite	—	
b) im In- und Ausland aufgenommene Gelder und Kredite (Nostroverpflichtungen)	50 341 116,97	
c) Einlagen deutscher Kreditinstitute ..... RM. 135 468,85		
d) sonstige Gläubiger .... RM. 32 332 232,46	32 467 701,31	82 808 818,28
Von der Summe c) und d) entfallen auf		
1. jederzeit fällige Gelder	13 538 265,82	
2. feste Gelder und Gelder auf Kündigung	18 929 435,49	
Von 2. werden durch Kündigung oder sind fällig		
a) innerhalb 7 Tagen	2 220 983,70	
b) darüber hinaus bis zu 3 Monaten	15 897 567,13	
c) darüber hinaus bis zu 12 Monaten	810 884,66	
2. Verpflichtungen aus der Annahme gezogener Wechsel		2 067 000,—
3. Grundkapital		5 000 000,—
4. Reserven nach KWG. § 11 (gesetzliche Reserven)		1 300 000,—
5. Rückstellungen		369 807,37
6. Posten, die der Rechnungsabgrenzung dienen		150 241,83
7. Reingewinn		
Gewinnvortrag aus dem Vorjahr	90 913,—	
Gewinn 1. Januar bis 30. Juni 1938	154 365,60	245 278,60
8. Verbindlichkeiten aus Bürgschaften, Wechsel- und Scheckbürgschaften sowie aus Gewährleistungsverträgen (§ 131 Abs. 7 des Aktiengesetzes)	758 686,78	
9. Eigene Indossamentsverbindlichkeiten (aus Rediskontierungen)	21 836 818,06	
		91 941 146,08
10. In den Passiven sind enthalten:		
a) Verbindlichkeiten gegenüber der Zentrale Deutscher Getreide-Kreditbanken A.-G., Berlin (einschließlich Indossamentsverbindlichkeiten)	19 211 759,—	
b) Gesamtverpflichtungen nach § 11 Abs. 1 des Reichsgesetzes über das Kreditwesen (Passiva 1 und 2)	84 875 818,28	
c) Gesamtverpflichtungen nach § 16 des Reichsgesetzes über das Kreditwesen (Passiva 1 und 2)	84 875 818,28	
11. Gesamtes haftendes Eigenkapital nach § 11 Abs. 2 des Reichsgesetzes über das Kreditwesen (Passiva 3 und 4)	6 300 000,—	

zum 30. Juni 1938 **ERTRÄGE**

Gewinnvortrag aus dem Jahre 1937	90 913,—
Zinsen und Provisionen	1 883 932,07
Sonstige Erträgnisse	43 078,74
	2 017 923,81

Berlin, den 16. September 1938. DER VORSTAND:
Dr. Hans Klingspor, Friedrich Steinfatt, Friedrich Eggert, stellv., Georg Langowski, stellv., Dr. Robert Lemke, stellv.

Dem Aufsichtsrat gehören an:
Ministerpräsident a. D. Walter Granzow, Vorsitzer, Geheimrat Dr. Hermann Kißler, stellv. Vorsitzer, Präsident Herbert Daßler, stellv. Vorsitzer, Franz Belitz, Hans Korndörfer, Herbert Kresse, Landrat Erich Krüger, Karl Mayerzedt, Hans V. von Möller, Alfred Hölling, Staatsrat Hans Julius Peters, Gustav Reißner, Dr.-Ing. Gustav Schraube, Franz Schwarz, Kurt Zschirnt.



Der Reichsadler vom Marktbrunnen der Reichsbauernstadt Goslar, der als Schutzsymbol für die von deutscher Hand geschaffenen Werte galt, ist das Zeichen der Bücher im
BLUT UND BODEN VERLAG

Ernst Moritz Arndt

Agrarpolitische Schriften

Herausgegeben von W. O. W. Terstegen
456 Seiten, Leinen 6,50 RM

Die Schriften des großen Vorkämpfers für das Bauerntum führen zur geschichtlichen Erkenntnis der politischen Forderung unserer Zeit, das völkische Dasein auf einen gesunden Bauernstand zu gründen.

Heinz Haushofer — Johann von Leers

Baiern führen den Pflug nach Osten

40 Bilder, 8 Karten, 266 Seiten, Leinen 6,85 RM

Die frühe Kolonisation des deutschen Südostraumes, das wesentliche Werk des deutschen Stammes der Baiern, ebenbürtig der Ostkolonisation des 12. und 13. Jahrhunderts, findet hier zum erstenmal vom Gesichtspunkt des Bauerntums aus eingehende Darstellung.

Dr. Gustav Ruhland

System der politischen Ökonomie

3 Bände, Leinen 9,— RM

Das volkswirtschaftliche Lehrbuch des neuen Deutschland, Gustav Ruhlands Lebenswerk, dreißig Jahre planmäßig von den Gegnern unterdrückt und dem Buchhandel entzogen, wurde durch den Reichsbauernführer dem deutschen Volke wiedergegeben.

Johann von Leers

Odal, das Lebensgesetz eines ewigen Deutschland

3. Auflage, 750 Seiten, 22 Bilder, Leinen 12,50 RM

Die aus einem Guß geschaffene Geschichte des deutschen Bauerntums von der Frühzeit bis zur Gegenwart. Inhaltsreich, lebendig und von fast unerschöpflicher Stoffülle.

Ferdinand Fried

Latifundien vernichteten Rom

Farbig kartoniert 2,80 RM

Fried gibt eine Darstellung über den Aufstieg des ursprünglich bäuerlichen Römerstaates und seinen Zerfall, bedingt durch die Zerstörung der bäuerlichen Wirtschaft durch die kapitalistischen Bestrebungen des Großgrundbesitzes. Das Buch erhält eine große Lebensnähe dadurch, daß der Autor die damaligen Ereignisse mit unseren Zuständen in der jüngeren Vergangenheit in Beziehung setzt.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Blut und Boden Verlag G.m.b.H., Reichsbauernstadt Goslar

Wiesen u. Weiden...

brauchen zu dauernd hoher Futterleistung reichliche Versorgung mit den Grundnährstoffen KALI u. Phosphorsäure und zwar

schon zu Winteranfang

denn diese frühzeitige Anwendung sichert mit Hilfe der Winterniederschläge

1. eine genügend tiefe Verteilung der Nährstoffe im Boden
2. ein ausreichendes Tiefenwachstum der Wurzeln und damit Erschließung eines größeren Wasservorrats
3. die rechtzeitige Anlage einer Nährstoffreserve in den Wurzeln

Das sind wichtige Voraussetzungen für einen frühen kräftigen Futterwuchs im Frühjahr und das Durchhalten der Narbe in trockenen Sommern · Zur Kaliversorgung wird man

mit Kalidüngesalz oder Kainit düngen!



Der ganze

Dreschsatz

einheitlich gleichgut und bewährt

Richtig aufeinander abgestimmt,
aus einem Werk, alles aus einem Guß,
von einer Qualität —
Das muß große Vorteile bringen!

1. Die leistungsfähige
LANZ Dreschmaschine
mit den vielen wertvollen betriebstechnischen Vervollkommnungen, die die Arbeit erleichtern und beschleunigen und fehlende Arbeitskräfte ersetzen.

2. Die leichtlaufende
LANZ SK-Strohpresse
deren großer Erfolg auf die Güte der Pressung, die zuverlässige Bindung und die gute Ballenform zurückzuführen ist.

3. Der weltberühmte
LANZ Bulldog
die wirklich bewährte, zuverlässige Zug- und Antriebsmaschine, die unter den deutschen Schleppern weitaus an erster Stelle steht.

Die neue LANZ-Druckschrift:
„Saubere, marktfertige Frucht" zeigt die großen betriebstechnischen und betriebswirtschaftlichen Vorteile der LANZ-Maschinen.

J 1775

LANZ




UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 065808534